Philipp August

oder

die Waffenbrüder

von

dem Verfasser von „Darnley, de l'Orme" ꝛc.

Ueberſetzt und mit erklärenden Anmerkungen verſehen

von

O. L. B. Wolff.

„Schlecht ruht das Haupt, das eine Krone trägt."
Shakespeare Heinrich IV.

Erſter Band.

Leipzig, 1832.
bei Christian Ernst Kollmann.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Vorwort.

Sehr weniger Worte bedarf es zur Vorrede für dieses Werk. — Was den Character Philipp Augusts anbetrifft, so habe ich mich keineswegs bestrebt, ihn etwa größer, besser oder weiser darzustellen, als er wirklich war, sondern Rigord sein Arzt, Guillaume le Breton sein Kaplan, welcher bei der Schlacht von Bouvines gegenwärtig war, und verschiedene andre in Guizot's vortrefflicher Memoiren-Sammlung enthaltene Analisten, sind die Quellen, woraus ich geschöpft habe. Einige ihm feindlich gesinnte Schriftsteller — entweder weil sie einzelnen in jenen Zeiten herrschenden Parteien, oder auch feindlichen Staaten angehörten, haben sein Le-

ben aus einem ganz abweichenden Gesichtspuncte betrachtet; so viel ist aber gewiß, daß alle, welche mit ihm in nähere Berührung kamen, den Menschen in ihm liebten, und den Monarchen bewunderten. Alle hier in Hinsicht auf diesen Monarchen und seine Gattin erzählten Hauptbegebenheiten sind historische Thatsachen, wenn gleich auf einen kürzern Zeitraum zurückgebracht, als welchen sie wirklich einnehmen. Die Skizze von König Johann, und die Szenen in welchen er nothwendig auftreten mußte, habe ich so kurz als möglich gehalten, um nicht meine Schrift mit einer unendlich vortrefflichern in Vergleich zu bringen. Das Gemälde jenes boshaften Idioten, Galion des Narren, entlehnte ich von einem Character, welcher mir vor einiger Zeit im Süden von Frankreich aufstieß.

Philipp August.

Erster Band.

I.

Obwohl in jenem trüben gewichtigen Worte — Vergangenheit — etwas ungemein Niederschlagendes liegt — obwohl wir bei dem Schauen in die gedrängten Blätter der Geschichte, und beim Lesen von jenen entschlafenen Leidenschaften, von jenen fruchtlosen Besorgnissen, von jenem eitlen unnützen Jammern von Wesen, welche so reich an regem Gefühl und Leben waren, als wir selbst — und welche jetzt Nichts sind; obwohl wir aus Allem diesen nur die kalte Moral unsrer eigenen Kleinheit schöpfen, so ist es doch grade diese Undeutlichkeit der Entfernung, welche die Gegenstände, worauf wir so in eine frühere Epoche hineinschauen, mildert und verschönert; und aus dem Rückblick ferner vergangener Tage erheben sich tausend glänzende und

schimmernde Puncte, und fangen die letzten blendendsten Strahlen einer Sonne auf, welche längst zu der Masse kleinerer Wesen neben ihr untergegangen ist.

Keinem dieser hellen Puncte leiht das Licht der Geschichte einen blendendern Glanz, als dem zwölften Jahrhundert, wo die glänzendste Einrichtung des neuern Europa's, das Feudalsystem, den höchsten Gipfel seines Glanzes erreicht hatte, als es sich den edelsten Orden, welchen der menschliche Enthusiasmus (wenn auch nicht seine Weisheit) erdacht hat, einverleibte, — den Orden der Ritterschaft; als es ein Wagstück unternahm, welches, obgleich schwärmerisch in der Anlage, fehlerhaft in der Ausführung und verwirrt durch die ganze Menge jener Irrthümer, welche jedes menschliche Unternehmen hemmen, doch an und für sich hochherzig und erhaben, in seinem Verfolge großartig, und auf das ganze Europa höchst einflußreich war — die Kreuzzüge.

Der ungeheure Aufwand indeß, welchen die Kreuzzüge erforderten, nicht allein an jenem gelben Schmuze, dem nutzlosen Stellvertreter der

wahren Reichthümer der Erde, sondern auch an unschätzbarer Zeit, an Blut, an Kraft, an Talenten, erschöpfte und schwächte jedes christliche Königreich, spannte in ihm die Sehnen der innerlichen Verwaltung ab, und ließ es in jener Ermattung zurück, welche in einem menschlichen Körper auf jede ungewöhnliche Erregung folgt.

Obgleich in dieser Zeit durch ganz Europa die Verhältnisse zwischen Herren, Vasallen und Leibeigenen die großen Unterscheidungen der Gesellschaft waren, so bestand doch nur in Frankreich das Feudalsystem, in stufenweiser Fortschreitung sich erhebend, in seiner größten Vollkommenheit. Zuerst: Leibeigne oder Gemeine, dann: Vavasforen, oder von einem Vasallen abhangende Vasallen, dann: von einem Souverän abhangende Vasallen, die aber das Recht der hohen Gerichtsbarkeit besaßen, dann: Souveräne, oder große, von dem Könige abhangende Lehensherren, und zuletzt: der König selbst, mit geringern Krongütern, als mancher seiner Vasallen, aber mit allgemeiner Jurisdiction über Alle. In einem so bestellten Lande hing man natürlich den Kreuzzügen, als einem reinen Feu-

dal-Unternehmen, mit einer Art von Wahnsinn an, deſſen Wirkungen ſich um ſo furchtbarer äußerten, da, wo die Abweſenheit jedes Oberherrn zugleich die jeder Verwaltung in ſich begriff.

Ungeheure Waldungen bedeckten die Oberfläche Frankreichs, oder beſſer, das ganze Land ſtellte nichts als Einen großen Wald vor. Hin und wieder zerſtreute Fleckchen Landes, von den Leibeignen des Bodens ungeſchickt angebaut, reichten zur Unterhaltung einer ſehr verminderten Bevölkerung aus. An allgemeine Aufſicht war nicht zu denken; und obgleich jeder Lehensherr, innerhalb ſeines Gebietes, diejenige Art von Gerichtsbarkeit ausübte, welche ihm gut ſchien, ſo fand doch zwiſchen der Benennung Richter und Räuber ein zu geringer Unterſchied ſtatt, als daß wir glauben könnten, der gemeine Mann habe ſich bei den Rechtsausſprüchen ſeiner Barone allzuwohl befunden. Die Wälder, die Gebirge, die Sümpfe wimmelten von Räubern aller Art, und außer den Adligen ſelbſt, welche ſehr häufig Räuber von Profeſſion waren, gab es drei verſchiedene Claſſen von Banditen in

Frankreich, welche, obgleich in Abstammung, Sitten und Zweck verschieden, doch wunderbar genug in dem allgemeinen Prinzip übereinstimmten, jeden zu berauben, der nicht im Stande war, sich selbst zu beschützen.

Diese drei Classen, die Brabancoix, die Coterel's und die Routiers sind deshalb auch sehr oft mit einander verwechselt worden, und in der That scheinen sie auch bei manchen Gelegenheiten Namen und Gewerbe ausgetauscht zu haben, so daß bei vorkommenden Fällen Eine und dieselbe Bande in diesem Augenblicke Brabancoix waren, und im nächsten wieder Coterel's, wenn durch diese Namensverschiedenheit irgend ein Vortheil errungen werden konnte; und so finden wir auch, daß sie immer wie Freunde und Bundesgenossen an einander handelten, wenn irgend Gefahr ihrer Brüderschaft im Allgemeinen drohte. Die Brabancoix waren indeß ursprünglich sehr von den Coterel's unterschieden, und entstanden aus jenen Frei-Compagnien, welche die Monarchen von Europa, durch die Zeitumstände gezwungen, in ihren Kriegen gebraucht hatten. Jeder Vasall war nach den Lehensge-

ſetzen gehalten, ſeinem Herrn nur auf kurze Zeit um Sold zu dienen, und wenn perſönliches Intereſſe oder andre Rückſichten ihn veranlaßten, dieſe zu verlängern, ſo pflegte er eben ſo oft aus Groll oder Mißmuth ſeinen Beiſtand grade dann zu verſagen, wenn er am nöthigſten war. Die Monarchen hatten eingeſehen, daß ſie Leute haben mußten, denen ſie befehlen konnten, und die Banden jener, unter dem Namen Brabancoix bekannten Soldaten waren ſtets als brauchbare Hülfstruppen in Zeiten der Gefahr erfunden worden. So lange ſie gut bezahlt wurden, waren ſie im Allgemeinen tapfer, ordentlich und gehorſam; blieb aber der Sold aus, ſo zerſtreuten ſie ſich unter ihren verſchiedenen Anführern, raubten, plünderten und ſchwelgten, indem ſie von der ganzen Landſchaft den Sold erhoben, welchen der Monarch, wegen ſeiner beſchränkten Einkünfte, nur in abſoluten Kriegszeiten bezahlen konnte. Indeß behielten ſie, ſelbſt bei ihrem Character als Räuber, noch immer eine gewiſſe Würde und Ritterlichkeit bei; ja ſogar wurden ſie oft von Rittern und Edlen ſelbſt angeführt; und obgleich ſie in der Armee die Ei-

genschaft des Soldaten mit der des Räubers verbanden, so war doch oft ihr Betragen in Wäldern und Sümpfen eine Mischung von jenem biedern Edelsinn des Soldaten und der Raubgier des Freibeuters.

Die Coterel's waren der Abstammung nach von ihnen verschieden und entstanden — dürfen wir anders Ducange glauben — zuerst aus flüchtigen Leibeignen, aus zerstreuten Ueberbleibseln aufrührerischer Bauerschaften, welche von Zeit zu Zeit vergebliche Versuche gemacht hatten, die drückende Tyrannei ihrer Lehensherren abzuschütteln.

Diese verbanden sich zu einzelnen Haufen von sehr unbestimmter Größe, von zehn bis zu tausenden, und führten einen beständigen Krieg gegen die Landschaft, welche sie eben verlassen hatten, nicht daß sie nach einem bestimmten System gehandelt hätten, oder durch irgend ein allgemeines Gefühl geleitet worden wären, sondern aus reiner Liebe zum Plündern und unbedingter Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung.

Der Routier war ein gewöhnlicher Räuber, welcher entweder seinen einfachen Satz spielte,

und sein Leben gegen das eines andern setzte, den er grade antraf, oder sich mit andern verband und das Handwerk eines Coterel's theilte, mit dem er auch häufig verwechselt wurde. In der That war er von diesem nur der Abstammung nach verschieden.

Während die Wälder und Wildnisse Frankreichs auf diese Weise im Besitz von Leuten waren, welche ihre Mitmenschen beraubten, waren die Städte und Schlösser von zwei Classen bewohnt, welche, eine Zeitlang als Herren und Leibeigne verbunden, sich mit starken Schritten dem Zeitpuncte ihrer Trennung näherten, indem der Herr, auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stehend, auf allen Seiten nur Abnahme derselben erblickte, der Unterthan aber schon nach Freiheit zu ringen und durch Verbindungen sich stark zu machen suchte.

Die Lehensherren, welche jederzeit Tyrannen, und oftmals bloße Räuber waren, hatten kürzlich durch die Einverleibung des Ordens der Ritterschaft einen Anstrich von Verfeinerung bekommen. Die Galanterie verband sich mit der Tapferkeit. Das Lied entstand und lieh

dem Ruhme seine Töne. Der Gesang des Troubadours trug die Erzählungen großer Thaten von Himmelsstrich zu Himmelsstrich, und war zugleich des Ritters Ehrgeiz und sein Lohn, während die bittere Satyre des Sirvente, und der muthwillige Apolog des Fabliau das Niedrige und Schlechte züchtigte, und das Ungeziemende und Ungefällige der allmächtigen Geißel der öffentlichen Meinung Preis gab.

Es bleibt nur noch Einiges über die Einrichtung des Ordens der Ritterschaft zu sagen, von dessen Geschichte ich keinen bessern Abriß geben kann, als wenn ich die Worte des beredten Comentatoren über St. Polaye*) anführe.

„Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts erbarmten sich einige unbemittelte Edle, vereint durch die Nothwendigkeit rechtmäßiger Vertheidigung, und veranlaßt durch die Unordnungen, welche die allzugroße Menge von Souveränen hervorbringen mußte, der Thränen und des Elends des Volks. Gott und St. Georg anrufend, reichten sie sich die Hände, weihten sich

*) M. Charles Nodier.

der Vertheidigung der Unterdrückten, und stellten den Schwachen unter den Schutz ihres Schwertes. Einfach in ihrer Kleidung, streng in ihren Grundsätzen, bescheiden nach dem Siege, und standhaft im Unglück, erwarben sie sich in kurzer Zeit unermeßlichen Ruhm.“

„Die frohe Dankbarkeit des leichtgläubigen gemeinen Mannes wurde durch wunderbare Erzählungen von ihren Waffenthaten noch mehr gesteigert, so daß er seine hochherzigen Befreier im Gebete mit den himmlischen Mächten selbst verwechselte. — So natürlich ist es dem Elende, dasjenige zu vergöttern, was ihm Trost bringt.„

„In diesen Zeiten, wo Gewalt für Recht, und Tapferkeit für Tugend galt, erhoben diese Männer, denen zuletzt der Name von Rittern beigelegt wurde, ihre Tapferkeit bis auf den höchsten Gipfel. Feigheit wurde von ihnen als ein unverzeihliches Verbrechen bestraft, Falschheit verabscheut, Treulosigkeit und Wortbruch mit ewiger Schande gebrandmarkt, und die ältesten Geschichtschreiber des Alterthums haben Nichts aufzuweisen, was sich ihren Statuten an die Seite stellen könnte.“

„Dieſer Bund von Kriegern behauptete ſich länger denn ein Jahrhundert in aller ſeiner frühern Einfachheit, weil die Umſtände, inmitten welcher er entſtanden war, nur langſam ſich änderten; als aber eine große politiſche und religiöſe Bewegung verkündigte, daß die Revolution im Begriff ſey, in den Gemüthern der Menſchen Platz zu nehmen, erlangte die Ritterſchaft eine geſetzmäßige Form, und Rang unter den geſetzmäßigen Einrichtungen.“

„Die Kreuzzüge und die Emancipation der Städte, welche das Apogeum des Feudalweſens begründeten, ſind die Begebenheiten, welche am meiſten zum Untergange der Ritterſchaft beitrugen. Wahr iſt es, daß ſie grade jetzt in ihrem höchſten Glanze ſich befand, aber ſie verlor ihre Unabhängigkeit und die Reinheit ihrer Sitten.“

„Die Könige bemerkten bald den großen Nutzen einer bewaffneten Mannſchaft, um das Mittel zu halten zwiſchen der Krone und den zu mächtigen Vaſallen, welche alle Vorrechte jener an ſich zu reißen ſuchten. Von der Zeit an erwählten die Könige Ritter, mit allen bei der Belehnung gebräuchlichen Formalitäten. Der be-

ſondre Character dieſer entfernten Zeit war die Gier nach Privilegien, und der König konnte keines erfinden, ohne daß nicht der Adel daſſelbe für ſich verlangte. Die größern Lehensbeſitzer beeiferten ſich, dann ihrem Monarchen nachzuahmen. Sie erwählten nicht nur Ritter, ſondern dieſe, dem dankbaren Volke ſo werthe Würde, ward ihr erbliches Privilegium. Man ging noch weiter. Geringere Häupter ahmten wiederum ihrem Souverän nach, und der Ritterſchaft, nachdem ſie ihre frühere Einheit verloren hatte, blieb nichts, als eine ehrenvolle Auszeichnung, deren Grundſätze indeß noch auf lange Zeit ſegensreichen Einfluß auf das Schickſal des Volkes ausübten.“ —.

So war nun die Lage Frankreichs gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts beſchaffen: ein Monarch, welcher die Einkünfte beſchränkte und die Privilegien verſtümmelte; eine Menge kleiner Souveräne, jeder in ſeinem eignen Gebiete Despot; ein Adel voller Eifer und Ritterlichkeit; eine Bevölkerung von Leibeignen, welche grade anfingen von Freiheit zu träumen; ein fruchtbarer Boden, aber mit Waldungen überſät und

mehrentheils ſich ſelbſt überlaſſen; ein ungeheurer Theil der Einwohner vom Raube lebend; und ein gänzlicher Mangel an bürgerlicher Verwaltung.

Der Krieg gegen Saladin war vorbei, Richard Löwenherz todt und Conſtantinopel befand ſich in der Gewalt einer Hand voll franzöſiſcher Ritter, zu der Zeit, wo unſre Erzählung ihren Anfang nimmt. Zu derſelben Periode hielt John Lackland das Scepter der engliſchen Könige in ſchwacher Hand mit armſeligen verzagtem Geiſte, während Philipp Auguſt, mit großen Planen aber beſchränkter Macht, feſtiglich auf dem Throne Frankreichs ſaß und bei dem mächtigen Antriebe eines großen, obgleich leidenſchaftlichen und ungeregelten Gemüthes ſein Königreich, und mit demſelben ganz Europa, den noch entfernten Tagen der Größe und Ausbildung entgegen trieb.

II.

Siebenhundert Jahr ſind ſeitdem verfloſſen, als die glänzende Sonne in gleicher Pracht erſtrahlte, mit welcher ſie jetzt in all der wohlthuenden Majeſtät ihres Lichtes vor meinen Augen ſich vorüberwälzt. Es war im Monat Mai, und jedes Ding in der Natur ſchien die friſche Kraft der Jugend zu athmen. Ein leichtes Lüftchen wehte und führte manchen eilenden Schatten über Berg, Ebene und Wald. Es war eine ſpannende Kraft in der Atmoſphäre, als ob der Wind ſelbſt jung geweſen wäre. Die Erde war voll von Blumen, und der Wald voll von Tönen; und Geſang und Wohlgeruch theilten die Welt unter ſich.

Ein ſolcher Morgen war es, als eine Geſellſchaft Reiſender ihren Weg langſam gegen die ſüdliche Seite des Mont-d'or Gebirges in Auvergne richtete. Die Straße wand ſich hin und her durch den ungeheuern Wald, welcher den Fuß der bald ſichtbaren, bald aber wieder verſteckten Hügel bedeckte. Kahle Bergſpitzen ſchauten empor aus ihrem undurchdringlichen

Gewande von Wald und ſtreckten ihre kalten blauen Scheitel dem vollen Strahl der Morgenſonne entgegen. Manchmal, wenn man um den ſcharfen Winkel eines Felſen herumbog, verſchwanden die Bäume ganz und ließen dem Auge vollen Spielraum, hinauszuſtreifen über den dicht auf der Ecke des Abhanges haugenden Wald, über Thal und Hügel und Ebene, bis zu den fernen Krümmungen des durch die weite Landſchaft ſich hinſchlängelnden Allier. Die Ebene ſelbſt lief, gleich einer Karte ausgebreitet, am Rande hin bis zu den Wolken, und ſelbſt dort noch ließen einige mattblaue Schatten, wie Koppen und Kegel aufgethürmt, das Auge in Ungewißheit, ob die Alpen dort den Blick begränzten, oder ob nicht phantaſtiſche Wolkengebilde, in Verbindung mit jener ſüßen Zauberin, Phantaſie, das Auge täuſchten.

Dann wieder ſchien ſich der Weg in die tiefſten Schlünde der Berge hinabzuſenken, indem er ſich zwiſchen ſchwarzen abgelöſten Felsſtücken und mächtigen Säulen von grauem Baſalt, wovon zu beiden Seiten abgetrennte Bruchſtücke lagen, hindurch wand, während Blumen

und Sträucher sich wie zum Hohn um sie herumschlängelten, und die hervorragenden Zweige der alten ungeheuren Bäume ihre Arme nach den abgefallenen Prismen der vulcanischen Pfeiler ausstreckten, als brüsteten sie sich mit der Herrlichkeit vegetabilischen Lebens über den kalten unempfindlichen Stein.

Hin und wieder erhoben sich zu beiden Seiten hohe Bergmassen und stellten Alles zwischen sich in Schatten, während die glänzenden gelben Strahlen, welche von oben durch die Bäume brachen, und das Laubwerk mit einem flüchtigen Golde bedeckten, sammt dem Durchschimmern der reinen blauen Wolken, die einzigen Merkmale des Sommers waren, welcher bis auf den Boden der Schlucht hinuntergelangte. Dann wieder erschien der Fußsteig an einem weiten grünen Abhange und tauchte sich in den Sonnenschein; und indem er sich durch den Staubregen eines Wasserfalles schlängelte, theilte er die tausend Farben des an ihm hangenden Regenbogens.

Es war eine Scene und ein Morgen, gleich Einem jener Tage ungetrübter Glückseligkeit, wel-

che zuweilen auf dem Pfade der Jugend aufstrahlen — so selten, und doch so schön. — Grade diese Wildheit vermehrte den eigenthümlichen Reiz der Scene, und die Gesellschaft, welche sich den Pfad hinaufwand, gab ihr einen Reiz mehr, indem sie die gänzliche Einsamkeit aufhob und gesellschaftliches Leben hineinbrachte.

Die Art ihres Vorschreitens, welche Etwas von einem militärischen Zuge an sich hatte, bildete eine an und für sich malerische Gruppe. Ein einzelner Schildknappe auf einem starken nervigten Pferde führte, in einer Entfernung von ungefähr funfzig Ellen von den Uebrigen, den Zug an. Es war ein großer kräftiger Mann, von finsterer Gesichtsbildung und hohem Körperbau. Unter seinen dicken gebogenen Brauen schaute ein volles, glänzendes schwarzes Auge hervor, welches beständig über die Scene hinstreifte, und den geringsten Gegenstand umher zu bemerken schien. Er war mit einem Brustharnisch, einer Stahlhaube, einem Schwerte und einem Dolche bewaffnet, und doch ließ die verschiedene Gestalt und rohe Arbeit seiner Waffen nicht zu, daß man sie mit denen eines Ritters

verwechseln konnte. Die beiden, welche dann folgten, waren offenbar von höherm Range, und obgleich beide noch Jünglinge, trugen sie doch ein großes Kreuz am Halse herunterhangend und einen Palmzweig am Barett. Der Eine, welcher zur Rechten ritt, war an allen Theilen seines Körpers, außer am Kopf und an den Armen, mit einer geschmiedeten Rüstung bewaffnet, welche mit tausend zierlichen und phantastischen Arabesken in Gold ausgelegt war, eine Kunst, deren Vervollkommung zuerst in Damask entdeckt worden seyn soll. Er trug weder Panzerhandschuhe, noch Armschienen, und seine Arme waren mit einem gefütterten Wamms von hochrother Seide, Gambeson*) genannt, und seine Hände mit großen Handschuhen von

*) Das Gambeson war ein gesteppтes Wamms, das unter der Rüstung getragen wurde, damit die Haut von derselben nicht wund gerieben werde. Que chacun ait costes à armer, et gambison se vèaut, et se il ne vèaut gambison, il doit mettre devant son ventre une contre eurée de tele, ou de coton, ou de bourre de lene, tel est si fort, com il voudro. Les Assises de Jerusalem. ch. 103, Fol. 245.

A. d. Uebers.

ſteifem Büffelleder bedeckt. Statt eines Helms trug er einen großen braunen Hut, hinten mit einer langen Spitze, welche faſt bis auf den Rücken des Pferdes reichte, während die vordern Ränder über ein Geſicht heruntergezogen waren, welches, ohne auffallend ſchön zu ſeyn, demungeachtet von edlem und würdevollen Ausdruck war, obgleich umwölkt von einem Schatten von Schwermuth, welcher in ſeine Wangen manche tiefe Linie gegraben und ſeine Stirn in einen trüben, nicht aber finſtern Blick zuſammengezogen hatte.

Seine Geſtalt war allem Anſchein nach breit und kräftig; indeß verhüllten die Stahlplatten, worin er gekleidet war, ſehr die genauen Verhältniſſe ſeines Körpers. Trotz dem bemerkte man eine gewiſſe leichte Grazie in ſeiner Haltung, welche faſt an Nachläſſigkeit gränzte, und grade wegen der Unbiegſamkeit ſeiner Rüſtung nur um ſo ſichtbarer ward. Seine adlergleiche Geſichtsbildung trug etwas an ſich, was auf lebhafte und heftige Leidenſchaften hinwies, und doch wurde dieſe Muthmaßung durch die ruhige ſanfte Schwermuth ſeiner großen dunklen Augen widerlegt.

Das Pferd des Ritters war ein großer, kräftiger deutscher Hengst von pechschwarzer Farbe, und obgleich etwas weniger stark, als ein anderes, welches ein Schildknappe in einiger Entfernung nachführte, so war es doch, da es selbst nicht seine völlige Rüstung trug, dem ganzen Gewicht seines Reiters, gewappnet, wie er war, gewachsen.

Des Kreuzritters Begleiter — denn der Palmzweig und das Kreuz bezeichnen beide hinlänglich, als aus dem gelobten Lande zurückkehrend — bildete einen so auffallenden Contrast mit dem so eben beschriebenen Ritter, als man nur immer sich einen Begriff machen kann. Es war ein schöner hübscher Mann, um dessen breite Stirne sich eine Fülle von kastanienbraunem Haar schlängelte, welche in üppigen Locken von außerordentlicher Länge auf seine Schultern niederfielen.

Sein Auge war Eins von jenen großen vollen graublauen Augen, welche, wenn sie mit sehr dunklen Augenliedern bekränzt sind, den Gesichtszügen einen geistreichern Ausdruck geben, als selbst solche von einer tiefern Farbe; und

dies würde der Fall mit den seinigen gewesen seyn, wäre nicht ihr klarer durchdringender Blick mit einem leichten muthwilligen Zuge um seinen Lippen, voll von neckendem Spotte, in beständigem Streit gewesen.

Sein Alter mochte vier- bis fünfundzwanzig seyn, vielleicht auch mehr, denn er war Einer von den Leuten, welche lange das Aussehen der Jugend beibehalten, und an denen selbst Kummer und Mühseligkeiten Jahrelang vergebens ihre Kräfte abzunutzen schienen. Dennoch zeigte seine braunere Gesichtsfarbe, daß er lange Zeit der brennenden Sonne ausgesetzt gewesen sey, während eine tiefe Narbe auf der Wange ihn zwar nicht entstellte, doch ankündigte, daß er seine Person auf dem Schlachtfelde nicht geschont habe.

Es gibt kein Land und kein Zeitalter, welches nicht seinen eigenthümlichen Flitterstaat hätte, und so schlecht sich solcher mit den Ideen von kaltem Stahl und tödtlichen Gefechten vereinigen läßt, so war doch nicht wenig davon in dem Anzuge des jüngern Ritters zu bemerken. Ein glänzender Panzer, oder ein Hemde von

ſtählernen Ringen, welche, polirt wie Glas und flach übereinander liegend, im Sonnenſcheine blitzten und funkelten, als wären ſie aus Diamanten verfertigt, deckte ſeinen Körper von der Schulter herab bis an die Mitte des Schenkels. Auf dem Kopfe trug er ein grünes Sammtbarett, und von gleicher Farbe war die Beſetzung ſeines Gambeſon, welches mit ſeinem faltigen Seidenzeuge über das äußerſte Ende ſeines Panzerhemdes hinausreichte und ſo die Ringe verhinderte, ihn am Halſe zu reiben. Ueber demſelben hing ein langer Mantel von feinem grünen Tuche, auf deſſen Schultern ein breites rothes Kreuz, das unterſcheidende Zeichen der franzöſiſchen Kreuzfahrer, eingeſtickt war. Der Hut, welcher lang und ſpitz, wie der ſeines Begleiters und mit Fellen von iberiſchen Eichhörnchen gefüttert war, hing ihm zur Seite.

Das Pferd, welches er ritt, war ein ſchlanker, prächtiger Araber, weiß wie Schnee an jedem Theile ſeines Körpers, außer rund um den Nüſtern, und an den Sehnen der Feſſel und des Hufes, wo das Weiß in ein feines Roth hinüberſchmolz. Betrachtete man ſeine ſchlanken

Schenkel und deren geschmeidige Biegung bei jedem Schritte, so sollte man glauben, es sey kaum im Stande, einen so großen und kräftigen Reiter, mit einer Decke von Stahl beladen, zu tragen, aber das stolze Werfen seines Kopfes, das Schnauben seiner weiten Nüstern und das flammende Feuer seiner klaren krystallenen Augen, deuteten auf noch unerschöpften Muth und Stärke, obgleich der dicke Staub, womit die ganze Truppe bedeckt war, schließen ließ, daß die heutige Reise schon lange gewährt habe. Hinter jedem Ritter führte einer ihrer Schildknappen ein Schlachtroß an der rechten Hand, außer wo die Enge des Wegs die Ordnung des Zugs zu ändern nothwendig machte. Verschiedene andere folgten, welche einzelne Theile ihrer Angriffs- und Vertheidigungswaffen trugen.

Es ist noch zu bemerken, daß die Waffen des zuerst erwähnten Ritters unter eine große Anzahl von Leuten vertheilt waren, wovon Einer seinen Helm aufrecht auf dem Sattelknopfe, ein Andrer seinen Schild und Lanze, ein dritter seine Panzerhandschuhe und Armschienen trug, während die Diener des zweiten Ritters, gerin-

ger an Zahl, genöthigt waren, ein Jeder eine ſchwerere Laſt auf ſich zu nehmen.

Dieſen, welche zur unmittelbaren Dienerſchaft gehörten, folgte eine Anzahl geringerer, einfacher Stallknechte und führten verſchiedene andre Pferde, unter welchen auch ein oder zwei Araber waren. Der ganze Zug ſchloß mit einem kleinen Haufen Bogenſchützen.

Lange Zeit ſetzten die Ritter auf dieſe Weiſe ihren Weg fort, bald neben einander, bald Einer dem Andern vorausreitend, je nachdem die Straße in ihren, auf die ſteilen Gipfel der Berge führenden Windungen ſich erweiterte oder verengte, doch immer ohne ein Wort zu ſprechen. Der Eine, welchen wir, obgleich beide dem Alter nach wenig verſchieden waren, den ältern nennen wollen, ſchien in der That zu ſehr in ſeinen Gedanken vertieft zu ſeyn, als um eine Unterhaltung zu wünſchen, oder auch nur zu geſtatten. Er hielt ſeine Augen tiefſinnig auf die Straße vor ihm gerichtet, ohne ſeinem Gefährten einen Blick zu gönnen, deſſen bezaubertes Auge über die entzückenden Partien um ihn her hinſtreifte, und deſſen Gemüth reichlich

beſchäftigt ſchien, die lieblichen Gegenſtände, welche ſich ihm darſtellten, aufzufaſſen. Von Zeit zu Zeit indeß warf er einen Blick auf ſeinen Gefährten, und eine Art ſympathetiſchen Kummers umwölkte ſeine Stirn, wenn er den tiefen Trübſinn ſah, in welchem jener beharrte. Dann und wann ſchien ihn auch eine Art Ungeduld zu erfaſſen, als hätte er Etwas auf dem Herzen, was er gern ausſprechen möchte; allein das ernſte und gleichgültige Hinſtarren ſeines Begleiters ſchien jede Mittheilung zurückzuweiſen, und ſo, indem er ſich wieder der Ausſicht zuwandte, unterdrückte er mehr denn Einmal, was ſich in ihm erheben mochte, und gab demſelben keinen freien Lauf, als indem er für ſich einige Zeilen eines Liedes oder einer Sirventa hinmurmelte, deren Worte indeß unverſtändlich blieben. Am Ende indeß ſchien es alle Schranken zu durchbrechen, und indem er ſein Pferd anhielt, rief er aus:

„Iſt es möglich, beau Sire von Auvergne, daß der Anblick Eures eignen ſchönen Landes Euch nicht Einmal ein Wort oder einen Blick entlocken kann?“ Zugleich ließ er ſein Pferd

wieder vorschreiten, und indem er die Linke über die prächtige Scene hinführte, welche die Oeffnung des Waldes dem Blick darbot, schien er sie auffordern zu wollen, das Herz seines Begleiters zu schelten und ihm seine Gleichgültigkeit vorzuwerfen.

Der Graf von Auvergne erhob seine Augen und ließ sie für einen Augenblick auf der Aussicht ruhen, welche sein Gefährte bezeichnet hatte, dann wandte er sich gegen ihn und erwiederte ruhig:

„Hätte mir Jemand vor fünf Jahren gesagt, daß es so kommen würde, ich hätte ihn einen Lügner geheißen, Guy de Coucy!"

Dieser antwortete nicht grabezu, sondern fuhr in seinem Gesange fort:

„Wer seinen Kummer erzählt, wird finden,
Daß er nur säet den leeren Winden.
Doch wer ihn in seiner Brust verschließt,
Eine Schlange nährt, die ihn bloß verdrießt."

„Ihr singt wahr, de Coucy, wie ich es nur zu bitter erfahren habe," versetzte der Graf von Auvergne;" aber so lange wir mit einander Cameradschaft gepflogen haben, sah ich

Euch nie anders, als vergnügt und glücklich, wie sollte ich da Eure Ruhe mit Sorgen stören, die nicht Euer Eigen sind!"

„Bei meiner Treu, schöner Graf, ich verstehe Euch nicht," erwiederte jener lachend. „Ihr meint, Ihr hättet mich immer für lustiger gehalten, als eben vernünftig; für geschickter eine verdrießliche Tischgesellschaft zu beleben, als auf eine trübe Erzählung zu horchen; für einen bessern Gesellschafter bei Tanz und Schmaus, als bei Trauer und ernsten Feierlichkeiten; und wahrhaftig, Ihr habt Recht; ich liebe das nicht. Aber ist es deshalb nicht der größte Beweis meiner Freundschaft, wenn ich, der ich Trauer wie den Tod hasse, Euch dennoch auffordre, mir die Eure mitzutheilen?"

„Das ist es allerdings," antwortete der Graf von Auvergne; „und doch will ich Eure Freundschaft nicht so stark versuchen, de Coucy. Dem leichten Herzen eines Menschen möchte ich nicht so schwere Sorgen aufbürden. Ich gab ihnen heute schon mehr Raum, als ich eigentlich sollte; doch ist es grade der Anblick meiner schönen geliebten Heimath, welcher in

meiner Bruſt die Erinnerung an, für immer verſchwundene Hoffnungen und Freuden erweckt, ſo daß ich weniger Herr meiner Selbſt ſeyn kann, als ich es gewohnt bin.“

„Pfui doch, pfui!“ rief ſein Freund, willſt Du mir beweiſen, das Herz eines tapfern Ritters ſey ein ſo ſchwaches Ding, als das Ei eines Buchfinken, welches zerbricht, wenn nur eine Katze ihre Pfote drauf ſetzt, ſo daß es nie mehr ausgeflickt werden kann? Nein, nein! grade das Herz hat Troſt für alle Uebel, gleich dem Honig, den der gute Ritter Simſon in den Klauen des Löwen fand, den er erlegt hatte, als er mit dem König der Sarazenen auf der Jagd war.“

„Ihr meint, als er zu den Philiſtern niederzog“ ſagte ſein Freund, mit einem leichten Lächeln; denn ſolche Mißgriffe waren nicht ſelten in jenen Tagen. De Coucy ſelbſt ſprach es in ſcherzendem Tone, als verſpotte er ſeine eigne Unwiſſenheit, welche er dadurch an den Tag legte.

„So oder ſo,“ fuhr der andre fort, „es iſt alles Eins! Aber wie ich ſagte, es iſt alles

Troſt für jedes Uebel. Haſt Du Deinen beſten Freund in der Schlacht verloren? — danke Gott, daß er ritterlich in ſeinem Panzer fiel. Haſt Du Deine Ländereien dem Juden verpfändet? — Danke Gott, daß Du ihn in dieſer Welt nach Herzensluſt verfluchen kannſt, und ſicher biſt, daß er in jener ewig verdammt werde." — Der Graf lächelte, und ſein Freund welcher froh war, ihn einen Augenblick ſich ſelbſt entzogen zu haben, fuhr fort: „Iſt Dein Falke davon geflogen? — Sprich, es war ein gemeiner Vogel, ein ſchmutziger Vielfraß, und nenne es einen guten Verluſt! Iſt Deine Dame kalt? — Hat Deine Geliebte Dich betrogen? — Such' 'ne wärmere und treuere, und laß Dich hübſch noch Einmal betrügen!"

Hohe Röthe verbreitete ſich über die Wangen des Grafen von Auvergne, und ſein Auge blitzte zornig auf; allein indem er in den offenen reinen Zügen de Coucy's nicht die geringſte Abſicht zu beleidigen las, ſchwieg er, und biß ſich auf die Lippen, wo ſeine Zähne eine tiefe weiße Grube zurückließen.

„Pfui, pfui, Thibalt von Auvergne," fuhr

de Coucy fort, ohne den Eindruck zu bemerken, den seine Worte hervorgebracht hatten. „Du, ein Ritter, der mehr Sarazenenköpfe in den Staub gelegt hat, als Schellen an dem Brust-harnisch Deines Pferdes sind, nicht im Stande zu seyn, einen so schwarzen Bösewicht, wie die Melancholie, aus dem Sattel zu heben. — Du, der Du am heiligen Grabe gekniet hast," fügte er in würdevollerm Tone hinzu, „nicht Hoffnung zu finden im Glauben, und Trost bei dem segensreichen Heilande, für dessen Kreuz Du gefochten hast."

Der Graf wandte sich, einigermaßen erstaunt über die ungewohnte Saite, welche der letzte Theil der Rede seines Begleiters berührt hatte, gegen denselben; allein de Coucy sprang schnell wieder ab, und fuhr in der leichten Weise fort, worin er die Unterhaltung begonnen hatte.

„Melancholie," rief er mit lauter Stimme und zog zugleich seinen Handschuh aus, als wolle er ihn zur Fehde hinwerfen, — Melancholie, und alle Deine Helfershelfer, Liebe, Eifersucht, Haß, Furcht und dergleichen, ich nenne euch falsche Schurken und fordere euch

sämmtlich heraus; da liegt mein Handschuh!" und zugleich machte er Miene, als wolle er ihn auf den Boden werfen.

„Ach, de Coucy," sagte der Graf von Auvergne mit einem trüben Lächeln, „Euer leichtes Herz hat nie die Liebe gekannt, und Gott gebe, es geschehe nie!"

„Beim heilgen Kreuz, ihr thut mir Unrecht," rief de Coucy, „bitter Unrecht d'Auvergne! Ich biete Euch Trotz, aus allen Listen der Ritterschaft Einen herauszufinden, der so oft verliebt gewesen wäre, als ich, ja, ja, und, obgleich Ihr lächelt, verliebt mit allen Merkmalen wahrhaftiger und tiefer Liebe. Als ich in die Prinzessin von Schwaben verliebt war, seufzte ich da nicht alle Morgen drei Mal, und nieste zuweilen eben so oft? — denn es war Winter, und ich pflegte meine Nächte unter ihrem Fenster zuzubringen. Als ich in die Töchter Tancred's von Sizilien verliebt war, machte ich da nicht drei Gänge für sie mit den besten Kämpfern Englands und Frankreichs, in meinem seidnen Gambeson, blos mit der Lanze in der Hand und dem Schild am Arm? Als ich

in die hübſche Marcheſe von Syracus verliebt war, ritt ich da nicht Einmal den ganzen Tag eine alte Mähre, ohne es zu bemerken, aus reiner Geiſtesabweſenheit und tiefer Liebe? Und als ich in alle die Damen von Cypern verliebt war, ſang ich da nicht Lieder und verfertigte Sirventes für alle.“

„Dein Kampf im Hoqueton,“ verſetzte d' Auvergne, „beweiſt, daß Du Muth hatteſt, und Dein Ritt auf der Mähre, daß Du toll warſt, beſter de Coucy, keineswegs aber, daß Du liebteſt. Doch ſieh', der Weg dreht ſich dort niederwärts ins Thal; entweder kenne ich meine Heimath nicht mehr, oder Dein ſauertöpfiſcher Knappe hat uns falſch geführt, und wir wenden uns von Puy wieder zu den Thälern von Dôme. He, Burſche!“ fuhr er fort, indem er ſeine Stimme erhob, und dem voranreitenden Knappen zurief: „Weißt Du gewiß, daß wir auf dem rechten Wege ſind?“

„Ich ſehe rechts und links weder Coterels, noch Brabancoir, noch Routiers, noch irgend ein anderes lebendiges Geſchöpf, beau Sire,“ verſetzte der Schildknappe in dem abgemeſſenen

Tone eines Bewaffneten, ohne umzusehen, oder seinen Schritt im Geringsten anzuhalten.

„Aber führst Du uns den rechten Weg, frage ich?" wiederholte der Graf.

„Ich weiß nicht, beau Sire!" versetzte der Knappe. „Ich habe Befehl auf alles Verdächtige Acht zu geben, aber nicht den rechten Weg zu suchen. Und er setzte den falschen Weg so ruhig fort, als ob gar keine Frage über dessen Richtigkeit vorgefallen wäre.

„Halt!" rief de Coucy. Der Bewaffnete stand, und die beiden Ritter hielten einen kurzen Rath über ihr ferneres Vorschreiten, worauf sie beschlossen, lieber denselben Weg fortzusetzen, als nach einer so langen Reise umzukehren. „Wir müssen bald an ein Schloß, oder eine sonstige Wohnung kommen," sagte de Coucy, „und im schlimmsten Falle finden wir Einen Eurer Landeshirten, der uns zur Kapelle führen mag. Indeß, Hugo de Barre, Du hättest uns wohl früher sagen können, daß Du den Weg nicht weißt."

„Je nun, edler Herr Ritter," erwiederte der Knappe, indem er durch die Anrede seines

eignen Herrn etwas redseliger wurde, „Niemand weiß es besser als Ihr selbst, daß ich all mein Lebtage nicht in Auvergne gewesen bin. Habt Ihr je gehört, daß ich Haus und Hof verlassen hätte, als um meinem guten Herrn, dem Baron, Euerm seligen Vater, auf einem Ritt, vierzig Tage lang, gegen den Feind, zu folgen, ehe ich das gebenedeite Kreuz nahm, um den Narrenzug mitzumachen in's gelobte Land!"

„Wie Bursche," rief de Coucy, „Du nennst den heiligen Kreuzzug einen Narrenzug? — Schweig, und reite voran; Du bist ein guter Kundschafter, und ein guter Soldat, und das ist Alles, wozu Du taugst."

Der Knappe erwiederte nichts, sondern ritt schweigend voran, und ließ sein Auge sogleich wieder mit solcher Schnelligkeit und Genauigkeit über jeden ihn umgebenden Gegenstand hinstreifen, daß kaum die Möglichkeit übrig blieb, irgend ein Hinterhalt könne ihm entgehn. Die Ritter mit ihrem Zuge folgten, und als sie um eine Bergecke lenkten, bemerkten sie, daß die Straße, anstatt wie sie geglaubt hatten, sich abwärts zu neigen, sich beständig an dem Ab-

hange hinauf zog, welcher mit jedem Schritte einen neuen Character von Größe und Sonderbarkeit annahm, bis das Erhabene beinahe fürchterlich wurde. Das Grün verschwand allmählig ganz, und die Felsen traten an beiden Seiten so dicht zusammen, daß nicht mehr Raum übrig blieb, als grade zur Straße ausreichte. Zur Seite gähnte ein tiefer Abgrund, auf dessen Boden man, wenn die Dicke des Gebüsches dem Auge gestattete, hinunterzudringen, den Bergstrom schäumen und toben sehen konnte, über ungeheure Stücken schwarzer Lava weg, welche er zu sonderbaren Bildern und Gestalten ausgehöhlt hatte. Hoch über den Häuptern der Reisenden erhob sich zu beiden Seiten eine Reihe ungeheurer Basaltsäulen, an der Spitze mit einigen düstern alten Fichten geziert, welche, siebenzig bis achtzig Fuß in die Luft hinaushangend, das Gesimse dieses gigantischen Säulenganges zu bilden schienen.

De Coucy blickte mit einem Lächeln, nicht ohne eine Mischung von Wehmuth in die Höhe. „Sollte man nicht glauben, d'Auvergne," sagte er, „wir zögen durch die Hallen eines Tempels,

welchen irgend ein arger Zauberer dem bösen Geiste erbaut hat? Beim heilgen Kreuz, eine erhabene, Ehrfurcht erregende Scene! Ich glaubte nicht, daß Deine Auvergne so prächtig sey."

Während er so sprach, hielt der vorausreitende Knappe plötzlich sein Pferd an, und, sich umwendend, sagte er: „Die Straße ist hier zu Ende, beau Sire, die Brücke abgebrochen und kein andrer Weg da."

„Licht meiner Augen!" rief de Coucy, „das ist ein Unglück! Aber laßt uns auf jeden Fall selbst nachsehen, ehe wir umkehren." Und indem er vorwärts ritt, gelangte er an den Platz, wo sein Knappe stand. Die Sache verhielt sich, wie dieser gesagt hatte. Jedes fernere Vorschreiten in grader Linie wurde von einer ungeheuern Masse von Lava aufgehalten, welche wahrscheinlich seit undenklichen Zeiten schon dort gelegen hatte. Zuverlässig fand dasselbe Hinderniß schon Statt, als man diese Straße angelegt hatte, welches zu den Zeiten der Römer gewesen seyn mag, denn statt daß man hätte versuchen sollen, den Weg längs der Hügelseite zu verfolgen, so hatte man einen einzelnen Bogen über

den Abgrund geſchlagen, und die Straße ging auf der andern Seite durch eine weite Breſche im Felſen fort. Dieſe Oeffnung indeß bot dem Auge de Coucy's nichts als einen leeren Raum dar, deſſen Hintergrund vom reinen blauen Himmel gebildet wurde. Die Reiſenden blickten, ehe ſie umkehrten, einige Minuten auf die abgebrochene Brücke und die Straße jenſeits mit einer Art von ſtillſchweigender Ueberlegung, welche dem Augenblick, wo man ſich in eine unangenehme Nothwendigkeit fügen muß, voranzugehen pflegt. Plötzlich winkte der junge Ritter Einem ſeiner Knappen, und rief: „Gieb mir meinen Helm und Schwert!“

„Aber um des Himmels Willen, welcher Rolands-Streich fällt Euch ein!“ rief d'Auvergne, indem er bemerkte, wie ſein Gefährte dem Knappen ſeinen Helm abnahm und ſich ſein breites Schwert umſchnallte. „Wollt Ihr jenen Lavafelſen ſpalten, oder auf Euerm Schilde über den Abgrund reiten?“

„Keines von beiden,“ antwortete der Ritter lächelnd, „aber ich höre Stimmen, welche der Wind von der andern Seite her durch die

Spalte trägt, und ich will hinüber, um nach dem Wege zu fragen.“

„De Coucy, Ihr seyd toll!“ rief der Graf. „Euer Muth ist Wahnsinn! Weder Mensch noch Pferd kann diesen Sprung wagen!“

„Pah! Ihr wißt, was Zerbilin im Stande ist,“ sprach de Coucy, indem er sanft den gebogenen Hals seines leichten arabischen Rosses klopfte. „Ihr selbst habt ja schon größere Sprünge von ihm gesehen!“

„Aber seht Ihr nicht, wie der Weg dort oben so abschüssig ist, daß es nothwendig ausgleiten muß,“ bemerkte der Graf dringender. „Das Pferd ist müde.“

„Müde?“ rief de Coucy, „Unsinn! Gieb Raum, gieb Raum!“

Und ungeachtet aller Vorstellungen riß er sein Roß zurück, und spornte es dann zum Sprunge. Das gehorsame Thier gallopirte bis an den Rand, schoß dann wie ein Pfeil vorwärts, und erreichte die andre Seite. Allein was der Graf befürchtet hatte, war nicht ohne Grund; die jenseitige Straße lief schräg bis zum Gipfel hinauf, und bestand aus losen vul-

kaniſchen Schlacken, welche kein feſtes Auftreten erlaubten, ſo daß das Pferd, obgleich es den Sprung ausgeführt hatte, in demſelben Augenblick, als es das entgegengeſetzte Ufer erreichte, ausglitt, und mit ſeinem Reiter hinunter in den Abgrund ſich überſchlug.

„Jeſus Maria!“ ſchrie der Graf, indem er vom Pferde ſprang und bis an den Rand des Schlundes trat, „de Coucy! de Coucy, lebt Ihr?“

„Ja,“ antwortete eine ſchwache Stimme von unten herauf „und Zerbilin hat keinen Schaden genommen.“

„Aber Ihr, de Coucy,“ ſchrie ſein Freund, „von Euch ſprecht!“

Ein Seufzer war die einzige Antwort.

III.

Vergebens bemühte ſich der Graf von Auvergne, in die Schlucht hinunter zu ſehen, um Etwas von ſeinem unbeſonnenen Freunde gewahr zu werden. Eine Menge von Geſträuch hing über der abhängigen Ecke des Felſens, und hielt ſeinen Blick auf. Während dieſer Zeit war indeß Hugo de Barre, welcher den Zug angeführt hatte, vom Pferde geſprungen, und ſchon halb über den Rand hinunter, indem er verſuchen wollte, zu ſeines Herrn Beiſtand hinunterzuſteigen, als eine tiefe Stimme von unten herauf tönte: „Halt, halt, ihr da oben! Verſucht nicht herunter zu kommen. Ihr werft uns die Felſen und loſen Steine auf die Köpfe, und werdet uns Allen das Garaus machen.“

„Wer ſpricht da?“ rief der Graf von Auvergne.

„Ein Eremit von der Kapelle Unſerer Lieben Frauen von Mont-d'or,“ verſetzte die Stimme. „Seyd ihr dieſes Ritters Freund, ſo geht tauſend Schritt zurück, und ihr werdet

linker Hand einen Fußsteig finden, welcher am Strom hinunter auf die Straße führt; seyd ihr aber Feinde und habt ihn zu diesem gräßlichen Sprunge gezwungen, so geht eurer Wege, denn er liegt eben zu den Füßen des Kreuzes."

Der Graf von Auvergne, ohne sich Zeit zur Antwort zu gönnen, ritt nach des Eremiten Anweisung zurück, und fand mit leichter Mühe den Fußsteig, über welchen sie schon früher gekommen waren, den sie aber damals nicht bemerkt hatten, da er dem Anschein nach in verschiedener Richtung lief, als wohin sie zu gelangen wünschten. Diesen verfolgten sie, und gelangten bald an den Boden der Schlucht, wo sie einen guten Weg fanden, welcher von den Felsen, worüber sie gekommen waren, und dem kleinen Bergstrom, den sie von oben bemerkt hatten, gleichsam eingeklemmt zu seyn schien. Eine Zeitlang hielten die Windungen der Schlucht, und die mannichfach hervorragenden Bergspitzen sie ab, auf irgend eine Weite voraus zu sehen; zuletzt aber gewahrten sie plötzlich einen Haufen von verschiedenen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts,

theils beritten, theils abgesessen, und um de Coucy's schönen Araber beschäftigt, welcher zwar beschmuzt und vom Schreck und der Erschütterung seines Falls zitternd, doch fast ganz unbeschädigt in der Mitte stand, und die Luft mit seinem langen Wiehern anfüllte. Diese Gruppe war die Begleitung einiger nicht selbst anwesender Personen — Knechte und Diener in stattlichem Aufzuge — Mägde und Kammerfrauen jenen im Putz und Flitterstaat um Nichts nachstehend. Eine schöne spanische Stute, wie keine hübsche Dame sie besser zu reiten wünschen konnte, wurde von einem jener alten Knappen geführt, welche in diesen Zeiten hartnäckig auf das Privilegium hielten, ihre Dame beim Auf- und Absteigen zu unterstützen — ein großer Querstrich für manchen jungen Pagen und Knappen, welche jene gern von ihrer Arbeit erlöst hätten, vorzüglich wenn die fragliche Dame jung und schön war. Nicht weit davon stand ein kräftiges aber altes Pferd, seinen Herrn erwartend, welcher mit der Besitzerin des Zelters nicht zugegen war.

Ueber den Häuptern dieser Gruppe, in der

Mitte der Seitenfläche des Felsens, stand auf einem hervorragenden Steine ein großes Kreuz errichtet. Hinter demselben erschien die Oeffnung einer Höhle, aus welcher die Lavablöcke zum Bau der obenerwähnten Brücke genommen waren, welche indeß jetzt von ihrer stolzen Höhe heruntergefallen, nur noch das Bett des Flusses bedeckte. Der Graf von Auvergne nahm wahr, daß verschiedene Personen sich in der Höhle hin und her bewegten, und indem er zugleich daraus schloß, daß dies der Ort seyn müsse, wohin man seinen Freund gebracht habe, so sprang er vom Pferde, und bahnte sich durch die Gruppe der Pagen und Dienerinnen, welche mit einiger Unruhe auf ihn und seine Bogenschützen blickten, einen Weg zu dem schmalen Fußsteig, welcher zu der Oeffnung der Höhle führte. Hier fand er de Coucy auf einem Lager von trockenen Binsen ausgestreckt. Ein hoher abgezehrter Greis mit brauner Kutte und langem weißen Bart stand ihm zur Seite, und hielt seine Hand. Zwischen seinen Fingern hatte er eine Lanzette, und ein Strom von Blut begann von dem kräftigen Arme des Ritters in ein

kleines, von einem Pagen gehaltenes hölzernes Becken, zu fließen.

Verschiedene andre Personen füllten noch die Höhle des Eremiten, von denen zwey einer nähern Aufmerksamkeit werth sind. Die erste war ein kurzer rüstiger alter Mann, von einer Leibesbeschaffenheit, welche auf blühende Gesundheit und Kraft schließen ließ. Er hatte ein kleines durchdringendes graues Auge, dessen schnelles Hin- und Herbewegen, verbunden mit dem plötzlichen Verziehen der Lippen und dem Runzeln der Stirn bei jedem Widerspruch, ein lebhaftes und ungeduldiges Gemüth anzeigte. Die zweite war eine junge Dame von ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahren, und dennoch zeigte jede ihrer Bewegungen die vollen schwellenden Umrisse, welche dem liebenswürdigsten Alter des Weibes so eigen sind. Ihre Gesichtszüge waren zart und fein, zwar nicht hervortretend, doch von der so schönen abgeschlossenen Genauigkeit, welche wir so sehr in den Bemühungen des griechischen Meißels bewundern. Ihre Augen waren groß, voll und dunkel, und die schwarzen Bogen, welche sie bekränzten, ruhten

auf ihren Wangen, nachdem sie traurig das Gesicht de Coucy's betrachtet hatte. Das Haar, welches in einer Fülle von dunklen Locken über ihr Antlitz herunterfiel, war schwarz wie Ebenholz, und dennoch war ihre Haut, obgleich sie jene, dem schwarzen Haar und dunklem Aug' so eigenthümliche Farbenmischung hatte, blendend schön und glänzend wie Alabaster, während ein, über ihre Wangen verbreitetes schwaches höchst reizendes Roth, sich in das reine klare Weiß ihrer Schläfen verlor.

In jenen Tagen des dreizehnten Jahrhunderts, wo einem Jeden, der der Ehre der Ritterschaft genoß, oder ihr nachstrebte, Liebe für Pflicht, und Gleichgültigkeit für Schande galt, wurden die Frauen durch keine falsche Delikatesse, durch keine Furcht, sich Etwas zu vergeben, durch keine jener mächtigen Rücksichten gegen den kleinlichsten Anstand, welche heut zu Tage alle Gefühle und Unbefangenheit des weiblichen Herzens beschränken, niedergedrückt. Es war ihre Pflicht, für jeden tapfern Ritter in Gefahr und Mißgeschick Interesse an den Tag zu legen, und das schöne, eben beschriebene

Wesen knieete daher vor den Augen ihres Vaters, welcher mit würdigem Stolz auf sie herabsah, zur Seite de Coucy's, und während der Eremit den einen Arm, wovon das Blut zu fließen begann, gefaßt hatte, legte sie die zarten Finger ihrer weißen Hand auf die andre nervigte Hand des bewußtlosen Ritters, und wartete ängstlich auf dessen zurückkehrenden Lebensgeister.

Nachdem der Graf von Auvergne stillschweigend in die Höhle getreten war, und sich dem Eremiten zur Seite gestellt hatte, war auch de Coucy's Knappe, Hugo de Barre, und einer seiner Pagen, beide ihrem Herrn mit Leib und Seele zugethan, hinaufgeklettert und standen in der Oeffnung der Grotte.

„Gott's Leben, Hugo!" rief der Page, „das leiden wir nicht, daß sie unserm Herrn da Blut abzapfen; wir sind unter Bösewichter gerathen; sie bringen ihn um."

„Schweig Dummkopf," antwortete Hugo, das gehört zur Arzneikunst! Hast Du nie gesehen, wie Fulk der Bader dem alten Baron zur Ader ließ? Mein Seel alle Woche einmal.

Die de Coucy's haben mehr Blut, als andre Leute.“

Der Page ſchwieg einen Augenblick, und dann mit leiſer Stimme fortfahrend — denn es war eine Art von anſteckendem Schweigen um den verwundeten Ritter verbreitet — ſprach er: „Du ſollteſt doch nachſehen Hugo, ſie zapfen meinem Herrn wahrhaftig zu viel Blut ab. Der Eremit hat nichts Gutes im Sinn. Sieh' nur, wie er den Karfunkel an des Ritters Daumen anſtarrt. Er bringt meinen Herrn um, und ſtiehlt ihn. Soll ich ihm meinen Dolch in die Kehle ſtoßen?“

„Laß Dein albernes Geſchwätz, Ermold de Marcy“ verſetzte der Knappe! „Glaubſt Du, der tapfere Graf werde dabeiſtehen, und es ruhig anſehen, daß ſein Waffenbruder auf Tod und Leben blutet, wenn es nicht zu ſeinem Beſten wäre? Sieh, ſieh, Ritter Guy erwacht. — Des Himmels Segen über Euch, Herr Eremit!“

De Coucy öffnete in der That die Augen, und blickte ſchwach umher. „D'Auvergne“ ſagte er einen Augenblick darauf, während das

spottende Lächeln wieder um seine Lippen spielte, „beim Kreuz, ich wäre bald weiter gesprungen, als ich wollte, und hätte Zerbilin mit mir in's Paradies genommen! Habt Dank, Eremit, habt Dank schöne Dame! Ich kann schon aufstehen. He, Hugo, gieb mir Deine Hand!"

Aber der Eremit legte sanft die seinige auf des Ritters Brust und sprach in einem Tone, welcher mehr von der Bitterkeit eines Cynikers als der Milde eines Christen an sich hatte: „Halt, mein Sohn! Diese Welt ist zwar nicht der angenehmste Aufenthalt, aber wenn Du sie nicht gegen ein hübsches kühles Grab umtauschen willst, so lieg still. Du sollst zur Kapelle zu Unsrer Lieben Frau am See gebracht werden; da ist mehr Raum als in dieser Höhle, und da werde ich Mittel finden, Deine Wunden in zwei Tagen zu heilen, wenn anders Dein unruhiger Geist so lange ruhig seyn kann."

Indem er so sprach, hemmte er das herabfließende Blut und verband den Arm des Ritters, welcher, da er bei der leichten Bewegung die er gemacht hatte wahrscheinlich gefunden hatte, daß er nicht im Stande sey, für sich

ſelbſt zu handeln, ſich ruhig unterwarf, indem er nur noch einen halb kläglichen halb komiſchen Blick auf den Grafen von Auvergne warf, als hätte er gerne ſelbſt über ſeine Hülfloſigkeit gelacht, wenn nur der Schmerz ſeiner Wunden es ihm erlaubt hätte.

„Ich bitte Euch, heiliger Vater Eremit,“ ſagte der Graf, „iſt die Wunde des guten Ritters gefährlich? denn wenn ſie es iſt, ſchicke ich ſogleich nach meines Vaters Schloß, um einen geſchickten Wundarzt holen zu laſſen.“

„Sein Körper iſt hinreichend zerfetzt, mein Sohn,“ erwiederte der Eremit, um ihn, wie ich hoffe, für die Zukunft vernünftiger zu machen, als mit ſeinem Pferde in einen Abgrund zu ſpringen; und was den Wundarzt anbetrifft, ſo laßt ihn nur auf dem Schloſſe. Der Ritter iſt ohne ihn ſchlimm genug daran, als daß er ihn noch ſchlimmer machen ſollte, und will er ihn beſſer machen, ſo kann ich das auch ohne ſeine Hülfe. Arzneikunſt iſt um eben ſo viel ſchlimmer als Unwiſſenheit, wie Morden ſchlimmer iſt, als ſterben laſſen.“

„Bei meiner Treu und Ritterſchaft,“ rief

der alte Herr, welcher zu de Coucy's Füßen ſtand, und während der Frage des Grafen und der etwas barſchen Antwort des Eremiten jenen mit aufmerkſamen Blicken betrachtet hatte, als erinnere er ſich ſeiner Züge. „Bei meiner Treu' und Ritterſchaft, das muß Graf Thibalt ſeyn, obgleich meine Augen keine von den klärſten ſind, und es iſt auch ſchon lange her — aber — ja er iſt es wahrhaftig, Graf Thibalt von Auvergne!"

„Derſelbe, beau Sire," verſetzte d'Auvergne. „Entweder iſt mein Gedächtniß weniger treu, oder ich ſehe meines Vaters alten Waffenbruder, Grafen Julian vom Berge."

„Ganz recht, edler Ritter, ganz recht, verſetzte der Greis. „Ich und meine Tochter Iſidora, wir ſind gerade unterwegs nach Vic le Comte, um einige Zeit mit dem guten Grafen, Eurem Vater, zuzubringen. Es war eine lange und beſchwerliche Reiſe von Flandern bis hieher, und ſo wollen wir in der Kapelle zu Unſrer Lieben Frau von St. Pavin zu Mont d'or Dankopfer für unſre glückliche Ankunft bringen, ehe wir die Gaſtfreundſchaft Eures Schloſſes in Anſpruch

nehmen. Meiner Treu, ihr könnt denken, daß es Sachen von großer Wichtigkeit seyn müssen, welche mich so weit herbringen! Politische Angelenheiten, junger Herr, politische Angelegenheiten!" setzte er in leisem Tone hinzu. Ohne Zweifel wird Euer Vater darauf angespielt haben.

Fünf Jahre lang, beau Sire, habe ich meines Vaters Antlitz nicht gesehen," erwiederte d'Auvergne. „Das Kreuz, welches ich trage, mag Euch sagen, wo ich war, und de Coucy und ich, wir beide wollten nach einem heiligen Gelübde, welches wir zu Rom thaten, unsre Palmzweige ebenfalls auf dem Altar Unsrer Lieben Frauen von St. Pavin niederlegen, ehe wir unsre Schritte gegen das Schloß wendeten. Laßt uns also zusammenreisen. Wie ich sehe, hat der Eremit den Dienern befohlen, eine Sänfte für unsern kranken Freund zu machen. Sobald wir unserm Gelübde Genüge gethan, kommen wir nach Vic le Comte zurück, um Eure Ankunft mit Wein und Musik zu feiern.

Während dieser Unterhaltung zwischen d'Auvergne und dem alten Ritter, blickten de Coucy's Augen theilnehmender auf das schöne Mädchen,

welches an seiner Seite gekniet hatte, und er richtete viele und mannigfache Worte des Dankes an sie, wegen ihrer zarten Sorgfalt um ihn, doch in so leisem Tone, daß sie gezwungen war, sich über ihn zu beugen, um hören zu können, was er sprach. De Coucy hatte oft, wie er glaubte, Liebe gefühlt, und war stets ein unverzagter Anbeter der Frauen gewesen; jetzt aber — obgleich er im Innersten überzeugt war, daß die Augen, welche diesmal auf ihn blickten, die schönsten seyen, welche er je gesehen habe, und daß die Lippen, welche jetzt zu ihm sprachen, die vollsten, weichsten und süßesten seyen, welche sich je vor seinen Blicken bewegt hatten — so fehlte ihm doch sein Vorrath an galanten Redensarten gänzlich, und es wurde ihm schwer, der Dame so Dank zu sagen, wie er es eigentlich gewünscht hätte. Auf jeden Fall schienen ihm diese Danksagungen so matt, daß er es versuchte sie zu verbessern, und so wiederholte er sie so lange, bis die Dame ihm freundlich Stillschweigen auferlegte, damit er nicht durch zu vieles Sprechen seine Heilung verzögere.

Die Geheimniſſe einer weiblichen Bruſt ſind eine Art von verbotener Frucht, welche wir nicht verwegen genug ſind anzurühren; und deshalb, was die ſchöne Iſidore auch immer über de Coucy gedacht, welchen Theil ihre Zärtlichkeit an ihrem Mitleiden gehabt haben, welche edlen und ritterlichen Eigenſchaften ſie auf ſeiner breiten Stirn und ſeinen vollen Lippen entdeckt haben mag, ſo werden wir doch nicht unſre Hand nach dem Baume der Erkenntniß ausſtrecken, viel weniger jemanden die Frucht deſſelben darreichen.

Offenbare Handlungen indeß ſind allgemeines Eigenthum, und daher iſt es keine Verletzung des Vertrauens, wenn wir ſagen, daß in der Stimme und dem Betragen des Ritters Etwas lag, welches der ſanften Röthe auf Iſidorens Wangen einen dunklern Anſtrich gab, und daß, als de Coucy auf die verfertigte Sänfte gelegt worden war, Iſidore, obgleich ſie gleichgültig ihr leichtes ſpaniſches Thier beſtieg, und dem Zuge folgte, ſich doch zweimal umwandte, um einen haſtigen und ängſtlichen Blick auf die Sänfte zu werfen, welche

den engen und schlüpfrigen Steig von der Höhle hinuntergetragen wurde.

Obgleich bis jetzt blos das erwähnt worden, was zwischen de Coucy und der Dame vorging, so darf man doch daraus nicht schließen, daß die andern Personen, welche gegenwärtig waren, blos müßige Zuschauer abgegeben hätten; daß der Graf von Auvergne nicht um seinen Freund bekümmert gewesen wäre, daß Ritter Julian vom Berge seine Tochter vergessen, oder daß die Begleiter des jungen Ritters ihren Herrn außer Acht gelassen hätten. Keineswegs; denn einige hatten eine Tragbahre von Aesten und Schildern verfertigt; andre hatten warme Gewänder und Pelzdecken darüber ausgebreitet, um das Lager so weich wie möglich zu machen; noch andre sorgten dafür, daß der Brustharnisch, der Helm und das Schwert des Ritters nicht in der Höhle zurückblieben.

Zugleich zeigte Julian vom Berge auf seine Tochter, er lobte dem Grafen von Auvergne ihre Geschicklichkeit in der Wundarzneikunst, sowie ihre vielen andern schätzbaren Eigenschaf-

ten, und verſicherte ihn, er könne ihr die Heilung de Coucys ſicher anvertrauen.

Der Graf von Auvergne warf das Auge gleichgültig auf ſie, und ließ es über jeden Theil der vollendeten Lieblichkeit des Mädchens, welche ohne ſeinen Blick zu bemerken, neben dem jungen Ritter ſtand, hinſchweifen. Er zeigte indeß Nichts von jener galanten Bewunderung, welche der Anblick der Schönheit gewöhnlich in der ritterlichen Bruſt eines Sohnes des dreizehnten Jahrhunderts zu erregen pflegte. Es war ein kalter, ſtarrer, ſchwermüthiger Blick, und doch endete er mit einem Seufzer.

Die einzige Artigkeit, wozu er ſeine Lippen zwingen konnte, war, daß er ſeinen Freund glücklich pries, in ſo ſchöne und geſchickte Hände gefallen zu ſeyn; Dann näherte er ſich der Einen Seite der Sänfte, welche darauf von ſechs Dienern niederwärts bis an das Ufer des Stroms getragen wurde, und dann weiter fort auf der Straße, welche zuerſt ſich durch den engen Eingang in die Höhe wand, dann unter der abgebrochenen Brücke fortlief, und zuletzt

allmählich zu den höhern Theilen des Berges hinanstieg.

Der Hauptzug folgte, wie er konnte; denn die immermehr zunehmende Engigkeit des Weges machte jedes regelmäßige Fortschreiten unmöglich. Zuletzt indeß öffnete sich der Eingang in einen schmalen Kessel von ungefähr fünfhundert Ellen im Durchmesser, welcher durch die schräg ablaufenden Hügel eingeschlossen wurde, und so die Gestalt eines Trichters bekam. Ueber die Eine Seite des Randes ergoß sich ein kleiner, aber schöner Wasserfall, von einer Vulkanmasse zur andern überhüpfend, deren Zwischenräume in tausend glänzenden Farben spielten, und durch welche die weißen abprallenden Wellen mit höchst malerischer Wirkung sich hindurch wälzten. Am Fuße des Wasserfalls standen einige Hirtenhütten, und da die Pferde unmöglich weiter fort konnten, so beschloß man, einen Theil der Dienerschaft mit denselben hier zu lassen, um auf die Rückkehr der Reisenden von der Kapelle zu warten, welche natürlich nicht eher statt haben konnte, als de Coucy von seinen Wunden genesen war.

Einige Schwierigkeit hatte das Führen der Sänfte über die abschüßigen Theile des Berges; aber auch dies gelang, und indem sie ein Stück eines großen, alten Waldes umschritten, gelangten sie plötzlich an den Rand des so herrlichen und erhabenen Meisterwerks der Natur, des Sees Pavin. Vor ihren Augen dehnte sich eine ungeheure Wasserfläche aus, deren kristallene Reinheit aller Beschreibung spottete. Sie war von einem grünen Rande eingeschlossen, dessen hundert und funfzig Fuß hohe Seitenwände von der Fläche des Sees sich so steil erhoben, daß selbst der kräftigste Fuß dort keinen festen Standpunct fassen konnte.

Gegen Süd und Ost dehnt sich auch jetzt noch ein ungeheurer finsterer Wald aus, welcher, an dem steilen Rande sich hinunterziehend, seine eigne Herrlichkeit in dem klaren Spiegel des Sees zu betrachten scheint. Zugleich erhebt sich rund herum eine Riesenfamilie von Bergkegeln, welche, ein jeder einzeln und abgerissen in dem Sonnenscheine stehend, finster auf den Fremdling, der in ihre Einsamkeit dringt, herabzublicken scheinen.

Hier ſtand zu den Zeiten Philipp Auguſt's eine kleine Kapelle, welche der heiligen Frau von St. Pavin gewidmet war, und viele wunderbare Heilungen ſollen durch die geweihten Reliquien derſelben bewirkt worden ſeyn, ſo daß Unſre Liebe Frau von St. Pavin die Favoritheilige von vielen der angeſehnſten Familien Frankreichs wurde.

Der Kapelle zur Seite ſtanden einige kleine Hütten oder Zellen zu Nutz und Frommen der verſchiedenen Pilgrimme, welche das Bild beſuchten, und zum Aufenthalt von drei heiligen Eremiten, deren Einer die Verrichtungen des Prieſters am Altare verſah, während die andern Beiden den zweideutigen Character von einfachen Klausnern beibehielten, die durch kein anders Gelübde gebunden waren, als welches ſie ſich ſelbſt aufzulegen für gut fanden.

Bei dieſen Hütten hielten die Reiſenden an, und nachdem de Coucy in Eine derſelben gebracht worden, fragte der Eremit, welcher ſie bis hieher geleitet hatte, den Grafen von Auvergne, ob unter ſeinem Gefolge jemand einen guten Bogen zu ſpannen und einen tüchtigen Pfeil abzuſchießen verſtehe.

„Es sind ja lauter Bogenschützen, guter Eremit,“ versetzte d'Auvergne, „sehet Ihr ihre Bogen und Köcher nicht?“

„Mancher trägt ein Schwert, der es nicht zu führen versteht,“ versetzte der Eremit, in einem cynischen Tone, welcher ihm natürlich schien. „Euer Freund da, den der liebe Gott selbst mit Augen und Ohren versehen hat, und sogar mit etwas Verstand, benutzte er wohl Eins von den Dreien, wenn er gegen einen Abgrund gallopirt, wo er unfehlbar, ohne die Güte und den Schutz des barmherzigen Himmels und einiger verkrüppelten Haselstauden den Hals gebrochen hätte? Eure Bogenschützen verstehen vielleicht ihre Bogen zu gebrauchen so wie er sein Gehirn, und was nutzt uns dann ihre Kunst? Allein sucht immer Euern besten Schützen heraus, laßt ihn auf jene Spitze treten, und zwei wohlbefiederte Pfeile mit sich nehmen, mehr wird er nicht gebrauchen; dann laßt alle Uebrigen mit lautem Geschrei das Thal zur Rechten durchziehen, und die Gemsen werden bald auf die Höhen kommen, laßt Euern Schützen aufpassen, wenn sie vorüberziehen,

und ſeine Pfeile den beiden fetteſten nachſenden, obgleich es, weiß Gott, eine himmelſchreiende Sünde iſt, zwei vernünftige Thiere zu tödten, um einen thörigten Menſchen zu erhalten, aber befehlt Euern Vaſallen, nicht das Jägerrecht auszuüben, ſondern die Thiere herunter zu bringen, wenn noch etwas Wärme in ihnen iſt. Euern Freund in die friſch abgezogenen Häute eingewickelt, und Morgen iſt er ſo geſund, als ob er nie ein Narr geweſen wäre.“

„Daſſelbe habe ich oft zu Byzanz geſehen,“ verſetzte d'Auvergne, „als ein tapferer Flandriſcher Ritter von dem Süder-Thurme niedergeſchmettert wurde. Es hat eine wunderbare Wirkung. Wir wollen ſogleich ans Werk gehen.“

Demnach wurden zwei von den damals in Auvergne ſehr zahlreichen Gemſen auf die vom Eremiten angegebene Weiſe getödtet, und de Coucy, ſo ſehr ihm auch dieſes Heilmittel widerſtand, entkleidet, und in die dampfenden Felle derſelben eingehüllt. Dann wurde er auf ein Lager von trockenem Mooſe, welches einem der Eremiten zugehörte, gelegt, und verſuchte ſich ſelbſt mit Bildern von Liebe und Schlachten zu

unterhalten, während die Uebrigen ihre Gelübde am Altare Unſrer Lieben Frauen von St. Pavin zu löſen gegangen waren.

De Coucy durchwanderte im Geiſte alle Kämpfe, Turniere und Waffenſpiele, welche nur möglicher Weiſe gefochten werden können; dann wandte ſich ſeine Phantaſie, durch einen, in jenen Zeiten ſehr natürlichen Uebergang, gegen die Liebe, und er gedachte all der tauſend Damen, welche er in ſeinem Leben geliebt hatte; und indem er die verſchiedenen Reize einer jeden ſich in's Gedächtniß zurückrief, fand er, daß alle ſehr ſchön waren. Das war nicht zu läugnen; und doch die ſchöne Iſidore, mit ihren ſchwarzen Augen, mit ihrer ſchuldloſen, ſanften Stirn, mit ihrem Munde, wie nur Engel ihn haben, wenn ſie lächeln, war weit, weit ſchöner als ſie alle.

Noch immer aber fragte de Coucy ſich, warum er es ihr nicht ſagen könne? Früher war es ihm nie ſchwer geworden, Einer zu ſagen, daß ſie ſchön ſey, oder zu erklären, daß er ſie liebe, oder ſie um einen Handſchuh, ein Armband oder ein Zeichen zu bitten, um es an

seinem Helm zu befestigen, und zum Schutz in der Schlacht zu tragen. Jetzt aber fühlte er klar, daß er wie ein Schulknabe gestottert, und mit so schüchterner Stimme, wie ein junger Knappe zu einem alten Ritter, gesprochen habe. Alle diese Merkmale brachten de Coucy nun zu dem Schluß, daß er nicht verliebt sey, und fest davon überzeugt, fiel er in einen gesunden Schlaf.

IV.

Wir müssen jetzt die Scene verändern, und uns von den Wildnissen und Bergen zu einem geschäftigern, obgleich noch immer ländlichen Bilde wenden.

Aus den kleinen engen Fenstern des alten Schlosses von Compiègne erblickte man auf der einen Seite den Wald und seinen Ozean von grünen und wogenden Bäumen, auf der andern eine lebendige kleine Stadt, an den Ufern der Oise, deren Windungen man von den höhern

Thürmen, weit über ihre Vereinigung mit dem Aisne-Fluß hinaus, bis in die fernſte Weite verfolgen konnte. Obgleich Compiègne eine Stadt war, ſo war ſie doch kaum im Stande, den Blick von der ländlichen Schönheit des Gemäldes abzuziehen. Sie hatte ſelbſt in jenen Tagen ihre Gärten und Fruchtbäume, welche ſie in ein liebliches Grün kleideten, und mit dem Walde, der bis an die Stadtmauern heranwogte, gleichſam verſchmolzen. Auch die grünen Strohdächer ihrer Häuſer, welche weder Schiefer noch Ziegel kannten und mit Moos, Leberkraut und blühendem Hauslauch bedeckt waren, boten nicht die ſteife Einförmigkeit moderner Dächer dar, und das Auge, welches auf dieſe Hervorbringungen der Kunſt in ihrer früheſten und roheſten Geſtalt niederſchaute, fand darin die ganze maleriſche Unregelmäßigkeit der Natur wieder.

Vor einem der engen Fenſter eines großen viereckigten Zimmers, in dem Thurme des Schloſſes, ſtanden zwei Weſen, welche jene glänzenden Stunden der jungen Liebe in aller ihrer Fülle zu genießen ſchienen, jene Sommertage des Le-

bens, welche Blüthen und Wärme und Sonnenschein und Licht hervorbringen — Stunden, welche so selten gewährt werden — welche so oft entschwinden gleich Träumen, — welche an Höfen so fremd sind, daß, wenn sie mit ihren warmen Strahlen einmal in die kalten Mauern eines Pallastes dringen, die Geschichte sie als eine Wundererscheinung anführt, die aber nur all zu oft von einem bösen Sturme begleitet ist.

In der Einsamkeit jenes großen Zimmers waren beide Wesen gleichsam in einer eigenen Welt, nur sich selbst lebend. Das schöne Mädchen, dem Anschein nach kaum neunzehn Jahr alt, mit ihrem leichten Haar, welches in glänzenden Locken auf die Schultern niederwogte, stützte das Gesicht auf ihre Hand, und den Blick ihres großen, sanften, blauen Auges über die weit ausgebreitete Landschaft hinaussendend, schien sie in tiefem Nachsinnen verloren.

Der andre war ein Mann von zwei bis drei und dreißig Jahren, groß, wohlgebildet, und nicht weniger schön, als seine Gefährtin, aber angehaucht mit jener männlichen blühenden Farbe von Gesundheit, welche Anstrengungen

und ritterliche Uebungen verleihen. Seine Nase war sanft gebogen, sein Kinn gerundet und etwas hervorragend, und seine blauen Augen wären schön und ausdrucksvoll gewesen, wären sie nicht etwas näher, als ein richtiges Verhältniß erfordert, zusammengerückt, und durch einige nußbraune Fleckchen mitten in dem Blau derselben gleichsam verunreinigt gewesen. Der Eindruck des Ganzen indeß war wohlthuend, und selbst der Fehler an seinen Augen gab grade durch dessen Sonderbarkeit seinem Gesichte etwas Feines und Charakteristisches, während das nahe Zusammenstehen derselben, vereint mit dem Feuer, das sich in ihrem Glanze zeigte, jenen lebendigen, durchdringenden Scharfsinn auszusprechen schien, der, umgeben von Gefahren und Verlegenheit, zugleich aufzuschauen und Entschlüsse zu fassen versteht.

Indeß war in diesem Augenblick der Ausdruck seiner Augen ruhig und mild, indem er, bald ihre Hand in der seinen haltend, bald mit einem Kranze von wilden Rosen spielend, den er ihr auf's Haupt gesetzt hatte, eine reiche Locke nach der andern mit den grünen Blät-

tern und den erröthenden Blumen vereinigte. Den linken Arm auf die Fensteröffnung gestützt, schaute er auf das liebliche Wesen, welches hinaus in die Landschaft blickte, nieder, und streifte mit der andern Hand durch die Labyrinthe ihres schönen Haares, mit einem Lächeln, worin sich sonderbarer Weise Liebe und Spott über seine eigne muthwillige Beschäftigung mischte.

In seiner ganzen Gestalt war Grazie, Ruhe und Würde, und das einfache grüne Jagdkleid, welches er trug, ohne Ueberwurf, Hut oder sonstigen Schmuck, diente besser dazu, seine ungezwungene Majestät darzulegen, als es alle Prachtkleider eines Königs vermocht hätten, und dennoch war es Philipp August.

„So nachdenkend, süße Agnes," sagte er, indem er nach einer Weile auf diese Weise die Träumereien der liebenswürdigen Agnes von Meranien unterbrach, welche er geheirathet hatte, kurz nachdem die Bischöfe von Frankreich die Nichtigkeit seiner nicht vollzogenen Ehe mit Ingerberge *) ausgesprochen hatten, gegen die

*) Philipp August hatte nach dem Tode seiner ersten

er die unaussprechlichste Abneigung fühlte. „So nachdenkend," sagte er; „wohin schweifen diese süßen Gedanken?

„Weit, weit, mein Philipp," versetzte die Königin, indem sie ihr Haupt auf seinen Arm zurücklehnte, und mit einem Blick jener tiefen unaussprechlichen Zuneigung, welche zuweilen in dem Herzen des Weibes für ihre erste und einzige Liebe wohnt: „weit von diesem Schlosse und diesem Hofe, weit von Philipps glänzender Ritterschaft, seinen großen Reichen, seinen schönen Städten, und doch mit Philipp. Ich gedachte meines Vaters, und aller seiner Zärtlichkeit und Liebe gegen mich; meines süßen Istriens,

---

Gattin sich mit Ingerberge, der Schwester Canut's, des Königs von Dänemark, vermählt. Bei ihrer Ankunft aber in Frankreich ergriff ihn eine so heftige persönliche Abneigung gegen sie, daß er sogleich eine Synode der Geistlichen von Frankreich zusammenberufen ließ, welche, unter dem Vorwande der Verwandtschaft in verbotenem Grade, die Ehe für nichtig erklärte. Philipp heirathete darauf die schöne Agnes, oder Marie, wie sie von einigen genannt wird, Tochter des Herzogs von Istrien und Meranien, dem jetzigen Tyrol. — Vide Rigord Guil. Brit. Lit. Innoc. III. Cart. Philipp II. etc.

Anmerkung des Verfassers.

und wie grausam doch das Schicksal der Fürsten sey, daß einzelne Pflichten sie stets von denen trennen, welche sie lieben, und —

„Und ohne Zweifel wünschtest Du, Deinen Philipp zu verlassen, um jener Willen, welche Du mehr liebst," unterbrach sie der König mit einem Lächeln, welches anzeigte, wie gut er wisse, daß dieser Vorwurf bald widerlegt werden würde.

„O nein, nein!" versetzte Agnes, aber als ich dorthin blickte, und dachte, es sey der Weg nach Istrien, da wünschte ich, mein Philipp sey nur ein einfacher Ritter, und ich ein geringes Fräulein. Dann würde er sein Pferd besteigen, und ich schwänge mich auf meinen Zelter, und wir würden vergnügt hinreiten nach meinem Vaterlande, und meinen Vater noch Einmal sehen, und froh leben mit denen, welche wir liebten."

„Aber sag mir Agnes," sprach Philipp mit einem schwermüthigen Tone, welcher ihr auffiel, „wenn man Dir sagte: Du solltest zu Deinem Vater zurückkehren, und zu Deiner schönen Heimath, würdest Du nicht gehen?"

„Ich Dich verlaſſen?“ rief Agnes aufſpringend; und indem ſie beide Hände auf ihres Mannes Arm legte, ſchaute ſie ihm mit einem aus Furcht und Erſtaunen gemiſchten Blicke ins Geſicht. „Ich Dich verlaſſen? Nein: und wenn Du mich forttriebſt, ich käme dennoch wieder, und würde Deine Dienerinn, Deine Magd ſeyn, oder würde in den Gallerieen warten, bis ich einen Blick von Dir auffinge, oder — ich würde ſterben,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, denn ſie hatte mit dem ganzen Feuer beunruhigter Liebe geſprochen. „Aber ſag mir, Philipp, ſag' was meinſt Du? Denn trotz Deinem Lächeln ſprachſt Du im Ernſte. — Nein, Küſſe ſind keine Antworten.“

„Ich ſcherzte, meine Agnes,“ verſetzte Philipp, indem er ſie mit liebendem Ungeſtüm an die Bruſt drückte; „von Dir mich trennen; — eher vom Leben!“

Während er ſo ſprach, öffnete ſich plötzlich die Thür, deren Riegel zurückgeſchoben waren, und ein Diener erſchien.

„Was giebt's!“ rief der König aus, indem er ſeine Arme von der reizenden Geſtalt, um

welche sie geschlungen waren, zurückzog, was giebt's, Schurke, wie kannst Du Dich unterstehen, ungerufen mein Zimmer zu betreten?" und seine funkelnden Augen, und gerötheten Wangen sprachen jenen lebhaften ungeduldigen Geist aus, welcher keines Menschen Brust mehr beseelte, als die Philipp Augusts. Und doch liefert jede Seite seiner Geschichte einen Beweis, daß er die unbändigsten seiner Leidenschaften stets der Politik unterzuordnen verstand; nicht, indem er sie unterdrückte, sondern indem er ihnen in der Richtung freien Ausgang verstattete, welche die Zeitumstände und das Interesse seines Reichs nothwendig machten.

„Sire," versetzte der Diener mit tiefer Verbeugung, „der tapfere Ritter Stephan Guerin ist so eben aus Paris angelangt, und bittet um Gehör."

„Laß ihn herein," sagte Philipp, und seine Gesichtszüge, welche in diesen Augenblicken häuslicher Glückseligkeit, ruhig wie das Meer bei einer Windstille geglänzt, und durch die Wirkung einer plötzlichen Aufreizung mit dem breiten Strahl des Blitzes geleuchtet hatten, zogen

ſich nach und nach in einen Blick ernſten Nachdenkens zuſammen, als ſein berühmter Freund und Miniſter Guerin eintrat.

Es war ein großer hagerer Mann mit ſtark markirten Zügen, und bekleidet mit der ſchwarzen Kutte und dem achteckigten Kreuze des Ordens der Hospitaliter, welches beides er noch lange, nachdem er zum Biſchof von Senlis erwählt war, beibehielt. Er warf ſeine Kappe zurück, und verbeugte ſich zum Zeichen der Ehrfurcht, als er ſich dem König näherte, aber Philipp ging ihm entgegen und bewillkommte ihn mit liebevoller Umarmung, wie Einen ſeines Gleichen. „Nun, frommer Bruder," ſagte der König, „welcher glückliche Zufall bringt Euch von Eurer Stadt Paris zu uns? Wir verließen Euch voll wichtiger Dinge."

„Noch wichtigere, beau Sire," verſetzte der Hospitaliter, „welche Eure unmittelbare Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, haben mich ſo kühn gemacht, in Euer Allerheiligſtes zu dringen. Ein Brief vom guten Pabſt Cöleſtin langte geſtern durch einen eigenen Boten an und fordert von Ew. Majeſtät" —

„Halt," rief Philipp, indem er zum Zeichen des Stillschweigens den Finger erhob, kommt in mein Cabinet, Bruder; dort wollen wir den Brief des guten Bischofs im Stillen durchlesen!"

„Warte ein wenig, süße Agnes. Ich habe Dir drei ganzer Tage gewidmet, ohne daß das Gewicht der Königskrone unsre Herzen niedergedrückt hätte, und mein Geschäft wird mich nicht lange abhalten."

„Ich möchte nicht um die Welt, gnädiger Herr," versetzte die Königin, „daß man sagen könnte, mein Philipp vernachlässige sein Königreich, oder seiner Völker Glück um eines Weibes Lächeln. Ich harre hier Eurer Rückkehr, sey das Geschäft so lang es wolle, und halte Eure Zeit für gut angewendet. Es gehe Euch wohl, guter Bruder, setzte sie hinzu, als wäre es die Antwort auf ein, augenblicklich in den rauhen Zügen des Hospitaliters aufblitzendes Lächeln, „macht meinetwegen Eure Erzählung nicht kürzer."

Der Minister verneigte sich tief, und Philipp, nachdem er seine Lippen auf die schöne

Stirn seines Weibes gedrückt hatte, schritt durch einen langen, zu beiden Seiten mit hohen Fenstern versehenen Gang, nach einem kleinen, in einem der Eckthürme des Schlosses befindlichen Cabinette voraus. Man konnte zum Arbeitszimmer eines Staatsmannes kein passenderes erdenken, indem es, eine Art Auswuchs des großen Thurmes, von allen übrigen Gebäuden so abgeschnitten war, daß kein menschliches Ohr ein Wort der etwa darin geführten Unterhaltung auffangen konnte. Der Monarch trat hinein, und nachdem er dem Minister ein Zeichen gegeben hatte, die Thür zu verschließen, warf er sich auf einen Stuhl, und streckte die Hand aus um den Brief in Empfang zu nehmen. „Kein Wort in Gegenwart der Königin," sagte er, das Pergament hinnehmend, „kein Wort von all diesen Spitzfindigkeiten der römischen Kirche. Ich möchte nicht um alle Kronen der Welt, daß Agnes sich träumen ließe, daß meine Scheidung von Ingerberge einen Haken hat, obgleich dieser nicht größer wäre, als eine Motte in den kranken Augen der römischen Kirche; doch laß sehen, was er meldet."

„Er droht Euch, königlicher Herr," versetzte der Minister, „mit Excommunication, Anathema und Interdict."

„Pah!" rief Philipp mit verächtlichem Lächeln, „er hat nicht Kraft genug einen Floh zu anathematisiren! Es ist ein guter milder Priester, etwas hartnäckig bei den Rechten seiner Kirche; denn, laß Dir sagen Stephan, hätte ich meine Scheidung blos von Rom verlangt, anstatt von meinen Bischöfen, würde ich keine Silbe von Anathema und Interdict gehört haben. Es war ein Fehler in der Politik, so weit es meine persönliche Ruhe betrifft, und es mag auch Etwas von heftiger Leidenschaft mit im Spiele seyn; dennoch, guter Ritter, geschah es nicht ohne Vorbedacht. Die gierige Kirche zu Rom streckt ihre tausend Hände nach allen Reichen umher aus, und schnappt den Einem nach dem Andern die Vorrechte des Throns weg. Die Zeit wird kommen, ich sehe es voraus, wo der Fuß des Prälaten auf die Kronen der Fürsten treten wird, ich aber werde keinen Schritt thun, um meine unter St. Peters Pantoffel zu bringen, nein, und wenn das Sum-

men aller jener Carmoisin-Fliegen des Conclaves mich stocktaub machen sollten — aber laß mich lesen!"

Der Hospitaliter verneigte sich, und beobachtete stillschweigend die Miene des Herrschers, während derselbe den Brief des Pontifex laß. Philipps Gesichtszüge indeß zeigten keine Wechsel des Ausdrucks. Seine Augenbranen zogen sich im Anfange leicht zusammen, aber nicht mehr, als um seine Aufmerksamkeit auf den Brief anzuzeigen. Seine Lippe behielt ihr verächtliches Lächeln bei, welches aber weder zu noch abnahm; und als er gelesen hatte, warf er das Packet leicht auf den Tisch und rief aus: „Stumpf, stumpf! der gute Prälat thut Niemanden Etwas." — —

„Sehr wahr, Sire," versetzte der ruhige Guerin, „er thut Niemanden mehr Etwas, denn er ist todt."

„Beim St. Dionys!" rief der König, „todt? warum sagtet ihr das nicht vorher! Todt, wann starb er? Ist das Conclave schon zusammen gekommen? Haben sie sich zur Wahl versammelt? Wen haben sie ange-

betet?*) Wer iſt Pabſt? Sprich Hospitaliter! Sprich!"

„Das heilige Conclave hat den Cardinal Lothar erwählt, Sire, verſetzte der Miniſter. Eure königliche Hoheit haben ihn hier in Frankreich und in Rom geſehen; ein Mann von hohem, vielumfaſſenden Geiſte."

„Zu hoch, zu hoch!" verſetzte Philipp nachdenkend; „er iſt kein Cöleſtin. Wir werden bald andere Dinge erfahren; und indem er von ſeinem Sitz aufſtand, ſchritt er einige Minuten lang den engen Raum ſeines Zimmers auf und nieder. Dann ſtand er ſtill, legte die eine Hand auf ſeines Rathgebers Schulter, und den Zeigefinger der andern auf ſeine Bruſt, und ſprach mit Nachdruck: „könnte ich mich nur auf meine Barone verlaſſen! — Nicht daß ich

---

*) Eine der vier Methoden der Pabſtwahl heißt durch Anbetung, welche ſtatt findet, wenn der erſte Cardinal, welcher ſpricht, ſich ſogleich (gleichſam durch Eingebung des heil. Geiſtes) vor der Perſon die er nennt verneigt, und ihn zum Pabſt ausruft, welcher Bezeichnung augenblicklich zwei Drittheil der im Conclave Verſammelten beiſtimmen müſſen.
Anmerk. des Verfaſſers.

die Kirche nicht ehren sollte, Guerin, nein, Gott weiß es, ich wollte sie gegen Heiden und Ketzer mit meinem besten Herzblute vertheidigen. Meine Reise ins gelobte Land, die Bestrafung Amaurys, die Vertreibung der Juden beweisen es. Allein dieser Lothar —"

„Jetzt Innocenz der Dritte!" sagte der Minister, indem er die Pause in des Königs Rede benutzte. „Er ist ein großer Mann, Sire, ein Mann von unbändigem mächtigen Geiste, unerschütterlich in seinen Beschlüssen, kühn in seinen Unternehmungen, mächtig und geliebt. Ich mögte wohl, mein königlicher Herr sänne über das Verfahren nach, welches er zu befolgen habe, falls Innocenz die Angelegenheiten Frankreichs aus demselben Gesichtspuncte betrachten sollte, als Cölestin."

Philipp schwieg, und, die Augen an den Boden geheftet, stand er einige Minuten in tiefen Gedanken. Nach und nach rötheten sich seine Wangen, und eine heftige Bewegung schien in seiner Brust vorzugehen; denn sein Auge blitzte, und seine Lippe zitterte, und indem er plötzlich den Arm des Hospitaliters er-

griff, streckte er die geballte Faust in die Luft, und rief aus: „das wird er nicht, das soll er nicht, das darf er nicht! O, Guerin, könnte ich mich nur auf meine Barone verlassen!"

„Das könnt Ihr nicht," versetzte der Ritter fest. „Sie sind unruhig und misvergnügt, und der innere Friede Eures Königreichs hat mehr von ihren unredlichen Schlichen zu besorgen, als selbst Euer häuslicher Friede von der Einmischung des Pabstes Innocenz. Rechnet nicht auf Eure Barone, Sire; um Euch gegen die Kirche zu schützen. Eben jetzt hat Ritter Julian vom Berge, ein geschworner Feind der Grafen von Boulogne und Flandern, eine Reise nach Auvergne unternommen, welches eine neuere Verschwörung gegen Euch anzeigt. Ritter Julian ist mißvergnügt, weil Ihr ihm das Lehen von Beaumetz, welches sein, ohne Erben verstorbener Schwager besaß, abgeschlagen habt. Der Graf von Boulogne ist, wie Ihr wißt, ein Verräther; der Graf von Flandern nahm stets an jeder Rebellion Theil; und der Graf von Auvergne, obgleich kein Rebell, liebt Euch nicht."

„Sie werden den Löwen wecken," rief

der König, und ſtampfte mit dem Fuße, „wahrlich das werden ſie! — Julian vom Berge mag ſich hüten! — die Bürger von Albert verlangen eine Urkunde. Ritter Julian reclamirt einige alte Rechte. Laßt morgen die Urkunde ausfertigen, Guerin; gebt ihnen Stadt- und Wahlrecht, und macht ſie zu einer freien Stadt. So ſtrafen wir den guten Julian und begränzen ſeine ſchönen Beſitzungen mit einer freien Stadt, ihm zum Verdruß, uns aber eine ſichere Stellung gegen die Grenzen Flanderns. Beſorgt das! Uebrigens mag geſchehen, was da wolle; mein häusliches Glück unterwerfe ich dem Willen keines Menſchen; eben ſo wenig werden es meine Hände ſeyn, welche das Scepter Frankreichs unter die Befehle irgend eines Prälaten der Erde beugen. — Still, Freund!“ fügte er ſtrenge hinzu. „Des Königs Entſchluß iſt gefaßt, und vor allen Dingen, laßt keinen Zweifel an der Gültigkeit ihrer Ehe, das Ohr der Königin erreichen. Ich Philipp von Frankreich, ſage, die Scheidung ſoll beſtehen, und wer iſt der Verwegene, der mich in meinem eigenen Lande Lügen ſtrafen wird!“ So

sprechend wandte sich der König, und schritt zu dem Gemache zurück, wo er seine Gattin verlassen hatte.

Sein erster Fußtritt auf die Matten des Zimmers, worin sich Agnes v. Meranien befand, erweckte sie aus ihren Träumereien, und obgleich ihres Gatten Abwesenheit nur kurz gewesen war, so strahlte dennoch ihr Gesicht von inniger Freude über seine Rückkehr; und indem sie auf seinen Arm ihre kleine weiße Hand legte, welche selbst Mönche und Eremiten gepriesen haben, schaute sie ihm fragend ins Gesicht, ob auch die ihm überlieferten Nachrichten vielleicht Etwas von der Glückseligkeit, welche sie vorher genossen hatte, hinweg genommen habe. Philipps Augen ruhten voller Zärtlichkeit und Liebe auf ihr; dann wandte er sich mit anklagendem fast vorwurfsvollem Blicke zu seinem Minister. Guerin fühlte selbst, wie schwer, wie unmöglich es seyn müsse, von einem so liebenswürdigen und so geliebten Wesen sich zu trennen, und mit einem schweren Seufzer und tiefer Verneigung gegen die Königin verließ er das Zimmer.

V.

In Auvergne, aber in einem andern Theile, als wo wir unſre Pilgrimme verlaſſen haben, ritt eine Perſon des Weges daher, welche mit Jacob zu glauben ſchien, bunt ſey die beſte Tracht. Nicht daß er grade genau die ſchäckigen Kleider eines Narren von Profeſſion getragen hätte, ſo war doch ſein Anzug ſo vielfarbig, als die Jacke meines alten Freundes Harlequin, und ſo gänzlich verſchieden von der Kleidung jener Zeit, daß es ſchien, als habe er einen Sprung über zwei oder drei Jahrhunderte gethan, und einige luſtige Kleider am Hofe Carls des Siebenten zuſammengeſtohlen. Er trug lange enge ſeidne Hoſen von glänzender Feuerfarbe; ein himmelblaues Oberkleid von Tuch, in der Taille durch einen gelben Gürtel zuſammengehalten, unter welchem es drei Daumen breit hervorragte, und eine Art von Krauße um ſeinen Leib bildete. Da dieſe Art von Ueberwurf zu gleicher Zeit ohne Aermel war, ſo hatten ſeine Arme das Anſehen, als habe man ſie in

eine, genau für seine Gestalt zugeschnittene, an dem Handgelenke eng zusammengeknöpfte Jacke gesteckt. Auf dem Kopfe trug er eine schwarze Kappe nicht unähnlich jener berühmten phrygischen Mütze. Das Pferd, welches er ritt, war eine starke graue Mähre, zu damaliger Zeit ein lächerlicher und entehrender Aufzug.

Die Gestalt dieses sonderbaren Reiters stimmte keineswegs mit seiner abgeschmackten Kleidung überein; denn hätte jemand das Modell eines Herkules gesucht, er würde es nirgends besser gefunden haben, als in seinen starken muskulösen Formen. Sein Gesicht indeß war mehr in Uebereinstimmung mit der Sonderbarkeit seines Anzugs; und in der That ging wohl nie eine merkwürdigere Physiognomie aus den geschickten Händen der Künstlerin Natur hervor. Seine Nase war lang und scheinbar ohne Knochen, denn er pflegte beständig, entweder aus irgend einem natürlichen Antriebe, oder aus einem freiwilligen lobenswerthen Verlangen, die ausgezeichnete Häßlichkeit seines Gesichtes zu veredeln, mit diesem langen Bratwurstähnlichen Institut, in der Mitte seines Ge-

ſichts, hin und her zu wedeln. Seine Augen waren groß und von grauer Farbe und thaten nicht im Geringſten der Naſe, in deren Geſellſchaft ſie ſich befanden, Abbruch, obgleich ſie ein offenbares Beſtreben, ſich von ihr zu trennen, anzeigten, indem ſie nie eine feſte und beſtimmte Richtung annahmen, ſondern dem Anſchein nach unabhängig von einander herumſchweiften; zuweilen das eine weit von dem andern, zuweilen wie Pyramus und Thisbe eines dem andern, quer über die Naſenmauer weg, verliebte, aber äußerſt ſchielende Blicke, zuwerfend. Außerdem hatten ſie eine gewiſſe kalte Stumpfheit des Blickes, welche das ganze Geſicht ſo nichtsſagend wie eine Maske gemacht haben würde, wäre nicht dann und wann ein ſtiller, ſcharfer und durchdringender Strahl in ihnen aufgeblitzt, gleich dem plötzlichen Aufglimmen eines Funkens, wo alles kalt und verlöſcht ſcheint. Sein Mund war mit dicken Lippen verwahrt, welche ſich weit und breit in einem buſchigten Barte verloren, und wenn er, wie es während ſeines Rittes durch die fruchtbaren Felder von Limagne mehr als

einmal geschah, gähnte, schien sich in seinem Gesichte ein fürchterlicher Abgrund zu öffnen, welcher im Hintergrunde zwei Reihen sehr weisser breiter Zähne zeigte.

Eine Zeitlang ritt unser Reisender ruhig vorwärts, und übte sich, wie es schien, nachträglich, der Häßlichkeit seiner Gesichtszüge wo möglich noch einen geringen Zusatz zu geben, indem er es in jede denkbare Gestalt schraubte, bis er sich von einigen Leuten, deren Auftreten für den Reisenden jener Tage eben kein tröstlicher Anblick war, beobachtet sah.

Der Weg, welcher durch das Thal führte, war eng. Die zu beiden Seiten sich erhebenden Hügel waren steil und abschüssig, und jene so eben erwähnte Gesellschaft, welche aus ungefähr zehn oder zwölf Bogenschützen bestand, hatte sich einige zwei oder dreihundert Ellen von ihm gelagert, und lauerte hinter einem Haufen Steine und dichtem Gebüsch auf Gelegenheit, die Landstraße durch das Thal mit dem gewöhnten Zoll zu belegen.

Der Reisende indessen setzte seinen Weg fort, obgleich er ihre Absicht wohl begriff; auch zeigte

er durch Nichts, als etwa durch häufigeres Wedeln mit der Naſe irgend eine Art Furcht, bis er zuletzt wahrnahm, daß Einer der vorderſten einen Pfeil auf die Senne ſeines Bogens legte, und ſich grade vor dem Gebüſch hinſtellte. In demſelben Augenblick veränderte er plötzlich ſeine Stellung, ſetzte ſeinen Kopf, indem das Pferd ruhig fortgaloppirte, auf den Sattel, und ſtreckte die Füße in die Luft, in welcher Stellung er ruhig ſeines Weges weiter ritt, nicht unähnlich jenen gewandten Herrchen, welche man jeden Abend im Frühling auf den Brettern von Aſtley's Amphitheater herumſpazieren ſehen kann.

Dies Kunſtſtück, ſo einfach und gewöhnlich es auch heutzutage iſt, verfehlte doch nicht in jenen Zeiten ſonderbar genug zu ſeyn, um den Vollbringer deſſelben in den Ruf einer genauen Bekanntſchaft mit dem Satan zu bringen, wenn es ihn nicht gar zu ihm ſelbſt machte.

Der wie vom Donner getroffene Schütze ließ ſeinen Bogen ſinken, und ſchrie: „das iſt der Teufel!" welcher Meinung die meiſten ſeiner Gefährten von Herzen beiſtimmten. Einer indeß, weniger abergläubig als die übrigen,

trat hervor, und spannte seinen Bogen zum Schuß.

„Ist es der Teufel," rief er, so muß man ihm um so mehr einen Pfeil in die Leber jagen. Was kümmert's uns, ob es der Teufel, oder ein Heiliger ist, wenn er nur eine Börse hat."

Indem er so sprach zog er die Senne mit aller Kraft seines Arms an, und brachte den Pfeil an's Auge. Aber in demselben Augenblick, als das Geschoß von der Senne abschwirrte, warf sich der sonderbare Reiter plötzlich wie ein Sack quer über seinen Klepper und der Pfeil pfiff über ihm weg, ohne ihn zu berühren.

Dann sich wieder in seine natürliche Stellung versetzend, wandte er den Routiers sein abscheuliches Gesicht zu, und brach in ein wieherndes Gelächter aus, welches in seinem gellenden, kupferartigen Tone wirklich etwas teuflisches an sich hatte.

„Ihr Narren," rief er, indem er nahe an die erstaunten Räuber hinanritt. „Glaubt Ihr, mir etwas anhaben zu können? Hoho, ich bin Euer Schutzpatron, der Teufel! Kennet Ihr nicht euren Herrn und Meister? Aber hört, ihr ar-

men Narren, ich will Euch einen guten Bissen verschaffen. Stellt eine tüchtige Bande zwischen Vic le Comte und dem See Pavin auf, und wartet dort, bis ihr eine hübsche Partie Pilgrime herunterkommen sehet. Schindet sie, schindet sie, wenn ihr rechtschaffene Diebe seyd. Laßt ihnen keinen Byzantiner übrig.

Einer von den Dieben, theils aus einem plötzlichen Anfall von Gewissensscrupel, theils aus körperlicher Angst wegen seiner Unterhaltung mit einer Person, welche er in aller Ehrfurcht für den Fürsten der Finsterniß hielt, machte das Zeichen des Kreuzes.

Dieß war bei den Räubern jener Zeit, welche, da sie alle Fesseln der Religion abgestreift, und jedes Band zwischen sich und der menschlichen Gesellschaft zerrissen hatten, durch die Einwirkungen ihres gesetzlosen Handwerks, selbst nur um so abergläubiger wurden, Etwas durchaus nicht Ungewöhnliches.

Indeß nicht sobald hatte der Reiter das Zeichen erblickt, als er scheinbar zurückprallte und ausrief: „Ha, Ihr treibt mich fort! aber wir treffen uns wieder, und verlaßt Euch darauf,

ich will Euch einen warmen Empfang bereiten. Ha, ha, ha!" Und indem er sein Gesicht in ein höchst scheußliches Grinsen verzog, brach er in jenes gräßliche Gelächter aus, und jagte mit verhängtem Zügel davon.

„Jesus Maria!" rief Einer von den Räubern, „es ist leibhaftig der böse Feind. Ich will ihm noch einen Pfeil nachschicken, um meiner ewigen Seligkeit willen." Aber sey es nun, daß des Schützen Hand zitterte, oder daß der Reiter zu weit entfernt war; soviel ist gewiß, daß er unversehrt weiter ritt, ohne Einmal zu bemerken, daß hinter ihm geschossen wurde.

Ich gebe die Hälfte der ersten Beute, welche ich machen werde, Unsrer Lieben Frau von Ferrand, rief Einer von den Räubern, und glaubte den Himmel zu versöhnen, und sich gegen den Satan zu bewahren, wenn er den Ertrag seines nächsten Bruchs der zehn Gebote mit dem Priester seiner Favorit-Heiligen theilte.

Und ich setze sechs Sous parisisch aus, für eine allgemeine Absolution, sagte ein anderer, dessen Glaube an die Macht des päbstlichen Ansehens stark war.

Wir müſſen indeſſen dieſen Herren überlaſſen, ihre Angelegenheiten mit dem Himmel abzumachen, wie es ihnen gut dünkt, und noch eine Zeitlang die Perſon begleiten, welche jene für ihren Erbfeind hielten, und müſſen zugleich zu entſchleiern verſuchen, was in ſeinem Gemüthe vorging. Da er einer von den Leuten war, deren Lippen — jene ſtets ſo treuloſen Wächter der Schätze des Herzens — in unbewußtem Murmeln das von ſich zu geben pflegen, wovon ihr Herz voll iſt, ſo brachen ſeine Gedanken in folgenden abgebrochenen Sentenzen hervor. „Was kümmerts mich wer dran muß! — wenn die Spitzbuben die Pilgrimme umbringen — ha, ha, ha, das wird ein hübſcher Spaß. Dann beuteln wir ſie aus, und ich kriege Gold, Gold, Gold. — Wenn aber die Spitzbuben den Kürzern ziehn. — Schadet auch nichts — da helfe ich mit zuſchlagen, dann bekomme ich auch Gold. Ha, ha, ha! — Die Spitzbuben plünderten geſtern einen reichen Kaufmann, und ich plündre ſie morgen. — O, prächtig! — Dann kann auch jener Thibalt von Auvergne daran glauben müſſen, mit

seinem kalten verächtlichen Blick. — O! wie freue ich mich darauf, jene Lippe, welche mich immer de Coucy's tollen Gaukler nannte, im Todeskampf grinsen zu sehen! — Aus einem seiner Vorderzähne lasse ich mir ein Mundstück zu meiner Rohrpfeife machen, und einen von seinen Armknochen lasse ich polieren, um Kegel damit zu schieben ha, ha, ha, de Coucy's toller Gaukler ha, ha, ha! — Ja, und mein guter Herr, de Coucy! der bettelhafte Schuft. Er schlug mich, als ich beim Sturm von Constantinopel eines Herrn Tochter erwischt hatte, und hinderte mich ihr Gewalt anzuthun, ha, ha, ha! Ich habe ihn gut bezahlt, daß er sich in meine Beute mischte, und stahl seine, und da ich sie nicht mitschleppen konnte, habe ich sie auf einem Acker bei Neapel vergraben — aber die Schläge habe ich ihm noch nicht bezahlt. — Das soll jetzt geschehen, ha, ha, ha! — Soll ich ihm die Wahrheit sagen von dem, weshalb er mich nach Burgund geschickt hat? — Nein, nein, nein! denn alsdann wird er ruhig zu Hause sitzen, und ein hübscher Herr seyn, und ich werde in die Küche gesteckt, und gerufen, um

die edlen Herren und Damen zu amüſiren, ha, ha! Nein, nein! er mag noch ein bischen wandern. Aber ich muß mein Mährchen zu Stande bringen. — Das tiefe Nachdenken, in welches er jetzt verfiel, ſetzte ſeiner gewohnten Redſeligkeit ein Ziel. Von Zeit zu Zeit, wenn die verſchiednen Fragmente von Schelmerei, Bosheit und Narrheit, woraus das ſonderbare Chaos ſeines Gemüthes zuſammengeſetzt war, in dem Laufe ſeiner Ideen gleichſam an einander zu rennen ſchienen, ſchielte er mit einem Blicke, worin Bosheit die Oberhand über Narrheit behielt, umher, oder hing die Zunge zum Munde heraus, und ließ das eine Auge, indem er das andre ſchloß, über Erd und Himmel umher, als ob er das Weltall ſelbſt verſpotten wolle, hinſtreifen; zuletzt brach er dann in ein langes gellendes Gelächter aus, deſſen Ton ſchwer entſcheiden ließ, ob es durch Schmerz oder Fröhlichkeit hervorgebracht ſey.

VI.

Der Eremit hatte wahr gesprochen, und de Coucy, obgleich allerdings unfähig zu vergessen, welch einen schweren Fall er gethan, war doch nach zwei Tagen vollkommen im Stande, ein Pferd zu besteigen, und fühlte, daß er wohl noch beim Turnier eine tüchtige Lanze führen, oder eine gewichtige Keule handhaben könne. Den Abend vorher war die sonderbare Figur, deren Gedanken wir theilweise im vorigen Kapitel mitgetheilt haben, in der Capelle angelangt. Da er im gelobten Lande von dem jungen Ritter losgekauft worden, so war er in gewisser Rücksicht dessen Leibeigner.

An die falsche Idee, welche de Coucy von der Tollheit seines Narren hatte, knüpfte er eine noch falschere, von seiner Ehrlichkeit, indem er die Fehler desselben seiner Verstandesschwäche zuschrieb, und in der Sorglosigkeit seines Wesens, viele seiner Tollheiten für Tugenden hielt. Daß seine Geisteskräfte schwach waren, oder besser, eine verderbte Richtung ge-

nommen hatten, litt keinen Zweifel, aber es ſchien zu gleicher Zeit, als habe er den Verſtand, welcher ihm übrig geblieben war, in einen unergründlichen Fond von Bosheit und Niederträchtigkeit, oft eben ſo wenig von andern verlangt, als ihm ſelbſt nutzlos, concentrirt.

Gallon war urſprünglich einer von den Gauklern, welche den zweiten Kreuzzug ins gelobte Land begleitet hatten. Hier wurde er von den Ungläubigen gefangen genommen, und nach mehrjähriger Sclaverei von de Coucy losgekauft, welcher ihn aus reinem Mitleid mit größerer Gunſt und Güte behandelte, eben weil er im Allgemeinen von jedermann gehaſſet und vermieden wurde, obgleich die Wahrheit zu ſagen, Gallon der Narr, wie er gewöhnlich genannt wurde, vollkommen im Stande war, ſeine eigene Sache ſelbſt auszufechten, indem er nicht gewöhnliche Körperſtärke beſaß, mit allen Waffen umzugehen wußte, und noch dazu alle der tauſend Kniffe und Pfiffe ſeiner früheren Profeſſion und jene ſchlaue Hinterliſt, welche ſo oft die Stelle des Verſtandes vertritt, beſaß.

Als er zu ſeinem Herrn gebracht war und

dessen Unfall erfahren hatte, brach er, ohne ein Zeichen von Theilnahme zu geben, in jenes wilde Lachen aus, und rief: „O seltsam!"

„Zum Henker, Narr," rief de Coucy, lachst Du über Deines Herrn Mißgeschick?"

„Nein, ich lache, wenn ich dran denke, daß er beinahe eben so geschickt ist, wie ich," versetzte der Gaukler, „und wenn ich sehe, daß er einen Felsen von zwanzig Klafter herunter rollen kann, ohne sein Gehirn zu zerschmettern. Wahrhaftig Sire de Coucy Du bist bald zu eines Minnesängers Narren gut genug, ha, ha, ha! Ich möchte Dich wohl sehen, wenn Du vor einer Cour plenière herum gaukeltest."

Der Ritter schüttelte ihm die Hand, und indem er sich in Gegenwart der schönen Isidore vom Berge durch des Gauklers Scherz mehr beleidigt fühlte, als es sonst bei ähnlicher Gelegenheit der Fall war, befahl er ihm den Erfolg seiner Sendung mitzutheilen. „Der ist leider sehr unglücklich," versetzte der Gaukler, indem er mit der Nase wedelte und, ein Auge schließend, das andere auf de Coucy heftete.

„Euer Oheim, Graf Gaſton von Tankerville will Euch keinen Livre ſchicken.“

„Wie, plagt den der Geiz?“ rief de Coucy. „Beſitzen zehn elende Jahre die Macht, ein freies edles Gemüth in die Seele eines knickerigen Filzes umzuwandeln? O, ſo verfluche ich die Zeit, denn ſie untergräbt nicht allein unſre Schlöſſer, und ſpannt unſre Sehnen ab, ſondern ſie reißt die Bollwerke unſres Gemüthes nieder, und ſtiehlt uns alle beſſern Gefühle unſrer Herzen. Was meint Ihr Fräulein, iſt es nicht der wahrhaftige Coterel, dieſer Alte mit Hippe und Stundenglas? —

„Es iſt ein bitterer Feind, aber ein redlicher,“ verſetzte Iſidore vom Berge; „er überfällt uns nicht ungewarnt. Aber Euer Mann ſcheint ungeduldig, ſeine Erzählung anzubringen, Herr Ritter; wenigſtens erkläre ich ſo das Geſicht, welches er macht.

„Gott ſegne Eure ſchönen Lippen,“ rief der Gaukler, „Ihr ſeyd die Erſte, die je mein Geſicht ſah, und mich nicht Teufel oder Narr nannte.“

„Komm,“ rief de Coucy, „laß Deine Gri-

massen, und berichte mir, was sagte mein Oheim, warum er die geforderte Summe nicht schicken wolle?"

„Er sagte Nichts," versetzte der Gaukler, „ha, ha, ha, er sagte Nichts, weil er todt ist, und" —

„Halt, halt," rief de Coucy, „todt! Gott stehe mir bei! und ich klagte ihn des Geizes an. Narr Du bist schuld, daß ich mich an ihm versündigt habe. Wie starb er? wo? wann?"

„Niemand weiß warum? — niemand weiß wo? — niemand wieß wie?" — versetzte der Gaukler mit einem Grinsen über seines Herrn Schmerz, welches er nicht unterdrücken konnte. „Alles was man weiß, ist, daß er so todt ist, wie die Heiligen von Jerusalem, und der König und der Herzog von Burgund zanken sich um seine weitläufigen Besitzungen, welche die Narren mobilia nennen. Er ist todt, rein todt! ha, ha, ha, ha!"

„Lachst Du Schurke?" rief de Coucy, sprang auf, und versetzte ihm einen Schlag, daß er in die andre Ecke der Hütte taumelte. „Laß

Dir das zur Lehre dienen, nicht zu lachen, wo andre weinen. Bei meinem Leben," fügte er hinzu, indem er ſich wieder auf ſeinen Sitz niederließ, „es war ein ſo braver Edelmann und rechtſchaffner Ritter, als je einer Sporen anſchnallte! Er verſprach mich zum Erben einzuſetzen, und ohne Zweifel hat er Wort gehalten, doch um alle die ſchönen Ländereien, welche er mir hinterlaſſen hat, ja, um ganz Frankreich möcht ich dieſe Nachricht nicht gehört haben!"

„Ha, ha, ha! ha, ha!" ertönte es von der andern Seite der Hütte.

„Was lachſt Du Schurke?" rief de Coucy, „willſt Du nie aufhören, mit Deiner tollen Fröhlichkeit? was lachſt Du, ſage ich?"

„Weil," verſetzte der Gaukler, „wenn Du die ſchönen Ländereien nicht haben willſt, Du ſie auch wohl nicht bekommen magſt. Der gute Graf von Tankerville hat weder Teſtament noch Willensmeinung hinterlaſſen, ſo daß, mit Gottes Hülfe, der König, oder der Graf von Burgund, die Länder bekommen werden, wer von beiden grade den längſten Arm hat, ſie zu nehmen, oder den ſtärkſten, ſie zu behalten.

So befahl mir der Stiftshauptmann von Besançon zu sagen."

„Aber wie kommt das, mein Sohn," sagte der Eremit, welcher zugegen war, „daß Ihr nicht directer Erbe von Eures Oheims Lehen seyd, wenn keine andern Erben da sind?"

„Ach, guter Eremit," versetzte de Coucy, „Onkel und Neffe waren bloße Höflichkeiten unter uns, weil wir uns liebten. Der Graf von Tankerville heirathete meines Vaters Schwester, welche kinderlos starb, und so schenkte er seine ganze Liebe mir, dem damals Verwaiseten. Ich verließ ihn ohngefähr vor zehn Jahren, als ich noch Knappe war, um dem heiligen Kreuze zu folgen, und obgleich ich durch Briefe und mündlich, manche Botschaft von ihm über die weite See hinaus bekommen habe — ein Beweis, daß er mich nicht vergessen hatte — so komme ich jetzt zurück, und finde ihn todt, und andere im Besitz seiner Ländereien. Je nun, mags drum seyn! Ihretwegen klage ich nicht, allein ich habe den besten Freund verloren."

„Ihr thut mir Unrecht, de Coucy," sagte der Graf. „Niemals ist, noch war Jemand

inniger Euer Freund, als Thibalt von Auvergne; und was Geld und Ländereien anbetrifft, guter Ritter, gehört nicht die Hälfte von dem was ich beſitze, dem Manne, welcher drei Mal mein Leben gerettet hat? War't Ihr nicht ſtets mein Waffenbruder?"

„Nein, nein! d'Auvergne; de Coucy iſt arm, aber er hat genug," verſetzte der Ritter, „zu dem kennt Ihr ſeinen Stolz, und wißt daß er kein Vavaſſor iſt; und obgleich ſeine Länder klein ſind, ſo iſt er doch Herr auf ſeinem Grund und Boden, welcher von Niemandem abhängt, und weder Tribut noch Frohndienſte an irgend Jemanden zu leiſten hat, nicht Einmal, obgleich Ihr lächelt, guter Ritter Julian, nicht Einmal dem Könige. Mein Land iſt das letzte freie Land in Frankreich."

„Schickt Euren tollen Gaukler fort, de Coucy," ſagte der Graf, „ich möchte ein Wort zu Euch ſprechen, ohne deſſen vortreffliche Gegenwart."

De Coucy machte ſeinem ſonderbaren Diener ein Zeichen, worauf er die Hütte verließ; und der Graf fuhr fort. „De Coucy, war es ver-

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

nünftig dieses Geschöpf zum Boten in einer so wichtigen Angelegenheit zu gebrauchen? Könnt Ihr Euch auf seine Erzählung verlassen? Ihr kennt ihn als einen wahnwitzigen Schuft, der, obgleich er Verstand hat, doch weit mehr Bosheit und unendliche Hinterlist besitzt. Hört meinen Rath: entweder geht selbst, oder sendet einen zuverlässigen Boten, um die Wahrheit zu ergründen." „Das sey ferne!" rief de Coucy. „Ich will nicht, daß die guten Leute sagen sollen, de Coucy laufe hinter Besitzungen her, welche er nicht bekommen könne, wie ein Bettler in der Küche des Reichen hinter den aufgetragenen Schüsseln. Außerdem thut Ihr Gallon Unrecht, er ist tapfer wie ein Löwe, und dankbar für empfangene Wohlthaten. Er kann mich nicht hintergehen wollen, und wenn auch, so hat er nicht so viel Verstand, eine Erzählung, gleich dieser, auszusinnen. Er wußte ja nicht, daß ich meines Oheims gesetzlicher Erbe nicht bin. O nein, es ist sicher so; darum laßt es ruhen! Was kümmerts mich? Ich habe meine Lanze, mein Schwert und meine Rittersporen, und so komme ich durch die Welt trotz dem Schicksale.

D'Auvergne sah seinen Freund entschlossen, und drang deshalb nicht weiter in ihn. Im Stillen faßte er den Entschluß, bei der ersten Gelegenheit selbst nach Besançon oder Dijon zu gehen, zwischen welchen Städten die fraglichen Besitzungen in der Mitte liegen, und solche Nachforschungen anzustellen, wozu sein Freund selbst sich abgeneigt erklärt hatte. Am nächsten Morgen begab sich die ganze Gesellschaft nach der Hütte des Hirten, woselbst die Pferde zurückgelassen worden waren. Man bestieg dieselben, und setzte die Reise nach Vic le Comte, dem Aufenthalte der Grafen von Auvergne, fort.

Der Eremit, dessen Geschicklichkeit de Coucy so viel zu verdanken hatte, bestieg ein starkes Maulthier, und begleitete sie auf den Weg.

„Ich muß um die Erlaubniß bitten, Ihr Ritter, unter Euerm Schutz reisen zu dürfen," sagte er, als sie im Begriff waren aufzubrechen. „Gegen meinen Willen werde ich zurückgerufen, mich in die Angelegenheiten der Menschen zu mischen, welche durch ihren eigenen hartnäckigen Widerstand, ihre niedrigen Leidenschaften und ihre plumpen Thorheiten, allzeit

so verworren werden; daß es der offenbaren Hand des Himmels bedarf, um sie nur glücklich bis ans Ende eines kurzen Lebens zu leiten. Ich glaubte für immer mit der Welt abgeschlossen zu haben, allein der König ruft, und nächst Gott, gehört mein Gehorsam ihm."

„Wie, seyd Ihr nicht der berühmte Eremit des Waldes von Vincennes?" fragte der alte Julian vom Berge, „von dessen weisen Rathschlägen man erwartet, daß Philipp noch abgehalten werden möge, seine armen Unterthanen zum Widerstande zu treiben?"

„Berühmt, und ein Eremit!" rief der Klausner aus. „Mein guter Sohn, wenn Ihr so wenig nach Ruhm gestrebt hättet, als ich, Ihr würdet nicht von den Gränzen Flanderns in das Herz von Auvergne gekommen seyn. Ich verließ Vincennes, um den Ruhm abzuschütteln, den sie mir auflegen wollen, Ihr aber verließt Euer Schloß und Eure Bauern, um Euch mit Sachen abzugeben, die Euch nichts angehen. Wollt Ihr meinen Rath befolgen, so vergeßt die schlimme Absicht Eurer Reise. Besucht Euern Freund, aber nur als Freund; dann kehrt zu

Eurer Halle zurück, und sitzt dort in Ruhe und Frieden mit dem ganzen Menschengeschlecht.“

„Ha, wie zum Henker!“ rief der hartnäckige Greis ärgerlich aus, indem alle Dankbarkeit, welche er für den Eremiten empfunden hatte, durch diese unglückliche Rede in Bitterkeit umgewandelt wurde. „Soll ein alter Schwärmer mich von meinem Vorsatze abbringen? Ich sage Dir, Eremit, ich führe in die Hölle, wäre es auch nur, weil Du es nicht wolltest. Beim Himmel, was ich mir vorgenommen habe, steht so fest, als der Mittelpunkt der Erde.“

Der Graf von Auvergne trat dazwischen, und indem er dem Eremiten sicheres Geleit, wenigstens durch seines Vaters Gebiet, versprach, führte er Ritter Julian an die Spitze des Zuges, und verwickelte ihn in eine weitläufige Aufzählung all der wichtigen Maßregeln, welche Philipp August während der letzten fünf Jahre auf den Rath des Eremiten ergriffen, und glücklich durchgeführt habe, welche indeß in keinem Zusammenhange mit dieser Geschichte stehen, und bei Rigord, Guillaume le Breton, Guil-

laume de Nangis und verschiedenen andern glaubwürdigen Geschichtsschreibern jener Zeit und jenes Landes nachgesehen werden können.

Auf Ritter Julian und den Grafen folgte die schöne Isidore. Ihr zur Seite de Coucy, fröhlicher und lebendiger gestimmt als die trüben Nachrichten, welche er bekommen hatte, erwarten ließen; und wirklich schien sein Gemüth, nach seinem jetzigen Betragen zu schließen, eines von denen zu seyn, welche, wenn sie durch eine jener schweren Lasten niedergedrückt werden, welche die Zeit so oft dem menschlichen Herzen auflegt, im nächsten Augenblick mit jener Art von Spannkraft sich wiederum erheben, die Bürde des Kummers schnell von sich werfen, und trotziger als vorher dem Unglück die Stirne darbieten.

Dieß war indeß hier nicht ganz der Fall. De Coucy's Empfindungen für die schöne Isidore waren der Art, daß er ihre Natur nicht zu ergründen vermochte, und um daher seine Verlegenheit zu bemänteln, schwatzte er leichthin über jeden Gegenstand, und stellte sich so am wenigsten zu seinem Vortheile dar, wo er, der Wahrheit nach, am mehrsten zu gefallen dachte.

Isidorens Antworten waren kurz, und er fühlte, daß er durchaus nicht auf dem rechten Wege sey, ihre Gunst zu gewinnen, und dennoch wäre er lange auf dieselbe Weise fortgefahren, hätte nicht die Unterhaltung sich zufällig auf den Freund gewandt, den er an dem Grafen von Tankerville verloren hatte. Zum Glück für den Ritter kam es dahin; denn jetzt erwachten alle zarten und tiefen Gefühle seines Herzens, und er sprach von herrlichen Eigenschaften, von erhabenen Tugenden, wie einer, der sie selbst besitzt. Isidorens Antworten wurden länger, und jetzt erst begann jener lebendige und zutrauensvolle Austausch der Ideen, welcher an und für sich so süß, gewöhnlich mit Etwas noch Süßerm zu enden pflegt.

Sie waren bald nur mit sich selbst beschäftigt, und würden es wer weiß wie lange noch geblieben seyn, hätte nicht Hugo de Barre, welcher, wie zuvor, dem Zuge voranritt, plötzlich sein Pferd angehalten, und indem er auf eine undeutliche Masse von Gebüsch zeigte, welche die Seite des Hü-

gels bedeckte, und die fernere Wendung des Wegs verbarg, ausgerufen:

„Ich sehe, daß diese Gebüsche sich gegen den Wind bewegen!“

„Ha, ha, ha!“ schrie eine Stimme von hinten her. Alles gerieth in Bewegung; denn die Merkmale, welche der Knappe angegeben hatte, konnten einzig einem Hinterhalte einer jener räuberischen Horden zugeschrieben werden, welche in diesen guten Zeiten nichts weniger als selten waren. Die Enge des Weges, so wie das entgegenstehende Gebüsch, verhinderte die Ritter, die Zahl oder Beschaffenheit ihrer Feinde zu schätzen. Bestürzung war überall. Die Knappen sprangen herbei, den Rittern ihre wohlgerüsteten Pferde zu bringen, und ihnen die Helme zuzuschnallen. Die Ritter befahlen mit lauter Stimme, den Bogenschützen und Dienern, vorzudringen, und riefen Isidoren und ihren Weibern zu, sich zum Nachtrabe zu begeben. Ehe dieß aber ins Werk gesetzt werden konnte, regnete es eine ganze Fluth von Pfeilen auf sie herab, und Einer hätte unfehlbar das Fräulein selbst getroffen, wäre er nicht an

de Coucy's Schild abgepraallt, den dieſer über ihrem Haupte hielt.

„Nimm meinen Schild, Gallon," ſchrie de Coucy, „und halte ihn über dem Fräulein! Auch meine Lanze, die iſt ſchlecht zu gebrauchen gegen Büſche. — St. Michael! St. Michael! ſchrie er laut auf, und indem er ſeine gewichtige Streitaxt vom Sattel losſchnallte, ſchwang er ſie um den Kopf, als wäre es eine Weidenruthe.

„St. Michael! St. Michael!" und während die Bogenſchützen des Grafen von Auvergne eine dichte Ladung Pfeile ins Gebüſch ſandten, ſpornte de Coucy ſein Pferd hinter Auvergne her, welcher mit Ritter Julian vom Berge, und einigen leichtbewaffneten Knappen vorgedrungen war.

Sein mit Haken verſehenes Pferd donnerte über den Boden weg, und in einem Nu war er an ihrer Seite, an einer Stelle, wo die Wegelagerer eine ſchwere eiſerne Kette quer über den Weg gezogen hatten, hinter welcher ſie zahlloſe Pfeile auf jeden anſcheinend ſchwachen Punct in des Grafen Rüſtung hervorſchoſſen.

Ueber die Kette hinweg zu setzen war unmöglich, und dennoch spornte Thibalt sein schweres Pferd gegen sie an, um sie zu zertrümmern, aber vergebens. Ein Hieb indeß von de Coucy's Art, und die Kette flog, mit einem gellenden Tone, mitten auseinander. Sein Pferd stürmte vorwärts, und sein nächster Streich traf den Kopf eines der Anführer, und spaltete ihm Stahlhaube, Schädel und Gehirn, als ob die Schärfe der Art durchaus keinen Widerstand gefunden hätte.

Hier konnte man sich einen Begriff von den außerordentlichen Thaten der Ritterschaft machen, welche ein späteres Zeitalter mit Staunen erfüllen. Die Piken, die kurzen Schwerter und Pfeile der Coterel's prallten von der Rüstung der Ritter ab, wie Wellen von einem Felsen, während de Coucy, durch den Gedanken begeistert, daß Isidore's Augen auf seine Thaten blickten, seine früher bewiesene Tapferkeit noch übertraf. Kein Streich wurde von seinem Arme geführt, der nicht den Gegenstand welchen er traf niederschmetterte. Die Coterel's verschwanden vor ihm wie Spreu vor dem Winde. Der

Graf von Auvergne folgte ihm auf der Spur, und trieb mit den Knappen den ganzen Haufen der Wegelagerer, welche die Straße beſetzt hatten, ins Thal hinab, während die Bogenſchützen jene, welche auf dem Hügel Poſto gefaßt hatten, aufſpießten.

Einen Augenblick lang verſuchten die Coterel's, ſich hinter den Büſchen, welche das Vorſchreiten der Pferde zugleich ſchwierig und gefährlich machten, zu ſammeln, als ein lautes gellendes „Ha, ha, ha!" ſich hinter ihnen erhob, und Gallon der Narr auf ſeinem Klepper mit de Coucys Lanze und Schild bewaffnet, und mit einem Geſichte, deſſen Scheußlichkeit ein ganzes Heer werth war, auf ſie losrannte, und, um mich eines Ausdrucks jener Tage zu bedienen, „Wunder der Tapferkeit verrichtete." Zwiſchen jedem Streich ſtieß er ſein „ha, ha!" aus, und zwar mit ſolch einem teufliſchen Triumphe, daß de Coucy ſelbſt ſich kaum enthalten konnte, ihn für einen Vetter des Satans zu halten. Was die Coterel's anbetrifft, ſo glaubte die Mehrzahl auf das Unbedingteſte an ſeine diaboliſche Natur, und indem ſie, ſobald

sie ihn erblickten: „der Teufel, der Teufel!“ schrien, flohen sie nach jeder Richtung über Felsen, Berge und Baumstämme davon. Ein einziger blieb stehen und zielte auf Gallon, indem er rief: „Teufel! das ist nicht der Teufel, sondern ein falscher Verräther, der uns zu dieser Schlappe verholfen hat, und ich muß sein Herzblut sehen, ehe ich sterbe.“ Aber Gallon bog durch eine jener sonderbaren und unbegreiflichen Wendungen seines Körpers dem Schusse aus, und der Coterel war nun froh, daß er sich selbst durch einen behenden Sprung auf einen steilen Felsen retten konnte.

Sogleich sprang Gallon der Narr von seinem Klepper, und indem er mit sehr weniger Ehrfurcht de Coucy's Schild und Lanze von sich warf, fing er an mit gieriger Habsucht die Leichname zweier gebliebenen Coterel's zu plündern, ohne ihnen einen Fetzen zu lassen, den er nur im Geringsten benutzen zu können glaubte.

Als de Coucy ihn in dieser Beschäftigung erblickte und die unehrerbietige Behandlung seiner Waffen wahrnahm, spornte er sein Pferd auf ihn zu, und erhob seine furchtbare Axt über

des Narren Haupt, indem er mit Donnerstimme „Gallon!“ rief.

Der Gaukler schaute grinsend in die Höhe und schrie, „ha, ha, ha!“ indem er die geschwungene Streitart über seinem Haupte erblickte. „Ihr bringt mich nicht zum Blinzeln, ha, ha, ha!“ und so fuhr er fort, den Leichnam mit der unermüdlichsten Sorgfalt zu durchsuchen.

„Danke es Deiner Tollheit, daß ich Dir nicht den Hirnschädel spalte,“ sagte de Coucy, „weil Du so mit meiner Lanze und meinem Schilde umzugehen wagst. Aber steh auf,“ fügte er hinzu, indem er ihm einen ziemlich derben Schlag mit dem Rücken der Art versetzte, „und lieg nicht da, wie eine rothbeinigte Krähe, welche die Leichname anfrißt. Wo ist das Fräulein, und warum hast Du sie verlassen, da ich Dir doch befahl, bei ihr zu bleiben?“

„Ich ließ das Fräulein in einer engen Felsenhöhle,“ versetzte der Gaukler, indem er mißmuthig von seiner Beute aufstand, „und als ich Euch im Handgemenge mit den Coterel's erblickte, kam ich den Stärksten zu Hülfe.“

Es mochte in dieser Antwort mehr verborgen liegen, als de Coucy argwöhnte; aber als ein Scherz aufgenommen, vertrieb es seinen Groll, und indem er Hugo de Barre befahl, ihm seinen Speer und Schild zu bringen, ritt er an die Stelle zurück, wo das Gefecht seinen Anfang genommen hatte.

Gallon, der Narr, hatte wirklich Isidoren und ihre Weiber in eine jener Höhlen sicher untergebracht, womit die Gebirge von Auvergne nach allen Seiten hin versehen sind, und hier fand de Coucy sie, sammt ihrem Vater, Ritter Julian, welcher viel von einem Pfeile schwatzte, der durch sein Kleid geflogen sey, ohne ihn zu verletzen.

Der Graf von Auvergne war einen Theil des Wegs voraus gegangen, um sich zu überzeugen, daß Alles von Räubern rein sey, während das Fräulein und ihre Dienerinnen sich bemühten die Wunden einiger Bogenschützen zu verbinden, welche sie im Handgemenge bekommen hatten, ein rein weibliches Geschäft, nach den Ansichten jener Zeit. Der Eremit kam mit dem Grafen zurück, und obgleich er Nichts da-

von erwähnte, so konnte man doch bemerken, daß ein Pfeil seine Stirn gestreift hatte. Dieses und zwei Oeffnungen in seiner Kutte bewiesen, daß er, ohne an dem Kampfe thätigen Antheil genommen zu haben, doch die Gefahren desselben nicht gescheut habe.

Dergleichen Scharmützel waren in jenen Zeiten so gewöhnlich, daß das eben Vorgefallene kaum des Erwähnens werth gewesen wäre, wenn nicht zweierlei Umstände es wichtig gemacht hätten. Zuerst, der Eindruck, welchen die sonderbare Erscheinung des Narren auf die Räuber hervorbrachte; dann, das neu hinzugekommene Band, welches Isidora's und de Coucy's Herzen an einander knüpfte. Was das Erstere betrifft, so müssen wir erwähnen, daß die Erscheinung aller Arten böser Geister in fleischlicher Gestalt in jenen Zeiten so häufig war, daß Rigord wenigstens zwanzig Beispiele anführt, und Guillaume de Nangis einer ganzen Truppe derselben sogar im Chor der Kirche erwähnt. Man muß sich daher nicht wundern, daß eine Bande von abergläubigen Buschkleppern, deren Handwerk selbst sie solchen diaboli-

schen Besuchen aussetzte, ein so häßliches Wesen, wie Gallon der Narr, für den bösen Feind ansehen konnten; besonders wenn man noch zu diesen unbegreiflichen Gesichtsverzerrungen den wahrhaft teuflischen Streich rechnete, daß er es war, welcher sie in diese Schlappe hineingebracht hatte, und dann über ihre Niederlage triumphirte.

Indessen kehren wir zu den wichtigern Personen unserer Geschichte zurück. Die ganze Gesellschaft setzte sich wieder in Bewegung, indem sie dieselbe Ordnung beobachtete wie vorher. Auch äußerte Isidora, obgleich so furchtsam wie Eine jener Tage, keine andere Furcht, als daß sie dann und wann etwa einen ängstlichen Blick auf die Berge warf. Ein leichter Schauer durchzuckte ihre Gestalt, als sie auf dem Wege an drei kalten, entseelten Leichnamen vorüberkam, welche die gräßlichen Zeichen von de Coucys Streitaxt an sich tragend, am Boden lagen. Allein eben dieser Anblick verband in ihr die Ideen von ihrer eignen Schwäche und de Coucys Stärke, und brachte jene stillschweigende Bewunderung hervor, welche der Muth und

die Kraft zu allen Zeiten verlangen. Sich selbst unbewußt, lenkte sie ihr Pferd gegen de Coucy.

Keine Dame von Isidorens Range reiste in jenen Zeiten ohne ein großes Gefolge von Dienerinnen, und da die Pagen und Knappen de Coucy's und d'Auvergnes gradeswegs aus Palästina kamen, wo Weiber Treibhauspflanzen waren, welche gewöhnlichen Augen nicht ausgesetzt wurden, so läßt sich denken, daß wir unsrer Haupterzählung noch manche hübsche und geistreiche Episode von den Galanterien des zweiten Ranges unserer Pilgrimme anfügen könnten, allein wir werden genug mit den schon vor uns befindlichen Personen zu thun haben, und können uns daher nicht um die zärtlichen Gebräuche der niedern Classe bekümmern.

Indem der Weg sich nun durch unzählige von der Sonne beschienene Thäler, durch üppige und herrliche Landschaften zog, fing der Zug an in die fruchtbaren Ebenen von Limagne niederzusteigen, welche mit den Blüthen von tausend Bäumen bedeckt, und in ein Meer von Lieblichkeit eingetaucht waren. Die Fähre über

den Allier setzte sie bald in dem angenehmen Thale von Vic le Comte ans Land, und Thibalt von Auvergne, indem er rund um sich herblickte, vergaß die Last des Daseyns, streckte seine Arme aus, um es an sein Herz zu drükken, und rief aus: „O, mein Vaterland!"

Er hatte den Süden von Auvergne gesehen; er hatte das Mont d'or Gebirge und Puy de Dome gesehen, Alles sein Eigenthum; allein Alles dieses hatte nur oberflächlich zu seinem Herzen gesprochen, und war nicht im Stande gewesen, den darauf lastenden Kummer nur auf Einen Augenblick hinwegzunehmen. Als aber die Scenen seiner Kindheit ihm vors Auge traten, als er jeden Gegenstand sah, woran sich in seinem Gedächtnisse die ersten süßesten Eindrücke des Daseyns reihten; jeden Gegenstand den er gekannt, an dem er sich ergötzt hatte in jener schönen Zeit, wo noch der Himmel seines jugendlichen Lebens ohne Wolken war, da schien es ihm als ob die letzten fünf Jahre aus dem Buche seines Lebens herausgestrichen seyen, und als ob er wieder im Glanze der Jugend dastände, jener Jugend des Herzens und der

Seele, wo beide noch nicht durch Kummer niedergedrückt, durch Verrath abgehärtet, und durch fehlgeschlagene Hoffnungen gebrochen sind.

Das Thal von Vic wird durch zwei Arme des Forey-Gebirges gebildet, welche es gegen Osten einschließen. In dem Mittelpuncte dieser reichen Ebene liegt Vic le Comte. Es war damals eine so hübsche Stadt, wie irgend eine in Frankreich. An einem sanften Abhange liegend und mit dem alten Schlosse auf einem hohen Berge im Hintergrund, bildete es eine düstere Pyramide mitten im sonnigen Thale, welches in dem Augenblicke wo der Zug sich näherte, durch eine vorüberziehende Wolke in Schatten gestellt wurde, während das glänzende Licht des Sommerabends sich über die ganze Scene verbreitete, und die blauen, jenseits sich erhebenden Berge dem Ganzen einen sanften und luftigen Hintergrund verliehen. Graf Thibalt führte sie, um die Stadt zu vermeiden, rechts um dieselbe herum und in wenig Augenblicken befanden sie sich in der Entfernung von ungefähr einer halben Stunde dem Schloß gegenüber.

Es war ein großes schwerfälliges Gebäude

mit unzähligen Thürmen von verschiedener Größe und Gestalt, einige rund, andere viereckig, alle aber scheinbar ohne Ordnung auf einer hervorragenden Spitze, welche die Stadt beherrschte, zusammengestellt. Die Plateform eines jeden Thurms, gleichviel ob rund oder viereckig, war mit Zinnen versehen, und jeder Winkel, welcher eine solche Zugabe zuließ, hatte als Zierrath ein Thürmchen, welches gewöhnlich höher hervorragte, als der große selbst, dem es beigefügt war.

Nahe bei dem Mittelpunct des Gebäudes indeß, erhoben sich zwei Massen von Mauerwerk, welche von allen übrigen Gebäuden sich unterschieden; das eine ein gewaltiger viereckigter Thurm, vier Mal so groß, als einer der übrigen, durch seine Größe; der andere durch seine Höhe, indem er schmal und lang, weit über jeden ihn umgebenden Gegenstand emporragte. Dieser hies le beffroy (Warte) in welchem Tag und Nacht ein Wächter bereit stand, um bei dem geringsten beunruhigenden Zeichen in sein Horn zu stoßen, oder die große Glocke — ban cloque — zu läuten, welche über seinem Haupte hing.

Vom Thor des Schlosses bis zu den Mauern der Stadt dehnte sich ein sanfter, grüner Abhang aus, welcher jetzt grade mit Zelten und Buden bedeckt war, und genau einem englischen Markt glich. Von der Höhe aus, wo d'Auvergne stand, konnte man eine Menge von Wesen bemerken, welche sich in mannigfaltigen bunten Kleidern, einige zu Fuß, andre zu Pferde, geschäftig hin und her bewegten, und der Scene große Lebendigkeit verliehen, während die unzählbare Menge von Wetterhähnen, womit jede Zinne des Schlosses geziert war, mit ihren tausend Fahnen, Flaggen und Wimpeln lustig und schimmernd durch einander flatterten.

Der Zug konnte kaum hundert Schritt über den hervorspringenden Winkel der Stadt, welcher ihn vor den Bewohnern des Schlosses verbarg, hinaus seyn, als die Augen des Wächters seiner ansichtig wurden, und sogleich ertönte ein kräftiger Trompetenstoß von der Warte herab.

D'Auvergne kannte den Willkomm seines Hauses und setzte das Horn zur Antwort an die Lippen. In demselben Augenblicke folgte jeder Bogenschütze aus einem unwiderstehlichen

Antriebe dem Beispiele seines Herrn. Jeder sah ja seine Heimath vor sich und so bliesen sie zusammen in vollkommener Uebereinstimmung das berühmte „bienvenu Auvergnat," bis die Mauern, Thürme und Hügel den Klang tausendfach zurückgaben.

Jetzt wurden die Thore des Schlosses aufgerissen, und ein hübscher Zug Berittener kam den Pilgern entgegen. An der Spitze ritt ein Greis, reich in Carmoisin und Gold gekleidet. Das Feuer seines Auges war ungelöscht, die Rosen seiner Wangen ungebleicht, und die einzige sichtbare Wirkung seiner siebenzig Sommer war das Schneeweiß seiner Haare. D'Auvergne's Pferd flog wie ein Pfeil ihm entgegen. Der Greis und der Jüngling sprangen zu gleicher Zeit zur Erde. Der Vater riß den Sohn an die Brust, und indem seine Thränen auf dessen Eisenschultern niederfielen, rief er aus: „Mein Sohn, mein Sohn!"

VII.

Wir ſetzen voraus, daß Allen, ſo auch Gäſten, im Schloſſe des Grafen von Auvergne, welche ſeine Boten als Cour plenière zur Feier der Rückkunft des Sohnes zuſammenberufen hatten, eine erwünſchte Aufnahme geworden.

Es war eine jener jetzt ſo ſeltenen Scenen, wo Gepränge, Glanz und Pracht frei von kalter Formalität und ſteifem Ceremoniel ſich zeigen durfte. Die ſtrenge Etikette, welche zwei Jahrhunderte ſpäter jeder Bewegung der franzöſiſchen feinen Welt Feſſeln anlegte, war damals unbekannt. Ehrentitel ſtiegen nicht höher als „beau Sire" und „Monſeigneur," und ſelbſt dieſe war mehr eine Auszeichnung für Verdienſte und glänzende Tugenden, als ein dem Wohlſtande oder dem Range gezollter Tribut. Man war frei und ungezwungen vergnügt, und obgleich dem Alter und Stand die ihm gebührende Ehrfurcht gezollt wurde, ſo trug ſie doch mehr den Character eines frühern einfachern Zeitalters, in welchem das freiwillige

Opfer, welches das Herz dem wahren Verdienst gewährt, noch nicht durch die kalte Strenge des Gesetzes bestimmt ist. Dennoch kannte in jenen Zeiten ein Jeder seine Stellung, und indem er auf keine Auszeichnung Anspruch machte, welche ihm nicht zukam, zahlte er dem höhern Range aus gutem Herzen seinen ihm gebührenden Zoll an Ehrfurcht.

Durch die tausend Zimmer und zehntausend Gänge des Schlosses Vic le Comte rannte eine Menge von Pagen, Knappen und Diener, deren Zahl mit der der Gäste im Verhältniß stand, geschäftig auf und nieder. Ein jeder derselben, obgleich er den verschiedenen ritterlichen und adlichen Gästen diejenigen Dienste leistete, welche heutzutage das Geschäft der niedrigern Dienerschaft ausmachen würden, war doch selbst von adliger Geburt, und strebte selbst nach den höchsten Würden der Ritterschaft. Dies war nicht allein an den Höfen souveräner Fürsten, wie der des Grafen von Auvergne, der Fall; sondern Aeltern vom höchsten Range schätzten sich glücklich, wenn sie ihre Söhne in den Dienst des ärmsten Ritters bringen konnten,

vorausgesetzt, daß dessen eigne Thaten Bürge waren, daß er die ihm Anvertrauten die Bahn des Ruhms und der Ehre führen werde. Es war dies eine Art von Vorschule der Ritterschaft.

Dieser Kern von Dienern stürmte nun, wie wir vorhin erzählten, eine halbe Stunde nach Thibalts Ankunft, von Zimmer zu Zimmer, indem sie ihre Dienste anboten, und den Rittern, welche ihren jungen Herrn zu begrüßen gekommen waren, die gewichtige Rüstung abschnallten, ohne welche alles Reisen besonders in Auvergne verwegen und gefährlich war. Eine Menge neuer Gäste langte an: schöne Damen und artige Ritter; Vasallen und Vavasforen mit buntem Gefolge; einige blos mit dem Schwert und der Lanze, andre die Lyra mit sich führend, ohne welche der anerkannte Troubadour nie reis'te; andre wieder in Begleitung einer ganzen Schaar von Gauklern, Narren, Seiltänzern, Mimen und Minnesängern, welche sie zur Begrüßung ihres jungen Lehnsherrn, zu dessen Cour plenière sie zogen, mit sich gebracht hatten.

Unzählige dieser Buffons waren auch zwischen

den obenerwähnten Zelten und Buden zerſtreut. Auch ſah man dort Kaufleute und Hauſirer jeder Art, welche mit möglichſter Schnelligkeit nach Vic le Comte geeilt waren, ſobald das erſte Gerücht einer Cour plenière ihr Ohr erreicht hatte. Hier ſah man in einer Bude Kleider von Gold-, Silber-, Sammet- und Seideſtoff, dort in einer andern Hermeline, ſibiriſche Eichhörnchen und alle Arten von ſonſtigem Pelzwerk. Andre wiederum hatten ſilberne Schaalen und Gefäße, und goldne Spangen an den Mänteln der Damen und Herren, „fermailles“ genannt, ausgebreitet; und wieder andre boten Schwertfegerarbeit und Waffenſtücke jeder Art, däniſche Streitärte, Helme von Poitiers, Cölniſche Schwerter und Bruſtharniſche von Rouen feil. An Lärmen gebrach es auch nicht. Gelächter, Gejauchze und Geſchrei innerhalb und außerhalb der Stadtmauern vermiſchte ſich mit den Tönen von tauſend Inſtrumenten, von der Flöte an, bis zur Savoyardenleier herab, während zugleich an jedem Punct der Scene Alles lebte und flatterte, entweder von ſchönen Kleidern und ſich hin- und

her bewegenden Gestalten, oder von Fahnen, Flaggen und Wimpeln auf den Mauern und Zinnen des Schlosses.

Genau um vier Uhr verfügte sich eine Gesellschaft reichgekleideter Minnesänger vor das große Schloßthor, und führte ein sogenanntes corner à l'eau aus, welches das Zeichen war, daß das Mahl aufgetragen werde. Bei diesem Tone verließen die Damen und Herren die Zimmer, in welche sie anfangs geführt worden waren, und vorsammelten sich in Einer der großen Hallen des Schlosses, wo einem Jeden durch einen Pagen ein silbernes Becken nebst Handtuch dargereicht wurde, um vor dem Mahle die Hände zu waschen.

Bei dieser Ceremonie fand sich de Coucy, der Himmel weiß wie, neben Isidoren vom Berge, und er hätte dem muntern Pagen, welcher Wasser über ihre schöne Hand goß, und ihr mit frecher Dreistigkeit ins Gesicht schaute, so daß Isidora, während sie ihm für seinen Dienst dankte, sich des Lächelns nicht enthalten konnte, herzlich gern eine derbe Ohrfeige gegeben.

Der alte Graf von Auvergne ſprach mit ſeinem Sohne, und während er die verſchiedenen an ihm vorüberſchreitenden Gäſte mit Wort und Miene bewillkommnete, nahm er doch ſtets wieder die Unterhaltung mit dem Grafen Thibalt auf. Dieſe ſchien indeß nicht eben von der angenehmſten Art zu ſeyn; denn jener Trübſinn, welcher auf der Stirn des Sohns laſtete, und jenen, durch die Freude der Heimkehr erregten, Abglanz des Entzückens ſchon wieder verwiſcht hatte, ſchien ſich auch dem Vater mitgetheilt zu haben.

„Wenn Du Dein ritterliches Wort gegeben haſt, mein Sohn," ſagte der alte Graf, als die Hörner von Neuem zur Tafel einluden, „ſo laß Dich durch meine Beſorgniſſe nicht abhalten; aber ich wollte lieber Du hätteſt geſchworen, den Sultan auf ſeinem Throne am Bart zu zupfen, als dieſes." Die Unterhaltung endete hier, und die Gäſte wurden feierlich in den Bankett-Saal geführt.

So nannte man eine jener ungeheuern Hallen, von denen in jetziger Zeit nur noch wenige zu ſehen ſind. (Eine indeß findet man auf

la Brède, dem Schloſſe des berühmten Montesquieu, von faſt gleicher Ausdehnung.) Sie war achtzig Fuß lang, gegen funfzig breit, und die Decke, von glattem dunklen Eichenholz, erhob ſich von den faſt dreißig Fuß hohen Wänden, und traf im Mittelpunct in Form eines ſpitzigen Gewölbes zuſammen. Weder Säulen noch Pfeiler zierten die Seiten, aber dreißig vollſtändige Rüſtungen mit Schwert, Speer, Schild, Streitart, Keule und Dolch hingen an jeder Wand, und über jeder derſelben ragte ein Banner hervor, welches entweder dem Hauſe Auvergne angehörte, oder von einigen ſeiner Glieder in der Schlacht erobert war. Der Fußboden war dicht mit grünen Zweigen beſtreut, und an den Wänden war jeder Raum zwiſchen den Rüſtungen mit großen Eichenzweigen ausgefüllt. Nach dieſer ſo einfachen Ausſchmückung des Saales zu urtheilen, würde wohl Niemand erwartet haben, die Tafel mit ſolcher Pracht und Delikateſſe angeordnet zu ſehen, als ſie nur immer der leckerſte Gourmand der heutigen Zeit verlangen kann, um ſein Mahl zu würzen.

Die Tafel, welche die ganze Länge der Halle

einnahm, war mit feinem Damast belegt — dessen Erfindung gewöhnlich dem siebzehnten Jahrhundert zugeschrieben wird, jedoch unendlich älter ist. Lange, mit Teppichen belegte Bänke, dehnten sich an beiden Seiten der Tafel aus, und der Platz eines jeden Gastes war, wie noch jetzt geschieht, durch ein rundes Brödchen bezeichnet, über welches eine feine goldgeränderte Serviette gedeckt war. Zur Seite des Brodes lag ein Messer, obgleich der gewöhnliche Dolch im Gürtel, den Herrn des Hauses oft der Nothwendigkeit überhob, seine Gäste mit solchem Hausgeräth zu versehen. Noch war ein Löffel von Silber da, aber keine Gabeln, welche in der Geschichte zuerst zu den Zeiten Karls des Fünften von Frankreich erwähnt werden.

Eine Reihe silberner Becher zierte ebenfalls beide Seiten der Tafel. Die fünf ersten waren sogenannte Hanap's *), welche von den übrigen

---

*) Hanap aus dem lateinischen ahanius, mittleres Latein Hanas anapas, nach andern vom Griechischen αναπινειν, bezeichnet einen Becher von emaillirter Bronze, mit hohem Fuß. Die berühmtesten verfertigte Jean Laudin Goldarbeiter

darin ſich unterſchieden, daß ſie auf einem hohen Stengel ſtanden nach Art eines Kelches. Verſchiedene Geſchirre, theils ſilberne, theils kryſtallene, mit Wein und Waſſer angefüllt, ſtanden an verſchiedenen Stellen des Tiſches. Sie hatten gröſtentheils eine ſonderbare und fantaſtiſche Geſtalt, und ſtellten bald Drachen, bald Schiffe, bald Schlöſſer und ſelbſt Menſchen vor. Eine ungeheure Gold- und Silber-Maſſe flimmerte, zu Schüſſeln und Bechern verarbeitet, auf zwei Credenztiſchen, oder dressoirs, wie ſie Helenor de Poitiers nennt, welche am obern Ende der Tafel, nahe bei dem Sitze des Grafen ſtanden.

Bis hieher unterſcheiden ſich die Anordnungen nur ſehr wenig von denen unſrer Zeiten; was indeß jetzt folgt, ſteht den Ideen der jetzigen Welt etwas ſchroffer entgegen. Die Thore der Halle wurden aufgeriſſen, und der glänzende Zug von Rittern und Damen, welche die Cour plenière verſammelt hatte, trat zum Bankett ein. Der Graf von Auvergne nahm zuerſt in

---

Franz des Erſten. Seit dem 17ten Jahrhundert kamen ſie ganz außer Gebrauch. A. d. U.

einem Stuhl mit dossier und dais Platz. So nannte man nämlich damals einen großen Lehnstuhl mit Thronhimmel. Dann begann er die Assiette der Tafel zu ordnen, nämlich jenes schwierige Geschäft, solche Personen neben einander zu setzen, deren Gemüth und Eigenschaften, wie er glaubte, am besten übereinstimmten; ein Geschäft, von dessen geschickter Ausführung jedesmal das Vergnügen des Festes abhangen mußte, und welches doppelt kitzlich war, da der Ritter mit der Dame, welcher er zur Seite saß, von Einem Teller aß und aus Einem Becher trank.

Jene Art augenblicklicher Auffassung der Eigenthümlichkeiten, welche wir jetzt Tact nennen, gehört jedem Zeitalter an, und der Graf von Auvergne besaß ihn im dreizehnten Jahrhundert in so hohem Grade, als eine jetzige Patronin von Almacks *).

Alle seine Gäste waren vergnügt, und de

*) Ein Clubb in London, ursprünglich gestiftet von einem Irländer, Mackall, an welchem nur die Elite der feinsten Gesellschaft Theil nehmen durfte. A. d. U.

Coucy trank aus demſelben Becher mit Iſidoren vom Berge. Es waren bezaubernde Tropfen, und jetzt erſt fühlte er, daß er zuvor nie geliebt habe. Der Glanz ihres ſchönen Auges, die Berührung ihrer kleinen Hand, der Ton ihrer ſanften Stimme, ſchien ihm etwas Neues, etwas Fremdes, etwas Schönes, und er konnte ſich nicht einbilden, bis jetzt etwas dem Aehnliches geſehen zu haben.

Es war eine liebliche heitere Scene, und Alles vorhanden, was die Einbildung höher aufregt und das Herz ſchneller ſchlagen macht; Glanz und Pracht, und Wein und Muſik, und Lächeln und Schönheit, und anſteckende Glückſeligkeit; munteres Lachen, treffender Scherz, ſtrahlende Blicke, glühende Wangen, begeiſterte Reden, vergnügliche Erzählungen. — Dann und wann brach durch die geöffneten Thüren ein wilder brauſender Tuſch von Hörnern und Flöten herein, und erſtickte auf einen Augenblick jeden andern Laut.

Was de Coucy ſprach, und wie er es ſprach; was Iſidora fühlte, und wie ſie es nicht ſprach, überlaſſen wir der Einbildungs-

kraft derer, welche je in ähnlicher Lage waren. Eben so wenig wollen wir die, vielleicht schon zu lange Beschreibung des Banketts ausdehnen, und alle die gelben Suppen, das Gemüse, die Storch-, Pfau- und Schweinebraten, die Schlösser aus denen Wein floß, und die Pyramiden von funfzig Kapaunen, welche von Zeit zu Zeit die Tafel bedeckten, beschreiben. Wir haben die auffallendsten Verschiedenheiten eines damaligen Banketts von den unsrigen, und ebenfalls einige der vorzüglichsten Aehnlichkeiten hinlänglich nachgewiesen.

Als zuletzt die Strahlen der Sonne, welche bis jetzt durch die hohen Fenster auf die üppige Banketttafel gefallen waren, nicht mehr hineindringen konnten, füllte der alte Graf von Auvergne seinen Becher, und gab mit erhobener Hand den hinter seinem Sitz stehenden Minnesängern ein Zeichen, worauf diese plötzlich einen langen, lauten Tusch bliesen, und Alles still war. „Edle Ritter und schöne Damen," sagte der Graf, „bevor wir unsere Troubadours unter unsern alten Eichen anhören, heiße ich Euch noch Einmal willkommen; und obgleich hier Niemand

iſt, der nicht ein wahrhafter und tapferer Ritter wäre, und dem ich nicht gerne zutrinken möchte, ſo iſt doch Einer unter uns, dem Auvergne viel verdankt, und dem ich, ſo alt ich in den Waffen geworden bin, für den beſten Ritter Frankreichs erkläre. Sieger bei Askalon und Jaffa, fünfmal Bekämpfer der Ungläubigen und Erſter Aufpflanzer des Banners auf den Mauern von Byzanz, doch mehr als dieſes alles, Lebens-Retter meines Sohnes, — Sir Guy de Coucy, tapferer und wahrhaftiger Ritter, ich trinke dies auf Euer Heil! Thut mir Beſcheid in meinem Becher!" und der Graf, nachdem er ſeinen goldenen Hanap an den Mund geſetzt hatte, ſchickte denſelben durch einen Pagen an de Coucy.

De Coucy nahm ihn aus der Hand des Pagen, und mit anmuthiger Ablehnung der ihm gewordenen Lobeserhebungen, that er dem Freunde ſeines Vaters Beſcheid. Das Merkwürdigſte bei dieſer Ceremonie war, daß gerade Iſidorens Wangen ſich rötheten, und Iſidorens Lippen zitterten, bei der dem jungen Ritter erwieſenen öffentlichen Auszeichnung, als ob alle

daraus entſpringende Verlegenheit auf ſie zurückfalle.

Die Gäſte erhoben ſich darauf, und begaben ſich, den Grafen von Auvergne an der Spitze, in den Wald hinter dem Schloſſe, wo ſie unter den großen Lehnseichen, an deren Fuß alle Verträge und Verbindungen Auvergne's unterzeichnet wurden, auf die Geſänge der verſchiedenen Troubadours horchten, zu denen mehrere der edelſten, beim Feſte ſelbſt gegenwärtigen, Ritter gehörten.

Wir ſind ſo ſehr gewohnt, Alles, was jenes Zeitalter und das Ritterweſen anbetrifft, für fabelhaft zu halten, daß wir kaum begreifen können, wie Männer, deren Bruſt jeder Gefahr zur Zielſcheibe diente, deren Hände nur mit Lanze und Schwert vertraut waren, und welche den beſten Theil ihres Lebens in Kämpfen und mit Blutvergießen zubrachten, plötzlich ihre Lanze wegwerfen, ſich in den Schatten einer alten Eiche ſetzen, und in einer der weichſten und wohlklingendſten Sprachen der Welt Lieder der Liebe und Zärtlichkeit ſingen können. Doch war es ſo, und wie ſchwer es uns auch fallen mag,

uns in eine solche Scene zu versetzen und uns die Gegenstände genau und deutlich vorzuführen, so setzt es doch die Geschichte außer allen Zweifel, daß die unternehmendsten Krieger Auvergne's ihren Stolz nicht weniger in der Benennung eines berühmten Troubadours, als in der eines tapfern Ritters suchten. Während sie nun um den Grafen herum saßen, nahm einer nach dem andern die Zither oder Harfe, und sang, mit leichter einförmiger Begleitung, eines jener anmuthigen Lieder seines Landes.

Nur Einer war unter ihnen, der unsere nähere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es war ein zarter schöner Jüngling, aber von etwas mädchenhaftem Ansehn. Dennoch trug er Degengehänge und Sporen eines Ritters, und schien nach seiner reichen, von Gold und Carmoisin strahlenden Kleidung wenigstens mit Fortunens Gaben reichlich beschenkt worden zu seyn. Während des Banketts hatte er weit mehr auf Isidoren vom Berge, als auf die Dame, neben welcher er saß, geblickt. In seinen Augen lag eine sanfte schmachtende Schwermuth, welche dem Anbeter Isidorens keineswegs gefiel. Als

er mit dem Namen Graf de la Roche Guyon zum Singen aufgefordert wurde, nahm er die Harfe aus der Hand seines Pagen, und indem er sie mit nachlässiger, aber sicherer Hand ertönen ließ, heftete er seine Augen auf Isidoren. Dann sang er mit weicher volltönender Stimme in der Provençalischen Mundart, oder der langue d'oc, obgleich sein Name mehr von nördlicher Abstammung an sich trug:

Lied des Troubadours.

Seh' ich meine Vielgeliebte,
Sprecht, was gleicht wohl meiner Lust?
Schöner ist sie, als die Sterne,
Freude füllet meine Brust.

Ihre Wange gleicht dem Abend,
Wenn die Sonne niedersinkt,
Und am Himmel rosig glühet,
Eh' der Stern der Schönheit blinkt.

Diesem Sterne gleicht ihr Auge,
Hell am Himmel funkelt er,

Sendet seine Zauberstrahlen
Weit am Horizont' umher.

Ihre Lippen, frische Rosen,
Frühlingsodem ist ihr Hauch;
Ihre Stimme, Engelsstimmen,
Und wie diese singt sie auch.

Tausend süße Reize zieren
Ihre liebliche Gestalt,
Und ihr ganzes Wesen übet
Holden Zaubers Allgewalt.

Ach für einen Tag der Liebe
Gäb' ich meine Baronie;
Doch ihr Herz ist eines andern,
Und ihr Lächeln winkt mir nie.

„Bei meiner Treu, daß muß doch eine hartherzige Dame seyn!" sagte Ritter Julian vom Berge, „wenn sie einem so schönen Troubadour widerstehen kann. Aber, Ritter Guy de Coucy, laßt nicht die langue d'oc den Sieg über unsre langue d'oyl gänzlich davon tragen. Ein

so artiger Ritter muß die Leier lieben. Ich bitte Euch, singt etwas zum Preise unsrer Trouvères."

De Coucy hätte es gern abgelehnt, aber Graf Thibalt ließ nicht ab, zu bitten, und nannte die Belagerung von Constantinopel als sein Thema. Zu gleicher Zeit überreichte der junge Troubadour, welcher eben gesungen hatte, ihm seine Harfe und sagte: „Ich bitte, beau Sire, zur Ehre Eurer Dame!"

De Coucy verbeugte sich, und nahm das Instrument, indem er über dasselbe mit kecker und nicht ungeschickter Hand hinfuhr. Dann, es mit seiner Stimme begleitend, sang er die Einnahme von Zara und die erste Belagerung von Constantinopel, worauf er die Vergnügungen Griechenlands schilderte und zeigte, wie schwer es dem Ritter und Soldaten geworden wäre, sich vor dem gänzlichen Versinken in die Weichlichkeit der Griechen zu bewahren, während sie, in der Nähe von Byzanz gelagert, auf die Vollziehung ihres Traktats mit dem Kaiser Isaac und seinem Sohne Alexis gewartet hätten. Dann sang er von der Ermordung Alexis,

von der Uſurpation des Murzuphlis und den Zubereitungen Frankreichs, den Uſurpator zu beſtrafen. Sein Auge glänzte, ſeine Stimme erhob ſich, und indem er ſeinem Inſtrumente tiefere Töne entlockte, ſang er den letzten Tag des griechiſchen Reichs:

Rings herrſchte tiefe Nacht; am ſtillen Ufer
Des Bosphorus erklang kein andrer Laut,
Das tiefe Schweigen brechend, das ringsum
Verbreitet war, als nur der Wogen Rauſchen.
Rings herrſchte tiefe Nacht; doch ſenkte ſich
Im Lager rings, und in der Schiffe Kreis,
Der ſüße Schlaf nicht auf die Augen nieder.
Die Ritter alle blickten nach dem Oſten
Und ſehnten ſich nach Licht; in voller Rüſtung
Blickt' mancher Edle auf den jungen Morgen,
Als neuen Tages Anbruch ſeinem Ruhm,
Da, was Erinn'rung nur gewähren kann,
Sich aus den Eb'nen Griechenlands erhob,
Und voller Glorie das Auge traf.
Da ſtieg die Sonne auf am Horizont,
Die Kirchen und die Thürme rings vergoldend
Mit friſchem Glanz der jungen Morgenzeit.

Wie eine Königin des Oſtens lag
Byzanz vor ihnen da in Lieblichkeit,
Und ihre Thürme, ihre Wälle, Zinnen.
Die ſtrahlenden Paläſte und die Hallen
Erhoben in die Luft ſich wie ein Traum,
Den Phantaſie aus Morgenröthe ſpann.

Der Ritter fuhr alsdann fort, das prächtige, aber weibiſche Anſehn der griechiſchen Krieger auf den Wällen, und den Angriff auf die Stadt zu See und Land zu beſchreiben. Mit glühenden Farben malte er die Heldenthaten bei dem Sturm und der Vertheidigung, die Wirkung des hölliſchen griechiſchen Feuers der Catapulte, der Margonel, der von den Wällen herabgeſchoſſenen brennenden Pfeile; wie oft die Franken zurückgetrieben ſeyen, wie ſie aber mit eiſerner unüberwindlicher Tapferkeit ihren Vorſatz, die Verrätherei der Griechen zu beſtrafen, verfolgt hätten. Er kürzte jetzt ſeinen Geſang ab und ließ die Namen vieler Kämpfer aus, indem er leicht über ihre Thaten hinwegeilte. Nur des heldenmüthigen Dogen von Venedig mußte er Erwähnung thun. „Seht," ſang er:

„Seht jenen alten blinden Feldherrn dort
Vorn in der Schlacht, er wendet nimmer ſich;
Auf ſeine Brauen warfen neunzig Jahre
Die Schneelaſt der winterlichen Zeit;
Allein der Geiſt, der ſolch ein Herz beſeelt,
Beſiegt das Alter, wird die Zeit beſiegen.
Der greiſe Dandolo erwirbt ſich ſtets
Von Neuem Ruhm, und ungeborne Zeit
Entflammt der Ruhm einſt ſeiner Herrlichkeit.“

Die Kraft ſeiner Stimme nahm bei jeder Zeile zu, und ſo ſang er zuletzt den Kampf auf den Mauern, welche die Franken erſtiegen hatten, und den Rückzug der Griechen.

„Die feigen Griechen weichen vor dem Schwerte,
Sie wenden ſich, ſie fallen machtlos, fliehn;
Der Gallier Haufen ſtürmen drängend ein;
Entehrt, beſchimpft, erniedrigt ſtirbt der Feind.
Im Sonnenſtrahle glänzen Frankreichs Banner.
Heil, ſiegreich Heer! Gewonnen iſt Byzanz!“

Aller Augen waren auf de Coucy gerichtet; Aller Ohren lauſchten auf ſeinen Geſang. Die

Sprache, oder beſſer, die Mundart, worin er ſang, war die langue d'oyl, und iſt allerdings nicht ſo wohlklingend, als die Provençaliſche, hat aber mehr Kraft und Ausdruck. Auch war der Gegenſtand erhabener, und als der junge Ritter ſich der Thaten erinnerte, bei welchen er ſelbſt eine der erſten handelnden Perſonen geweſen war, ſchien ſeine ganze Seele in ſeinem Geſange zu liegen. In ſeinen ſchönen Zügen verband ſich das flammende Feuer des Kämpfers mit der ſanften Begeiſterung des Sängers, und der tiefe perſönliche Antheil, welchen er an den erzählten Sachen nahm, ſchien ihn Alles umher vergeſſen zu machen. Seine Worte wurden heftiger; ſeine Hand fuhr wie ein Blitzſtrahl über die Saiten, und als er endete und das Inſtrument niederlegte, ſchien er es nur mit dem Schwerte vertauſchen zu wollen.

Ein augenblickliches tiefes Schweigen erfolgte, dann ertönte lauter Beifall; denn die Thaten der Franken in Conſtantinopel, welche de Coucy beſang, berührten in jeder Bruſt jene zarte Saite, Nationalſtolz genannt, welcher jedesmal einen Theil des Ruhms ſeiner Landes-

leute so gern auf sich selbst überträgt, obgleich er wohl erkennt, wie viel ihm noch mangele, die Thaten auszuführen, durch welche er erworben wurde.

VIII.

Das Leben eines Monarchen ist, wenn ihm das Schicksal nicht etwa sehr friedliche Tage zu Theil werden läßt, dem eines Seemannes zu vergleichen, welcher, auf ungestümen Wellen geboren, Tausenden von Stürmen ausgesetzt ist, gegen welche die einfache Hütte eines Landmanns hinlänglichen Schutz gewähren würde. Sein ganzes Daseyn ist ein beständiges Lauschen auf den Sturm, dessen Willkühr die Richtung seines Schiffes preisgegeben ist. —

Mit bitterm Kummer und herber Seelenangst bemerkte Philipp August manche düstere Wolke an dem politischen Horizont, welche ihn von Neuem mit allen jenen Anstrengungen, Besorgnissen und Mühseligkeiten bedrohte, von de-

nen er wenigstens auf eine zeitlang geglaubt hatte, sich erholen zu können. — Er sah es mit gepreßtem, glühendem Herzen, doch schreckte es ihn nicht; denn stark durch die Hülfsquellen eines, über seinem Zeitalter stehenden Geistes, beschloß er auf die Häupter derer, welche seine Ruhe stören wollten, beispiellose Rache niederzuschleudern, und da, wie er wohl einsah, seine Besorgnisse nur zu gegründet waren, so bereitete er sich, so viel an ihm lag, die Rache zur Dienerin seiner Politik zu machen, um durch die Bestrafung seiner rebellischen Vasallen nicht allein seine eigenen souveränen Lehensbesitzungen zu vergrößern, sondern auch die Kräfte und Vorrechte der Krone auszudehnen, und so einen festen Grundstein zu legen, worauf seine Nachfolger das Gebäude größerer Macht fortführen könnten.

Wie klar er indeß auch das Herannahen der Gefahr erkannte, und wie kräftig er sich immer zu deren Abwendung vorbereitete, so war seine Gemüthsbeschaffenheit doch nicht von der Art, daß er sich durch entfernte Besorgnisse in seinen gegenwärtigen Zerstreuungen hätte stören lassen.

Einen Augenblick faßte er die Gefahr besorgt, doch fest ins Auge, bald aber war Alles vergessen, und gleich dem Soldaten, welcher, bei der festen Ueberzeugung eines nächtlichen Ueberfalls, dennoch mit den Waffen in der Hand ruhig fortschläft, blickte Philipp gelassen auf das drohende Murren seiner größern Lehensbesitzer, und ergriff jede Maßregel gegen Alles, was doch in Kurzem hereinbrechen mußte. Dann überließ er sich ungestört dem Vergnügen, indem er sich ängstlich bemühte, diejenigen Belustigungen, welche in friedlichen Zeiten vielleicht für Jahre ausgereicht hätten, in den kurzen Zeitraum, wo ihm noch Ruhe gegönnt war, zusammenzudrängen. Feste, Aufzüge und Turniere folgten rasch auf einander, und Philipp von Frankreich und seine schöne Gemahlin schienen auf die Erde, wie auf einen schönen Garten voller Lächeln, und auf das Leben, wie auf eine lange Kette ununterbrochner Glückseligkeit herabzublicken.

Doch selbst bei seinen Vergnügungen blieb Philipp Staatsmann. Er war, obgleich die heiße Jahreszeit noch nicht vorüber war, schon

nach Paris zurückgekehrt, und saß eines Tages in dem alten Palaste auf der Insel neben einem Fenster, durch welches die reine Luft, vom Strome her, hereindrang, und traf mit seiner geliebten Agnes Verabredungen über die Feierlichkeiten des Banketts. Philipp war wegen seines Geschmacks, in Anordnungen jeder Art von Festen, berühmt, und so gab er jetzt verschiednen, um ihn herumstehenden Dienern seine Befehle, indem er sie mit der ängstlichsten Genauigkeit einzeln wiederholte, als ob das Wohl seines Reichs von ihrer genauen Befolgung abhange.

Unterdeß war Guerin hereingetreten und stellte sich an die Seite des Königs, welcher seine letzten Befehle ertheilte und die Diener fortschickte.

„Ein neues Bankett, Sire!" sagte der Bischof mit der Freimüthigkeit, welche in jenen Tagen zwischen König und Unterthan erlaubt war, und mit einem ernsten und schwermüthigen Tone, welcher seine Bemerkung in einen Vorwurf umwandelte.

„Ja, guter Bruder," versetzte Philipp, indem er lächelnd in die Höhe blickte, „und zwar

eins im großen Saale des Palais, und am zehnten Juli noch ein Turnier zu Champeaux. — Süße Agnes, lache doch über das finstere Gesicht. Sollte man nicht glauben, ich erzählte dem guten Bischof von Niederlage und Begräbniß, anstatt von Festen und Waffenspielen?"

„Von der Niederlage Euerer Finanzen, Sire, und dem Begräbniß Eures Schatzes," versetzte Guerin kalt.

„Ich habe noch andre Finanzen, die Du gar nicht kennst," antwortete der König, indem er immer seine gute Laune beibehielt, „und einen Privatschatz, wo das Gold nie ausgehen wird."

„In der That, mein Lehnsherr, darf ich fragen wo?" versetzte der Bischof. Philipp berührte den Griff seines Schwertes: „Hier! das ist der unfehlbare Maßstab meiner Finanzen: und was meinen Schatz anbetrifft, so liegt er in den Kisten der rebellischen Barone."

„Wenn Ihr diesen zum Nutzen Eures Staates und zum Wohl Eures Volkes anwendet," versetzte der Bischof, „so ist es in der That Einer, der Euch gute Früchte tragen wird;

wenn Ihr ihn aber in Festlichkeiten und" — der Bischof brach ab, als fürchte er forzufahren, und der König nahm das Wort.

„Wenn ich ihn in Festlichkeiten und Turnieren verschwende, meint Ihr, würde ich es dahin bringen, daß das Volk zu murren anfange, und meine besten Freunde mich verlassen. Aber," fuhr er in munterm Tone fort, laß uns alle trüben Gedanken bei Seite stellen, und vom Feste sprechen, wo Du selbst Dich freuen sollst, Guerin, und wo Du die Gäste überreden sollst, Du seyst der höflichste Rath, womit je ein König gesegnet worden. Ja, ja, bei meiner Treu, so soll es seyn! Was die Gäste anbetrifft, so sind es alles auserwählte muntere Leutchen, welche ich ihrer Fröhlichkeit wegen eingeladen habe. Du wirst herzlich lachen, Guerin, wenn Du zwischen Philipp von Champagne, meinem ehemaligen geschwornen Feinde, der aber jetzt mein bester Freund und demüthiger Vasall ist, und auch seinen Neffen und Mündel, den jungen Grafen Thibalt von Auvergne, zur Verherrlichung des Festes seines Souverains mitbringt — wenn Du zwischen ihm und Peter

von Courtenay ſitzen wirſt, deſſen Gehorſam nicht ganz feſt iſt, und deſſen Bruder, der Graf von Namur in offenbarer Rebellion beharrt. Du wirſt auch Barthelemi de Roye, und den Grafen de Perche antreffen, beide etwas ſchwankend in ihrem Gehorſam gegen Philipp, welche aber noch vor dem Schluß des Feſtes ſeine demüthigſten Creaturen ſeyn werden. Pfui, pfui, Guerin!" fügte er in einem vorwurfsvollern Tone hinzu, „denkſt Du, ich hätte für meine Handlungen keine tiefern Beweggründe? Glaubſt Du, ich würde bei dieſem Turnier nicht eben ſo gut an der Menſchen Herzen, als an ihre Bruſtharniſche klopfen, und nicht nachſehen, ob ihr Gehorſam ſo ſattelfeſt ſey, als ſie ſelbſt?"

„Ich zweifle nicht, Sire," verſetzte der Biſchof, daß Ihr hinreichende Beweggründe für Eure Handlungen habt; allein dieſen Morgen legte man mir einen traurigen Bericht über den Zuſtand der königlichen Domänen vor, und als ich nun von Banketten und Turnieren hörte, bekümmerte mich der Gedanke, was Ihr fühlen müßtet, wenn Ihr die wahre Lage der Dinge erfahren ſolltet."

„Wie so?“ rief Philipp, „es kann so schlimm nicht seyn! Laß mich sehen, Guerin laß mich sehen! Es ist am besten, man erfährt solche Dinge auf Einmal. Laß mich den Bericht sehen, Mensch, sage ich!“

„Ich habe ihn nicht bei mir, Sire, antwortete der Bischof, „aber ich will Euch den Schreiber schicken, welcher ihn aufgesetzt hat, und Euch nöthigenfalls fernern Aufschluß geben kann!“

Schnell denn,“ rief der König, „schnell, guter Bischof!“ und indem er mit unruhiger und etwas bewegter Miene die Halle auf und nieder schritt, wiederholte er: es kann so schlimm nicht seyn. Als ich zuletzt einen Ueberschlag machte, war es ungefähr gegen hunderttausend Livres. Schlimm genug, in der That — aber ich habe es längst gewußt.“ — „Nun Herr Secretair,“ fuhr er fort, als ein Schreiber eintrat, „les't mir die Rechnung vor, wenn sie, wie ich sehe, auf Wachs geschrieben ist. War kein Pergament zu haben, daß Ihr grade auf Wachs schreiben mußtet, um mich zu täuschen? Les't, les't!“

Der König sprach in der hastigen Weise eines Menschen, dessen schönere Hoffnungen und Wünsche durch die kalte Wirklichkeit zertrümmert waren, — denn die Einbildungskraft geht mit dem Ehrgeiz stets Hand in Hand, und, wie sie dessen erster Helfer war, so bleibt sie beständig sein unermüdeter Bundesgenosse. — Der Schreiber antwortete in einem trägen näselnden Tone, welcher Leuten seiner Art so eigenthümlich ist, jeden lebhaftern Character aber außer sich bringt.

„Rechnungen von dem Probst von Soissons, Sire! — Einnahme sechs hundert Livres, sieben Sous, und zwei Deniers. Ausgaben: achtzehn Livres, drei Armbrustschützen zu bewaffnen; zwanzig Livres, für den heiligen Clerus; siebenzig Livres, um zwanzig Gerichtsdiener zu Fuß zu kleiden, und zu bewaffnen. Rechnungen von dem Seneschall von Pontoise," fuhr der Schreiber in derselben langsamen und feierlichen Weise fort. „Einnahme fünf hundert Livres Parisisch. Ausgaben: drei und dreißig Livres, für Wachskerzen, für die Kirche des Gebenedeiten St. Millon; acht und zwan-

zig Sous für den Transport der beiden lebendigen Löwen nach Paris, dann für den Stall für die Wolfshunde, ohne die Mauern; zwanzig Livres, für die Mäntel von vier Richtern, und Körbe für zwanzig Stück Aaale — für siebenzehn junge Wölfe.“

„Tod meiner Seele!“ rief der König voller Ungeduld, „mach' ein Ende, Kerl! — Komm' zu der Total-Summe! Wie viel bleibt übrig?“

„Zwei hundert Livres, Sechs Sous, ein Denier,“ versetzte der Schreiber.

„Schurke, Du lügst!“ schrie der König entrüstet, und schlug ihm mit geballter Faust ins Gesicht, indem er ihm zugleich die Rechnungen aus der Hand riß. „Wie, bin ich ein Bettler? 'S ist falsch! — Bei dem Licht des Himmels, es kann nicht seyn!“ fügte er hinzu, als sein Auge den bösen Zustand seiner erschöpften Finanzen überlief. „Es kann unmöglich so seyn! — Geh' Kerl! Schick' den Bischof von Senlis zu mir! — Es thut mir leid, daß ich Dich geschlagen habe. Vergiß es! — Geh', schick Guerin zu mir! Schnell!“ —

Während dies sich zugetragen hatte, war

Agnes von Meranien an ein Fenſter getreten, und ſchaute hinaus auf den Fluß, und die hinter ihm liegende Landſchaft. Sie hätte gern, ſobald ſie wahrnahm, welche ernſthafte Wendung das, aus den Vorbereitungen zum Feſte entſpringende, Geſchäft genommen, die Halle verlaſſen; allein Philipp ſtand, während er mit dem Miniſter ſprach und den Bericht des Schreibers anhörte, zwiſchen ihr und jeder Thür, und ſo fürchtete ſie, ihn in ſeiner wichtigern Beſchäftigung zu ſtören, wenn ſie an ihm vorüberſchreiten würde. Sobald indeß der Schreiber ſich entfernt hatte, fielen des Königs Augen auf ſie, wie ſie am Fenſterflügel gelehnt daſtand, in ſo anmuthiger Stellung, als der Pentelicaniſche Marmor nur immer hervorzubringen vermag; und ſchon in ihrer Gegenwart lag Etwas, was dem König die unwürdige Leidenſchaftlichkeit, welche ihn überraſcht hatte, vorwarf. Wenn ein Mann innig liebt, mögte er gerne ein Gott ſeyn, in den Augen ſeiner Geliebten, damit die Verehrung, welche er ihr beweiſt, ihn nicht in ſeinen eignen Augen erniedrigt. Philipp fühlte ſich gekränkt, daß ſie

zugegen gewesen war, und da er fürchtete, daß ihm etwas ähnliches Menschliches in seiner Unterredung mit dem Minister begegnen möge, trat er zu ihr, und ergriff ihre Hand.

„Agnes," sagte er, „ich vergaß mich; aber diese Rechnungen haben mich zu sehr entrüstet. Ich werde nicht länger im Stande seyn, Anordnungen zum Feste zu machen. Geh' Du, süße Agnes! Geh in den Garten des Palastes, und laß die Dienerinnen die schönsten Blumen pflücken, um die Tafeln und die Halle damit zu bestreuen." —

„Wenigstens werden sie soviel übrig lassen," versetzte Agnes, „um einen Kranz daraus zu flechten, für meines Philipps Barett, am Tage des Turniers. Doch will ich eilen und selbst die Blumen ordnen." So sprechend wandte sie sich mit einem Lächeln, als wenn nichts die Ruhe der Gegenwart getrübt hätte, und verließ den König, in tiefem Nachdenken, des Bischofs von Senlis Rückkunft harrend.

Der Minister ließ den Monarchen nicht auf sich warten, aber er fand ihn in einer sehr verschiedenen Stimmung von der, in welcher er ihn verlassen hatte.

„Guerin," ſagte der König mit ernſthafter und bekümmerter Miene. „Ihr ſeyd mein Arzt geweſen und dazu ein ſehr weiſer. Der Trank, den Ihr mir reichtet, war bitter aber heilſam, und ich habe ihn bis auf die Hefen geleert."

„Es verurſacht mir ſtets den tiefſten Kummer," ſagte der Hospitaliter, mit jenem Tone einfachen, zum Herzen dringenden Ernſtes, welcher den Glauben an ſeine Aufrichtigkeit in ſich ſelbſt trägt, „wenn ich Euch Eine von den wenigen Stunden der Ruhe, welche Euch in dieſem Leben ſo karg zugezählt ſind, rauben muß. Ich wollte, es ließe ſich mit der Ehre Eures Königreichs und der Eurigen vereinigen, daß ich jedesmal die größere Hälfte der Laſt, welche die Krone auflegt, tragen könnte, und daß Ihr, Sire, nur die Süßigkeiten derſelben ſchmecken dürftet. Aber es kann nicht ſeyn, und ich bin oft gezwungen, meinem Souverain einen bittern Trank, wie Ihr ſagt, zu reichen, welchen ich gern ſelbſt getrunken hätte."

„Ich glaube Dir, Freund, von ganzer Seele glaube ich Dir!" ſagte der König. „Ich habe ſtets in Dir, mein Bruder, einen aufopfernden

Eifer gefunden, welcher in dieser verderbten Zeit etwas Seltenes ist, oder nur als Hülfsmittel für ehrgeizige Zwecke gebraucht wird. Blick' mich nicht so finster an, als meinte ich Dich; wahrhaftig nicht Guerin! Ich habe Dich sehr wohl beobachtet, und hätte ich bemerkt, daß Deine Finger zu sehr nach dem Herrscherstab verlangt hätten, daß Du nur ein einziges Mal Deine Hand danach ausgestreckt hättest, daß Du gesucht hättest, mich über meine Angelegenheiten in Unwissenheit zu erhalten, ja, oder nur sie mir durch ewige Wiederholung zum Ekel zu machen, ich hätte Dich nie in das Innerste meines Herzens blicken lassen, wie Du es jetzt sollst, ich hätte Dich wie ein todtes Werkzeug benutzt, aber Dich nie zu meinem Freunde gemacht. Verstehst Du mich?"

„Ja, Königlicher Herr, und Gott ist mein Zeuge, daß ich von jeher den Wunsch gehabt habe, Euch treu zu dienen!"

„So hört, Guerin!" fuhr der König fort. „Dieses Fest muß Statt finden — das Turnier auch — ja, und vielleicht noch eins. Nicht, weil ich meine Augen mit der Größe eines Kö-

nigs ergötzen will — nein Guerin, — ſondern weil ich in der That ein König ſeyn möchte. Ich habe mich oft ſelbſt gefragt," fuhr der König fort, indem er leiſer ſprach, und wie er zuweilen zu thun pflegte, den Finger ſeiner rechten Hand auf den Aermel von des Hospitaliters Kutte legte, „ich habe mich oft ſelbſt gefragt, ob denn nie ein König auf dem Throne Frankreichs ſitzen würde, welcher hinreichend Zeit und Gelegenheit finden ſollte, um die Königliche Würde wieder auf diejenige hohe Stufe zu bringen, worauf Carl der Große ſie geſtellt hatte. Erſchrick nicht! — ich meine, ich hoffe ja nicht, daß ich der Mann ſeyn ſollte; allein ich will die Bahn ebenen; wer es ſpäter will, mag darauf fortſchreiten.

Und er legte die Hand auf die Tabellen, welche den Zuſtand ſeiner Finanzen darlegten. „Aber noch kann ich viel thun, ja, und — ich habe viel gethan."

Philipp hielt einen Augenblick inne, und ſchien bei ſich Schritt für Schritt die großen Aenderungen, welche er im Character des Feudalſyſtems vorgenommen hatte, zu verfolgen.

Dann erhob er seine Augen, und fuhr fort: „Als das Scepter in meine Hand kam, hatte es wenig mehr Ansehen als eines Narren Pritschholz. Frankreich war kein Königreich, es war eine Republik von Adligen, und man konnte den König kaum den Ersten unter ihnen nennen. Es blieb ihm nur noch ein einziges Vorrecht, das nämlich, von seinen Vasallen die Leistung der Lehnspflicht fordern zu können und selbst diese mußte er seinen eignen Vasallen leisten, wenn seine Lehen in ihrer Lehenbarkeit lagen. Gegen diesen Mißbrauch war mein erster Streich gerichtet."

„Ich erinnere mich wohl, Sire," versetzte der Hospitaliter, „und Ihr habt ihn ruhmvoll ausgeführt; denn durch diese einfache Erklärung, daß der König keines Menschen Vasall seyn könne und dürfe, und daß jedes Lehen, auf welche Weise es auch immer an die Krone zurückfalle, nicht länger ein Lehen sey, sondern königliche Domäne, habt Ihr auf Einmal den Unterschied zwischen dem Könige und seinen großen Lehensbesitzern wieder hergestellt."

„Es war nur Ein Schritt," versetzte der

König, „der folgende war, daß ich erklärte, alle Streitigkeiten über Feudal-Recht gehören vor den Hof meiner Pairs. Die hochmüthigen Suzeräns glaubten dort ihre eignen Richter zu seyn, allein sie fanden, daß ich König war. Kurz, Guerin, ich habe gern die Bahn betreten, worauf meinen Vater die Umstände zwangen zu wandeln. Ich habe die Communen befreit; ich habe den Clerus gehoben; ich habe meine Vasallen meinem Hofe unterworfen. So habe ich die Feudal-Hierarchie gebrochen; so habe ich die Macht meiner größern Lehensbesitzer verringert, und so habe ich mir ihre Furcht und ihren Haß zugezogen. Die geringern Barone lieben mich; die Geistlichkeit, die Bürger desgleichen; aber das ist nicht genug. Ich muß Einen oder Zwei von den Souveränen auf der Seite haben, dann laß die übrigen revoltiren, wenn sie mögen. Beim lebendigen Gott, dann hinterlasse ich meinem Sohne die Krongüter zehnmal so groß, als ich sie übernommen habe. Aber ich muß Einen oder Zwei von meinen Fürsten auf meiner Seite haben. Philipp von Champagne ist von der Art, daß Worte und Ehrenbezeugungen

mehr über ihn vermögen, als wirkliche Wohlthaten. Er muß daher prachtvoll bewirthet werden, und zu meiner Rechten sitzen. Peter von Courtenay ist ein solcher, dessen einziger Gedanke die Ritterschaft ist. Er muß daher durch Turniere und Kampfspiele gewonnen werden. Viele, viele Andre sind gleich diesen, und während ich die Wespen in meinem Panzerhandschuh zerquetsche, muß ich auch daran denken Honig für die Fliegen in Bereitschaft zu haben." So sprach Philipp August, mit Gefühlen welche ohne Zweifel ungeheuern Ehrgeiz zum Grunde hatten, zugleich aber geleitet von jener überwiegenden Kraft des Auffassens und der Ausführung, welche nicht allein über sein Zeitalter hinausging, sondern es auch mit sich vorwärts trieb.

„Ich will nicht behaupten," sagte der Minister, „daß nicht große Unternehmungen mit kleinen Hülfsmitteln ausgeführt werden können; allein bei dem gegenwärtigen schlechten Zustande des königlichen Schatzes, weiß ich nicht was anzufangen ist. Indeß will ich sehen, was sich durch Eure guten Bürger von Paris zu Wege bringen läßt."

„Thut das, guter Bischof," versetzte der

König, „und zu gleicher Zeit will ich zum Eremiten von Vincennes reiten. Er iſt Einer von jenen, auf Erden ſo ſeltenen Menſchen, welche neue Gedanken haben. Er ſcheint alle alten Ideen und Gefühle abgeworfen zu haben, als er Lanze und Schild ablegte, und dagegen die Kutte und Sandalen ergriff. Vielleicht kann er uns helfen. Doch bevor ich gehe, muß ich genügende Befehle ertheilen, daß jeder kleinſte Umſtand in unſerm Bankette aufs Beſte angeordnet werde. Ich möchte um die Hälfte meines Königreichs nicht, daß Philipp von Champagne irgend einen Fehler oder Flecken bemerkte. Ich kenne ihn, und er muß mein ſeyn, wäre es auch nur, um ihn gegen Ferrand von Flandern zu gebrauchen, welches der treuloſeſte Vaſall iſt, den Könige je gehabt haben."

„Ich hoffe, daß der Eremit Mittel finden wird," verſetzte Guerin, „und ich zweifle nicht an ſeinem Willen. Aber ich beſchwöre Euch, Sire, Euern Zorn nicht wieder auf die Häupter der Juden fallen zu laſſen. Des Eremiten Rath, ſie für ihre Vergehen zu beſtrafen, und zugleich die Krone Frankreichs zu bereichern,

war weiſe, aber jetzt, da ſie mit Eurer königlichen Erlaubniß zurückgekehrt ſind, und ſich ſeitdem immer als gute und ergebene Unterthanen aufgeführt haben, ſollten ſie doch Eures Schutzes verſichert ſeyn."

„Fürchte nichts, fürchte nichts," verſetzte der König, „ſie ſind ſo ſicher, als meine Ehre ſie machen kann." So ſprechend ging er, um ſich auf ſeine beabſichtigte Reiſe vorzubereiten.

Sonderbarer Zuſtand der Geſellſchaft! — Einer der größten Monarchen, die Frankreich je beſaß, verdankte ſehr häufig die Herſtellung ſeiner Finanzen, und manche ſeiner beſten politiſchen Maßregeln, einem Greiſe, welcher, entfernt von den Scenen, und dem Volke, über deſſen Schickſal er eine ſo außerordentliche Macht ausübte, ſein Leben in Einſamkeit und Abgeſchiedenheit hinbrachte und bei jeder Gelegenheit ſeine Abneigung gegen jede Einmiſchung in die weltlichen Angelegenheiten an den Tag legte.*)

*) Die Chronik Alberic's des trois fontaines gibt einige merkwürdige Aufklärungen über ihn, und bietet ein treffendes Gemälde jener Zeiten dar.
Anm. d. Verf.

Doch es ist Zeit, daß wir weitläuftiger von einer Person sprechen, dessen Geschichte und Einfluß auf das Volk, unter welchem er lebte, genau den Charakter jenes Zeitalters entwickelt.

IX.

König Philipp verließ die Stadt Paris mit einer Begleitung, wie sie dem Monarchen einer großen Nation zukommt; allein am Thurme von Vincennes befahl er seinen Bewaffneten zurückzubleiben, und nachdem er einen braunen Mantel über seine Schultern geworfen, und die mit Pelz gefütterte Kapuze über das Gesicht heruntergezogen hatte, schritt er in Begleitung eines einzigen Pagen, welcher die zu dem ungeheuern Wald von St. Mandé führende Pforte öffnen mußte, zu Fuß durch den Park. Diesem, nachdem er sein Geschäft vollzogen hatte, befahl er an der Außenseite des Pförtchens auf seine Rückkehr zu warten.

Philipp August verfolgte einen kleinen Fuß-

ſteig, welcher ihn zwiſchen den alten Bäumen hindurch in das Herz des Waldes hineinführte. Alles war in vollem Laube, und die Zweige, welche ſich oben vereinigten, warfen einen grünen und feierlichen Schatten auf den Weg. Hie und da indeß brach ein gelber Sonnenſtrahl durch die getrennt ſtehenden Bäume, und dann ſtrich das Auge ungehindert durch die langen, tiefen Lichtungen, in welchen Sonnenſchein und Schatten, mit grünen Zweigen, breiten Aeſten und Büſchen abwechſelten, und dem Ganzen einen Anblick von wilder Einſamkeit verliehen, wie nur ſolche Waldſcenen zu entfalten vermögen.

Man hätte ſich in der trüben Abgeſchiedenheit dieſes finſtern, alten Waldes, für den erſten Bewohner dieſer Welt halten können, und der König, als er fortſchritt, fühlte ſein Herz mit tiefen Gedanken voll heiliger und ſchwermüthiger Empfindung angefüllt. Die Kleinheit menſchlicher Größe, die kurze Dauer der Freude, die Nichtigkeit des Ruhms, dieſe großen und erhabenen Lehren, welche die Einſamkeit gibt, und die Welt verwiſcht, drängten ſich ihm unwiderſtehlich auf, und, o wie haßte er um dieſen

kurzen Augenblick, all ſein bisheriges Streben, wie verfluchte er ſeinen Ehrgeiz, wie verachtete er die Welt, und wie gern wäre er ſelbſt der Anachoret geweſen, den er aufzuſuchen gekommen war.

Ungefähr eine Viertelſtunde, von dem Thurme von Vincennes, ſtand in jenen Tagen ein altes Grabmahl. Der Name und Ruhm desjenigen, deſſen Andenken es verewigen ſollte, war längſt verhallet, und ſo ſtand es mitten in dem Walde von St. Mandé, mit ſeinen zerbrochenen Tafeln und ausgelöſchten Inſchriften, als eine, der Vergeſſenheit errichtete Trophäe. Nahe dabei hatte Bernhard, der Eremit, ſeine Hütte erbaut. Er ſaß bei der Annäherung des Königs auf einem, jener Steinüberreſte, wovon das Grabmal errichtet worden war. Sein Haupt ruhte auf der Einen Hand, während die andre, ſeitwärts herabhängend, ein offenes Buch hielt; und zu ſeinen Füßen lagen die Bruchſtücke einer Urne von ausgehauenem Marmor. Ueber ſeinem Kopfe breitete eine alte Eiche ihre mächtigen Zweige aus, und durch einen lichten Raum in dem Buſchwerke, wo entweder Alter oder

ein Blitzstrahl dem Waldriesen einen großen Zweig abgerissen hatte, brach ein Sonnenstrahl, welcher die rauhen Falten der Kleider des Eremiten berührte, und dann glänzend auf das zerstörte Grab niederfiel.

Als Philipp sich näherte, erhob der Eremit seine Augen, schlug sie aber sogleich wieder zu Boden. Die häufige Unterbrechung seiner Einsamkeit hatte ihn so gereizt, daß er für eine Zeitlang sich in die Gebirge von Auvergne zurückgezogen hatte, und nur auf die wiederholten dringenden Bitten des Königs wieder gekommen war. Nach den mürrischen Falten seiner Stirn zu urtheilen, war er eben in eine jener bittern menschenfeindlichen Träumereien vertieft, welche ihn oft befielen, und der König welcher seinen cynischen Character kannte, hütete sich wohl, seinen Ideengang zu stören, indem er seinem Gemüthe plötzlich einen neuen Gegenstand vorführe. Die Wahrheit zu gestehen, waren auch die Gedanken des Königs nicht sehr von denen verschieden, welche die Person, um dessentwillen er hiehergekommen war, beschäftigten. Er setzte sich daher auf einen Stein ihm zur Seite,

und indem er ihn weder begrüßte, noch Gegengruß empfing, verharrte er im Stillschweigen, während der Eremit ununterbrochen das Grab anstarrte.

„Schöne Natur!" sagte der Greis endlich, „wie zierlich ist jede Linie, welche Du in jenem grünen Epheu ausgearbeitet hast, der sich zwischen diesen Steinen hinschlängelt. — Wessen Grab war das, mein Sohn?"

„In der That, das weiß ich nicht, guter Vater," versetzte der König, „und ich glaube, es ist in ganz Frankreich keiner weise genug, um es zu wissen!"

„Ihr scherzt!" sagte der Eremit. Blickt auf diesen Lorbeerzweig, der nie stirbt, und immer, immer grünt, welchen einige sonderbare Hände in diesen Stein ausgehauen haben, wohl wissend, daß der Fürst oder Krieger, welcher darunter schläft, nicht vergessen wird, so lange die Welt steht. Ich bitte Dich, sag mir, wessen ist das Grab?"

„Wahrhaftig ich weiß es nicht," versetzte der König. „Der Himmel verhüte, daß ich scherzen sollte. Die Inschrift ist schon lange

verwiſcht, der Name ſeit Jahrhunderten vergeſſen, und die Lebenden, in ihren emſigen Bemühungen, haben wenig Sorge getragen, das Andenken d. Todten zu verewigen.“

„Und ſo wird es mit Dir ſeyn,“ ſagte der Greis.“ Du wirſt große Thaten vollbringen; Du wirſt große Freuden genießen und großen Kummer ſchmecken. Erhaben in Deiner ſelbſtſüchtigen Einbildung, wird Deine Kleinheit Dir groß ſcheinen. Du wirſt wirken und unterjochen, bis Du Dich unſterblich dünkſt, dann ſterben, und — vergeſſen werden. Auch Dein Grab wird von eitler Speculation errichtet werden, und die Leute werden kommen, und verwundert nach dem Erbauer fragen. Nennt man Dich nicht Auguſtus?“ *)

Ich habe es gehört,“ verſetzte der König.“ Allein ich weiß nicht, ob dieſer Titel ein allge-

*) Der Name Auguſtus wurde Phillipp dem Zweiten ſchon früh beigelegt, obgleich es Mèzeray fälſchlicherweiſe in ſpätern Jahrhunderten geſchehen läßt. Rigord, welcher im 28ſten Jahre ſeiner Regierung ſtarb, nennt ihn ſelbſt auf dem Titelblatte ſeines Manuſcripts „Auguſtus.“

Anmerkung des Verfaſſers.

meiner in dem Munde des Volkes sey, oder bloß von einigen armseligen Schmeichlern mir beigelegt."

„Gleichviel mein Sohn, gleichviel!" sagte der Eremit. „Glaubt Ihr, wenn auf dieser Tafel Augustus gestanden hätte, die Buchstaben würden länger gedauert haben, als diese, welche die Zeit längst verwischt hat? Glaubt Ihr, der Todte hätte dadurch Eine Stunde der Unsterblichkeit gewonnen?"

„Ihr irrt guter Vater," sagte Philipp, und tadelt mich über Etwas, das mein geringster Fehler ist. Niemand ist mehr von der Nichtigkeit des Ruhms durchdrungen als ich. Wer ihn am wenigsten sucht, erlangt ihn am öftersten; und wer mit allen Kräften seiner Seele nach ihm ringt, stirbt vergessen. Nicht Ruhm ist es, was ich suche, ich lebe in der Gegenwart."

„Wie," rief der Eremit, und Ihr knüpfet Eure Hoffnungen an ein halbes Dutzend „Morgen"? — Die Gegenwart! Was ist Gegenwart? Nimm hinweg die Stunden des Schlafs, der körperlichen und geistigen Schmerzen, des

Kummers um die Vergangenheit und der Furcht wegen der Zukunft; nimm die Stunden aller Arten von Besorgnissen hinweg, und was ist Gegenwart? Ein kurzer Augenblick vorübergehender Freude; ein Punct in der weiten Ewigkeit des Gedankens; ein Wassertropfen, einem Durstigen gereicht; er genießt ihn, und hat ihn vergessen!"

„Das ist nur zu wahr!" versetzte der König. „Und grade jetzt, als ich kam, dachte ich daran, die Last des Herrschens von mir zu werfen, und Frieden zu suchen."

Der Eremit blickte ihn einen Augenblick an, und da er sah, daß der König ernsthaft sprach, versetzte er: „das kann nicht seyn, das darf nicht seyn!"

„Und warum nicht!" fragte Philipp. „Deine Worte hatten bis jetzt ja nur diesen Zweck, warum soll ich nicht die Moral daraus selbst entnehmen?"

„Es kann nicht seyn," versetzte der Eremit, „weil Euer Entschluß nur eine halbe Stunde dauern würde. Es darf nicht seyn, weil die Welt Euer bedarf. König, ich bin nicht ge-

wohnt zu ſchmeicheln, und Ihr habt manche groſſe abſchreckende Fehler an Euch; aber in Vergleich zu den gewöhnlichen Arten des Menſchengeſchlechts, ſeyd Ihr werth König zu ſeyn! Es kümmert die Welt wenig, ob Ihr ihretwegen oder um Euer Selbſt willen Gutes thut. Wenn Euer Ehrgeiz Eurer Mitmenſchen Wohl bewirkt, ſo iſt er Tugend, nährt ihn daher. Ihr habt Gutes gethan, König, und Ihr werdet Gutes thun; und deshalb müßt Ihr König bleiben, bis der Himmel Euch Eure Entlaſſung gewährt. Auch bezweckten meine Worte nicht, Euch, wie Ihr meint, von den Angelegenheiten dieſer Welt abzuziehen; ſondern Euch ihre Freuden richtig ſchätzen zu lehren, und Euren Blick auf eine beſſere Unſterblichkeit, als die der Erde — dieſen nichtigen Traum von menſchlicher Eitelkeit — hinzurichten. Noch müßt Ihr die Laſt des Herrſchens tragen, und müßt, durch die Befreiung des Volkes von dem Joche ihrer tauſend Tyrannen, das begonnene Werk zu Ende führen, bin doch auch ich, der ein beſſeres Recht hatte, die Angelegenheiten der Menſchen zu fliehen, auf Euern erſten Ruf von Auvergne zurückgekehrt."

Guter Vater, antwortete der König, ich möchte gern, wie Ihr sagt, das Joch vom Nacken des Volkes nehmen, aber ich besitze nicht die Mittel dazu. Grade jetzt sind meine Finanzen gänzlich erschöpft, und ich sitze ein Bettler auf dem Throne.“

„Ha!“ rief der Eremit, „und deshalb sucht Ihr mich; das wußte ich vorher. Aber sagt; sind Eure Bedürfnisse so groß, daß sie die Gegenwart berühren, oder nur für die Zukunft drohen?“

„Meine Noth betrifft nur zu sehr die Gegenwart,“ versetzte der König. „Sagte ich nicht, ich sey ein Bettler? Kann ein König mehr sagen?“

„Dem muß abgeholfen werden,“ versetzte der Eremit! „Kommt in meine Zelle, mein Sohn! Sonderbar, daß des Einsiedlers Kutte einen Reichern bedeckt, als der Mantel des Monarchen! Aber es ist so!“

Philipp folgte dem Eremiten in dessen rohe mit Stroh gedeckte Hütte. Auf der kalten Erde lag das Strohlager des Einsiedlers, und machte sein einziges Geräthe aus. Die feuchten Wände

waren nackt und rauh. Eine Oeffnung, um die freie Luft des Himmels hereinzulaſſen, war das Fenſter, und das Strohdach ſchien kaum hinreichend die Einflüſſe des Wetters abzuhalten. Der König blickte in dieſer elenden Wohnung umher, und dann auf das aſchfarbene eingeſchrumpfte Geſicht des Eremiten, als habe er fragen wollen, wie es möglich ſey, ſolche Entbehrung zu ertragen.

Der Anachoret bemerkte den Blick, und indem er auf ein ebenholzenes, an der Wand hangendes Crucifix zeigte, ſprach er: „dort iſt mein Lohn für Faſten, für Büßungen, für Gebete, für Geißelungen und für Alles was dieſen Körper zu dem eingeſchrumpften und verfaulten Dinge gemacht hat als er jetzt iſt; — eingeſchrumpft, ſage ich, ſo daß die welche mich ſonſt genau kannten, keine Linie in meinem Geſichte wieder erkennen würden. Doch hier iſt mein Lohn!“ Und indem er ſich vor dem Crucifix auf die Knie niederwarf, begann er ein langes wildes Gebet, welches allerdings dem Character jener Zeiten angemeſſen, doch ſo ſehr von der gebräuchlichen, ruhigen, vernünfti-

gen und selbst bittern Weise eines Anachoreten abstach, daß Philipp besorgte, die Strenge seiner ascetischen Lebensart habe seine Vernunft angegriffen.

Der Eremit erhob sich, und ohne des Königs staunenden Blick zu bemerken, wandte er sich plötzlich von seiner Unterhaltung mit dem Himmel zu, bei Weitem weltlicheren, Gedanken. Indem er das Stroh und Moos, woraus sein Lager bestand, zurückschob, brachte er, zu nicht geringem Erstaunen des Königs, zwei große lederne Beutel hervor, welche rund wie ein Spießbürger, auf einen gewichtigen Inhalt schließen ließen.

„In jeden dieser Beutel," sagte der Eremit, „ist die Summe von tausend Mark Silbers. Einer davon mag Euch gehören, mein Sohn, der Andere ist zu anderweitigen Zwecken bestimmt."

Es hieße, das menschliche Herz allzuneugierig untersuchen, wollte man fragen, ob Philipp, welcher noch den Augenblick vorher einen dieser Beutel für ein äußerst gesegnetes Heilmittel seiner sehr unköniglichen Verlegenheiten

würde gehalten haben, nicht bei dem Anblick von zweien einige Unzufriedenheit empfunden habe, daß ihm nur einer zu Theil wurde. Indeß er war in der That von zu edlem Charakter, um nicht gegen das Geschenk, wie es war, erkenntlich zu seyn, und er begann daher, dem Eremiten seinen aufrichtigen Dank auszusprechen, als dieser ihn unterbrach.

„Thorheit, Thorheit, mein Sohn," rief er. „Was bedarf es des Dankes, für ein Geschenk, das für mich keinen Werth hat? — Mein Gelübde verbietet mir, weder zu kaufen, noch zu verkaufen; und obgleich ich Gold führen kann, wie das Lastthier seine Bürde, um es andern zu überliefern, so hat es doch für mich geringern Werth wie der Staub der Erde; denn es trägt mir weder Kräuter, mich zu nähren, noch Sträucher, mein Lager daraus zu machen. Laßt es abholen, Herr König, es mag Euer seyn. Jetzt aber, von der Zukunft zu sprechen! — Ich hörte unterwegs, der Graf von Tankerville sey todt, und daß der Herzog von Burgund auf alle seine reichen Ländereien Anspruch mache. Ist dem so?"

„Nein," versetzte der König! „Der Graf von Tankerville ist in's gelobte Land gezogen. Ich habe nichts von ihm gehört, seit ich selbst vor ungefähr zehn Jahren von dort zurückkehrte. Wenigstens habe ich keine Nachricht von seinem Tode bekommen. Und selbst wenn er todt wäre," fuhr der König fort, „was nicht wahrscheinlich ist — denn er reis'te blos als Einer jener Pilger, denen, wie Ihr wißt, der Sultan viel Achtung erweis't; zu dem war er ein so starker und kräftiger Mann, um allen Einflüssen des Climas widerstehen zu können — aber selbst wenn er todt wäre, so hat der Herzog von Burgund keine Ansprüche auf seine Länder, denn vor seiner Abreise setzte der Graf eine Urkunde auf, und besiegelte sie mit seinem Ringe, nach welcher er, im Fall seines Ablebens, alle seine Länder, mit Unsrer Königlichen Einstimmung, an Guy de Coucy vermachte. Dieser war damals ein Page, welcher mit den Leuten, die ich Richard von England hinterlassen hatte auszog; jetzt aber ein berühmter Ritter, welcher in allen Theilen der Welt große Waffenthaten vollführt hat. Die Urkunde, welche er Uns

übermachte, um sie zehn Jahre lang, von der Zeit an gerechnet, zu bewahren, liegt in Unsrer Königlichen Schatzkammer.

„Gut, mein Sohn," versetzte der Eremit, „das Gerücht geht, er sey todt. Jetzt befolgt meinen Rath. Legt Beschlag auf diese Länder; zieht die Summen ein, welche sie seit langen Jahren bei des Grafen Pröbsten und Seneschallen stehen haben; wendet diese Einkünfte an, die Würde Eurer Krone wieder herzustellen, die Kriege und Räubereien Eurer Barone zu unterdrücken, und —"

„Aber," unterbrach ihn der König, „guter Vater, heißt das nicht, mir selbst zu Plündereien rathen? Ist es nicht eine offenbare Ungerechtigkeit?" —

Seyd Ihr einer von denen, Herr König, fragte der Eremit, welche sich Raths zu holen kommen, und entschlossen sind, ihren eignen zu befolgen, und welche deshalb auf die Meinung anderer hören, um ihren eignen Entschluß zu befestigen? Thut, wie ich Euch sagte, und es wird Euch Segen bringen; und bei meinem Glauben an jenes geheiligte Bild, wäre der

Graf von Tankerville noch am Leben, ich wollte seinem Zorn entgegentreten und er sollte seine ganze Rache auf mein Haupt schleudern, wenn er nicht einsähe, daß Ihr durch die Nothwendigkeit zu diesem Schritt gezwungen wäret. Wäre er ein guter und gehorsamer Unterthan, so würde er nicht anstehen zu sagen, daß Ihr recht gehandelt hättet, da seine Güter ohne Nutzen dagelegen, oder nur seine faulen Diener gemästet hätten. Ist er aber todt, so wird dieser tollköpfige de Coucy, welcher mir sein Leben verdankt, Euch gern die Summen lassen, welche ihr genommen habt."

Die Versuchung war zu stark für den König, und indem er innerlich bei sich beschloß, die großen Einkünfte Tankervilles, allein für die Bedürfnisse des Staats zu verwenden, und sie wiederzubezahlen, wenn er, oder de Coucy sich nicht in die Nothwendigkeit dieses Schrittes fügen wollten. Freilich bedachte er nicht, ob die Wiedererstattung je in seinen Kräften stehen würde. Er nahm also den Vorschlag des Eremiten an, und sie kamen ferner mit einander überein, daß, wenn der junge Ritter sich am

Hofe zeigen würde, die Frage über seine Ansprüche bis zu dem Zeitpunkte, wo die sichere Nachricht von Tankervilles Tode eingelaufen sey, vermieden werden solle. Als Art von Ersatz wollte Philipp ihn, wenn Krieg entstände, zum Führer aller Ritter und Soldaten machen, welche jene Länder, deren Besitz ihm später doch anheimfallen mußte, in's Feld stellen würden.

Während der König mit dem Eremiten diese Angelegenheiten ordnete, wobei dieser so viel Einsicht in weltliche Politik an den Tag legte, als hätten nie höhere Gegenstände sein Gemüth auch nur im Traume erfüllt, wurden sie durch den Schall eines Hornes erschreckt, welches, obgleich entfernt, doch offenbar in dem Walde selbst sich befinden mußte. Es schien das Signal eines Jägers zu seyn, und der Gedanke, daß Jemand es wagen könne, in den königlichen Wäldern, und fast unter den Wällen von Paris, zu jagen, färbte das Gesicht des Königs mit einer plötzlichen Glut des Unwillens.

Der Eremit bemerkte den Zorn auf Philipps Gesichte, und indem er jener cynischen Bitterkeit, welche sich so sonderbar mit so vielen ent-

gegengesetzten Eigenschaften seines Characters vermischte, freien Lauf ließ, rief er aus: „O Gott, was sind doch deine Geschöpfe sonderbare Wesen, daß ein großer weiser König das Recht, hülflose Thiere tödten zu dürfen, für eins seiner besten Privilegien hält; daß er stolz darauf ist, in Frankreich der einzige und alleinige Schlachter in Gottes Wäldern seyn zu dürfen! Ich sage Dir, König, alle diese Thiere, welche zitternd davon eilen, sobald sie nur Deinen Schritt von ferne vernehmen, kommen zu mir, und lekken meine Hand, weil ich sie füttere, und ihnen nichts zu leide thue, und deshalb halte ich meinen Stab um so viel mehr werth, als Deinen Scepter, als Gutes thun besser ist, denn Böses thun. Doch eile schnell fort, und laß Deine Leute den Wald durchsuchen, denn horch, der närrische Kerl stößt schon wieder in sein Horn und weiß nicht, daß königliche Ohren auf sein Stückchen lauschen."

Der König fühlte sich beleidigt; aber der ausgezeichnete Ruf der Heiligkeit, welchen der Eremit erlangt hatte, die Fasten, die Nachtwachen, die Entbehrungen, welche, wie er selbst

wußte, unverstellt waren; Alles dieses brachte in jenen Zeiten des Aberglaubens keinen kleinen Eindruck, selbst auf das Gemüth Philipp August's, hervor. Er unterwarf sich daher mit anscheinender Geduld dem Tadel des Anachoreten, und indem er sich hütete, auf einen Punkt zu antworten, der ihm, wie er selbst wußte, der empfindlichste war, und ihn leicht zum Zorn reizen konnte, verließ er den Eremiten, mit dem festen Entschluß, dessen Rath in soweit zu befolgen, daß er einen jener Bewaffneten aussenden wolle, um zu erfahren, wer kühn genug sey, in den königlichen Forsten zu jagen.

Diese Mühe indeß wurde ihm erspart; denn als er mit schnellen Schritten auf dem nach Vincennes führenden Fußsteige zurückeilte, kam der Ton des Hornes näher und näher, und plötzlich wurde der König durch eine Erscheinung erschreckt, welche er sich kaum erklären konnte. Sie bestand aus einer starken grauen Stute, welche scheinbar ohne Reiter, aber mit zwei menschlichen, rothseidnen, zu beiden Seiten des Pferdes hervorragenden Beinen, daherstürzte Als sie indeß näher heran kam, bemerkte der

König, daß der Körper des Reiters flach auf dem Rücken lag, der Kopf auf dem Sattel, und, keineswegs durch diese sonderbare Lage, und die Eile seines Pferdes außer Fassung gebracht, auf seinem Horne jene Musik, deren Ton in der That den König bei seiner Unterredung mit dem Eremiten gereizt hatte, hervorbrachte.

Wir müssen noch bemerken, daß in jenen Zeiten des tiefsten Aberglaubens die Ueberzeugung von dem Daseyn, und dem körperlichen Erscheinen aller Arten von Geister — „schwarze und weiße Geister, blaue und graue Geister" wie die ehrwürdige alte Cacly im Macbeth singt — einen Theil des wahrhaftigen Glaubens ausmachte. Es war das eigenthümliche Loos der Jäger und aller derer, welche große Wälder besuchten, mit Geistern zusammenzutreffen, so daß es keinen Wald von einiger Ausdehnung gab, der nicht seinen ausschließlichen bösen Geist besaß, und niemals endete eine Jagd, daß nicht einige Jäger von den übrigen getrennt wurden, und dann irgend einen bösen Auftritt mit dem eigenthümlichen Dämon des Ortes hatten.

Obgleich dieſe Perſon dem Leſer ſchon Einmal begegnet ſeyn mag, ſo war dies doch nicht der Fall mit Philipp; und wie jedes Gemüth, ſey es auch noch ſo ſtark, doch nie ganz von den Einwirkungen des Geiſtes ſeiner Zeit befreit bleibt, war es nichts Unnatürliches, daß der König die Hand ans Schwert legte, welches Mittel er ſtets als das ſicherſte, um ſolche Geiſter zu bannen, erfunden hatte. Das Pferd indeß, welches bemerkte, daß es ſich vor einem Gegenſtande befinde, deſſen Anblick mehr Ehrfurcht erregen mußte, als grade Bäume und Steine, ſtand plötzlich ſtill, und im Augenblick ſchoß unſer Freund Gallon, der Narr, kerzengerade vor dem Könige in die Höhe, und wedelte mit ſeiner langen außerordentlichen Naſe nach allen Richtungen auf der weiten Fläche ſeines Geſichts herum, als ob ſie der einzige Theil in demſelben ſey, welche ſeine Verwunderung ausdrücken wolle.

„Wer zum Teufel ſeyd Ihr?“ rief der König, „und was habt Ihr hier im Walde Euer Horn zu blaſen?“

„Ich, zum Teufel, bin Niemand,“ verſetzte

der Gaukler, „und wenn Ihr mich fragt, was ich hier mache, — ich habe meinen Weg verloren, so gut als ich immer kann. Ha, ha!"

„Niemand? — Wie verstehst Du das?" fragte Philipp. „Du kannst doch nicht Niemand seyn."

„Ja, der bin ich," antwortete der Gaukler. „Ich habe den weisen Grafen Thibalt von Auvergne oft zu meinem Herrn, den tapfern Ritter Guy de Coucy, sagen hören: der Verstand sey der Mensch. Nun habe ich keinen Verstand, folglich bin ich Niemand. Ha, ha! ha, ha!"

„So bist Du nur ein Possenreißer?" fragte der König.

„Nein, auch nicht," versetzte Gallon. „Ich bin aber in der That Ritter Guy de Coucy's zahmer Gaukler, und renne wild in diesem Walde umher, weil ich's nicht besser weiß."

„Und wo befindet sich jetzt der Ritter de Coucy," fragte der König, „und der Graf von Auvergne, von dem Ihr sprecht? Als ich zuletzt von ihnen hörte, waren sie beide im gelobten Lande."

„Der Graf von Auvergne," versetzte Gallon der Narr, reis'te vor drei Tagen nach Paris, um der Frau des Königs den Hof zu machen. Sie soll 'nen hübschen Fuß haben, Gott steh mir bei!"

„He Schurke," rief der König, „es ist gut daß der König Dich nicht hört, sonst würde er Dir die Ohren vom Kopfe schneiden."

„Da würde sein Hören meinem Gehör schlecht bekommen," schrie der Gaukler, „aber ich werde ihm meine Ohren nicht in den Weg bringen. Ich besitze Praxis genug, sie vor den Händen meines Herrn, des Ritters Guy, zu bewahren, und Niemand hat sie bis jetzt noch erreicht, und wird's auch nicht — Ha, ha!"

„Und wo ist Ritter Guy," fragte der König; wie geht es zu, daß Du nicht bei ihm bist?"

„Er sitzt nur eine Meile von hier, unter einer alten Eiche und singt rührende Balladen," versetzte der Gaukler. „Alles um den Alten und seine Tochter, ha, ha! Ritter Julian vom Berge und die schöne Isidora, ha, ha, ha! — Wißt Ihr schon?"

„Beim Teufel, nein," versetzte der König, „was meint Ihr?"

„Wie, habt Ihr nicht gehört," sagte der Gaukler, „wie mein guter Herr und ich, und fünf oder sechs Diener und Knappen den alten Herrn Julian und die junge Dame Isidora den ganzen Weg von Vic le Comte nach Senlis begleitet haben; und wie wir unsern Weg in diesem vermaledeiten Walde verloren haben; und wie mein Herr mich ausgeschickt hat, ihn wieder zu suchen? Oh, es ist 'ne hübsche Geschichte und mein Herr wird sie in Verse bringen, ha, ha, ha! und sie bei einer alten rasselnden Harfe singen, und Jedermann zu Thränen rühren, wenn er erzählen wird, wie er sich zum Verrath gegen den König verschworen hat, alles um die Schönheit der Dame Isidora, ha, ha, ha! ha, ha!" Und indem er seine Hand gegen die Backen stemmte, brachte er ein Gemisch von allen nur denkbaren Tönen hervor, unter welchen indeß der, welchen eine Säge hervorbringt, wenn sie geschärft wird, der vorherrschendste war.

Philipp rief, bat, er befahl ihm, aufzuhö-

ren, und weiter zu erzählen, aber der boshafte Gaukler brach in Eins ſeiner langen gellenden Gelächter aus, und indem er ſich rückwärts auf das Pferd legte, jagte er in vollem Galopp davon, ohne ſich überhaupt nach dem Wege zu erkundigen. Zugleich ſetzte er ſein Horn an den Mund, und brachte eine Muſik hervor, welche hinreichte die Verwünſchungen des Königs zu übertäuben.

Philipp kehrte um, und ſetzte ſeinen Weg nach Vincennes fort; und — o Sonderbarkeit der menſchlichen Natur! — obgleich er nicht zweifelte daß Gallon ein Narr ſey, ſo wiederholte er doch beſtändig deſſen Worte: „der Frau des Königs den Hof zu machen" — „Verrath gegen den König. — Aber der Kerl iſt ein Narr," fügte er hinzu, „wer wird denn noch daran denken?" und doch dachte Philipp daran.

X.

In den Tagen, wovon wir reden, fing die Stadt Paris eben an, sich über die Insel hinaus zu erheben, und ihre Straßen und Häuser über die Landschaft umher auszubreiten. Während der Regierung Ludwigs des Siebenten, und hauptsächlich unter der Administration Suger's, Abts von St. Denis, hatten sich die Gebäude weit am nördlichen Ufer des Flusses ausgedehnt. Und man sah hier schon Kirchen, bedeckte Marktplätze und Alles, was das Entstehen einer wohlhabenden Stadt anzeigt. Mitten in dieser Vorstadt, nicht weit davon, wo jetzt Rue Neuve und Rue des petits Champs angelegt sind, war ein ungeheurer offener Platz, les Champeaux genannt, welcher, der Krone angehörend, den ritterlichen Vergnügungen der Zeit zum Tummelplatz diente. Ein Theil davon war zu den Hallen von Paris verwandt, der andere zu einem Kirchhofe eingerichtet, aber ein großer leerer Raum blieb noch übrig, und hier war es, wo das Juli-Turnier, zu dem

Philipp August die ganze Ritterschaft seines Königreichs zusammen berufen hatte, gehalten werden sollte.

Meine Absicht ist nicht, ein Turnier zu beschreiben, welches so oft geschehen ist, und so ausgezeichnet schön in dem herrlichen Roman Ivanhoe, daß meine Erzählung nicht allein durch Wiederholung des oft dagewesenen langweilen, sondern durch Vergleich mit Etwas bei weitem Bessern verlieren müßte; allein unglücklicherweise bin ich gezwungen dennoch ein solches Thema zu berühren, da die Begebenheiten welche sich auf dem Turnier von Champeaux ereignen, wesentlich auf den Verlauf meiner Geschichte einwirken.

Auf der Einen Seite der Ebene dehnte sich ein mit Zinnen versehenes Gebäude aus, welches von dem Minister Guerin errichtet, und wie man sich ausdrückte, zum Schutz für arme Wandrer bestimmt war. Indeß sah es mit seinen Thürmen und Spitzen eher einer Festung ähnlich, als einer Barmherzigkeitsanstalt. Weil es die hervorstechendste Lage in der Nachbarschaft hatte, so war es dazu verwandt worden,

daß die verschiedenen Ritter, welche auf dem bevorstehenden Turniere kämpfen wollten, daselbst ihre Helme und Schilde ausbreiten konnten. Der Eindruck welchen dieser Anblick auf das Auge hervorbrachte, war höchst angenehm; denn jetzt erblickte man an der Seite des Gebäudes, welche auf das Feld hinausging, in jedem Fenster das Schild und das Banner der einzelnen Ritter, mit denselben lebendigen Farben, womit wir heutzutage die Kissen in unsern Fuhrwerken schmücken. Unten, im Säulengange stand vom Morgen bis zu Anbruch der Nacht ein Herold in seinem glänzenden Ornate mit seinen Begleitern, um etwaige Beschwerden gegen einen Ritter, dessen Waffen oben ausgebreitet waren, anzuhören und einzutragen, welcher dann, im Fall die Klagen begründet waren, entweder nicht angenommen, oder mit Schande aus den Schranken getrieben wurde.

An einem der höchsten Puncte des Gebäudes waren die Schilde und Banner des Grafen Thibalt von Auvergne und Guy de Coucy's, als diejenigen, welche Rittern von hohem Ruhme

und großer Tapferkeit angehörten, neben einander aufgehangen, und die Wappenherolde, welche von Zeit zu Zeit die Nanen der verschiedenen Ritter und deren Thaten und Eigenschaften aufzählten, ermangelten nicht, sich jedesmal lange bei den beiden Waffenbrüdern aufzuhalten, indem sie de Coucy vor allen den Preis der Tapferkeit und Kühnheit zusprachen, und den Grafen d'Auvergne in Hinsicht auf kalten Muth und kluge Ueberlegung über Alle stellten.

Alle Anordnungen des Feldes waren so glänzend, als wenn in den königlichen Cassen der größte Ueberfluß gewesen wäre. Die Gerüste für den König, die Damen und die Richter waren mit carmoisinrothen, goldgestickten Decken behangen; bunte Fähnchen flatterten auf den Zelten und Buden, und Nichts war zu sehen, als Glanz und Pracht.

Dies war die Scene, welche sich am Vorabende des Turniers darstellte, als de Coucy und sein Freund d'Auvergne, welche sich zu dieser Zeit in Paris wiedergetroffen hatten, sich von ihrer Wohnung, nahe bei dem Schloßthurme, nach dem Platze begaben, wo sie am fol-

genden Tage ihre Geſchicklichkeit zu zeigen im Begriff waren. Ein Umſtand indeß trug ſich unterwegs zu, der wohl erwähnt werden muß.

Indem ſie durch einige jener engen, ſich hin und her windenden Straßen der Stadt ritten, und ihre Pferde durch das Gedränge der Fußgänger, welche dieſelbe fröhliche Scene beſuchen wollten, oder ſchon beſucht hatten, aufgehalten wurden, konnten ſie nur, wenn ſie für einen Augenblick neben einander ritten, in abgebrochenen Mittheilungen ihrer Bemerkungen, ſich unterhalten. Selbſt dieſe wurden oft von den verſchiedenen, mit ſchreiender Stimme vorgebrachten, Bitten um mildthätige Geldſpenden, mit welchen man in damaliger Zeit jeden Vorbeigehenden, er habe Namen welchen er wolle, beläſtigte, übertäubt.

„Mich dünkt der König empfängt uns ziemlich kalt," ſagte de Coucy, als er d'Auvergne's Ohr für einen Augenblick erreichen konnte, „indem er uns ſchon vier Tage hat warten laſſen. Seine Gaſtfreundſchaft kommt mir etwas trocken vor."

„Wein, wer will Wein? hübſcher, ſtarker

Wein, gut für Ritter und Herren!" ſchrie eine laute Stimme in der Thür eines der naheſtehenden Häuſer.

„Kreſſe, friſche Brunnen-Kreſſe!" kreiſchte ein Weib mit einem Korbe in der Hand.

„Der König kann mich kaum weniger lieben, als ich ihn," antwortete der Graf mit leiſer Stimme, als eine Bewegung ſeines Pferdes ihn nahe an de Coucy brachte.

„Und doch," ſagte ſein Freund einigermaßen erſtaunt, „wart Ihr es hauptſächlich, der Euren Vater bewog, alle ihm, durch den Ritter Julian vom Berge gemachten Anträge des Grafen von Flandern, zurückzuweiſen."

„Weil ich den König bewundere, obgleich ich den Menſchen in ihm nicht liebe," verſetzte Graf Thibalt.

„Bäder, Bäder, heiße Bäder!" ſchrie ein Mann mit einem Handtuche über dem Arm, dem die dicken Schweißtropfen vom Geſichte herabliefen. „Heiß, heiß, heiß, auf Ehre! Badet, ihr Herrn und Ritter, badet, badet! 'S iſt ſtaubigtes Wetter!"

„Ritter von Auvergne," rief eine Stimme

nahe bei ihnen, „wer hoch fliegt, fällt tief! Ritter Guy de Coucy; der Falke, der mit dem Adler zuſammenkam, wurde getödtet, weil der Adler der König der Vögel war.“

Plötzliche Röthe überflog das Geſicht des Grafen von Auvergne, und Guy de Coucy ſtutzte, und wandte ſich, nach dem Redner zu blikken. Es war indeß Niemand in der Nähe, als ein Mann, welcher das alte und ehrſame Geſchäft, heiße Paſteten zu verkaufen, trieb, und ein Weib, welche mit einer ihres Geſchlechts um ein Paar Tauben feilſchte.

„Bei allen Heiligen von Frankreich!“ rief de Coucy, „irgend Jemand nannte unſre Namen. Was meinte der Narr mit ſeinem „„mit dem Adler zuſammen kommen?““ Ich ſehe ihn nicht, ſonſt wollte ich mit ihm zuſammen kommen.

Graf Thibalt forſchte nicht weiter nach dem Sinne der ihm gewordenen ſonderbaren Anrede, ſondern fragte nur de Coucy, ob die Stimme nicht Aehnlichkeit mit der, jenes Spitzbuben, Gallon des Narren, gehabt habe.

„Nein,“ verſetzte der Ritter, „nein, ſi

war nicht so grell. Außerdem ging er vor ungefähr einer halben Stunde, um, wie er sagte, die Schranken anzusehen.“

In der That waren sie nicht sobald zu den, von den verschiedenen Hökern und Gauklern, am Ende der cimetière des Innocens, errichteten Buden, gekommen, als sie nahe bei den Schranken Gallon den Narren erblickten, welcher im umgedrehten Wams, einen Haufen Männer, Weiber und Kinder mit mannigfaltigen Stückchen seines alten Handwerks ergötzte.

„Kommt, kommt,“ schrie er, „alle die Ihr Philosophie lernen wollt. Ich bin der Katerkönig und Patron der Spatzen. Hat einer von euch 'nen Hund, der Handschuhe nöthig hat, oder 'ne Ziege, die 'ne Mütze braucht? Bringt sie her; ich schaffe euch welche, die auf'n Haar passen. Ha, ha, ha!“

Sein sonderbares Gelächter, sein noch sonderbareres Gesicht, und seine große Geschicklichkeit ergötzten das Volk nicht wenig, als das plötzliche Erscheinen de Coucys, welcher, wie er wohl wußte, durch die öffentliche Probe seiner Geschicklichkeiten nicht sehr erbaut seyn

würde, seinen fernern Heldenthaten ein schnelles Ende machte. Indem er sein lautes ha, ha, ha! ausstieß, rannte er davon und war vor ihnen ungefährdet zu Hause.

Der Tag des Turniers brach klar und heiter an, und schon lange vor der bestimmten Stunde, waren die Gallerien angefüllt, und die Ritter bewaffnet in ihren Zelten. Man wartete nur noch auf die Ankunft des Königs, und manche Dame und mancher Page sandten den ungeduldigen Blick auf die Straße an der Flußseite.

Endlich verkündigte Trompetenschall seine Ankunft, und man sah die Anführer seiner Leibgarde — jenen kleinen Samenkorn, aus welchem später der große Körper stehender Herre entstand — sich gegen Champeaux wenden. Die erste Einrichtung dieser sergeants d'armes, wie man sie nannte, fand unter Philipp's Kreuzzuge ins gelobte Land statt, wo er, als Einmal sein Leben, wirklich oder erdichtet, wollen wir nicht untersuchen, von den Dolchen einiger Meuchelmörder gefährdet wurde, eine Wache von zwölf hundert Mann seiner Person

zulegte, deren einzige Pflicht darin bestand, um des Königs Wohnung Wache zu halten. Obgleich nach seiner Rückkehr in Frankreich dieser Vorwand gänzlich wegfiel, so war Philipp doch zu klug jenes Corps zu entlassen, welches im Nothfall nicht allein einen Kern für größere Heeres-Körper abgab; sondern auch dem königlichen Namen jene Würde und Majestät beilegte, welche, wegen ihrer in jenen Tagen so großen Beschränktheit, weder seine Domänen, noch die Vorrechte seiner Krone allein, so wenig zu gewähren, als in Ansehen zu erhalten, im Stande waren.

Der Zug bewegte sich langsam durch die Straßen gegen Champeaux, und schien sich darin zu gefallen, seinen Staat vor den Augen der Menge, welche die Häuser bis an den Gipfel anfüllten, auszubreiten. Niemand kannte besser den Geschmack der Zeit, worin er lebte, als Philipp August, und Niemand ergötzte daher mehr die Augen des Volks mit Glanz und Pracht, als er.

Zuerst kamen, zwei und zwei, die Herolde, mit ihren vielfarbigen Wappenröcken, auf der

Bruſt das Wappen ihrer Provinz; dann Montjoy der Wappenkönig zu Pferde, und umgeben von einer Menge von Marſchällen, Begleitern und Dienern zu Fuß. Er war in eine carmoiſinrothe Tunica ohne Ermel gekleidet. Vorn offen ſtehend zeigte ſie ein, mit den Lilien geziertes Unterkleid von violettem Sammet. Auf dem Kopf trug er ſeine Krone, und in der Hand eine Art von Stab oder Scepter. In der That war er, wenigſtens in Hinſicht auf ſeine perſönliche Erſcheinung, eine wahrhaft königliche Figur; und da er unter dem Volke ſehr beliebt war, ſo empfing man ihn mit dem lauten Geſchrei: „Denis Montjoy! Denis Montjoy! Heil Dir Sire Franz von Rouſſy!“ —

Ihm zunächſt erſchien eine Abtheilung der Sergeants d'armes mit ihren vergüldeten Köchern und langen Bogen, während jeder von ihnen mit der rechten Hand den Stiel ſeiner ungeheuern ehernen Keule, deren Kopf oder Knopf auf ſeiner Schulter ruhte, hielt. Jetzt aber kam ein Anblick, welcher alles andere verwiſchte — der König ſelbſt, auf einem destrier, oder Schlachtroß, ſchwarz wie Nacht, welches mit jedem Schritt anzuzeigen

schien, daß es der Ehre, die königliche Hoheit zu tragen, eingedenk sey. In voller Rüstung, bis auf den Helm, welcher hinter ihm von einen Pagen getragen wurde, war Philipp Augusts Körper, der eines Kriegers, und sein Haupt, das eines Monarchen; und derselbe Mann, der vorher des Eremiten Tadel in Geduld angehört, mit den Rosen in den Haaren eines Weibes gespielt, und Anordnungen zu dem Feste eines Lucull gegeben hatte, blickte jetzt umher, als wolle er mit dem Runzeln seiner Stirn ein Königreich zerschmettern.

Neben ihm ritt auf einem, wie um des Contrastes willen, milchweißem Zelter, die liebenswürdige Agnes von Meranien. Alles was über ihren Anzug bekannt ist, besteht darin, daß er ebenfalls weiß war, denn es scheint, daß, wer auf sie blickte, nichts anders, als ihre ausgezeichnete Schönheit, habe bemerken können. Als sie herankam, und ihr stolzes Roß, dessen anmuthige Bewegungen nur dazu dienten, seiner Herrin tausend Reize mehr zu verleihen, mit vollkommener Leichtigkeit lenkte, da schien aller Glanz und Flitterstaat vor den Augen der

Menge zu verschwinden, gleich als sey er durch etwas bei weitem Strahlenderes verdunkelt; und Philipp selbst ließ dann und wann seinen Blick auf dem süßen Antlitze seiner Gattin ruhen, indem dieselben Gefühle, wie bei dem Volke, sich in seiner Brust erhoben, und ein lauter Zuruf verkündigte die Theilnahme des Volkes an den Gefühlen des Königs.

Hinter dem König und der Königin ritt ein langer Zug von Herren und Damen, in all der Kleiderpracht, welche die Schönheit bei einem Turnier, damals eben so wenig entbehren konnte, als jetzt bei einem Ball oder an Gallatagen. Unter die ansehnlichsten dieses Zuges gehörte Constantia, Herzogin von Britanien, und ihr Sohn Arthur von Plantagenet, von dessen Character und Schicksalen wir später Gelegenheit haben werden, zu sprechen. Jeden großen Anführer begleiteten unzählige Ritter, Vavassoren und Vasallen, welche eine Welt von Pracht an sich und ihren Pferden verschwendet hatten. Auf diese folgte wiederum ein großer Trupp von des Königs Bewaffneten und schloß den Zug, welcher sich langsam vorwärts bewegte,

und an der Südseite die Schranken betrat. Dann hielt er, nachdem er unter dem Zuchjauchzen des Volkes einen Theil des Feldes durchschritten hatte, vor den Stufen, welche auf die, für den König und die Königin bereitete, Gallerie leiteten. Hier hob Philipp, umgeben von wallenden Federbüschen und schimmernden Waffen, die Königin selbst vom Pferde, und geleitete sie zu ihrem Sitze, während zu gleicher Zeit die Trompeten den verschiedenen Rittern das Zeichen gaben, einen Zug rund um das Feld, wie es vorher ausgemacht worden, zu halten, ehe man zu den Belustigungen des Tages schritt. So wie ein Jeder bei der königlichen Gallerie vorbeikam, salutirte er dem Könige und der Königin, indem er die Spitze der Lanze senkte; und von Zeit zu Zeit fragte Agnes nach dem Namen einiger Ritter, welche sie entweder nicht kannte, oder deren Gesichter durch den Helm so versteckt waren, daß man sie unmöglich erkennen konnte.

„Wer ist dieser, Philipp?" fragte sie, als ein Ritter mit der fliegenden Eidechse am Helm und der rothen Schärpe vorüberzog. „Er reitet mit edlem Anstande."

„Es iſt Karl von Tournon," verſetzte der König, „ein tapferer Ritter, auch der rothe Graf genannt. Hier kommt auch Wilhelm von Macon, ſchöne Dame," fügte der König lächelnd hinzu, „mit einer Roſe am Schilde, allein Dir zu Ehren.

„Einfältiger Ritter!" ſagte Agnes. „Er thäte beſſer, ſeine Huldigungen darzubringen, wo er Gegenliebe hoffen kann. Aber wer iſt der Nächſte mit rothem Schilde, einem Kreuz, und drei Thürme im oberſten Felde?"

„Das iſt der berühmte Guy de Coucy," verſetzte der König, „einer der ruhmwürdigſten Ritter. Wenn das Gerücht nicht zu viel ſagt, ſo werden wir Alles vor ſeiner Lanze ſich ſtrecken ſehen. Der nächſt folgende iſt nicht weniger berühmt, und heißt Thibalt von Auvergne" — und der König heftete ſein Auge mit einem ſcharfen forſchenden Blick auf die Königin.

Glücklicherweiſe indeß zeigte ihr Geſicht Nichts, was ein Herz, gleich dem des Königs, beunruhigen konnte.

„Graf Thibalt von Auvergne," ſagte ſie mit unbefangenem Lächeln, und ohne Verlegen-

heit. „O, ich kenne ihn wohl. Er brachte viele Monate an meines Vaters Hofe zu, als er in's gelobte Land zog. Von ihm hörte ich zuerst das Lob meines Philipps, lange, lange, bevor ich die Hoffnung hegte, sein Weib zu werden. Ich war damals fast noch ein Kind, nicht viel über funfzehn, und doch habe ich es noch nicht vergessen. Er war auch ein lieber Freund, dieser Graf von Auvergne, von meinem Bruder Alberic, welcher in Palästina starb. Armer Alberic," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „ach, er hatte mich so lieb!"

„Der Narr hat gelogen," sagte Philipp zu sich selbst, „der Narr hat gelogen, und mich durch seine Falschheit verleitet, einen edlen Ritter und mächtigen Baron nachlässig zu behandeln;" und indem er sich vorwärts beugte, um die Kälte, womit er den Grafen von Auvergne zuerst behandelt hatte, wieder gut zu machen, erwiederte er dessen Gruß mit einer merklichen und gnädigen Verneigung seines Hauptes.

„Ist es möglich!" rief Agnes aus, nachdem der Graf vorbei war. „In Wahrheit, Philipp, ich hätte ihn kaum wieder erkannt, so

verändert ist er. Als er an meines Vaters Hofe war, blühte er in voller Jugendkraft, und jetzt ist er blaß wie eine Leiche, und abgezehrt wie Einer, der eine böse Krankheit gehabt hat. O, welch ein fürchterlicher Ort muß das gelobte Land seyn! Versprich mir Philipp, bei allen Heiligen, nie wieder hinzugehen, wenn auch die ganze Welt den Kreuzzug predigt; ja, versprich es mir mein Herr und Gemahl."

„Ja, ja, süße Agnes," versetzte der König. „Einmal im Leben ist genug; ich habe jetzt andre Kriege vor mir."

Nachdem die Ritter alle vorbei waren, trat eine kurze Pause ein, welche zur Anordnung des Feldes benutzt wurde; dann wurden die Schranken geöffnet, und das Turnier nahm wirklich seinen Anfang. Wie ich schon vorhergesagt habe, werde ich mich nicht auf die einzelnen Thaten der Ritter einlassen; nur soviel, daß Alles, wie der König vorhergesagt hatte, sich vor de Coucys Lanze strecken mußte, und daß Thibalt von Auvergne, wenn auch nicht von gleich ungestümem Geiste getrieben, keineswegs seinem Freunde nachstand; obgleich seine

Tapferkeit einen verſchiedenartigern Character an ſich trug. Der zweite Gang begann, und hatte denſelben Erfolg, ſo daß viele der ſchönen Damen auf den Gallerien zu bedauern anfingen, daß keiner der beiden Waffenbrüder ihre Farben trug, und auf verſchiedene kleine Kunſtgriffe verfielen, um den einen oder den andern der beiden Kreuzritter zu bewegen, in einem nächſtfolgenden Turniere ein Zeichen von ihnen zu tragen.

So ſtanden die Sachen, als nicht allein, zur großen Verwundrung der Kämpfer, ſondern auch zu der des Königs, die Stimmen der Herolde Einhalt zu thun geboten. Die Schranken thaten ſich auf, und herein ſchritt zuerſt ein trotziger Prieſter, das ſilberne biſchöfliche Kreuz tragend, dann der Cardinal von St. Mary, in dem Ornate eines Legaten a latere, und zuletzt ein großer Zug von Geiſtlichen.

Ein ſchneller zorniger Strahl blitzte auf dem Geſichte des Königs auf, und ſeine Stirn zog ſich in eine düſtere Falte zuſammen, welches beides hinlänglich kund gab, daß er ſich keine angenehme Neuigkeiten von dieſem Beſuche des

Legaten verſprechе. Der Cardinal indeß, ohne ſich durch dieſe Falten bewegen zu laſſen, ſchritt grade auf die Gallerie des Königs zu, und indem er ſich vor ihm hinſtellte, redete er ihn folgendermaßen an:

„Philipp, König von Frankreich. Ich, der Cardinal von Sancta Maria, habe von unſerm heiligen Vater, dem Pabſt Innocenz, Auftrag und Befehl, Dir Folgendes zu ſagen" —

„Halt, Herr Cardinal!" rief der König. „Seyd ſo gut, mir Eure Mittheilungen privatim kund zu thun. Wir ſind nicht gewohnt, Geſandte oder Legaten innerhalb der Schranken zu empfangen!"

„Ich bin angewieſen, Herr König," verſetzte der Legat, „durch die hohen Befehle Seiner Heiligkeit, Euch alſo öffentlich zu mahnen, wo ich Euch immer finden ſollte, da Ihr den häufigen Erinnerungen und Befehlen der heiligen Kirche ein taubes und verachtendes Ohr geliehen habt. Wißt denn, König Philipp, daß Seine Heiligkeit, mit Staunen und Kummer darüber, daß ein König Frankreichs ſo weit die angeborne Frömmigkeit ſeines Geſchlechts vergeſſen kann,

es bemerkt hat, daß Ihr noch ferner beharret, Eure rechtmäßige Gemahlin Ingerberge von Dänemark zu verlassen.“

„Der Kerl wird mich toll machen!“ rief der König aus, und ergriff seinen Scepter, als wolle er ihn dem kühnen Diener der Kirche, der ihn so vor allen Baronen seines Reiches beleidigte, an den Kopf schleudern. „Wird denn niemand ihm Schweigen auflegen?“

Einige Ritter und Herolde traten vor, um sich zwischen dem Legaten und dem Könige ins Mittel zu legen; allein der Cardinal winkte zurück, und indem er wohl wußte, daß ihre abergläubische Furcht vor seinem Kleide sie abhalten würde, ihm mit Gewalt Stillschweigen aufzulegen, fuhr er keck in seiner Rede fort.

„Vernehmend also, daß Ihr, jene ungesetzliche und annullirte, von Euern Bischöfen verzagter Weise ausgesprochene Scheidung benuzzend, ein anderes Weib in Euer Bett genommen habt, welche Euere Gemahlin nicht ist, noch seyn kann.“ —

Ein Angstgeschrei von den Frauen der Königin unterbrach hier die Rede des Prälaten,

und aller Augen wandten sich sogleich gegen die unglückliche Agnes.

Ihre erste Bewegung, als sie jemanden kühn genug sah, sich einem Willen zu widersetzen, dem, allen ihren Begriffen zufolge, nichts Widerstand leisten konnte, war Staunen und Verwunderung; nach und nach aber, als sie den Zweck der Rede des Legaten zu begreifen anfing, nahm Trauer und Schrecken von ihrer ganzen Gestalt Besitz. Ihre Augen hingen an dem Cardinal, wie an einem bösen Engel, der ihre junge Glückseligkeit zu zerstören gekommen war; ihre Lippen zitterten; die warme Glut ihrer Wangen wurde matt und bleich, gleich dem Sonnenstrahl, wenn er flieht vor dem düstern Schatten der Nacht; und bei den letzten schrecklichen Worten, welche ihr Schicksal für immer zu besiegeln schienen, fiel sie sinnlos in die Arme ihrer Frauen.

Die Scene der Verwirrung, welche jetzt erfolgte, läßt sich nicht beschreiben.

„Bei dem Lichte des Himmels, Alter," rief Philipp, „danke es Deinen grauen Haaren, daß ich Dich nicht niederschmettere! Fort mit

ihm! Kein Wort mehr! Trabanten, schafft ihn aus den Schranken! Fort mit ihm! Agnes, geliebte Agnes," rief er, indem er sich zu der Königin wandte, und ihre kleine Hand in die seinige legte, „erwache, o erwache! Fürchte Nichts, theure Agnes! Ist denn Philipps Liebe so leicht, daß sie von den ohnmächtigen Worten irgend eines Dieners der Kirche in der ganzen Christenheit verjagt werden könne?"

Unterdeß trieben die Trabanten den Prälaten und seine Begleiter aus den Schranken, während die Minst'rels und trouvères, welche selbst in diesen Zeiten keinen Anstand nahmen, die Laster der römischen Kirche, mit der verwegensten Satire zu züchtigen, manche bittre Spottrede gegen sie ausstießen. Die Frauen der Königin drängten sich rund um ihre schöne Gebieterin, und besprengten sie mit Essenzen und wohlriechenden Wassern; einige schwatzten, andre jammerten, und alle schmähten den verwegenen Legaten, der das Herz ihrer liebenswürdigen Königin so betrübt, und die Lustbarkeiten des Tages unterbrochen hatte. Die Ritter und Barone vereinte Alles, was in jenen

Tagen des Ritterthums nur irgend von Gewicht war, für die Sache der Fürstin — Jugend, Schönheit, Unschuld und Leiden, Alles verlangte mit lauter Stimme, daß sie als Herrin, als Königin der Königinnen, als Blume der Frauen anerkannt werden müsse.

Philipp August, dessen Stirn noch der königliche Unwille trübte, bemerkte mit innerlicher Freude die Begeistrung seiner Ritterschaft; und indem er an der Fronte der Gallerie stand, die leblose Hand seines liebenswürdigen Weibes in der Rechten haltend, zeigte er mit der andern auf die leichenblassen Wangen der Königin, und rief mit einer Stimme, welche über das ganze Feld ging: „Ritter und Edle von Frankreich, soll ich leiden, daß ein stolzer Prälat mich im Innersten meines Herzens verwundet? Soll ich die Dame meiner Liebe hingeben, für die Drohung irgend eines Pabstes auf Erden? Ihr, tapfere Ritter, ihr allein könnt richten, und bei dem Throne des Himmels, ihr allein sollt Richter seyn!“

„Es lebe der König, es lebe der König! Denis Montjoy, Denis Montjoy!“ schrien die

Barone, als verſammelten ſie ſich auf dem Schlachtfelde um die königliche Standarte; und zu gleicher Zeit verkündete von den Gallerien umher das Schwenken von tauſend Schärpen, Tüchern und Schleiern, wie tiefen Antheil die Damen Frankreichs an einer Frage nahmen, welche, indem ſie den Eingriff in die Rechte der Königin betraf, ſo ſehr die Herzen Aller bewegte.

„Laßt die Waffenſpiele enden für heute,“ rief Philipp, indem er ſein Scepter ſchwenkte. „Dies hat unſre Glückſeligkeit auf einen Augenblick geſtört; allein wir hoffen, unſre ſchöne Königin wird im Stande ſeyn um vier Uhr, als zu welcher Stunde wir jeden hier anweſenden Edelmann zur Abendmahlzeit in die Halle unſers Palaſtes laden, ihren treuen Rittern Dank zu ſagen. Für diejenigen, welche zu ſpät kommen, um in der großen Halle einen Platz zu finden, wird in dem Thurm des Louvre ein Bankett bereitet ſeyn. Bis dahin Adieu!“

Die Ohnmacht der Königin währte ſo lange, daß man es für nöthig fand, ſie in einer Sänfte nach dem Palaſte zurückzuführen. Derſelbe

glänzende Zug, der sie gleichsam im Triumphe auf den Turnierplatz geleitet hatte, folgte jetzt traurig und in tiefem Schweigen.

Zugleich waren die Ritter, welche ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit zu zeigen gekommen waren, und die edlen Damen und Herren, welche die Schranken als Zuschauer geziert hatten, auf kurze Zeit in einzelnen Gruppen zurück geblieben, und verbreiteten sich über das Feld und in den Gallerien, indem sie heftig das Vorgefallene abhandelten; und Niemand war, so eifrig er auch sonst die Befehle der Kirche befolgte, der nicht in der Aufregung des ersten Augenblicks die Aufführung des Cardinals, wie des Pabstes, höchst frech und anstößig fand, und der nicht erklärt hätte, daß die, von den Bischöfen Frankreichs ausgesprochene Scheidung Philipps und Ingerberge's, in den Augen eines jeden Franzosen gelten müsse.

„Bei dem allmächtigen Himmel!" rief de Coucy, indem er seine Stimme über alle die Uebrigen erhob, „sie ist eine so schöne Königin, als worauf meine Augen je geruht haben; und obgleich ich ihre Farben nicht tragen, und sie

nicht als Stern der Liebe anerkennen kann, weil ein anderes Gelübde mich fesselt, so fordere ich dennoch auf Leben und Tod Jeden, der da behauptet, sie sey nicht gesetzmäßige Königin von Frankreich! Blas't, Trompeter, blas't, und ihr, Herolde, ruft es aus: Hier steht Guy de Coucy in Waffen, bereit es einem Jeden, der nicht Agnes Fürstin von Meranien für die rechtmäßige Königin von Frankreich und Gemahlin Philipps des Großmüthigen anerkennt, an seinem Leibe zu beweisen, daß er ein falscher und feigherziger Bösewicht sey, und daß er in seinen Hals hinein lüge! Deß setze er gegen ihn seinen Leib und seine Waffen zum Pfande, wenn und wo es sey, zu Pferde oder zu Fuß, gleichviel mit was für Waffen!"

Die Trompeten ertönten, und die Herolde, welche auf dem Felde geblieben waren, verkündigten die Ausforderung de Coucys, während er seinen Handschuh auf den Boden warf. Ein augenblickliches tiefes Stillschweigen erfolgte; dann lautes Geschrey; und da Niemand die Aufforderung beantwortete, hieß de Coucy die Herolde den Handschuh aufheben, und ihn sammt

der Abschrift des Aufrufes an einem öffentlichen Platze anzunageln. Zur Bezahlung dieses Dienstes riß er drei Ringe von seiner massiven goldenen Halskette, und warf sie dem Herold zu, welcher den Handschuh aufhob; dann wandte er sich, und nachdem er den Grafen von Auvergne eingeholt hatte, ritt er zurück, um seine Waffen abzulegen, und sich zum Bankett zu bereiten, wozu sie eingeladen waren.

„De Coucy," sagte d'Auvergne, „ich hätte gerne Eure Ausforderung getheilt, hätte ich es nur für möglich gehalten, daß unsre Lanzen je die unglückliche Agnes von Meranien auf dem Throne Frankreichs festsetzen könnten, allein ich sage Euch nein, de Coucy! Wenn der Pabst nicht nachgiebt, und das wird er nicht, wie ihr Vater nur zu gut weiß, wird Philipp ihr entsagen, oder sich seinen Baronen zum Schutz gegen die römische Kirche überlassen müssen."

„Gut," rief de Coucy, „und seine Barone werden ihn schützen. Sahst Du nicht eben jetzt, wie sie ihm ihren Beistand versprachen?"

„Leere Begeisterung eines Augenblicks," erwiederte d'Auvergne bitter, „welche eben so schnell

verlöscht, als sie aufglomm. Ich sage Dir, de Coucy, unter hundert von ihnen ist nicht Einer, der einen Funken von Deinem Enthusiasmus besäße, welcher dem griechischen Feuer gleich, glänzend flammt, aber für immer brennt; und eben so wenige haben jenen kältern Entschluß, welcher wie meiner ohne Flamme so lange brennt, bis Alles, was ihn nährte, verzehrt ist.

De Coucy schwieg. Einen Augenblick lang belebte ihn die Idee, dem Grafen einen Plan zur Verbindung aller anwesenden Barone zum Schutz Philipps, gegen die römische Kirche, vorzuschlagen; allein, obgleich bis zur Tollkühnheit tapfer, wo es nur seine Person betraf, war er doch nicht wenig klug und vorsichtig, wo das Leben und Glück andrer darin verwikelt war; und indem er an die Kämpfe dachte, wozu schon der bloße Vorschlag Anlaß geben konnte, schwieg er, und begrub es in Stillschweigen.

XI.

Wie bei dem Auftritte, welcher das Turnier unterbrochen hatte, fehlte es auch bei dem Bankette nicht an begeisterten Ausrufungen, welche die Rechte der schönen Königin, obgleich sie nicht zugegen war, vertheidigten, und König Philipp, so hellsehend er sonst auch war, ließ sich doch in diesem Augenblick durch seine eigenen Wünsche hintergehen, und war fest überzeugt, seine Barone würden ihm, in dem Widerstand, den er der angemaßten Gewalt des Pabstes entgegenzusetzen dachte, beistehen.

Die Versprechungen, welche der Wein und Festlichkeiten hervorrufen, dauern kaum länger, als das Mahl selbst, und wenn wir die Begeistrung nicht erfassen, indem wir sie unabänderlich zur That werden lassen, so ist der Nutzen sehr gering, den uns die plötzliche Aufregung der Menge gewährt. Wenn Philipp auch selbst vielleicht die Dauer derselben bezweifelte, so hütete er sich doch, es sichtbar werden zu lassen. Die hochtrabenden Redensarten

jedes jungen Ritters nahm er, als eben ſo viele Verſprechungen, dankend an, und jeden Ausdruck von Bewundrung und Theilnahme an der Königin, ſtellte er ſich, als ſähe er ihn für ein Unterpfand an, daß der Redner ihre Sache zu der Seinigen machen wolle.

Der Graf von Auvergne war der einzige, welcher weder prahlte, noch verſprach, und dennoch überhäufte ihn der König — entweder, weil er ſein Gemüth für eines von beſſerm Gepräge hielt, als des der andern, oder, weil er die, ihm bei ſeinem erſten Auftritt am Hofe bewieſene Kälte, wieder gut machen wollte — mit Ehrenbezeugungen, ſetzte ihn neben ſich, ſprach mit ihm über jeden Gegenſtand, welchen er für den Grafen am intereſſanteſten hielt, und, indem er ſich ſtellte, als halte er ſeinen Rath und Beiſtand in der Anordnung der Verhältniſſe zwiſchen der Krone von Frankreich und der neuen franzöſiſchen Colonie, welche Conſtantinopel eingenommen hatte, für äußerſt wichtig, ſo bat er ihn, den Hof nach Compiègne zu begleiten, wohin er ſich am nächſten Tage begeben werde.

Des Königs Gunſt und Auszeichnung fiel

auf die kalte ruhige Stirn, und das dunkle tiefsinnige Auge Thibalt's von Auvergne, gleich dem Sonnenschein im Winter, welcher nicht im geringsten die gefrorne Oberfläche zu schmelzen vermag. Indeß nahm er die Einladung an, und fügte in demselben unveränderten Tone hinzu, daß er sich freue, die Königin zu sehen, welche er vor langen Jahren gekannt habe, und welcher er Neuigkeiten von Istrien mittheilen könne, nebst vielen freundlichen Grüßen von ihrem Vater, den er auf seiner Rückkehr von Palästina gesehen habe.

Die Königin, antwortete Philipp, würde sich freuen, ihn zu sehen und von ihm zu hören, was er ihr zu sagen habe; denn sie habe nie ihr schönes Vaterland vergessen, und Trennung, dieser böse Krebs der Liebe, habe nicht den kleinsten Theil ihrer Theilnahme für diejenigen, welche sie einst liebte, hinweg gefressen.

Graf Thibalt nahm zuerst Abschied und ging. De Coucy erhob sich, um ihm zu folgen, aber der König hielt ihn einen Augenblick zurück, um ihm für seine Theilnahme an den Rechten der Königin, welche nicht ermangelt hatte, sein

Ohr zu erreichen, Dank zu sagen. Dann fragte er, mit einem leichten Schatten von Betrübniß auf der Stirn: „Ist denn Euer Waffenbruder, beau Sire, immer so traurig? Es thut mir wahrhaftig leid, ihn so kummervoll zu sehn; kennt ihr die Ursache nicht?“

„Meiner Treu', gnädiger Herr, 's ist Liebe, glaube ich,“ versetzte de Coucy. „Irgend eine Schönheit von Palästina, ich weiß nicht ob Heidin oder Christin; aber alles was ich weiß, ist dies: Vor ungefähr fünf Jahren, als er zuerst zu uns kam — er hatte vorher nahe bei Tyrus gekämpft — war er ein so munterer Ritter, als je Einer einen Sarazenen absattelte, zwar nie sehr ausgelassen in seiner Fröhlichkeit, doch liebte er sie an andern und lachte oft; als er plötzlich ungefähr zwei oder drei Jahre später alle seine Munterkeit verlor, sein Lächeln aufgab, blaß und mager war, und seitdem immer so ist, wie Ihr ihn gesehen habt.

Der Schatten verschwand von des Königs Stirn. „Es ist traurig!“ sagte er. „Wir wollen versuchen in Frankreich einige strahlende

Augen zu finden, welche seine böse Liebe heilen mögen.“ Somit entließ er den Ritter.

Alles, was sich bei dem Turnier, hinsichtlich des Legaten, begeben hatte, wurde dem Pabst Innocenz III. treulich berichtet, und der, von den französischen Rittern, für die Sache ihrer liebenswürdigen Königin, bewiesene Enthusiasmus, machte den Pontifex für sein Ansehn zittern. Dem ungeheuern Zuwachs der Macht der römischen Bischöfe, welchen sie durch den Sieg ihrer beständigen und unermüdlichen Intriguen über den Geist Friedrich's Barbarossa erlangt hatten, gebrach es noch an der Festigkeit, welche die Zeit verleiht, und deshalb grade befürchtete der Pabst, daß Philipp in einem einzigen Puncte sich mit Erfolg der Oberherrschaft der Kirche entgegensetzen möchte.

Es waren indeß noch andre Beweggründe vorhanden, welche seiner Aufführung, im Verlaufe der erwähnten Mißhelligkeit, noch einige Bitterkeit gegen den König von Frankreich beimischten. Der Pabst, von heftigem und ehrgeizigem Character, fand zuerst auf Seiten Philipps von Frankreich ungewohnten Widerstand, und

ſo kam ſein Ehrgeiz ſeinem Groll zu Hülfe. Die Erwählung des deutſchen Kaiſers war Eine Urſache des Zwieſpalts, indem Philipp Auguſt mit ſeiner ganzen Macht Philipp von Schwaben unterſtützte, und der Pabſt, Otho, den Neffen Johanns, König von England, nicht allein unterſtützte, ſondern mit eigner Hand krönte; obgleich mancher Zweifel und Einwurf gegen die Rechtmäßigkeit dieſer Wahl erhoben worden war.

Eben ſo ſcharfblickend, als ehrgeizig, ſah Innocenz wohl ein, daß er an Philipp einen Gegner habe, der eben ſo ſehr ſein eignes Anſehn zu vergrößern ſuchte, als es ſein Beſtreben war, mit dem der römiſchen Kirche. Er kannte genau die Puncte der Oppoſition, er ſah den mächtigen Geiſt und die politiſche Stärke ſeines Gegners; aber er ſah auch, daß Philipps Macht, im Kampfe mit der ſeinigen, größtentheils von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts zu einem aufgeklärteren Zeitalter, welcher Schritt nothwendig langſam und ſchwierig ſeyn mußte, abhing; während die Grundſäulen ſeiner eigenen Macht, durch Jahrhunderte von Aberglauben gelegt, und durch

alle die Gewohnheiten und äußern Gebräuche, denen die Herzen der Menschen sich von jeher, und hauptsächlich in Zeiten der Finsterniß, zugeneigt haben, befestigt waren.

Indem er also entschlossen war, den Streich auf Einmal zu führen, traf es sich für seine Absichten sehr günstig, daß die erste Frage, wobei sein Ansehen in die Enge kam, einen Gegenstand betraf, welcher die heftigsten Leidenschaften Philipp Augusts erregen mußte, während er die Kräfte seines Geistes, mit der besonnenen Richtschnur des Verstandes frei lenken konnte. Der Wahrheit gemäß müssen wir gestehen, daß Innocenz, obgleich er sich durch die Verwerfung seines Dazwischentretens beleidigt fühlte, und obgleich die Verachtung des Ansehens der Kirche ihn in keine geringe Wuth versetzte, dennoch in allen seinen Briefen und Unternehmungen, zwar fest und entschieden, doch ruhig und stets gemäßigt verfuhr. Er drohte nicht, ehe er nicht entschlossen war zu handeln, und die einzige Antwort auf das Gesuch des Cardinals von St. Mary um fernere Verhaltungsmaßregeln war, daß er die Bischöfe

von Frankreich zusammenberufe, Philipp als Rebellen gegen den Willen der Kirche zu excommuniciren, und ein Interdict gegen das ganze Königreich zu schleudern. Ein so strenger Spruch beunruhigte indeß die Bischöfe von Frankreich, und der Legat verzögerte auf ihre Bitten eine Zeitlang die Ausführung desselben, in der Hoffnung, daß Philipp durch Nachgeben den Zorn der Kirche besänftigen werde.

Unterdeß bemühte sich Philipp, gleich als wenn das über ihm schwebende Ungewitter ihn nur noch enger an den Gegenstand fesselte, um dessentwillen er sich ihm ausgesetzt hatte, einzig und allein, die Gedanken seiner Gattin, von der unglücklichen Wahrheit, welche sie erfahren hatte, abzuziehen. Er rief die Begeistrung, mit welcher die Barone ihre Sache ergriffen hatten, in ihr Gedächtniß zurück. Er bewies ihr, daß die vereinigte Versammlung der französischen Bischöfe die Trennung seiner unvollständigen Ehe mit der Fürstin von Dänemark feierlich ausgesprochen habe, und er schwur, daß, käme es auch nur darauf an, die Rechte seiner Geistlichkeit und seines Königreichs, vor

den gierigen Händen des römschen Stuhls zu schützen, er deren Einmischen verhindern, und seine Unabhängigkeit mit seinem letzten Blutstropfen behaupten würde.

Zugleich bemühte er sich, ihr selbst die Erinnerung des Vergangenen zu nehmen, und er selbst vergaß beinahe über den Gatten den Monarchen. Bald verfolgten sie in den Wäldern von Compiègne, Senlis, oder Fontainebleau den Hirsch oder Eber, und lauschten auf die Töne der bellenden Hunde, der schallenden Hörner und des wiederhallenden Echo's, bald ergötzte sie ein Bankett, ein Turnier oder eine Cour plenière mit seinem Gewühl, seiner Fröhlichkeit und seinen Gesängen; bald durchstreiften sie mit einander einsame liebliche Scenen, wo die Natur nur ihre Gefühle wiederzustrahlen schien, und jeder Ton der muntern Bewohner des Waldes schien in ihrer Brust ein Echo zu finden.

Philipp erreichte seinen Zweck, und Agnes von Meranien, obgleich ihre Wangen noch um ein Weniges blässer blieben, als vorher, und obgleich ihre Augen einen Anstrich von sinnen-

dem Schmachten angenommen hatten, hatte doch, oder schien wenigstens gänzlich vergessen zu haben, daß eine Seele auf Erden sey, welche ihr ihre Ansprüche auf das Herz ihres Gatten, und die Krone ihres Königreichs, streitig machen wolle. Sie lachte, sprach, sang und ersann schöne Träume zukünftiger Freude und Glückseligkeit, wie sie immer zu thun pflegte; allein man bemerkte, daß sie erschrak und blaß wurde, wenn Jemand plötzlich auf sie zukam, als ob sie böse Nachrichten befürchtet habe, und wenn etwas ihre Gedanken von dem fröhlichen Gleise, in welchem sie sie immer zu erhalten suchte, abzog, so fiel sie in lange Träumereien, aus welchen sie schwer zu erwekken war.

Auf diese Weise war dem Könige und seiner Gattin die Zeit verstrichen, nachdem sie sich den Tag nach dem Turniere nach Compiègne begeben hatten. Die Stunden des Grafen von Auvergne waren ganz anders verflossen, als er erwartet hatte. Zwar war er auf eine mühselige Pflicht gefaßt gewesen; allein es war eine Pflicht anderer Art, zu deren Erfüllung er ge-

rufen wurde. Als er eben den Fuß im Steigbügel hatte, um, des Königs Einladung zufolge, den Zug nach Compiègne zu begleiten, gelangte ein Bote von seinem Vater, mit der trüben Nachricht an, daß dieser plötzlich von einer Krankheit befallen sey, und wenig Hoffnung auf Wiedergenesung habe. D'Auvergne wandte ohne Zeitverlust seine Schritte gegen Vic le Comte.

Bei seiner Ankunft fand er seinen Vater noch auf der Grenze zwischen jenen beiden sonderbaren Welten, der gegenwärtigen und der zukünftigen; die Eine, diejenige welche wir in einem Traume durchwandeln, ohne die wahre Beschaffenheit irgend eines Dinges um uns her zu erkennen; die andre, diejenige, deren furchtbare Unvermeidlichkeit wir so gern in glänzende Hoffnungen kleiden, indem wir gleichsam eine Krone von Glorie auf die kalte grinsende Stirn des Todes setzen.

Es war ein trauriges Geschäft, das letzte Flackern des Lebens-Dochtes zu bewachen, bis die Flamme für immer davon flog. Indeß der Graf von Auvergne erfüllte redlich seine Pflicht;

und nachdem er die Asche seines Vaters zur Erde bestattet, wartete er nur noch, um die Huldigung seiner neuen Vasallen anzunehmen, und wandte sich dann noch Einmal nach Paris, indem er die Verwaltung von Auvergne seinem Onkel, dem durch seine Laune sowohl, als durch seine räuberische Lebensart, berühmten, Grafen Guy überließ.

XII.

Wir müssen noch Einmal etwas in unsrer Geschichte zurückgehen, und uns nach Ritter Guy de Coucy umsehen, welcher am Morgen der Abreise seines Freundes nach Auvergne vor ihrer gemeinschaftlichen Wohnung stand, um ihn abreisen zu sehen. In der Verwirrung eines solchen Augenblicks blieb den beiden Freunden keine Zeit zu denjenigen Anordnungen, welche der Graf von Auvergne so gern getroffen hätte. Als er indeß seinen Freund nach der Sitte des Tages zum Abschied umarmte, flüsterte er ihm

in's Ohr: „Die Byzantiner, welche wir vom Gelobten Lande mitgebracht haben, ſind in meiner Kammer. Wenn Du mich liebſt, de Coucy, ſo erinnere Dich, daß wir Brüder ſind, und was Einer beſitzt, beiden gehört. Ich werde Dich bei meiner Rückkehr hier antreffen, wenn ich nicht bald komme, ſchicke ich einen Boten.“ De Coucy nickte lächelnd mit dem Kopfe, und ſich auf ſein großes zweihändiges Schwert ſtützend, ſah er den Grafen aufſteigen und verſchwinden.

„Lebewohl d'Auvergne,“ ſagte er, als er wieder in's Haus trat, „vielleicht ſehen wir uns nie wieder; aber de Coucy wird niemals Dein edelmüthiges Anerbieten vergeſſen, obgleich er keinen Gebrauch davon machen kann. Unſre Glücksumſtände ſind zu ungleich, als daß wir länger eine gemeinſchaftliche Börſe führen könnten. Es mag indeß bemerkt werden, daß de Coucy's, bei dieſer Gelegenheit geäußerten Bedenklichkeiten, in dem Zeitalter, worin er lebte, etwas ſonderbar waren; denn dieſer Bund der Waffenbrüder, welchen ſelbſt Ritter einer ſpätern Zeit in ihrem romantiſchen Geiſte unter einander ſchloſſen, war von ſtrengerer und erhabe-

nerer Beſchaffenheit, als irgend Eines unſerer jetzigen dauerhaften Bündniſſe, indem er nicht allein Gemeinſchaft der Güter in ſich begreift, ſondern Freundſchaft und Feindſchaft, Leid und Freude, ja ſogar Leben und Tod mit dem Waffenbruder theilte. Wenn einmal zwei Ritter, was oft der Fall war, Waffen mit einander ausgetauſcht hatten, ſo war es ihre Pflicht, ſich in der Unternehmung, in welcher ſie begriffen waren, bei jeder Gelegenheit mit Gut und Blut Beiſtand zu leiſten; zuweilen für's ganze Leben alles Beſitzthum, ſowohl gegenwärtiges als künftiges, mit einander zu theilen; und wenn Einer der Waffenbrüder ſtarb, während er eine Ausforderung zum Zweikampf erhalten, ſo mußte der andre ſeine Stelle einnehmen und ſeine Ehre im Duell behaupten.

Im gelobten Lande, wo ſie mit manchen Entbehrungen und beſtändigen Gefahren gekämpft hatten, bemerkte de Coucy wenig Ungleichheit zwiſchen ſich und dem Grafen d'Auvergne; jetzt aber, umgeben von den Aufwand erfordernden Feſtlichkeiten eines glänzenden Hofes, beſchloß er mit einem Male ein Bündniß aufzuheben, dem

es durchaus an Gleichheit der Mittel unter den Theilnehmern gebrach.

Langsam und etwas traurig kehrte er in sein Zimmer zurück, indem er einen Anflug von Kummer fühlte, welcher seinem leichten Herzen bis hieher unbekannt gewesen war. „Hugo de Barre," sagte er, „gib mir eine Flasche Wein, ich habe meinen Morgenbecher noch nicht getrunken, und ich bin verstimmt!"

„Soll ich etwas' Eingemachtes hineinthun, beau Sire?" fragte der Knappe. „Ich habe oft bemerkt, daß es Euer Gnaden gegen einen schlimmen Liebesanfall geholfen hat, wenn ich einen Löffelvoll in den Cyperwein that."

„Wie Du willst Hugo," antwortete der Ritter, „indeß ist es heute nicht die Liebe, woran ich leide."

„Mein Seel ich glaubte," versetzte Hugo de Barre, „es wäre Niemand daran Schuld als Fräulein Isidore, aber dann fand ich es wieder sonderbar, daß Ihr sie zu Senlis verlassen hättet und nicht mit ihr gegangen wäret auf ihr Schloß, um sie zu freien.

„Ihr Vater wollte bei Montmorency, mei-

nes Vetters Enguerand's geschwornem Feinde, einkehren," versetzte de Coucy, „und selbst dann kehrt er nicht heim, sondern eilt nach Rouen, mit Johann, König von England zu unterhandeln. Bei meiner Treu!" fügte er hinzu, indem er zu sich selbst sprach: „Dieser Alte wird noch Rebell aus reiner Tollheit. Er muß sich in Verrätherei mischen, um sich wichtig zu machen. Ich wollte ich könnte seine Finger vom Feuer abhalten, blos um seiner Tochter willen, — des lieben Mädchens."

Wäre de Coucy allein gewesen, so würde er was er jetzt sprach, wohl gedacht, nicht aber ausgesprochen haben; da er aber vorher mit seinem Diener das Gespräch begonnen hatte, so fuhr er jetzt auch fort laut zu sprechen, was eigentlich nur ein Theil seiner Unterhaltung mit sich selbst seyn sollte. Hugo de Barre indeß, welcher bei mehreren Gelegenheiten gleichsam seines Herrn Sprachpuppe abgegeben hatte, kannte schon seines Herrn Ideengang, und stand ruhig, bis sein Herr fertig war.

„Ihr liebt also das Fräulein, beau Sire?" sagte er zuletzt, indem er mehr, wie ge-

wöhnlich, bei ſolchen Gelegenheiten, ſich heraus-nahm.

„He! Hugo, was geht das Dich an?“ fragte de Coucy. „Ich werde Dich nicht allnächtlich auf Wache ſtellen, wie damals, als ich der Prinzeſſin von Syracus den Hof machte.

„Aber mir iſt das Fräulein Iſidore tauſend-mal lieber, als die Prinzeſſin von Syracus,“ verſetzte der Knappe, „und ich wollte ihretwegen manche Nacht außer dem Bette zubringen, wenn ſie meines Herrn Dame ſeyn wollte. Seht, Herr, Ihr habt ſie dieſes Armband von Gold-ſtoff tragen ſehen,“ fuhr er fort, indem er ein Stück Leinewand hervorzog, worin ein breites Goldſtoffenes Band eingewickelt war, nicht un-ähnlich den Armbändern von Golddrath, welche in London und Paris kürzlich ſo ſehr Mode waren. „Ich habe eine ihrer Dienerinnen gebe-ten, es mir zu ſtehlen.“

„Das will ich nicht hoffen,“ rief de Coucy. „Wie kannſt Du das wagen, bei einer edlen Dame. Schurke?“

„Gut denn; ſo will ich es wieder zurückge-ben,“ verſetzte der Knappe. „Ich glaubte, der

Diebſtahl werde meinem Herrn zu Gute kommen, allein ich will es zurückgeben. Fräulein Iſidore weiß zwar, daß das Mädchen es genommen hat, allein es iſt immer ein Diebſtahl, und ich will es wieder zurückgeben. Sie wußte auch, daß ich das Mädchen darum gebeten hatte, und vermuthete ohne Zweifel, daß Ihr, beau Sire, es haben wolltet, allein es iſt beſſer, ich gebe es zurück.

„Nein, nein, guter Hugo," verſetzte de Coucy, „gieb es mir! Ich wußte nicht, daß Du in ſolchen Dingen ſo geſchickt wäreſt. Ich kannte Dich als einen guten Spion, aber nicht in Cupido's Armee. Gib es mir!"

„Nein, beau Sire, es iſt beſſer, ich gebe es zurück," verſetzte der Knappe, „und dann will ich wieder zu meiner Pflicht zurückkehren, und blos nach Routiers, Coterels und dergleichen ſpioniren. Aber es gibt noch Etwas, was ich Euch erzählen möchte, Herr Ritter. Der alte Julius, des guten Grafen Julian Schildknappe, ſagte mir, daß wenn ſein Herr nach Rouen wolle, er nothwendig in drei Wochen vor unſerm, daß heißt, vor Euerm Schloſſe vorbei müſſe. Würde es da nicht ein hübſcher Spaß

ſeyn, wenn wir die ganze Parthie überfielen, und ſie gefangen auf's Schloß brächten?"

„Bei meiner Treu, das wäre es," verſetzte der Ritter. Aber was iſt das mit Dir, Hugo, Du biſt ja ganz umgewandelt? So lange ich Dich gekannt habe, und das iſt, wie ich noch nicht größer, als ein Dolch war, thatſt Du immer ſo ſteif und ſtörriſch, als ein Stück altes Eiſen und jetzt ſtiehlſt Du Armbänder, und legſt den Damen Hinterhalt, als wenn Du nirgends anderswo als in dem Palaſt der Liebe erzogen wäreſt. Ich glaube, dieſelbe Schöne, welche Dir das Armband geſtohlen hat, muß irgend einen neuen Geiſt in Deinem Herzen von Stein erweckt haben, um Deinen äußern Menſchen ſo gefügig zu machen. Wahrhaftig, jetzt gegen ſonſt verglichen, biſt Du wie ein hirſchledernes Wamms zu einem ſtählernen Bruſtharniſch. Biſt Du verliebt, Kerl? Antworte!"

„So etwas ähnliches, fürchte ich, bean Sire," verſetzte der Knappe, „und da wir unter uns ausgemacht haben, ich und Aline, daß, wenn Ihr das Fräulein bekommt, ich mein Mädchen auch bekomme, ſo haben wir beſchloſ-

ſen, unſern ganzen Witz aufzubieten, um Euer Gnaden zum Ziel zu verhelfen.“

„Bei meinem Leben, ein vielverſprechendes Complot!“ verſetzte de Coucy; „und ich weiß wohl Hugo, daß ein gut Wort von der Zofe manchmal ſo viel werth iſt, als ein Lächeln von der Herrin. Aber geh, und laß ſatteln! Das Armband laß hier, und ſobald die Pferde fertig ſind, gehts fort zur Heimath meiner Väter.“

Der Knappe übergab das Armband ſeinem Herrn und verließ das Zimmer; und nicht ſobald war er fort, als de Coucy das Band an Lippen, Stirn und Herz drückte, mit nicht geringerer Andacht, als je ein Mönch gegen die heiligſte Reliquie ſeiner Kirche bewies.

„Sie wußte, daß ihr Mädchen es nahm, — ſie wußte daß es für mich war?“ rief er außer ſich vor Entzücken, welches jeder Fühlende Einmal bei Betrachtung einer ſolchen unerwarteten Quelle von Glückſeligkeit empfunden haben wird. Dann ergriff er ſeine Harfe, welche er als ein wahrhaftiger Trouvère zu ſeiner unzertrennlichen Gefährtin gemacht hatte. Es war dies das Zeitalter, wo Dichtkunſt die

wirkliche, nicht bildliche Sprache der Liebe war, wo Gesang in dem Herzen eines jeden, bereit war, hervorzubrechen, wenn Leidenschaft oder Begeisterung ihn zu Hilfe riefen; — und so sang Guy de Coucy, auf dem höchsten Gipfel seiner Seligkeit, eine Ballade welche zwar schon lange zuvor gedichtet war, deren Schlußverse er indeß seinen augenblicklichen Gefühlen anpaßte:

Lied.

Ich ritt mit meinem Schlachtroß fern
Einen langen, langen schweren Pfad;
Ich sah verbleichen den letzten Kern,
Als sich der junge Morgen nah't;
Doch um mich herum sich die Wüste zog.

Ich ritt dahin über brennenden Sand,
Unter dem Himmel heiß und roth;
Die Luft rings wie in Flammen stand
Meine Lippe war trocken wie im Tod'.
Eine Welt hätt' ich gegeben, wenn sich der Wind erhob.

Mit fiebriſchem Blut und brennenden Blicken,
Mit ſchmerzender Stirne zog ich fort.
Doch wer beſchreibt wohl mein Entzücken
Als ich ſah den Quell und die Palmen dort
Das Waſſer ſo ſüß, und die Palmen ſo grün.

Durch das Leben, wie über die Wüſte
Bin ich gezogen von Kindheit an
Nach Liebe dürſtend doch ſtets vergebens
Da treffe ich, hochbeglückter Mann
Sie plötzlich rein in der Wildniß an.

De Coucy hatte geendet. Dann drückte er das Pfand, welches er bekommen hatte, wiederum an ſeine Lippen, als ein lautes ha, ha, ha, ha! ihn in ſeinen reizenden Träumen ſtörte, und er Gallon den Narren, neben ſich erblickte.

„Ha, ha!“ rief Gallon, „mein Herr iſt ein gewandter Gaukler, und ſpielt mit Stückchen Goldbänder, und ſingt dazu. Bei meiner Geſchicklichkeit, ich will das Handwerk aufgeben, das Geheimniß iſt nicht länger ehrenvoll, da jeder Narr es kann!“

„Nimm Dich in Acht, daß ein andrer Narr

„ſeine Ohren ganz behält!" antwortete de Coucy. „Sag mir Kerl, und zwar der Wahrheit gemäß — denn ich kenne Dich, Gallon, und weiß daß Du nicht mehr Narr biſt, als eben zu Deinem Handwerk gehört — wo biſt Du ſeit dieſem Morgen geweſen?"

„Ich ſpazierte auf der Straße nach Compiègne," verſetzte Gallon ernſthaft, „um zu ſehen, wie der Wolf in den Schaafſtall guckt und ob der Falke im Taubenſchlag ſich hübſch artig aufführt. Ferner wollte ich beobachten, wie der Schäfer ſich freuen würde, wenn er den Meiſter Wolf mit ſeinem Lamme Spaß machen ſähe; und dann —"

„Schurke!" rief de Coucy, „was ſoll das heißen? Sprich mir nicht mehr in Räthſeln, oder Deine Haut wird es ausbaden. Was ſoll's heißen, frage ich?" und de Coucy packte ihn zugleich am Arm, damit er nicht durch ſeine Behendigkeit, wie gewöhnlich dem Schlage ausweichen könne, womit des Ritters erhobene Hand ihn bedrohte.

„Gut, gut!" rief Gallon, ſtets bereit etwas zu ſagen, wovon er glaubte, daß es ſeine Zu-

hörer beunruhigen, kränken oder betrüben könne. „Ich ging zuerst, um mich im Pallaste bei einem meiner Freunde — welche sich in mich verliebt hat, von wegen der einzigen Schönheit und Liebenswürdigkeit meines Mauls, zu erkundigen, ob es wahr sey, daß Philipp der Großmüthige wirklich Besitz genommen habe, von den Ländern Eures Onkels, des Grafen Tankerville; und da habe ich erfahren, daß er es gethan hat, und alle Einkünfte in seine königliche Schatzkammer gesteckt hat. O, es ist ein großer König, und sehr hurtig, ha, ha, ha!" und obgleich noch innerhalb des Bereichs von des Ritters Arm, konnte er doch nicht seine Freude über einen Schatten von natürlicher Kränkung, welche seines Herrn Stirn umwölkte, unterdrücken.

„Mag er Alles nehmen!" rief de Coucy. „Lieber gönne ich es ihm, als dem Herzog von Burgund. Es ist besser, daß meine Länder einen guten König mächtiger machen, als daß sie einen fetten, übermüthigen Vasallen füttern. Aber Du kömmst mir nicht fort, Meister Gallon. Du sagtest, Du wärest auf der

Straße nach Compiègne geweſen, um zu ſehen, wie der Wolf in den Schafſtall guckt. Ueberſetze das Meiſter Narr, überſetze das! Was ſoll das heißen?"

„Nichts weiter, als daß ich den Grafen Thibalt von Auvergne ſehen wollte, und die Königin Agnes von Meranien," verſetzte der Gaukler. „Iſt das was Böſes?"

De Coucy fuhr auf, als ob Jemand ihm einen Schlag verſetzt hätte, und fühlte diejenige Art von Staunen, welches wir empfinden, wenn plötzlich eine Thatſache, gegen deren Daſeyn wir lange die Augen geſchloſſen haben, mit unbezweifelter Klarheit auf uns einbricht. „'S iſt unmöglich!" rief er aus, „es kann nicht ſeyn, es iſt nicht zu glauben!"

„Ha, ha, ha!" ſchrie Gallon der Narr. „Kein Zweifel, beau Sire de Coucy. Kam er nicht ſo luſtig und munter, wie 'ne Lerche zu Ew. Ritterlichkeit, nachdem er ungefähr drei Monate am Hofe zu Iſtrien zugebracht hatte? War er nicht geſund und friſch, bis zur Nachricht, daß Philipp von Frankreich Agnes von Meranien geheirathet habe? — Wurde er denn

nicht in unſerm eigenen Zelte ſo bleich als die Leinewand über ſeinem Kopfe? Und wurde er nicht von dem Augenblicke an blaß und albern, und krank und betrübt? ha, ha, ha, ha!" —

„Hör auf zu grinſen, Schurke!" rief de Coucy zornig, „und wiſſe, daß ſelbſt, wenn er die Königin liebt, es in allen Ehren geſchieht; ſo wie man ſein Herz und Seele, ſein Schwert und Lied der größten Fürſtin der Erde weihen kann, ohne im Traum Arges zu denken."

„Ha, ha, ha, ha, ha!" war die ganze Antwort Gallons; und indem er merkte, daß de Coucy, auf deſſen Stirn ſich offenbar ein verderbliches Ungewitter aufthürmte, lockerer ließ, ſprang er fort, indem er mit triumphirendem Tone, als habe er eine Schlacht gewonnen, ſein ha, ha, ha! ausſtieß.

„Iſt es möglich," ſagte de Coucy zu ſich ſelbſt, „daß ich zwei Jahre in einer Sache blind geweſen bin, welche dieſer Narr im Augenblick entdeckt hat? Gott ſtehe uns bei, und alle Heiligen! D'Auvergne, d'Auvergne, ich bedaure dich von Grund meiner Seele; denn wo du liebſt, und noch überdieß ein ſo ſchönes Weſen,

da geht deine Liebe bis über den Tod hinaus. Auch biſt du nicht der Mann, der in der Schande ſeiner Dame Befriedigung ſeiner Leidenſchaft ſucht, und dein Edelmuth wird dir verderblich, wie dem Strauß ſein Gefieder; Und Philipp — wenn je ein König zur Eiferſucht geneigt war, ſo iſt er es. Ich möchte nicht um ein Herzogthum ſo hoffnungslos lieben. Indeß d'Auvergne ich werde dir nahe ſeyn, dir und deinen Gefahren, wenn auch nicht deinen Schätzen."

Hier wurden die Betrachtungen de Coucy's durch die Rückkehr ſeines Knappen Hugo unterbrochen, welcher meldete, daß die Pferde bereit ſeyen, und zu gleicher Zeit einen ledernen Beutel, dem Anſchein nach voll Geld, vor ihm auf den Tiſch legte.

„Was ſoll das," fragte de Coucy?

„Die Auslöſung für die Pferde und Waffen der beiden Ritter, welche Eure Lanze geſtern in dem Turnier niederwarf," verſetzte der Knappe.

„Gut!" ſagte de Coucy, „ſo bezahle die beiden gemietheten Stallknechte, welche die bei-

den Araber von Auvergne hergeführt haben, seitdem wir die Lombarden, welche sie bis dahin brachten entließen."

„Die wollen nicht bezahlt seyn," versetzte der Knappe. „Sie lassen Euch bitten, ihnen statt des Lohns, einem jeden ein Pferd und Waffen zu geben, und die Erlaubniß unter Euerm Banner zu dienen."

„So sey es, guter Hugo!" versetzte der Ritter. „Gott weiß, wo ich Speise und Trank finden werde, sie zu sättigen. Indeß sie vermehren mein armes Gefolge immer um zwei. Mit Dir und dem Pagen, und meinen beiden Dienern werden wir alsdann sieben ausmachen — achte mit Gallon dem Narren. Bei meiner Treu, ich vergaß den Gaukler; er ist ein so kühner Krieger als Einer unter uns. Aber, wie gesagt, geh mit den Leuten in die Straße St. Victor, wo der Waffenschmidt wohnt; laß Jedem ein Schwert, ein Schild, einen Panzer und eine Stahlhaube geben; aber laß sie die langen Messer an der Seite wegthun, die liebe ich nicht, sie erinnern mich allemal an das, womit jener Schurke von Mahomedaner mei-

nem guten Schlachtrosse, Hero, die Seite aufschlitzte, und mit mir desgleichen gethan haben würde, hätte ich ihn nicht mit meiner Keule zu Pulver geschlagen. Reite schnell, und hole mich und die Uebrigen auf der Straße ein; wir reiten Schritt vor Schritt" So sprechend schritt de Coucy die enge Treppe seiner Wohnung hinunter, und nachdem er noch einige Worte mit einigen, von des Grafen zurückgebliebenen Dienern gewechselt hatte, bestieg er sein Roß und ritt langsam zur Stadt hinaus.

Meines Wissens gibt es keine Art zu reisen, welche mehr geeignet wäre melancholische Gedanken hervorzurufen, als auf einem Schritt vor Schritt gehenden Pferde, zumal wenn der Reiter allein ist. Sie gleicht so sehr dem langsamen zögernden Schritt, mit dem wir, wir mögen wollen oder nicht, auf der Heerstraße des Lebens dahinschreiten. Jeder Gegenstand, der sich vor unserm Blick erhebt, scheint bei seinem Herannahen so unendlich lange zu zögern, daß wir bei jedem Schritt einen unwiderstehlichen Drang fühlen, Peitsche oder Sporn zu gebrauchen, und die langsamen

Schläge des Herzen durch eine ſchnellere Bewegung des Körpers zu beſchleunigen. Wer daher Luſt hat, ſeinen etwaigen Stumpfſinn auszubilden, der möge auf den langen graden Straßen in Frankreich ſpazieren reiten.

Die Oberfläche des Landes indeß war in jenen Zeiten äußerſt verſchieden, von der jetzigen, und die enge ungepflaſterte Straße, auf welcher de Coucy dahin ritt, wand ſich auf und nieder, über Hügel und durch Wälder, bald in düſteres Gebüſch ſich tauchend, bald am glänzenden Strom wieder hervorkommend, bald auf eine Zeitlang durch Weingärten und Aecker, zu beiden Seiten mit ländlichen Hütten und Häuſern, hinlaufend, und bald in Wildniſſen und Wüſteneien, wo man ſchwerlich ein menſchliches Weſen anzutreffen hoffen konnte, ſich verlierend.

Die fortwährende Abwechſelung der Gegenſtände um ihn her benahm daher dem langſamen Fortſchreiten, wozu ſich de Coucy, um ſeinen Knappen zu erwarten, verdammt hatte, einen großen Theil der Einförmigkeit, und eine ruhige Schwermuth war alles, was er fühlte,

als er in seinem Geiste die verschiedenen Gesichtspuncte seiner eigenen Lage, und der seines Freundes betrachtete.

Was ihn selbst betraf, so waren neue Gefühle in seinem Busen erwacht, Gefühle, von denen er wohl gehört, die er aber nie gekannt hatte. Er liebte, und glaubte sich geliebt, und süßere Träume und stillere Hoffnungen, und lieblichere Erwartungen, als er sie je im Kampf oder an Höfen gehabt hatte, stürmten auf sein Herz ein, gleich der Strömung eines tiefen klaren Flusses, und schwemmten Alles hinweg, was Rohes und Unwürdiges in seinem Busen war. Zugleich aber bemächtigten sich alle jene marternden Empfindungen von Hoffnung und Furcht, die haarscharfen Ueberlegungen des Zweifels und der Ungewißheit, und die Seelenqualen der Liebe — jenes flüchtigen und boshaften Kobold's — des Herzen de Coucy's, und er rechnete bis zum hunderttausendsten Theil einer Linie aus, wie viel Möglichkeiten es gäbe, daß Isidore ihn nicht liebe, daß sie einen andern liebe, daß ihr reicher Vater ihn, der nichts besaß, verschmähen könne, daß er sie schon

einem andern verſprochen habe, und ſo bis ins Unendliche hinein. Zuletzt, als er ſelbſt ſeines Räſonnirens über dieſen Gegenſtand überdrüſſig war, und über ſeinen Kampf mit den Gebilden ſeiner Einbildungskraft lachen mußte, verſuchte er es, ſeine Gedanken auf andre Dinge zu lenken, und ſang vor ſich folgende Verſe.

Der iſt ein Narr der nimmer feſt,
Die Liebe mit ſich ſpielen läßt;
Doch der hat's wie ein Gott erzielt,
Der kecklich mit der Liebe ſpielt.

„Und das will auch ich," fuhr de Coucy innerlich fort. „Das wird mir zu großen Thaten und kräftigen Anſtrengungen verhelfen. Ich will an jeden Hof von Europa gehen, und alle Ritter herausfordern, mit mir über dieſe Frage zu kämpfen. In jedem Streit, und jedem Gefecht, das ich nur antreffen werde, will ich kämpfen, bis ſie meinen Satz zugeben müſſen, aus purer Schande.

Solches waren die Entſchlüſſe, welche de Coucy in dieſem Zeitalter des Ritterweſens

faßte, und Niemand war geneigter dazu, als grade er. Sie wurden indeß, wie jeder Vorsatz, durch die Umstände bedingt. Unterdeß hatte Hugo mit den beiden Dienern, welche jetzt anständiger Weise in dem Gefolge eines so tapferen Ritters eine Rolle spielen konnten, ihn eingeholt.

Der Gedanke an seine alte öde Heimath wo kein Lächeln ihn bewillkommnete, und, wie er auch wußte, nur Dürftigkeit seiner wartete, beengte ihm die Brust. Auf dem Schlachtfelde zu schlummern, unter einer Decke, welche kaum das Wetter abhielt, die schlechteste und dürftigste Nahrung zu genießen, Gefahren und Entbehrungen zu ertragen für Ritterschaft, für Religion und für sein Vaterland, war dem kühnen und abgehärteten Soldaten, dessen Stolz die Beschwerde war, ein Leichtes; zurückzukehren aber, als Herr des Schlosses, dorthin, wo seine Väter im Glanze gelebt hatten, zu den Bogengängen und Hallen, wo seine Kindheit mit Zärtlichkeit gepflegt worden war, und alles leer und wüst zu finden, Reichthum und Ueberfluß aufgezehrt durch die tausend nutzlosen Unterneh-

mungen der Kreuzzüge, alle Geliebten und Befreundeten schlafend in den düsteren Wohnungen der Entschlafenen, — das war hart, und beugte selbst sein leichtes Herz und seinen mächtigen Geist.

Einer seiner Vorfahren, welcher unter der Regierung Heinrichs I., die jüngere Linie der de Coucy's begründet hatte, deren einziger Stellvertreter er jetzt war; hatte der Krone wichtige Dienste geleistet, und war mit der Hand Eleonorens de Magny, Erbin des letzten freien Landes in Frankreich, belehnt worden. Dieses hatte sein Geschlecht in seiner ursprünglichen Freiheit gegen alle benachbarten Barone, und selbst gegen die wiederholten Bemühungen der aufeinanderfolgenden Könige, welche bei jeder Gelegenheit mit Gewalt oder durch List die Huldigung zu erzwingen suchten, stets behauptet. Sein Vater hatte, ehe er auf Anrathen Ludwigs VII. das Kreuz nahm, seine Länder unter den Schutz des Königs gestellt, welcher seinerseits deren Unverletzlichkeit gegen Jedermann zu schützen versprochen, und mit Brief und Siegel bekannt hatte, daß es frei und von der Krone unabhängig sey.

Jedes Manoir oder Castell eines damaligen Barons, war immer ein mehr oder weniger festes Gebäude, allein es läßt sich denken, daß wenn zu demselben Ländereien gehörten, deren Besitz dem Eigenthümer stets streitig gemacht wurde, es mit etwas mehr Vorsicht und Sorgfalt befestigt wurde. Das fehlte denn auch nicht dem Schloß de Coucy's, Magny genannt. Wälle, Mauerzinnen, Thürme schützten es von jeder Seite des Hügels, und machten es nach damaliger Art Krieg zu führen, fast unnehmbar.

Als de Coucy es mit seines Vaters Bewaffneten verlassen hatte, fehlte, obgleich es durch Alter geschwärzt war, doch kein Stein in den Mauern; kein Unkraut war an den Zinnen, und selbst der grüne Epheu, dieser wahrhafte Schmarotzer, welcher die Kräfte dessen, der ihm Stütze verleiht, aussaugt, war sorgfältig vom Mauerwerk entfernt worden.

Aber ach, wie schnell greift Zerstörung um sich, bei einer Vernachlässigung von nur zehn Jahren. Als de Coucy anlangte, war die Abendsonne eben im Begriff, hinter dem Hügel, auf welchem das Schloß stand, unterzugehn,

und indem er sein kleines Gefolge den krummen beschwerlichen Pfad hinaufführte, konnte er aus den rauhen unebenen Umrissen der schwarzen Masse vor ihm die Verwüstungen abnehmen, welche die Zeit hervorgebracht hatte.

Hoch über den Uebrigen stand sonst der Kerkerthurm, welcher auf sein regelmäßiges Viereck stolz zu seyn schien. Jetzt hatte eine ganze Seite sich gesenkt, und Busch und Gesträuch fächelte mit seinem federartigen Laube aus den Fenstern und Gucklöchern, während der verwahrlos'te Zustand der Straße, und selbst die Zahmheit des Wildes nahe am Schlosse, welche, sowohl Hasen als Hochwild, mit ihren großen runden Augen lange de Coucy und seine Begleiter anblickten, ehe sie die Flucht ergriffen, die trübe Lehre aussprachen, daß hier selten ein menschliches Wesen zu finden sey.

De Coucy seufzte, als er vorwärts ritt, und indem er vor den Thoren der Brückenschanze, welche dick mit Eisen belegt, den Eingang verwehrten, anhielt, stieß er kräftig in sein Horn. Einen Augenblick darauf hörte man Lärm von Stangen und Riegeln, als ob die Thüren geöffnet werden sollten, dann aber ließ sich die

Stimme eines alten Mannes vernehmen, welche in ärgerlichem Tone ausrief: „Halt, halt, dummer Calord, willst Du das Schloß den Coterel's überliefern? halt sage ich, oder ich haue Dir die Hand vom Leibe. Ich habe es vom Wachthurm aus gesehen; es ist 'ne Bande von Coterel's. Geh, lauf zu den Hütten der Leibeigenen, und heiß sie hieher kommen, und mit ihren Bogen auf die Mauern steigen! Du, läute die Banglocke, daß die Soldaten von Magny es hören."

„Onfroy, Onfroy!" rief de Coucy, „öffne die Thore, ich bin's, Guy de Coucy!"

„Die Stimme kenne ich nicht," brummte der Alte zur Antwort. „Mein junger Herr hatte eine feine weiche Stimme, und Eure ist tief wie 'ne Glocke. Ich kenne Eure Stimme nicht, mein schöner Herr. Besetzt die Wälle, sag' ich, Calord, 's ist blos 'n Pfiff," fuhr er fort, indem er zu den andern sprach: „Läutet die Banglocke!"

„Wenn Du meine Stimme auch nicht kennst, so wirst Du doch wenigstens das Signal meines Horns kennen."

„Blas't noch 'mal, beau Sire, blas't noch 'mal!" rief der Alte. „Wenn Ihr ein de Coucy seyd, will ich Euer Signal unter tausenden heraus erkennen, und wenn Ihr mein junger Herr seyd, will ich Euch aus der ganzen Welt herausfinden."

De Coucy setzte sein Horn an die Lippen und wiederholte das Signal. Sogleich schrie der Alte: „er ist's, Calord, er ist's! Schnell die Thore auf, daß ich nicht vor Freude sterbe, ehe ich sein Gesicht sähe. Er ist's selbst. Die heilige Jungfrau, meine Himmelskönigin sey gepriesen. Gieb mir den Schlüssel Calord!" und nicht sobald waren die Thore geöffnet, als der alte Castelan, dem die Freudenthränen von den gebleichten Wangen herunterliefen, sich vor dem Pferde seines Herrn niederwarf, und ausrief: „Tretet ein, edler Schloßherr, und nehmt Euer Eigenthum, und Gott sey gelobt mein lieber Junge, und die heilige Jungfrau, und St. Johannes, und St. Petrus, aber vor allen St. Martin von Tours, daß er Euch vor den Gefahren in Palästina, wo Euer Vater seine tapfern Knochen gelassen hat, gesund zurückgebracht hat.

Hier sind die Schlüssel, welche ich in Eure Hände gebe, beau Sire!" fügte er hinzu, indem er ernsthaft auf de Coucy blickte, und das Salzwasser, welches sein Gesicht verdunkelte, wegwischte. „Und noch kann ich es kaum glauben, daß der junge Guy, der letzte von den drei hübschen Jungen, — der bei seiner Abreise mir nicht bis an die Schulter ging, den ich zuerst einen Bogen spannen, und ein Pferd handhaben lehrte — daß der junge Page Guy — ein trotziges Bürschchen war es — meinen Segen über den kleinen Muthwillen! — daß der junge Page Guy ein so großer und stattlicher Herr geworden sey, als Ihr beau Sire. Aber hintergeht Ihr mich nicht? Habt Ihr wahrhaftig selbst geblasen?" und denen welche dem Ritter folgten trat das Wasser in die Augen. „Aber nein!" fügte er hinzu. „Er muß es seyn; ich kenne sein blaues Auge und den Zug um seinen Mund; und ich habe gehört, wie er jetzt ein großer Ritter geworden sey, und Sarazenen getödtet habe, und bei allen Turnieren die Preise davon getragen; ich habe alles gehört."

De Coucy ließ den alten Mann ruhig seine

Rede vollenden, ohne die Schlüssel anzunehmen, welche er zwischen die verschiedenen Pausen seines Vortags als eine Art Zwischenrede hineinschob. „Ich bin es wirklich, guter Onfroy," versetzte er zuletzt. „Behalte die Schlüssel guter Alter, sie können in keinen bessern Händen seyn. Doch jetzt laß uns ein; ich bringe Dir, wie Du siehst, keine große Verstärkung; aber ich hoffe, Deine Besatzung wird nicht allen Mundvorrath aufgezehrt haben, daß Du uns etwas zum Abendbrot versetzen kannst, denn wir sind hungrig, obgleich unsrer wenige sind."

„Wir wollen ein Schwein schlachten, wir wollen ein Schwein schlachten, beau Sire," versetzte der Alte. „Ich habe besonders auf Schweine gehalten, beau Sire, seit Ihr weg wart, denn die kosten nichts zu unterhalten. Die Eicheln des Waldes bekommen ihnen gut, und haben wunderbar zugenommen. O, wir haben einen Haufen Schweine; aber Kühe, Schafe und solches Vieh das viel frißt, und wenig nützt, habe ich abschaffen müssen, als ich Euch das letzte Silber schickte, welches Ihr verlangtet."

De Coucy erklärte, wie es ihm vollkommen gleichgültig sey, ob sein Abendbrot aus Hammel-, Rind- oder Schweinefleisch bestehe, und indem er durch die Brückenschanze in die Mauereinzäunung hineinritt, gelangte er über den Hof weg, an die großen Thore der Halle, welche zu seinem Empfange geöffnet waren.

Calord, der Diener des Castellans, war vorausgelaufen, um eine Fackel anzuzünden; denn der Tag begann sich zu neigen, und in dem ungeheuern Gebäude, welches an sich düster und trübe war, herrschte vollkommene Finsterniß. Die Fackel, obgleich sie hoch getragen und nach allen Seiten hingewendet wurde, reichte doch kaum hin, einige schwarze an den Wänden hangende Rüstungen sichtbar werden zu lassen; und die Gestalten einiger Leibeignen, welche sich in den fernen Hintergrund der Halle gestohlen hatten, um einen Blick von ihrem rückkehrenden Herrn aufzufangen, schienen sich, gleich Geistern, auf den finstern Gränzen einer andern Welt zu bewegen; während mehr als Eine Fledermaus, durch das schwache Licht aufgeschreckt, über den Häuptern der alten Banner

und Rüſtungen hinflatterte. Zu gleicher Zeit, als ob es noch der Töne bedürfe, um die Unheimlichkeit des Einzugs unſers Ritters zu vermehren, erweckten ſeine, auf dem Fußboden der leeren Halle klirrenden Sporen, ein langes, wildes Echo, welches, indem es ſich durch die geöffneten Thüren, in unzählige Hallen und Galerien hinein verlor, die Stimme der Göttin der Einſamkeit zu ſeyn ſchien, welche die Störung ihrer Ruhe beweinte.

Alles dieſes fiel mit erkältender Gewalt auf das Herz de Coucy's, und indem er ſeine Hand auf die Schulter des alten Caſtellans legte, welcher eben eine ſeiner langen Reden beginnen wollte, ſagte er: „Sprich nur jetzt nicht, guter Alter, ich bin nicht in der Laune, auf irgend Etwas hören zu können. Aber wirf mir ein Feuer in jenen leeren Heerd; denn, obgleich wir im Juli ſind, hat dieſe Halle doch ein Clima, wie im Januar. Du haſt auch den Schlüſſel zu meinen Büchern; bring ſie alle her, guter, ich muß eine Moral aufſuchen, welche Zufriedenheit lehrt. Stell meine Harfe mir zur Seite, guter Page!" und nachdem er

dieſe Befehle gegeben hatte, warf er ſich in den Richterſtuhl ſeiner Vorfahren, und ſich die Augen mit den Händen bedeckend, überließ er ſich ſeinen wahrlich nicht angenehmen Betrachtungen.

XIII.

Es würde ſonderbar klingen, wenn in unſern Tagen Jemand ſeinem Diener beföhle, die Bibliothek herzubringen, und ſicher würde der mit der Ausführung beauftragte eine ſchwerere Aufgabe zu löſen gehabt haben, als der alte Caſtellan Onfroy, welcher, während Calord, ſein Diener, beinahe einen ganzen Baum in den Kamin ſteckte, und die übrigen Gefährten de Coucy's ihre Bagage-Pferde abluden, mit leichter Mühe einen kleinen hölzernen Kaſten brachte, worin die ganze Literatur des Schloſſes enthalten war. Und gleichwohl wäre dort wahrſcheinlich nicht ein ſolcher literäriſcher Schatz vorhanden geweſen, wenn nicht alle de Coucy's,

vom Vater auf den Sohn, ausgezeichnet als trouvères gewesen wären. Außerdem war unter hundert Edelleuten des Königreichs kaum Einer, welcher lesen und schreiben konnte.

De Coucy indeß hatte einige seiner frühern Jahre mit dem Studium profaner Literatur vergeudet, wie man es damals zu nennen pflegte, bis der Tod seiner beiden ältern Brüder ihn von solchen Beschäftigungen abgerufen hatte. Seit dieser Zeit hatte seine ganze Lectüre in den Romanzen des Tages bestanden, worin entweder Karl der Große mit seinen Paladinen, oder die Helden, Gelehrten und Philosophen des Alterthums, bunt unter einander gemengt waren, und alle wie Ritter und Zauberer auftraten.

Ein Manuscript war daher in diesen Tagen für den, welcher lesen konnte ein kostbarer Ding, als es je heutzutage seyn kann, und de Coucy, welcher, wie mancher mit ihm, in einem Buche Schutz gegen die Anfechtungen seiner trüben Gedanken suchen wollte, öffnete ungestüm die mannigfachen Riegel und Schlösser des Kastens, und nahm die erste Pergament-

rolle heraus, welche ihm in die Hände fiel. Dies schien nur eine Sammlung von Terzonen, Lai's und Pastourelles zu seyn, welche er sämmtlich auswendig wußte, so daß er gezwungen war, weiter zu suchen. Das nächste, welches er ergriff wäre bald gleichfalls bei Seite gelegt worden, da es eine Abschrift der, vor einigen Jahren in lateinischer Sprache, von Suger Abt von St Denis, verfaßten Lebensbeschreibung Ludwigs des Dicken war. Das Latein indeß war leicht, und da seine Gelehrsamkeit ihm zu Hülfe kam, so las er einige Stellen, in welchen der große Verfasser ein so begeistertes Bild entwirft von dem, was der Zeit unmittelbar vorherging, worin unser junger Ritter lebte. Zuletzt ruhten seine Augen auf der Ueberschrift des 16ten Kapitel: „über den, von Wilhelm, Schwager des Königs, an de la Roche Guyon begangenen Verrath; ferner über den Tod Guy's, und die schnelle Rache, welche Wilhelm ereilte.

Kein Name war mehr geeignet, de Coucy's Auge an sich zu ziehen, und indem er einiges in dem Text, wo ihm die Kenntniß der

Sprache fehlte, überhüpfte, begann er zu lesen:

„Auf einem durch den großen Seinestrom gebildeten Vorgebirge an einer schwer zugänglichen Stelle steht ein gemeines Schloß von furchtbarem Ansehen, la Roche Guyon genannt. Da es in den Felsen ausgehauen, so ist es auf der Oberfläche des Vorgebirges nicht sichtbar. Die geschickte Hand des Erbauers hat die hohen Felsen selbst an der Seite des Hügels ausgehauen, und durch eine kleine und niedere Oeffnung eine unterirdische Wohnung von außerordentlichem Umfange angebracht."

„Dies unterirdische Schloß, nicht weniger verabscheuungswürdig in der Menschen, als in Gottes Augen, hatte um diese Zeit zum Herrn, Guy de la Roche Guyon, einen jungen Mann von artigen Sitten und unbekannt mit der Verruchtheit seiner Vorfahren. Er hatte ihren Wandel verlassen, und zeigte sich entschlossen, ein ruhiges und ehrbares Leben, frei von jener schändlichen und habsüchtigen Raubgier, zu führen. Ueberfallen durch die Verrätherei seines eignen Schwiegervaters, des ersten aller Böse-

wichter, verlor er durch einen unerwarteten Schlag beides, seinen Wohnsitz und sein Leben.“

„Wilhelm, sein Schwiegervater, war von Geburt ein Normann, und unübertrefflich in Betrügerei, brachte er es dahin, daß seiner Tochter Mann ihn für seinen treusten Freund hielt. Dieser Mann, gequält von schwarzem Neide, und gottlose Anschläge brütend, fand unglücklicher Weise an dem Abende eines gewissen Sonntags eine Gelegenheit, seine teuflischen Pläne auszuüben. Er kam nämlich, seine Waffen unter dem Mantel, mit einem Haufen Meuchelmördern, und mischte sich, obgleich mit sehr verschiedenen Gedanken, unter die Zahl des andächtigen Volks, welches zu einer, durch einen Gang im Felsen, mit dem unterirdischen Schlosse zusammenhangenden Kirche, ging. Eine Zeitlang, während die Uebrigen sich dem Gebete weihten, stellte er sich ebenfalls betend, allein in der That beschäftigte er sich damit, den Gang, welcher die Kirche mit dem Aufenthalt seines Schwiegersohnes verband, aufmerksam zu betrachten. In demselben Augenblick trat Guy in die Kirche, und sogleich warf sich Wilhelm,

der Bosheit seines Herzens nachgebend, und unterstützt von seinen verbrecherischen Genossen, wüthend in den Thorweg, und stieß seinen Schwiegersohn nieder, der ihm zum Willkommen entgegen lächelte, als er die Schärfe seines Schwertes fühlte. Die edle Gattin des Schloßherrn, außer sich bei diesem Anblick, zerraufte ihr Haar und zerschlug sich die Wangen, nach der Weise der Weiber in ihrem Schmerz, und indem sie hin zu ihrem Gatten lief, ohne das Schicksal zu fürchten, welches ihr bevorstand, warf sie sich auf ihn, um seinen Körper vor den Schlägen seiner Mörder zu schützen, und schrie, während sie tausend Wunden empfing: „Feile Henker, tödtet mich lieber, als ihn! Was hat er gethan, um den Tod zu verdienen?"

„Die Mörder ergriffen sie bei den Haaren, und zogen sie von ihrem Manne fort, welcher gequetscht von ihren wiederholten Stößen, durchbohrt von ihren Schwertern, und durch seine verschiedenen Wunden beinahe in Stücken gerissen, bald unter ihren Händen seinen Geist aufgab. Noch nicht zufrieden mit diesem Grade

von Grauſamkeit, eines Herodes würdig, ſchmetterten ſie diejenigen von ſeinen Kindern, welche ſie finden konnten, erbarmungslos gegen den Felſen.“ —*)

„Gib mir meine Lanze!“ ſchrie de Coucy, deſſen Blut bei dieſem Gemälde einer ihm ſo nahen Zeit kochte. „Gieb mir meine Lanze, he! Bei allen Heiligen Frankreichs“ —

Aber indem er ſich den Augenblick darauf entſann, daß die von Suger erzählte Begebenheit vor wenigſtens funfzig Jahren Statt gefunden haben müßte, und daß deshalb keine, der darin handelnden Perſonen, ein paſſender Gegenſtand für ſeine Rache, welche er mit eigner Hand ausüben wollte, ſeyn könne, ſo ſetzte er ſich wieder und las die Erzählung zu Ende, indem er über den erſten Triumph des Mörders, womit er das, durch den Tod ſeines Schwiegerſohns

---

*) Dieſes ſonderbare Gemälde der Barbarei des Zeitalters, welches unmittelbar vor Philipp Auguſts Regierung vorherging, iſt aus dem Leben Ludwigs des Dicken von Suger, Abt von St. Denis, entlehnt.

Anm. d. Verf.

und ſeiner Tochter erlangte, Beſitzthum betrachtet, ſchnell hinwegeilte, und ſich hingegen mit einer Art boshaften Vergnügens bei der Beſchreibung der ausgezeichneten Strafe, welche ihn und ſeine Mitſchuldigen ereilte, aufhielt. Auch fand er nicht, daß die barbariſche Schärfung derſelben, nach welcher man ihm das Herz aus der Bruſt riß, und ſeinen Körper, auf ein Brett gebunden, in die Seine warf, um nach ſeiner Geburtsſtätte zu treiben, in irgend einem Grade, ein zu ſchreckliches Urtheil, für einen ſo abſcheulichen Böſewicht, ſey. Im Gegentheil ſprang er plötzlich vom Stuhle auf, und ſchritt, ſein eignes Schickſal vergeſſend, die Halle auf und ab, indem er dieſen blutdürſtigen Wilhelm noch am Leben wünſchte, um mit ihm im Kampf zuſammenzutreffen; als plötzlich, grade indem der Caſtelan geſchäftig hereintrat, um die Tafel für ſeines Herrn Abendmahlzeit zu decken, der lange laute Ton eines Hornes vor den äußern Thoren erſchallte.

„Oeffne die Thore," rief de Coucy, „und ſieh hinaus, wer da iſt! Beim heilgen Kreuz, ich habe frühzeitig Beſuch!"

„Im Namen der heiligen Jungfrau, beau Sire, laßt die Thore bei Nachtzeit nicht öffnen!“ ſchrie der alte Caſtellan. „Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Alle benachbarten Barone haben die Coterel's weg von ihren Ländern in Eure getrieben, weil hier ein freies Land iſt, und nun ſind ihrer wenigſtens zweitauſend rund herum im Walde. Laßt Euch ſagen, edler Ritter, laßt Euch ſagen!“

„He, meinſt Du?“ rief de Coucy. „Aber was heißt das guter Onfroy, daß Du die Schweine, wovon Du ſprachſt, ſicher in den Wald zu weiden ſchicken kannſt?“

„Weil — weil — weil beau Sire,“ verſetzte ſtotternd der Alte, indem er die Wirkung fürchtete, welche ſeine Antwort hervorbringen würde, „weil ich mit ihrem Anführer übereingekommen bin, daß, wenn er und ſeine Leute, ſich nicht innerhalb einer Viertelſtunde Wegs von dem Schloſſe zeigen wollten, ich ihnen einen Tribut von zwei fetten Schweinen monatlich zahlen müßte.“

„Tribut!“ donnerte de Coucy, indem er mit geballter Fauſt auf die Tafel ſchlug, „Tri-

but!" — Dann ſetzte er mit gemäßigterer Stimme hinzu, „o guter Onfroy, wie müſſen die Umſtände eines de Coucy ſich verſchlimmert haben, daß ſein Schloß, wenn auch in ſeiner Abweſenheit, Dieben und Beutelſchneidern Tribut zahlen muß. Wie viele rüſtige Leibeigne haſt Du innerhalb der Mauern? Ich weiß, Deine Macht war klein; wie viel?"

„Nur neun brauchbare, und drei alte," verſetzte der Caſtellan, indem er traurig das Haupt ſchüttelte; „und das ſind nur Leibeigne, wie Ihr wißt, gnädiger Herr. Ich bin nach grade auch ſchon ſchwach, und Calord, obgleich ein Freier, kennt doch den Dienſt nicht."

„Und wie viele Vaſallen, die einen Mann ſtellen müſſen?" fragte de Coucy. „Laß die Thore öffnen ſage ich!" fuhr er fort, indem er ſich drohend gegen Calord wandte, während das Horn wiederum ertönte. „Ich möchte den Coterel ſehn, der es wagen ſollte, zwei Schritte in dieſe Halle zu ſetzen, wenn Guy de Coucy an ſeinem eignen Heerde ſteht. Wie viele Vaſallen, Onfroy?"

„Nur ſieben, beau Sire!" verſetzte der

Alte, indem er von Zeit zu Zeit auf die Thür der Halle blickte, welche auf den Hof hinaus ging, und welche Calord offen gelaſſen hatte. „Nur ſieben, edler Ritter, und die ſind blos zu vierzigtägigem Reiterdienſt, in Kriegszeiten, verpflichtet.“

„Und jetzt ſag' mir, Onfroy,“ ſagte de Coucy, indem er mit dem Rücken an der Thür ſo ruhig daſtand, als ob er von einem Schwarm guter Freunde umgeben ſey. „Wenn Du den Tribut bezahlt haſt, wie kannſt Du Dich denn vor den Dieben fürchten?“

„Weil, Herr Ritter,“ verſetzte der Caſtellan, „weil die letzten monatlichen Schweine noch nicht abgeliefert ſind, denn es ſind königliche Soldaten innerhalb des Weichbildes.“

„Aber ſeht, Herr Guy, ſeht, wie ſie in den Hof ſtrömen. Ich habe es Euch vorher geſagt. Seht, ſeht, Fackeln und Alles! Gut, Einer kann jetzt ſo gut ſterben, als die Woche darauf.“

De Coucy wandte ſich um, und beinahe hätte ihn die Anzahl der Reiter, welche zwei und zwei die ſteile und enge Straße heraufkamen, bewogen, Befehl zu geben, die Thore zu ſchließen,

damit doch wenigſtens einige Gleichheit unter ihnen Statt fände; doch ein zweiter Blick änderte ſeinen Vorſatz, denn obgleich man hier und dort einen Bruſtharniſch und eine Stahlhaube im Fackellicht blinken ſehen konnte, ſo war doch bei Weitem der größere Theil der Reiter in Friedenskleidern.

„Dies ſind keine Coterel's, guter Onfroy,“ ſagte de Coucy, indem er den alten Caſtellan aufhielt, welcher eben irgend ein verroſtetes Denkmal aus vor langer Zeit geführten Kriegen hinunterwerfen wollte; „dies ſind friedliche Gäſte, und müſſen ſo gut behandelt werden, als wir nur immer im Stande ſind. Was die Coterel's anbetrifft, ſo will ich mit ihnen Rechnung halten, ehe ich zwei Tage älter bin, und ſie ſollen die Wälder vor de Coucy Magny für einen zu heißen Aufenthalt im Sommer finden. — Wer ſucht de Coucy?“ fuhr er fort, und ſchritt vor, indem er einen von dem Zuge an der Thür der Halle abſteigen ſah.

„Wilhelm de la Roche Guyon!“ verſetzte der Fremde, in die Halle tretend, während de Coucy, noch voll von dem, was er, in Verbin-

dung mit jenem Namen, gelesen hatte, unwillkührlich zurückfuhr und die Hand an den Dolch legte; doch sogleich sich fassend, ging er dem Ritter entgegen und bewillkommnete ihn auf seinem Schlosse.

Der Fremde war ein zierlicher junger Mann, ohne alle Waffen, außer dem Schwerte; doch trug er Ritterſporen und Degengehänge, und an der Spitze seines Huts einen, zierlich in Gold gearbeiteten, Grashüpfer. Seine Gesichtszüge waren de Coucy gleich anfangs als bekannt aufgefallen; doch war es hauptsächlich dieses, mit einer seidnen, an seinem Halse herunter hangenden Schärpe verbundene Sinnbild, welches ihm jenen jungen Troubadour, den er auf dem Schlosse zu Vic le Comte gesehen hatte, ins Gedächtniß zurückrief.

„Ich nehme Eure Gastfreiheit in Anspruch, beau Sire, für mich und mein Gefolge," sagte der junge Fremde. „Wenig bekannt mit diesem Theile des schönen Frankreichs, da meine größern Lehen in der herrlichen Provence liegen, habe ich den Weg in diesen Wäldern verloren. Aber mich dünkt, wir trafen uns schon Einmal,

edler Schloßherr;" und indem er de Coucy erkannte, verbreitete ſich ein leichter Anflug von Bläſſe über ſein Geſicht.

De Coucy indeß bemerkte es nicht, und da er zu jenen hochherzigen Naturen gehörte, aus deren Bruſt jede Empfindlichkeit, wie die Wolke vor der Sonne, davon flieht, ſo hatte er gänzlich den leichten Anflug von Eiferſucht, welche der junge Ritter auf Vic le Comte in ihm erregt hatte, vergeſſen, und anſtatt wie damals zu wünſchen, ſich ihm gegenüber im Kampf auf Tod und Leben zu ſehen, bewillkommnete er ihn auf ſeinem Schloſſe mit gaſtlichem Gruß.

„Es iſt nur eine Stunde, daß ich ſelbſt ankam, edler Ritter," ſagte er, „und ſo finde ich, nach zehnjähriger Abweſenheit, mein Schloß nur dürftig mit den Mitteln zur Aufnahme eines ſo würdigen Gaſtes verſehen. Doch bediene uns mit dem Beſten, was Du haſt, Onfroy, und ſchnell!"

„Ha ha ha!" ſchrie Gallon, der Narr, welcher ſeinen Kopf durch eine der Thüren ſteckte. „Ha ha! der Löwe bewirthete den Fuchs, und der Fuchs hatte das Beſte vom Mahle!"

„Ich will Dich gaukeln lehren, bis Dir die Beine weh thun!" sagte de Coucy, „und das noch diesen Abend! Deine Unverschämtheit soll bestraft werden. — Es ist ein Gaukler, beau Sire," fuhr er fort, indem er sich gegen den Troubadour wandte, welcher mit einigem Erstaunen auf des Gauklers Erscheinen blickte. „Ich kaufte ihn von den Ungläubigen, in deren Hände er vor mehreren Jahren gefallen war. Er muß sonst ein verschlagener Kerl gewesen seyn, und es fehlt ihm auch jetzt nicht an Verstand, wenn er ihn nur gebrauchen will; aber der Sarazene, sein Herr, band ihn, für einen ihm gespielten Streich, an den Schwanz seines Pferdes, und schleifte ihn, zur Zeit des Waffenstillstandes, eine gute halbe Stunde durch den Sand bis vor unser Lager, um ihn zu verkaufen. Der arme Kerl sagt selbst, sein Gehirn sey ihm damals verdreht worden, und es habe nie wieder richtig werden wollen, so daß er jetzt seine dummen Späße bei jedermann anbringt."

Die Tafel war bald gedeckt, und das Mahl, welches in der That aus nichts anderm bestand,

als Schweinefleisch oder bacon, wie man es damals in Frankreich nannte, und einer Zugabe von zwei unglücklichen Hennen, welche verurtheilt waren, für ihres Herrn Rückkehr zu leiden, wurde in verschiedenen Tellern, von oben bis unten, in der Mitte des Tisches aufgestellt. De Coucy und sein Gast setzten sich neben einander an das obere Ende, und alle Freie im Gefolge Beider nahmen die Seiten der Tafel ein. Kein schöner, mit Gold und Silber besetzter Credenztisch zierte die Halle des jungen Ritters, sondern alles Geschirr, was die Kreuzzüge übrig gelassen hatten, bestand aus zwei großen Hanaps oder Trinkbechern von Silber und einem desgleichen Salzfasse, in Gestalt eines Schiffes. Irdene Krüge und hörnerne Becher standen neben Schüsseln von Holz und Zinn, und ein augenblickliches Gefühl gekränkten Stolzes bemächtigte sich des Herzens de Coucy's, als er so die Armuth seines Hauses vor den Augen des jungen Troubadours ausgestellt sah.

Wilhelm de la Roche schien indeß mit dem Mahl und der Aufnahme vollkommen zufrieden zu seyn, lobte den Wein, welcher in der That

vortrefflich war, und verfuhr mit dem Appetit eines Reisenden gegen die heißen Schweinstückchen und die frisch gemordeten Hennen.

Nach und nach fühlte de Coucy sich wohler, und, die Armseligkeit seiner Haushaltung vergessend, lachte und scherzte er mit seinem Gaste. Indem sie sich in manchem Becher Bescheid thaten, und zuletzt noch manches Lied ertönen ließen, flohen die Stunden eilends dahin. Gallon, der Narr, wurde gerufen, und nachdem ein straffes Seil quer durch das Gemach gespannt worden war, führte er darauf Künste aus, welche das Herz Il Diavolo Antonio's selbst gebrochen haben würden. Die auffallende Häßlichkeit seines Gesichtes machte die Verdrehungen seiner Glieder noch pikanter.

„Das kann nicht seine wirkliche Nase seyn," bemerkte der junge Provencale, indem er sich mit einem fragenden Blick an de Coucy wandte.

„Bei allen Heiligen des Himmels, seine wirkliche," versetzte de Coucy. „Wenigstens habe ich ihn noch mit keiner andern gesehn."

„Es kann nicht seyn," sagte der Troubadour fast mit Slawkenbergius Worten. „Solche

Naſe ſah ich nie. 'S iſt gewiß 'ne Bratwurſt von Bijorre — nach Farbe, Geſtalt und Größe! Ich kann's nicht glauben, daß das 'ne wahrhaftige Naſe iſt!"

„He, Gallon!" rief de Coucy, „bring' Deine Naſe her, und überzeuge den tapfern Ritter, daß ſie Dein rechtmäßiges Eigenthum iſt!"

Gallon gehorchte, und indem er vom Seil herunter ſprang, näherte er ſich dem Platze, wo die beiden Ritter ſaßen, indem er ſein Ungeheuer von einer Naſe auf und nieder ſchwenkte, um zu beweiſen, daß ſie auf eine faſt übernatürliche Weiſe unter der Herrſchaft ſeines Willens ſtehe.

Dies indeß befriedigte noch nicht den jungen Troubadour, welcher, als Gallon näher kam, einen unwiderſtehlichen Drang fühlte, mit deſſen Naſe in nähere Berührung zu kommen, und indem er dieſem knabenhaften, ſonderbaren Einfall nachgab, ſo packte er dieſes merkwürdige Appendix ſeines Geſichts mit zwei Fingern und zwickte daſſelbe ſo ſehr, daß kein Zweifel an deſſen Identität mit den übrigen Theilen ſeines Fleiſches übrig blieb.

Gallon's Hand flog an den Dolch, — und er blitzte schon halb aus der Scheide, als ein lautes „He, was giebts?" von de Coucy ihn zurückhielt; und indem er sich stellte, als mache er einen Spaß aus der Sache, schlug er rückwärts einen Purzelbaum und sprang zur Halle hinaus.

„Und wäre es ein Kaiser gewesen, ich hätte nicht widerstehen können!" sagte der junge Mann lachend. „O dies ist ein wundervoller Anhang, und verleiht seinem ganzen Gesichte eine gewisse Würde."

„Die Würde der Häßlichkeit!" sagte de Coucy. „Aber nehmt Euch in Acht, daß Gallon Euch nicht mit seinem Dolch zu nahe kommt; er ist rachsüchtig, wie ein Affe."

„Oho, ich will ihm etwas Geld geben," sagte der Troubadour. „Eine Berührung einer solchen Nase ist so viel werth, als alle Zierrathen in Salomon's Tempel."

De Coucy lachte, und der Abend wurde in ununterbrochner Fröhlichkeit und Eintracht hingebracht; als aber der junge Ritter fand, daß sein Gast der Großsohn des unglücklichen Guy

de la-Roche Guyon ſey, deſſen Ermordung er ſo eben geleſen hatte, ſo ſchien ſich ihm ſein Herz, mehr denn je, zu öffnen, und indem er ihm, lächelnd bei der Erinnerung, daß er nach ſeiner Lanze gerufen habe, erzählte, wie ſehr die Geſchichte ihn bewegt habe, ließ er ſein offenes und edles Herz in Betheuerungen ſeiner Theilnahme und ſeines Mitleids ausſtrömen. Der junge Fremde ſchien ihm eben ſo freimüthig entgegen zu kommen; ein genauer Beobachter aber würde gefunden haben, daß grade das ſtrenge Abmeſſen ſeiner Phraſen mehr Erkünſteltes an ſich trug, als mit dem rückſichtsloſen Erguß der Gefühle, welche alle Handlungen de Coucy's bezeichneten, vereinbar war.

Der Schloßherr indeß bemerkte Nichts, und nachdem er einen Nachttrunk in das Schlafzimmer des jungen Provencalen hatte bringen laſſen, geleitete er ihn ſelbſt dahin. Hier indeß fühlte ſich ſein Stolz etwas geſchmeichelt, indem er fand, daß der alte Seneſchall die Schlafzimmer mit der größten Sorgfalt vor dem Verfall, welcher im übrigen Schloſſe ſichtbar war, bewahrt hatte, und daß wenigſtens die reichen Tapeten an den

Wänden, die Bettvorhänge, und die Decken von Zobel und sibiriſchen Eichhörnchen bezeugten, daß die Familie der de Coucys frühere Tage des Glanzes und der Pracht gekannt habe.

Am nächſten Morgen war die ganze Geſellſchaft bei Sonnenaufgang auf den Beinen, und Wilhelm de la Roche gab Befehl, die Pferde bereit zu halten. De Coucy drängte ihn zu bleiben aber umſonſt, und nachdem er tauſend Beweggründe zur Verlängerung ſeines Beſuches hervorgebracht hatte, fügte er einen hinzu, welcher, ſeiner Meinung nach unwiderſtehlich war. „Ich habe gefunden," ſagte er, „daß, während ich für die Erlöſung des Kreuzes und heilgen Grabes kämpfte, eine Bande von geſetzloſen Routiers und Coterels ſich in meine Wälder zurückgezogen hat, zweitauſend Mann ſtark, wie man ſagt; allein wir können die Hälfte ſtreichen. Jetzt denke ich ſie mit Feuer und Schwert zu vertreiben, und zweifle nicht, funfzig tüchtige Bewaffnete zuſammenbringen zu können. Euer Gefolge erreicht faſt dieſelbe Zahl, und es würde mich ſehr glücklich machen, wenn ich die Ehre dieſes Zeitvertreibes

mit einem so edlen Ritter theilen könnte, falls Ihr gesonnen seyd mir beizustehen.“

Der junge Troubadour erröthete ein wenig, und lehnte das Anerbieten ab. „Wichtige Geschäfte,“ sagte er, „welche, wie er besorge, durch den unglücklichen Umstand, daß er gestern Abend seinen Weg verloren, leiden möchten, machten es ihm unmöglich, die Ehre anzunehmen, unter Ritter de Coucy zu fechten; aber er würde sich sehr glücklich schätzen,“ fügte er hinzu, „alle Bewaffnete seines Gefolges zurückzulassen, wenn sie zur Vertreibung der Banditen aus den Besitzungen de Coucys etwas beitragen könnten. Was ihn selbst anbetresse, so fürchte er sich keineswegs, seine Reise, in Begleitung seiner unbewaffneten Diener, fortzusetzen.“

De Coucy verbat es etwas trocken. Seine günstige Meinung von dem Fremden hatte etwas nachgelassen, weil dieser eine so schöne Gelegenheit, seine Tapferkeit zu zeigen, und sich Ruhm zu erwerben, vernachlässigte. Er geleitete ihn indeß höflich zu seinem Pferde, reichte ihm beim Abschiede den Valettrank, und indem er ihm eine angenehme und glück-

liche Reise wünschte, kehrte er in sein Schloß zurück.

Wilhelm de la Roche Guyon ritt schweigend an der Spitze seines Zuges, bis er an den Fuß des Hügels, auf welchem das Schloß stand, gelangt war; dann wandte er sich zu einem seiner Favoriten, und sprach, indem sie in den Walo ritten: „Bei Gott, Philippeau, sahst Du je eine so bettelhafte Bewirthung? Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, indem ich beinahe an dem Schweinefleisch erstickt wäre. Und hörtest Du nicht, wie er mich drängte, noch mehr zu essen, als ob er gern gesehen hätte, wenn ich vollends erstickt wäre? Der Herr befreie uns von solchen armen Schloßherrn, und schicke sie wieder nach Palästina, um sich dort herum zu schlagen.

„So meine ich's, beau Sire!" versetzte der Favorit. „Wenn sie sich einschiffen wollen, wollen wir Gott um guten Wind bitten."

„Und die hörnernen Becher, Philippeau!" rief sein Herr, „und die hölzernen Teller, hast Du das gesehn? Sie standen wahrhaftig den Speisen, welche sie enthielten, um Nichts nach."

„So meine ich's, beau Sire! versetzte

das lebendige Echo. „Möchten sie nie etwas Besseres enthalten! Denn Schloß und Schloßherr, Mahl und Schüssel, alles war aus Einem Stücke.“

„Und denk nur, was ihm träumte, ich sollte mit ihm gegen die ehrlichen Coterel's ziehen!“ rief der junge Herr; „sollte mein Pferd, und mein Leben aufs Spiel setzen, und meine Zeit verlieren, alles um sein Land von einem Schock Leuten zu säubern, die eben so tapfer wie er, mag ich sagen, und ein gut Theil reicher sind. Das wäre doch 'ne schöne Tollheit gewesen.“

„So meine ich's, beau Sire,“ bemerkte der unverwüstliche Philippeau, „da wär't Ihr ja sein Lehensmann geworden, ehe er sich als Euer Herr gezeigt hatte.“

„Ha, ha, ha!“ antwortete eine Stimme, dessen Eigenthümer für den Augenblick unsichtbar war. Gleich darauf aber erschienen, einige Ellen vor ihnen, die Beine eines Mannes von einem Baume herab baumelnd, welcher sich dann wie ein Stück Blei herunterfallen ließ, und als Gallon der Narr bewegungslos vor ihnen dastand.

„Aha!" rief Wilhelm de la Roche, indem er seine aumonière*) eine Art von Seitentasche hervorzog, und ein Paar Goldstücke herausnahm. „Unser guter Gaukler will seinen Lohn holen. — Da Kerl!" und somit warf er Gallon dem Narren das Gold zu, welcher es geschickt auffing.

Ha, ha, ha, ha!" schrie Gallon, „großen Dank, beau Sire, großen Dank! Nun will ich

---

*) Dies war eine Art Tasche, welche die Pilger, wenn sie in das gelobte Land zogen, unter dem Arm trugen und sie dann auch Escarcelle oder Pera nannten. Obgleich ich die unbedingteste Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit, dem Talent und der Geduld Ducange's hege, so scheint er doch eine auf die Kleidung der Pilger sich beziehende Stelle im Casstan falsch verstanden zu haben. Sie heißt nämlich: „Ultimus est habitus eorum pellis caprina, quae melotes, vel Pera appellatur, et baculus" Ducange findet darin, daß sie ein Kleid von Ziegenfellen, einen Reisesack und einen Stab getragen hätten. Meiner Meinung nach indeß, heißt es nichts weiter, als: „Der Anzug der Mönche besteht aus einer Pera oder Melotes, und sie tragen einen Stab," welches aber keineswegs drei verschiedene Gegenstände sind. Siehe Ducange Dissert. XV.

Anm. d. Verf.

Euch auch ein Stück von 'ner Neuigkeit erzählen," fuhr er in seiner abgerissenen unzusammenhangenden Weise fort, „ein Stück von einer Neuigkeit, die Ihr ohne diese beiden Goldstücke nie erfahren hättet. Eure Herzensdame ist auf dem Schlosse des Sire von Montmorency. Eilt schnell dahin, und Ihr könnt sie noch für Euch gewinnen. Versteht Ihr; erst müßt Ihr ihren alten Vater gewinnen. Erzählt ihm von Euern weitläuftigen Ländern, und reichen Schlössern; denn der alte Julian liebt das Gold, als wenn es den Weg zum Himmel pflasterte. Ha, ha, ha! Wenn Ihr seine Zuneigung gewonnen habt, so zweifelt nicht mehr an der Einwilligung der Tochter; und dann, da Du schon selbst Länder genug besitzest, so wirst Du auch noch die vom alten Julian bekommen, um sie hinten aufzupacken. Ha, ha, ha! So schenkt man denen die es nicht nöthig haben, und die es nöthig haben, denen spuckt man ins Gesicht! Ein hübsches Geschenk! — ha, ha! — Die Welt ist toll, ich nicht! es ist blos das Unglück, daß man seiner Meinung nach allein dasteht" und indem er, ohne eine weitere Frage abzuwarten,

in den Wald hineinsprang, war er bald aus ihren Augen entschwunden.

Gallon hatte sich indeß nicht sobald versichert, daß er außer dem Bereich aller Verfolgung sey als er, plötzlich still stehend, sich auf den Boden warf, und sich zwei bis dreimal überschlug, während er den Wald mit seinem gellenden Gelächter anfüllte. „Jetzt habe ich ihn gemordet! — jetzt habe ich seine Kehle dem Henker überliefert!" rief er, „so gewiß, als hielte ich seinen Kopf unter des Bramarbas de Coucys Streitart; — jetzt wird er hingehn, und des alten Julian Einwilligung und Zusage mit Gold und reichem Geschmeide erkaufen — ha, ha, ha! Dann wird Isidore Nein sagen, und laß das de Coucy erfahren — ha, ha! Dann wird er mit Lanze und Schild ankommen, und mein Bürschchen zum Kampf herausfordern, welches er wegen seiner Ritterschaft nicht ausschlagen kann; dann wird mein großer Umbringer, mein eisenfeistiger Liedersänger, diesen winzigen milchbärtigen, saubergeputzten Sprößling der Provenze zermalmen, wie ich's Einmal von einem großen Fresser mit 'ner Lerche sah. Und

Alles, weil er mir in die Nase gezwickt hat, obgleich keiner von ihnen darum weiß. Er wird mir mein Gesicht nicht mehr beschimpfen denk ich, wenn die schwarzen sammtenen Maulwürfe mit ihren weißen Händen durch sein kaltes Herz bohren. Ha, verdammte Fratze!" schrie er, indem er wie von einer plötzlichen Wuth ergriffen sich mit geballter Faust in sein scheußliches Gesicht schlug, „du allein hast mir allen Spott und Hohn, Haß und Verachtung zuwege gebracht. Alles wird geliebt —, alles wird gesucht —, alles wird bewundert, nur ich nicht; und jeder, der mich sieht, flieht vor mir. Ich werde verabscheut und ich verabscheue mich selbst. — Ich bin der Teufel — wahrhaftig ich bin der Teufel; und wenn ich's bin, so will ich meine Macht genießen. — Nehmt euch in Acht, ihr, die ihr mich verhöhnt, denn ich will mich von euerm Herzblute nähren. — Das will ich — ha, ha, ha! — das will ich!" und indem er plötzlich einen, über ihm hangenden Zweig, ergriff, schwenkte er sich eine Minute lang in der Luft hin und her; dann sprang er herunter, und flog mit lautem gellenden Gelächter wie ein Pfeil, nach dem Schlosse zurück.

XIV.

Wir müſſen jetzt eine Weile zum Schloß von Compiègne zurückkehren, wo in einem der größern Zimmer deſſelben Agnes von Meranien, ihr liebliches Haupt über einen Stickrahmen geneigt, inmitten einer Anzahl ſchöner Mädchen, ſich befand. Nach den lebhaften Farben auf weißem Seidengrund zu ſchließen, arbeitete ſie an einem Wappenrock, und ihre kleinen Finger waren in emſiger Bewegung, als ob ſie Eile hätten. Die Mädchen waren gleichfalls eifrig beſchäftigt, jede mit etwas anderm, das aber immer Bezug hatte auf die Arbeit der Königin. Die Eine ſtickte ein reiches Wehrgehänge mit Golddrath, die Andre webte eine goldne Krauſe für den Wappenrock, und eine Dritte zierte ein Banner mit mannichfachen Sinnbildern.

Es iſt nicht leicht zu ſagen, aus welcher innerlichen Anregung — denn Geſang iſt nicht immer ein Zeichen der Freude — die Königin bei ihrer Arbeit von Zeit zu Zeit mit ſanfter leiſer Stimme und mit einem gleichgültigen To-

ne, welcher anzuzeigen ſchien, daß, während ihre Hände mit Sticken beſchäftigt waren, und ihre Stimme das Lied eben ſo mechaniſch anſtimmte, jener edlere Theil des Gemüthes, welcher mehr im Herzen, als im Kopfe wohnt, und deſſen Gedanken Gefühle ſind.

Der Liebeſuchende.

Wo iſt Amor, ſprach der Pilger,
Wohl gefangen oder todt.
Sucht' ihn fern mit Speer und Lanze,
Ihn zu fangen und zu binden;
Sucht' ihn überall in Frankreich,
Doch ich konnt' ihn nirgends finden.

Dort.

„Sollen die Blumen mit Azur oder mit Gold geſtickt werden, Blanche?" fragte die Königin.

„Gold, Herrin, o gewiß Gold!" verſetzte die Befragte, und die Königin fuhr in ihrem Geſange und in ihrer Arbeit fort.

Wo iſt Amor, ſprach er wieder,
Daß ich nicht vergebens ſuche;
In den Städten ſucht' ich forſchend,
Suchte forſchend auf dem Land;
Doch die Schäfer Alle ſagten,
Daß ihn keiner jemals fand.

Dort.

Kalter Frauen Blicke haben,
Sprach der Ritter, ihn verbannt;
Fort iſt er, verſetzt die Dame,
Treibt in Edens Gärten Scherz,
Und es hauſt Verrath ſtatt ſeiner
Künftig in des Mannes Herz.

Dort.

Nein, ich fand ihn, rief der Pilger,
Mir im Herzen wohnet er;
Haben Frauen auch und Ritter,
Hirten ſelber ihn verbannt,
Kett' ich ihn an meine Seite,
Halt' ihn feſt am ſeidnen Band.

Dort.

„War es nicht am Donnerstag, daß der König reiste?“ fragte die Königin.

„Nein Madam,“ antwortete Blanka, „er reiste am Freitage, und er kann auch vor übermorgen nicht zurück seyn, wenn er dann überhaupt nur kommt; denn dieser falsche unhöfliche König von England ist so voll von Betrug als von Bosheit, und gibt niemals einen klaren Bescheid, so daß es meinem Herrn, dem König, immer mehr kostet, mit ihm fertig zu werden, als mit irgend einem seiner andern Vasallen. Wäre ich sein Bruder, der Graf von Salisbury, der zweimal in Paris war, und ein so guter Ritter ist, als je einer die Gunst einer Dame besaß, ich wollte ihm mit meinem langen Schwert den Kopf abschlagen, und die Krone unserm kleinen Arthur, dem rechtmäßigen Könige, aufsetzen.“

„Wo ist der kleine Müssiggänger?“ fragte die Königin. „Ich möchte ihn gerne fragen, ob er diese Schulterbänder bloß von Seide, oder von Gold haben wolle. Such' ihn doch, gutes Mädchen!“

Doch in demselben Augenblick wurde plötz-

lich ein Theil von der Tapetenwand weggeſtoßen und ein ſchlanker anmuthiger Knabe, von ungefähr funfzehn Jahren, ſprang ins Zimmer. Er war mit einer himmelblauen Tunica bekleidet, und trug ein mit Steinen beſetztes Barett von gleicher Farbe, welches die ſtrahlende Weiße ſeines Geſichts mit den goldgelben Locken in das ſchönſte Licht ſtellte.

„Nicht ſo fern, als Ihr dachtet, ſchöne Couſine,“ ſagte er, indem er ſich neben der Königin auf ein Knie niederließ, und eine ihrer kleinen zierlichen Hände, welche auf dem Stickrahmen lagen, küßte.

„Du haſt doch nicht gehorcht, hoffe ich, Arthur?“ ſagte Agnes von Meranien. „Du, der bald ein Ritter ſeyn wird, biſt doch zu edel dazu.“

„O gewiß!“ ſagte der Knabe, indem er ihr mit unbefangenem Erröthen ins Geſicht blickte. „Ich habe nur meine Mutter beſucht, und als ich zurückkam, ſtand ich am Fenſter über der Treppe, um nach einem Adler zu ſehen, der ſo ſtolz hoch über dem Walde ſchwebte, und da konnte ich nicht umhin, zu wünſchen, ich

wäre ein Adler, um gleich ihm mich in die Wolken erheben und die ganze Welt unter mir ausgebreitet liegen sehen zu können. — Und dann hörte ich Euch singen, und es war doch wohl nichts Böses, daß ich jetzt wartete, um zuzuhorchen? Nicht wahr, schöne Cousine?" fügte er hinzu, indem er lächelnd aufwärts blickte.

„Und wie befindet sich Madame Constantia?" fragte die Königin.

„O sie ist etwas besser," versetzte Arthur, „und sie trug mir auf, Euch, schöne Königin, in ihrem und meinem Namen zu danken, daß Ihr die Arbeit, welche ihre Krankheit sie zu endigen hinderte, übernommen habt."

„Kein Dank, kein Dank, Prinz Arthur!" versetzte die Königin. „Ist es nicht Pflicht einer jeden Dame von Frankreich, zur Rüstung eines Ritters beizutragen, wenn sie darum gebeten wird? Aber sag' mir, mein Herr Davonläufer, was ich schon vor zehn Minuten wissen wollte; willst Du diese Bänder von Goldstoff oder blos von Seide?"

Diese Frage gab zu einer sehr wichtigen Un-

terſuchung Anlaß, welche eben durch Arthur's Vorliebe für Gold beendigt war, als ein Page hereintrat und der Königin meldete, Guerin, der Kanzler, wünſche auf einige Augenblicke Gehör.

Die Königin erblaßte; denn der erſte Stoß des Schickſals war tief in ihr Herz eingedrungen, und ſie fürchtete einen zweiten. Sie befahl indeß dem Pagen, den Miniſter hereinzulaſſen, indem ſie ſo viel wie möglich die Unruhe, welche ihr dieſer Beſuch verurſachte, zu verbergen ſuchte. In der That war das einzige Zeichen von Aufregung, welches ihr entſchlüpfte, daß ſie ſich etwas haſtig umwandte, und auf einen Falken zeigte, welcher auf ſeiner Stange im Fenſter ſaß, und indem er einigen Lärm vernahm, zwei- bis dreimal laut aufkreiſchte, wahrſcheinlich weil er glaubte, es gehe auf's Feld.

„Nimm den Vogel weg, Arthur, lieber Junge!“ ſagte die Königin, „er macht mir Kopfweh.“

Arthur gehorchte; und als er das Zimmer verließ, trat der Hospitaliter herein; ein langer magerer, abgezehrter Mann, mit einer braunen Kutte bekleidet, über welche ſein weißer

langer Bart bis an den Gürtel hinunterfloß, folgte ihm. In der That war es Bernhard, der Eremit, der aus Gründen, welche wir darlegen werden, auch Einmal seine Einsamkeit verlassen und den Minister des Königs nach Compiègne begleitet hatte.

Der Hospitaliter verbeugte sich, als er sich der Königin näherte, und der Eremit gab ihr seinen Segen; aber das Herz der armen Agnes schlug noch so heftig, daß sie, als einzige Antwort, auf zwei neben ihr stehende Stühle, welche ihre Frauen verlassen hatten, zeigen konnte.

„Madame, wir kommen, mit Euch über Sachen von einiger Wichtigkeit zu reden!“ sagte Guerin, indem er auf die Frauen der Königin blickte, welche sich zwar aus ihrer unmittelbaren Nähe entfernt hatten, doch im Zimmer geblieben waren. „Möge es Euch gefallen, uns auf einige Augenblicke Eure alleinige Gegenwart zu schenken. Mein Bruder Bernhard und ich, wir beide sind unwürdige Glieder der heiligen Kirche, und dürfen deshalb schon das Ohr einer Dame auf kurze Zeit in Anspruch nehmen, ohne unter böse Zungen zu gerathen.“

„Böſe Zungen fürchte ich nicht, guter Bruder," verſetzte Agnes, indem ſie Muth ſammelte, um das Aeußerſte anhören zu können, „und obgleich ich nichts, was mich anbetrifft, der Welt zu verbergen wünſchen könnte, ſo will ich dennoch auf Euren Wunſch dieſe armen Mädchen entfernen. Geh', Blanka!" fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu ihrer vornehmſten Dienerin wandte. „Geh' und warte im Vorzimmer, bis ich rufe! Darf ich Euch jetzt fragen, was für ein Geſchäft Ihr haben könnt mit einer ſo unwichtigen Perſon, als die arme Agnes?"

„So weit es ſich um das Wohl dieſes großen Königreichs handelt, Madame," ſagte Guerin nach einer Pauſe, „ſeyd Ihr wahrlich nichts weniger, als unwichtig; noch kann eine ſchöne, edle und tugendhafte Dame überhaupt je unwichtig ſeyn, ſey ſie Königin oder nicht. Mein Bruder Bernhard, von dem unſer allervortrefflichſter Herr und Monarch, Euer königlicher Gemahl, wie Ihr zweifelsohne wiſſen werdet, manchen weiſen und vernünftigen Rath empfing, hat eingewilligt, ſich mit mir zu dem gewagten Unternehmen zu verbinden, Euch eine klare An-

ſicht des Zuſtandes dieſes Königreichs mitzutheilen, wobei wir nicht verkennen, daß wir vielleicht Eure Gefühle beleidigen müſſen, und ſelbſt dem Könige, unſerm Herrn, der ihn ſorgfältig vor Euch verborgen hielt, zuwider handeln."

„Halt, guter Bruder!" ſagte Agnes ſanft, aber nachdrücklich; „und ehe Ihr weiter geht, verſteht mich wohl! Kann das Wohl meines edlen Philipps, oder ſeines Königreichs von Frankreich, durch den bitterſten Kummer, den Ihr mir auflegt, erreicht werden, ſo laßt Euch durch keine Beſorgniß, meine Gefühle zu verletzen, abhalten. Agnes erlaubt Euch, Agnes zu verletzen, zum Wohl ihres Gemahls. Steht aber das, was Ihr mir anvertrauen wollt, im geringſten Widerſpruch mit dem Willen Philipps, meines und Eures Königs, ſo befiehlt Euch die Königin, zu ſchweigen! Still, guter Bruder, hört mich aus! Ich weiß, Ihr wollt ſagen, es geſchähe zu des Königs Beſtem, obgleich er es in dieſem Augenblicke mißbilligen würde; mir aber, guter Biſchof und guter Vater Bernhard, mir gilt meines Gatten Weisheit als das Höchſte, und ſein Wille als Geſetz; und obgleich

ich mit aller Demuth auf Euern Rath hören will, so müßt Ihr mir doch nichts mittheilen, was mein Gebieter vor mir geheim halten will; denn von seinem Urtheil will ich allein abhangen."

Guerin blickte den Eremiten an, welcher sogleich antwortete: „Tochter, Du hast gut, weise und edel gesprochen, und ich wundere mich nicht, ich, dessen Herz gleich dem, längst von seinem Stamme gefallenen, Zweige verwelkt ist, daß Philipp von Frankreich dort so fest anhangen kann, wo Schönheit, Weisheit und Liebe in so außerordentlichem Grade verbunden sind; außerordentlich, sage ich, für diese Welt, in welcher nicht zwei dieser Eigenschaften zusammentreffen, als etwa an jener morgenländischen Pflanze, die nur Einmal in ihrem Leben blüht. Laß uns denn nun zu Berathungen schreiten, mein Kind, und sehen, was am Besten gethan werden mag, um dies Königreich vor allen Schrecknissen, die es bedrohen, zu schützen."

Der Eremit sprach in einem solchen Tone ungewohnter Milde, daß Guerin anscheinend zweifelte, er werde Stärke genug besitzen,

den Vorsatz, welcher sie hieher gebracht hatte, auszuführen, und daher selbst das Wort nahm.

„Madame!“ sagte er. „Nach dem unangenehmen Vorfalle, welcher das Turnier zu Champeaux beendigte — vergebt, daß ich Euch an etwas erinnere, das Euch betrüben muß — könnt Ihr kaum daran zweifeln, daß der heilige Vater, in seiner heiligen Weisheit, den Ausspruch der französischen Bischöfe, welcher die Ehe des Königs mit Ingerberge von Dänemark aufhob, für null und nichtig erklären wird. Muß ich Euch, Madame, auf die Folgen hinweisen, wenn Euer königlicher Herr fortfährt, die wiederholten Befehle des obersten Pontifex zu vernachlässigen, oder sich ihnen zu widersetzen?“

Leichenblässe bedeckte das Gesicht der Königin. Sie zeigte auf einen krystallenen Becher, mit Wasser gefüllt, welchen der Minister ihr reichte. Nachdem sie einige Tropfen getrunken hatte, bedeckte sie ihre Augen mit beiden Händen; dann schlug sie sie in die Höhe und versetzte mit anscheinend geringer Bewegung, als man hätte erwarten sollen: „Ihr hüllt die Wahr-

heit nicht in jene liebliche Maske, welche ſie den Augen eines ſchwachen Weibes, wenn auch nicht weniger unvermeidlich, doch weniger ſchrecklich macht; allein Ihr war't Soldat und Einſiedler, und habt wenig mit ſo ſchwachen Weſen, als wir ſind, verkehrt; deshalb muß ich Euch die harten Wahrheiten, welche Ihr geſprochen habt, vergeben. Was wollt Ihr, daß ich thun ſoll? denn ich ſehe an Euren Blicken, daß Ihr mir gern etwas Schweres auflegen möchtet."

Bekümmert durch die Wirkung, welche ſeine Worte auf die Königin hervorgebracht hatten, und zweifelnd, wie weit er gehen könne, ohne ſie zu gänzlicher Verzweiflung zu treiben, wandte Guerin ſich noch Einmal zu dem Eremiten.

„Die Aufgabe iſt allerdings ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich, mein Kind," ſagte der Greis in Uebereinſtimmung mit des Miniſters Blick; „allein, wenn ſie dem Todeskampf des Märtyrthums gleichkommt, ſo wird ſie durch die Selbſtaufopferung gleich erhaben und glorreich. Bedenke, meine Tochter, welchen Namen das Weib in der Geſchichte erlangen würde, die, um

ihres Gatten Reich vor Bürgerkrieg und Interdict, und ihn selbst vor Excommunication und Anathema zu bewahren, sich freiwillig die harte Pflicht auflegen würde, nicht allein seine Neigungen zu bekämpfen, sondern auch ihre eigenen, sich selbst von allem, was ihr theuer ist, loszureißen, um dadurch ihn sich und seinem Ruhme wieder zu geben, seinem Königreiche Frieden und der heiligen Kirche Genugthuung zu verschaffen —"

„Halt, halt, Vater!" sagte Agnes, indem sie ihre Hand erhob. „Laßt mich überlegen!" und indem sie ihre schönen Augen niederschlug, verharrte sie einige Augenblicke in tiefem Nachdenken; dann erhob sie das Gesicht und sprach:

„Ich verstehe Euch, Vater, und ich glaube von ganzem Herzen, daß Ihr mein und des Königs Bestes wollt; aber dies kann nicht, dies darf nicht seyn." —

„Es ist allerdings schmerzlich, Madame," sagte Guerin; „aber für einen Geist, wie der Eure — für ein Herz, das den Gatten mehr liebt, als sich selbst —"

„Haltet ein, guter Bruder!" sagte Agnes.

„Ich ein ſchwaches einfältiges Weib, verſtehe mich ſchlecht mit zwei weiſen und gelehrten Männern, wie ihr, zu ſtreiten, und deshalb ſage ich euch auf einmal, weshalb ich das Opfer nicht bringen kann; welches indeß keine Rückſicht auf meine eigenen Gefühle mich je hätte bewegen können, abzulehnen; — ſelbſt wenn es mir das Leben gekoſtet hätte," fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Augen zum Himmel erhob, als wollte ſie ihn zum Zeugen ihrer Behauptung auffordern: „Zuerſt bin ich die Gemahlin Philipps, Königs von Frankreich, und meine Lippen ſollen nie auf meinen Ruf den Makel bringen, daß ſie eingeſtehen, ich ſey nur einen Augenblick etwas andres geweſen, ſeit ſeine Hand vor dem Altar von St. Denis in Gegenwart aller Prälaten und Biſchöfe ſeines Königreichs, ſich in die meine legte. Es würde mein Kind und mich beſchimpfen, dächte ich anders. Als ſein Weib, darf ich ihn nie aus freiem Willen verlaſſen, und muß mich in allen Dingen ſeinem Urtheil und ſeiner Weisheit unterwerfen, und dieſe ſollen meine Richter ſeyn, denen ich unbedingten Gehorſam leiſte. Sehe ich aber,

daß er nur im Geringſten anfängt, das Opfer unſeres häuslichen Glückes für das öffentliche Wohl nothwendig zu halten, ſo werde ich ohne Widerſtand weichen, und allein meinen Schmerz bis an das Grab tragen, welches mich bald decken wird; ſo lange ich aber lebe, werde ich nie zugeben, daß in Frankreich eine andere Königin ſey, und nie bekennen, daß ich nicht die rechtmäßige Gattin Philipps ſey; eben ſo wenig aber werde ich mich meines Gatten Willen widerſetzen, oder mir ſelbſt das Recht aneignen, zu entſcheiden, wo er ſchon entſchieden hat. Nein, Philipps Entſchluß geht aus ſeinem ſtarken Geiſte hervor, und fern ſey es von mir, ſeinem Weibe, ihn durch ein Wort erſchüttern, oder ſeinem Urtheile zu nahe treten zu wollen."

„Aber hört mich, Madame, hört mich noch einmal um Gottes Willen!" rief Guerin aus.

„Ich kann Euch nicht länger anhören," ſagte Agnes mit einem Grad von Würde und Entſchloſſenheit, welche mit ihrer zarten Geſtalt und ſanftem Charakter unvereinbar ſchienen. „Mein Entſchluß iſt gefaßt, und Nichts in der Welt kann mich davon abbringen. Die Eisberge

meines Vaterlandes, deren Häupter seit undenklichen Zeiten Stürmen und Ungewittern getrotzt haben, stehen nicht fester. Aber mir wird nicht wohl!" fügte sie hinzu, indem sie etwas blaß ward. „Ich bitte Euch, gute Herren, verlaßt mich!"

Guerin verneigte sich zögernd und sagte: „doch möchte ich gern —"

„Ich bin unwohl, guter Vater!" wiederholte sie, indem sie zusehends blässer ward. „Schickt mir meine Frauen, ich bitte Euch!"

Guerin that einen Schritt gegen die Thür; allein plötzlich kehrte er um, und fing die schöne Königin, welche, überwältigt durch die Aufregung und den Kummer ihres Gemüths, in jene Todähnliche Ohnmacht verfiel, der sie schon einmal bei dem Turniere unterlegen hatte, in seinen Armen auf.

Ihre Frauen wurden sogleich zu ihrem Beistande herbeigerufen, und der Minister und Bernhard der Eremit zogen sich zurück. Beide waren freilich in ihren Absichten getäuscht; aber nichts desto weniger bewunderten sie die Mischung von Würde, Güte und Festigkeit, welche die

Königin in einer der ſchmerzlichſten Lagen, worin je ein gutes und tugendhaftes Weib gerathen kann, an den Tag gelegt hatte.

„Und was können wir ferner thun?“ ſagte Guerin, indem er auf der letzten Stufe der Treppe anhielt, in einem Tone, worin mehr ein Aufgeben jedes fernern Verſuchs, als Erwartung eines guten Raths lag. „Was können wir noch thun?“

„Nichts mein Sohn!“ verſetzte der Eremit. „Du müßteſt denn noch einmal jenes ſchöne unglückliche Weib heimſuchen wollen, um ihre Seele zu quälen, ohne ihren Entſchluß zu erſchüttern. Ich fühle keinen Beruf, die Herzen meiner Mitgeſchöpfe zu martern, und miſche mich deshalb nicht mehr in dieſe Angelegenheit. Leb wohl! Ich gehe nach de Coucy Magny, wie ſie es nennen, um einen wilden Jüngling zu ſehen, deſſen Leben ich vergeblich, fürchte ich, gerettet habe.“

„Doch nicht zu Fuß,“ ſagte Guerin; „es iſt weit, guter Bruder. Nehmt ein Pferd oder ein Maulthier aus meinem Stalle!“

„Und warum nicht zu Fuß?“ fragte der

Greis. „Unſer Herr und Heiland ging auch zu Fuß und er durfte ſtolzer ſeyn, glaube ich, wie Du und ich.“

XV.

Die Wälder von de Coucy Magny dehnten ſich weit über Hügel, Thal und Ebene auß, wo jetzt nicht mehr ein einziger Stamm eines alten Baumes zu ſehen iſt. Weingärten, Kornfelder und Wieſen liegen jetzt offen im Sonnenſcheine, wo damals alles mit dunklem ſtruppigen Unterholz bedeckt, oder von den mächtigen Armen ungeheurer Ureichen beſchattet war.

Zwei grade Straßen führten durch den Wald, und eine Menge kleinerer Fußſteige wanden ſich nach verſchiedenen Richtungen hindurch, indem ſie bald einander durchkreuzten, bald einen weiten Umweg um einen Teich herum nahmen, bald eine Lichtung benutzten, um ſie in grader Linie zu durchſchneiden; und bald um den ungeheuern Stamm irgend eines alten Baumes ſich her-

umzogen. So bildeten sie zusammen ein Labyrinth, in welchem der Wanderer, eines sehr sichern Leitfadens, oder langer Erfahrung, bedurfte, um glücklich hindurch zu gelangen.

Diese Fußsteige indeß waren so mannigfaltig und so oft unterbrochen, daß sie an manchen weitausgedehnten ungebahnten Fleck führten, welchen, dem Anscheine nach, nie eines Menschen Fuß betreten hatte, und wo nie die Axt eines Waldbewohners erklungen war. Die einzigen Spuren eines Durchgangs waren einzelne wenig sichtbare Oeffnungen in dem Unterholze, wo die Seiten eines hindurcheilenden Ebers oder Hirsches das Gebüsch zur Seite gestoßen hatten. Viele dieser Plätze waren einige tausend Morgen groß; und wenn die Fußsteige des Hauptwaldes noch nicht verworren genug waren, um solchen Leuten, welche, wie die Routies und Coterel's, eines eben so versteckten Lagers bedürfen, als nur immer die wildesten Thiere des Waldes, Schutz und Verborgenheit zu gewähren, so fanden sie ein solches Asyl leicht in der düstern Einsamkeit dieser geheiligten Wildnisse.

An einem heitern Julimorgen, als der junge Tag eben anfing, die Morgennebel zu verscheuchen, schritt auf einem, der ungebahntesten Wege dieses Waldes, ein einzelner Mann dahin, welcher mit Schwert, Bruststück und Stahlhaube bewaffnet war, so glänzend als wären sie eben aus der Werkstatt des Wappenschmiedes hervorgegangen. In seiner Hand hielt er eine Arbalete *) oder Armbrust, damals eine erst neuerdings erfundene Waffe. Nach der sorgfältigen Weise, womit er jeden Busch untersuchte, zu urtheilen, schien er ein Jäger zu seyn, welcher Schritt vor Schritt der Fährte eines Wildes nachspürt.

„Verdammt seyen die Narren," murmelte er vor sich hin, „welche die Fährte so schlecht

---

*) Guillaume le breton sagt, Richard Löwenherz habe die Arbalete oder Armbrust erfunden; Brompton dagegen behauptet, der Gebrauch derselben sey blos durch ihn wieder eingeführt worden, „hoc genus sagittandi in usum revocavit." Ohne mich genau der Stelle zu entsinnen, erinnere ich mich die Beschreibung einer solchen Waffe, als schon in frühern Zeiten gebraucht, gelesen zu haben.
Anmerk. d. Verf.

bezeichnet haben! Wie soll ich sie in diesem ungeheuren Walde auffinden? Aha, da ist noch Eins!" und indem er von Baum zu Baum fortkroch, stand er zuletzt an einer Stelle still, wo die kleinern Zweige eingeknickt waren, und aus Mangel an Saft grade anfingen zu verwelken. Hier verließ er den graden Fußsteig, und bahnte sich einen Weg durch das Gebüsch, indem er sich bückte, um den Zweigen auszuweichen, welche ihm das Gesicht zerkratzten. Zugleich aber betrachtete er sorgfältig jeden Baum oder Busch, und wo er einen geknickten Zweig fand, ließ er ihn zur rechten Hand. Nachdem er auf diese Weise ungefähr vierhundert Ellen vorsichtig fortgeschritten war, und mit den Augen rechts und links umhergespäht hatte, fand er, daß alle Zweige herum eingeknickt waren, so daß hier seine Fährte, wie er es nannte, zu enden, und jedes Zeichen, nach welchem er seinen Weg zu richten habe, aufzuhören schien.

Nachdem er sorgfältig jeden ihn umgebenden Gegenstand untersucht hatte, that er einen durchdringenden Pfiff, welcher nach einigen Augen-

blicken aus einer weiten Entfernung, kaum hörbar, erwiedert wurde. Der Armbrustträger pfiff noch Einmal, und der frühere Ton wurde wiederholt, aber augenscheinlich näher. Dann entstand ein leichtes Geräusch in den Büschen, als ob Etwas das Laubwerk durchbräche und dann war auf einen Augenblick Alles still.

„He Jodelle," rief zuletzt eine Stimme von der andern Seite des Busches, „bist Du es!" und indem der Fragende die Zweige auseinanderbog, welche ihn verborgen hatten, während er den Fremden beobachtete, erschien auf dem Platze, wo dieser gewartet hatte, ein Mann, den man nach seinen rohen und verrosteten Waffen für einen ächten Routier halten mußte. Er trug einen schlaffen Bogen in der Hand, und ein Dutzend Pfeile in seinem Gürtel, welcher außerdem noch mit einem breiten kurzen Schwerte, und nicht wenigen Messern und Dolchen versehen war, von der eine Handbreit langen miséricorde an, bis zu dem langen Messer eines Bauers jener Zeit, dessen fast zwei Fuß lange Klinge es zu einer dienlichen und fürchterlichen Waffe machte.

Auf dem Rücken hatte er einen leichten eiſernen Panzer, der freilich nicht ſehr glänzte, wahrſcheinlich aber ſeinem Beſitzer um deſto angenehmer war. Obgleich von etwas ſtärkerm Stoffe als ein leinenes Kleid, ſo hatte er doch mehr als Einen Riß, theils durch darauf geführte Streiche, theils durch den Zahn der Zeit verurſacht; doch waren an ſolchen Stellen die fehlenden Ringe durch Stricke erſetzt, welche die klaffenden Spalten zuſammenhielten. Auf ſeinem Kopfe trug er eine eiſerne Kappe, ähnlich dem berühmten Helm Mambrinos des Cervantes. Um dieſelbe hatte er einige Eichenzweige gewunden, ſo daß ſein Kopf, wenn man ihn unter dem Gebüſch erblickte, kaum von den Zweigen zu unterſcheiden war; während ſein rauher, dunkelbrauner Panzer leicht für einen alten Baumſtamm gelten konnte.

„Glücklich gefunden, glücklich gefunden, Jodelle!“ rief er, als der andre herankam. „Komm zu dem Ruheplatz! Wir haben lange auf Dich gewartet. Aber ſag, was haſt Du angefangen? Haſt Du dem Teufel die Gurgel abgeſchnitten, oder einem Ritter die Börſe abgenommen? Bringſt Du

gute oder ſchlechte Neuigkeiten? Kommſt Du vergnügt oder traurig wieder? Sag an, ſag an, Jodelle! Du biſt unſer Anführer, mußt uns aber nicht zur Hölle führen mit Deinen neumodiſchen Manieren."

„Geh ins Lager!" verſetzte Jodelle, „Du ſollſt Alles erfahren."

Die beiden Coterels bahnten ſich jetzt einen Weg durch die Bäume und das Geſträuch, und gelangten an einen Platz, wo die Axt geſchäftig geweſen war, ungefähr einen Morgen Landes von allem Holze zu ſäubern. Rund um denſelben befand ſich eine Reihe von elenden Hütten, aus Zweigen, Blättern und Lehm verfertigt, welche vielleicht zwei bis dreihundert Menſchen faſſen konnten.

Auf dem freien Platze im Mittelpunkte, waren mehrere Individuen derſelben Claſſe, als wozu unſere beiden Ankömmlinge gehörten, mit verſchiedenen herkuliſchen Beluſtigungen beſchäftigt. Einige ſchleuderten einen ungeheuern Stein, andere ſchoſſen nach der Scheibe, und wieder andere führten mächtige Hiebe auf ein Stück Holz, um zu ſehen, weſſen Hieb am tiefſten eindringen würde.

An verſchiedenen Plätzen ſaßen andre, und verfertigten Bögen aus ſtarken buchenen Bohlen, ſpitzten ihre Pfeile und Lanzen, oder wetzten ihre Meſſer und Schwerter, während zwei oder drei, ſorglos am Boden liegend, zuſahen, und wenig geneigt ſchienen, weder ihre geiſtigen noch körperlichen Kräfte anzuſtrengen.

Die Ankunft Jodelle's unterbrach ihre Beluſtigungen und verurſachte eine augenblickliche Bewegung unter der Geſellſchaft, deren Mehrzahl in ihm eins der ausgezeichnetſten Mitglieder der Brüderſchaft zu erkennen ſchien, obgleich einige der Anweſenden auf ihn, wie auf einen Fremden, blickten.

„Willkommen, willkommen, Sire Jodelle!" rief einer von den Bogenverfertigern. „Bei meiner Treu, wir haben Deine Gegenwart ſehr vermißt! Wir haben hier verdammt ſchlechtes Quartier, nicht halb ſo gut als in den Gebirgen von Auvergne, und hundert tauſendmal ſchlechter, als im Dienſt des guten Königs von England, unter dem tapfern Ritter Mercader. Ja, ja, der Bolzen von der Armbruſt bei Chaluz war der ſchlimmſte, der je

gegen uns verſchoſſen wurde. Die Tage kommen nie wieder."

„Doch, doch!" verſetzte Jodelle, „und ehe wir es uns träumen laſſen; denn man ſpricht von einem guten derben Kriege, und dann heißen die guten Könige uns nicht mehr, verfluchte Coterel's, ſondern treue Truppen von Brabancois, und vortreffliche freie Frei-Compagnien. Doch wir werden ſehen. Indeß ſagt mir, wo iſt Johann der Einäugige?

„Er iſt mit einer Abtheilung auf die Straße nach Rouen gezogen, um einigen reichen Juden aufzupaſſen," verſetzte derſelbe, welcher vorher geſprochen hatte; „allein wir ſind ſtark genug, irgend einen kühnen Streich auszuführen, wenn etwa einer auf dem Tapet iſt; und außerdem —"

„Hat keiner den Kapitain Vansvelder getroffen?" unterbrach ihn Jodelle. „Die Narren im Schloſſe glauben, er habe zweitauſend Bogenſchützen bei ſich. Wo liegt er, und wie viele hat er?"

„Er hatte nie mehr als vierhundert," antwortete ein anderer von den Coterels, welcher dieſe Zeit über den Anführer ſehr genau betrach-

tet hatte; „und als Eure Leute kamen, — wenn ihr nämlich der Capitain seyd, Jodelle — nahm er von uns, wer mit ihm wollte, in die Normandie, um sich und uns dem schlechten König Johann, für halb so viel Kronen, als wir sonst hatten, anzubieten. Wir aber, unser funfzig, die wir unter König Richard gedient haben und auf unsre Ehre halten, wollten uns nicht unter'm Preise verkaufen. So fanden wir uns denn zu Euern Leuten, um unser Glück auf der Heerstraße zu versuchen.

„Ihr handeltet vernünftig und der Ehre gemäß," versetzte Jodelle; aber ihr würdet für eure Mühe entweder gefangen, oder gebraten werden, hätte ich mich nicht zufällig an jenen Guy de Coucy gehangen, welcher jetzt auf seinem Schlosse, hier nahe bei, sitzt, und jeden von uns, den er in seinem Walde finden wird, mit Feuer und Schwert bedroht. Bei St. Macrobius, ich glaube der tollköpfige Junge wäre im Stande, Vansvelder und seine ganze Truppe mit den wenigen Leuten, welche er auftreiben konnte, nicht über funfzig an der Zahl, anzugreifen. Ein braver Kerl, wie je einer lebet!

Schade daß er ſterben muß. Und doch, als er meines Bruders Hirnſchale mit ſeiner Streitaxt zerſchmetterte, ſchwor ich es zu Gott und St. Nicolaus, daß ich nicht eher raſten wolle, als bis ich ihn und jenen verrätheriſchen Kerl, der uns verleitete einen Haufen Bewaffneter, ſtatt einer Geſellſchaft Pilgrimme anzugreifen, in jene Welt geſandt habe! Es iſt ein heiliger Schwur, und ich will ihn halten."

„Und dennoch biſt Du 'n bischen langſam in der Ausführung geweſen, guter Meiſter Jodelle," bemerkte einer von den Coterel's. „Du und Gerhard Pons, ihr beide ſeyd beinahe einen Monat bei ihm geweſen, und habt noch nicht Hand gelegt, weder an den Herrn noch an den Knecht."

„Holla, Du Narr, würdeſt es wohl beſſer angefangen haben?" ſagte Jodelle, indem er ſich trotzig gegen den Sprecher wandte. „Hätte ich den tollen Narren zuerſt getödtet, was allerdings leicht war, ſo würde ich nie einen Streich gegen ſeinen Herrn haben führen können; und laß Dir ſagen, 's iſt nicht ſo leicht an den Herrn zu kommen. So lange ich ihn

gesehen habe, hat er nie seinen Panzer abgelegt, außer wenn er schläft; und auch dann noch liegen ein Page und ein Diener vor seiner Thür, ein Privilegium, welches er ihnen in dem gelobten Lande gab, wo sie ihn aus den Händen eines magern Sarazenen retteten, und jetzt halten die Narren das für solche Ehre, daß sie es nicht für einen goldenen Ring hingeben würden. Ueberdieß," fügte er mit einem halb boshaften halb selbstgefälligen Grinsen hinzu, habe ich einen Plan im Kopfe. Ihr wißt ich habe Verstand."

„Ja ja!" riefen mehrere, „was das anbetrifft, darauf verstehst Du Dich. — Ich gelobe der heiligen Jungfrau ein Wachslicht, wenn der Plan gut ist, und einschlägt!" fügte Einer hinzu, „aber unglücklicher Weise, für die Priester, fand diese Freigebigkeit gegen die Jungfrau, keine Nachahmer.

„Mein Plan ist so gut, als je einer angelegt, oder ausgebrütet worden, und muß einschlagen," versetzte Jodelle. „Kriege kommen in Menge heran. Wir haben keinen Befehlshaber seit unserm Streit mit Mercader. Dieser de Coucy hat keine Leute, und muß und will dabei

seyn, und er wird lieber eine kecke Bande von freien Burschen anführen wollen, als daß er sein Banner an der Spitze von einem halben Dutzend Knechten sehen sollte, gleich einem rothen Lappen auf 'nem Dornbursch. Ich will ihm diesen Gedanken in den Kopf setzen, und daß ihr die Leute dazu wäret. Dann wird er uns zu Raub und Plünderungen führen, und Alles uns überlassen, denn seine Hand ist so rein, als sein Herz tapfer ist. Mein Schwur wartet, bis der Krieg vorüber ist, und da werde ich wohl die Mittel ihn zu erfüllen in Händen haben. Was meint ihr dazu?"

„Ein guter Plan, ein herrlicher Plan!" riefen verschiedene Stimmen; und obgleich alle tief in Blut und Verbrechen getaucht waren, so gab es doch einige unter ihnen, welche bei der jämmerlichen Niederträchtigkeit, womit Jodelle seinen Vorschlag endigte, die Stirne falteten. Nichtsdestoweniger indeß stimmten sie ein, und Jodelle fuhr fort, einige Anordnungen für die Bande zu treffen, welche ihr Wohl bis zu dem Zeitpuncte, wo er seinen Plan ins Werk setzen konnte, bezweckte.

Das Erste, was unternommen werden mußte, war, die Wälder de Coucy's zu räumen, damit kein unangenehmes Zusammentreffen zwischen ihm und den Coterel's stattfinde; und die nächste Ueberlegung untersuchte, wo die Bande sich aufhalten solle, bis etwas Bestimmteres beschlossen sey. Diese Schwierigkeit wurde bald durch Einen aus der Truppe beigelegt, welcher einige Wälder in der Nachbarschaft vorschlug, die er oft mit einigen seiner Genossen vorläufig untersucht hatte. Sie kamen darauf überein, sich in zwei verschiedenen Banden zu vertheilen, und ihr Plünderungssystem so viel wie möglich blos auf Pferde einzuschränken, damit, im Fall daß der junge Ritter ihre Dienste annehme, es keine Schwierigkeiten habe, sie beritten zu machen.

„Wie viele sind wir denn alle mit einander?" fragte Jodelle.

„Hundert und dreiunddreißig," war die Antwort.

„Seht, daß ihr hundert und funfzig voll macht!" sagte Jodelle, „und vor allen Dingen brecht das Lager ab! denn heute noch will de

Coucy mit allen seinen Leuten, welche er zusammenbringen kann, jedes Gebüsch im Walde durchstöbern. Bringt bei Seite, was ihr habt; reißt die Hütten nieder, und wenn ihr einen Schreiber unter euch habt, so soll er eine Schrift niedersetzen, daß wir, aus Achtung gegen den großen Namen de Coucy's, Alles verlassen hätten. Diese mag er hier irgendwo niederlegen, und so kitzeln wir zugleich seine Eitelkeit."

„O, da ist Jeremias, der Mönch, der kann lesen und schreiben," schrien einige; „und wenn kein Pergament da ist, so kann er die Leinewand aus des Hausirers Bündel nehmen."

„Und nun ans Werk!" rief Jodelle. „Aber vorher zeig mir, wo Wildpret steht, denn ich muß doch zur Entschuldigung meiner Abwesenheit einen Rehbock mit aufs Schloß bringen."

Mit leichter Mühe fand man eine hübsche Heerde, welche eben im frischen Grase weidete, und Jodelle erlegte sogleich einen prächtigen Bock mit seiner Armbrust; dann nahm er Abschied von seinen Gefährten, und indem er das Wild auf die Schulter warf, schlug er den Rückweg nach dem Schlosse ein.

Es wäre überflüssig, zu bemerken, daß diese nichtswürdige Person, welche sich Jodelle nannte, einer von den Leuten war, welche in Auvergne in de Coucy's Dienst getreten waren, um die zwei schönen, aus Palästina mitgebrachten Araber nach Paris zu führen. Da seine Absicht sich von selbst erklärt, so bemerken wir nur noch, daß in jenen Tagen persönliche Rache als eine hohe Tugend angesehen wurde, und sich keineswegs so sehr auf die höhern Classen beschränkte, um nicht auch Leute von Jodelle's Character und Beschäftigung in einem hohen Grade zu zieren.

Die Thore des Schlosses waren geöffnet, und de Coucy selbst stand auf der Zugbrücke, als der Coterel zurückkam.

„He, Bursche, wo steckst Du so früh außerhalb den Thoren?" fragte er. „Ich brauche keine Diener, die herumstreifen, wenn sie am nöthigsten sind."

„Ich hatte nichts zu thun," sagte der Diener, „und da ging ich in den Wald, um einen Bock zu erlegen, damit ein gut Stück Wildpret

auf Eure Tafel käme. Ich bin nicht lange fort gewesen, obgleich es mich weiter führte, als ich dachte."

„He, verstehst Du Dich auf Pfeil und Bolzen?" fragte de Coucy. „Es ist meiner Treu ein edles Thier, das Du erlegt hast, und hübsch in der Kehle getroffen! Auf wie viel Schritt?"

„Auf hundert und zwanzig Ellen," versetzte der Coterel, „und wenn ich nicht einen Apfel aus der Normandie auf demselben Punct treffe, so mögt Ihr meine Bogensenne durch Euern tollen Narren zerschneiden lassen, Herr Ritter."

„Bei allen Heiligen," rief de Coucy, „ich will Dir dieser Tage ein besseres Ziel stecken! Ehe die Sonne untergeht, sollst Du einen Coterel's-Kopf auf funfzig Schritt haben."

„Die armen Coterel's!" sagte Jodelle, indem er eine mitleidige Miene annahm. „Die werden doch von Platz zu Platz verjagt, gleich wilden Thieren, und bei alle dem gibt's manchen braven Soldaten unter ihnen."

„Wie, Kerl!" rief der Ritter, „sprichst Du für Räuber und gemeine Diebe?"

„Nein, beau Sire, das nicht," versetzte der andre. „Aber was sollen die armen Teufel anfangen? In Kriegszeiten setzen sie Blut und Kräfte im Dienst der einen oder der andern Partei zu, nachher, wenn man sie nicht mehr brauchen kann, wirft man sie weg, gleich einem Panzerhemde nach der Schlacht. Sie haben keinen andern Erwerbszweig, als ihr Schwert, und wenn niemand ihnen Dienste gibt, was sollen sie da anfangen? Was hätte ich selbst anfangen sollen, beau Sire, wenn Eure Gnaden mich nicht in ihrem Gefolge aufgenommen hätten? All mein Geld habe ich in Kriegszeiten zugesetzt, und so hätte ich ein Routier werden müssen, oder Hungers sterben."

„Du willst sagen, Kerl, Du wärest auch ein Coterel gewesen?" fragte de Coucy, indem er ihn vom Kopf bis zu Fuß betrachtete, wie Einer, der sich unerwartet in Gesellschaft eines Wolfes befindet, und entdeckt, daß es ein weit artigeres Thier sey, als er erwartete.

„Ich will nicht läugnen, beau Sire," versetzte Jodelle, „daß ich Einmal zwei hundert so

gute freie Lanzen angeführt habe, als je dem König Richard gedient haben."

„Und wo sind diese?" fragte de Coucy mit wachsendem Interesse an dem Manne. „Sind sie zerstreut, oder was ist aus ihnen geworden?"

„Ich weiß es nicht genau, beau Sire," versetzte der Coterel. „Als Peter Gourdun's Armbrust Richard Löwenherz auf dieselbe lange finstere Reise schickte, wohin er so manchen geschickt hat, entzweite ich mich mit den Grafen Mercader, unter dem ich diente. Richard Löwenherz hatte, wie Ihr sicher wissen werdet, noch sterbend dem Grafen den Befehl ertheilt, den, der ihn getödtet hatte, frei und unversehrt ausgehen zu lassen, und der Graf versprach zu gehorchen; aber nicht sobald war Richard Löwenherz so kalt wie König Papin, als Mercader den unglücklichen Gourdun, an Händen und Füßen an das Fallgatter der Zugbrücke zu Chaluz knüpfen, und vor seinen eignen Augen lebendig die Haut abziehen ließ."

„Grausamer Schuft!" rief de Coucy.

„Ja, guter Herr Ritter," fuhr der Coterel fort, „ich unterſtand mich zu ſagen, daß er ein eben ſo ungehorſamer Soldat, als grauſamer Ritter ſey, und daß er des Königs Befehlen habe gehorchen müſſen, ſo gut als wenn er noch gelebt hätte, um ſeinen Gehorſam ſehen zu können. Was wollt Ihr ſagen! Es waren genug da, die ihm daſſelbe ſagten. Dann kam es zu hitzigen Worten, und ich verließ die Armee, ſobald der Friede angekündigt war. Ich hatte etwas Geld zurückgelegt und dachte mir ein kleines Lehensgut unter irgend einem edlen Herrn zu kaufen, allein das Schickſal wollte, daß ich mit einer Meneſtrandie zuſammentraf, welche aus dem Haupt-Minneſänger, vier oder fünf Jougleurs und fahrenden Frauen beſtand, die mich nicht eher verließen, bis all mein Geld beinahe fort war; von dem, was mir noch übrig blieb, erhielt ich mich ein Jahr in Beſançon, und da war ich noch froh genug, daß ich mich an Euch vermiethen konnte, um Eure Pferde von Vic le Comte nach Paris zu führen."

„Aber Deine Truppe," ſagte de Coucy, „haſt Du wieder etwas von ihnen gehört?"

„Ein Minneſäger brachte mir die Nachricht, ſagte der andere, „daß ſie bald nach meiner Abreiſe ſich vorgenommen hätten, nicht unter König Johann zu dienen, wie es erſt ihre Abſicht war, und daß ſie ſich von ſelbſt dem edlen Könige von Frankreich angeboten hätten; der aber habe ſie nicht brauchen können, weil er Frieden habe; und ſo ſollen ſie jetzt herumſtreifen, und irgend einen edlen Baron ſuchen, der ihnen Schutz geben, und ſie hinführen mag, wo ſie ſich Geld und guten Namen gewinnen können."

„Beim Kreuz!" ſagte de Coucy, das letzte geht ihnen wohl mehr ab, als das erſte," und wandte ſich gegen das Schloß.

Der Coterel legte ſeine Stirn in düſtere Falten, und biß die Zähne zuſammen, indem ſeine Hand an den Dolch griff, als ob es ihn triebe, ihn zu ziehen und ſeinen Herrn damit niederzuſtoßen.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Jodelle ohne

Zaudern dieſe gute Gelegenheit benutzt haben würde, zumal, da ſein Entkommen, über die Zugbrücke in den Wald, leicht ausgeführt werden konnte, hätte er nicht den unläugbaren Eindruck bemerkt, den ſeine Worte auf den Ritter gemacht hatten. Zwar für den Augenblick hatten ſie noch kein beſtimmtes Reſultat hervorgebracht, allein es war offenbar, daß er bei erſter Gelegenheit die Ideen, welche er Einmal angeregt hatte, leicht wieder erwecken könne, und ſo hoffte er, den Ritter dahin zu bringen, daß er dieſe zu ſeinem Vortheil in Ausführung bringen ſolle.

Ein Grund, weshalb der Vernünftige gewöhnlich nicht ſo ſchnell ans Ziel gelangt, als der Verwegene, iſt der, daß er den günſtigen Augenblick während des Ueberlegens entfliehen läßt. — Während der Coterel noch ſeine Hand am Dolch hielt, nahte ſich Hugo de Barre ſeinem Herrn, um ihm zu ſagen, daß ſeine ſieben Vaſallen, der armſelige Reſt von Hunderten, bereit wären, gegen die Coterel's zu ziehen, obgleich ſie wirklich nicht dazu verpflichtet waren,

und daß, sobald sie ihre Rüstung angelegt und die Pferde gesattelt hätten, sie sich auf dem Schlosse einstellen wollten. Sie versprachen auch so viele Bewaffnete mitzubringen, als sie zur Unterstützung in den benachbarten Städten und Dörfern auftreiben könnten, indem fast kein einziger von dem Tribut befreit geblieben war, den ihm die gefährlichen Einwohner der Wälder de Coucy's aufgelegt hatten.

In weniger, als einer Stunde, sah sich de Coucy an der Spitze von fast hundert Mann, und indem er sich auf seine geistigen und körperlichen Kräfte verließ, wartete er nicht auf mehrere, die noch kommen wollten, um sich mit ihm zu verbinden; sondern, indem er sein Banner den Winden Preis gab, brach er auf, um die Räuber anzufallen, so zahlreich sie auch immer seyn mochten.

Es würde langweilig seyn, wenn wir alle die Maßregeln anführen wollten, welche de Coucy nahm, damit niemand entwischen könne, besonders da wir schon vorher wissen, daß seine Nachforschungen fruchtlos seyn werden. Eben

ſo wenig brauchen wir uns lange bei den Bemühungen aufzuhalten, welche ſich der Coterel gab, um den Ritter und ſeine Begleiter, ohne daß ſie es merkten, an den Platz zu führen, den die Räuber eben verlaſſen hatten.

Obgleich de Coucy von Natur nicht argwöhniſch war, ſo wandte ſich doch ſein Auge von Zeit zu Zeit aus natürlichem Antriebe auf Jodelle, welcher ſeine befreundeten Gefühle für die Coterels dieſen Morgen ſo deutlich ausgeſprochen hatte; und als ſie ſich dem frühern Lager der Räuber näherten, bemerkte er Etwas, wie ein Lächeln um ſeine Lippen.

„Holla!“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, indem er nahe an ihn heranritt, „was bedeutet das Lächeln Herr Brabancois?“

Jodelle's Antwort zögerte nicht. „Es bedeutet, Herr Ritter, daß ich Euch helfen kann, und will; denn wären dies auch meine beſten Freunde, ſo gebieten mir doch die Geſetze, welche wir unter uns haben, Euch alle mögliche Unterſtützung gegen ſie zu leiſten, da ich Einmal in Eurem Dienſte bin. Seht Ihr dort die

eingebrochenen Zweige? Seyd versichert, das bedeutet etwas, und die Leute, welche Ihr sucht, können nicht weit davon seyn."

„Guter Freund, mich dünkt, Du hast den Brabancois eben sowohl im grünen Walde, als auf dem Schlachtfelde gespielt," sagte de Coucy, „da Du die geheimen Merkmale der Verstecke dieser guten Leute so genau kennst."

„Ich habe manche Armbrust im grünen Walde angelegt," versetzte der andre unverzagt, „und die Zeichen, welche mir damals dienten, mögen mich wohl auf die Spur andrer leiten."

„Hier sind Fußtritte, von Menschen und Pferden," rief Hugo de Barre, „und noch ganz frisch; denn kaum ein Halm hat sich wieder in die Höhe gerichtet."

„Von Kommenden oder von Gehenden?" fragte de Coucy indem er sein Pferd dorthin wandte.

„Von beiden, gnädiger Herr!" versetzte der Knappe; „und hier gehen welche nach allen Richtungen."

Ohne weiter zu untersuchen, welche Spuren die neuesten wären, traf de Coucy solche Vorsichtsmaßregeln, als die geringe Zahl seiner Begleiter zuließen, um zu verhindern, daß die Coterel's an einem andern Puncte entwischten; dann stürzte er sich kühn mit seinem Pferde in das Gebüsch, und verfolgte, so gut er konnte, die Zeichen, welche die ausgewanderte Bande hinter sich zurückgelassen hatte. Nicht lange darauf gelangte er an den vorher beschriebenen, mit Hütten umgebenen Platz. Alles bewies, daß er erst seit Kurzem verlassen worden, obgleich die obgedachten Hütten mit Sicherheit muthmaßen ließen, daß ihre frühern Bewohner nicht die Absicht hätten, hier je wieder ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Im Mittelpuncte des Platzes stand der Schaft einer Lanze, an dessen Spitze eine Pergamentrolle, mit folgender, sehr schön geschriebener Inschrift, befestigt war:

„Sire de Coucy! Nachdem wir Eure Rückkehr erfahren, verlassen wir Eure Wälder freiwillig — nicht weil wir Euch oder irgend Je-

manden fürchten, ſondern weil wir Eure ritterliche Tapferkeit hoch ſchätzen, und nicht gern Einem der beſten Ritter Frankreichs im tödtlichen Kampfe gegenüberſtehen möchten."

„Beim heil'gen Hieronymus, die Schurken ſind nicht ohne Lebensart!" rief de Coucy. „Nun denn, ſind ſie Einmal aus meinem Lande, ſo leite ſie Gott!"

„Wo zum Teufel mögen ſie das Pergament her haben?" murmelte Jodelle für ſich; und ſo endete die Unternehmung mit zwei Ausrufungen, welche nicht wenig ihr Zeitalter bezeichneten.

XVI.

Es gibt nichts, was mehr seine eigenthümliche Farbe und Gestalt nach den Umständen veränderte, so daß kaum ein Schatten seiner ursprünglichen Bedeutung übrig bleibt, als grade das Wort. Frömmigkeit hat jetzt so viele Bedeutungen, als Lippen das Wort aussprechen, und Ohren es vernehmen. In den Zeiten der Republik bedeutete es den gröbsten Fanatismus, und unter Philipp August den gröbsten Aberglauben.

Ein Zeitalter, in welchem Wissenschaft und Aufklärung zwar einige Fortschritte gemacht, aber noch nicht jene ruhige Vorliebe für abstracte Gegenstände gewonnen haben, kann man die Periode der Einbildungskraft einer Nation nennen; und hier wird man allgemein finden, daß in Religionssachen stets ein düsterer brütender fanatischer Geist herrschend ist. Der Enthusiasmus der Secten erhält sich dann durch sich selbst

in der Bruſt eines jeden Menſchen lebendig, ohne daß die Einbildungskraft der Anreizung von Außen bedürfe; die Kanzelſprache iſt blumenreich und übertrieben, die Sitten ſind ſtarr und rauh, und der Ritus einfach und ſchmucklos.

In entfernteren Perioden indeß, wo gänzliche Unwiſſenheit den Hauptzug der Geſellſchaft ausmacht, gibt es keinen andern Weg auf die ſtumpfſinnige Einbildungskraft des Volks zu wirken, als von Außen her. Pomp, Pracht und Schaugepränge, Muſik und Aufzüge begleiten jeden kirchlichen Gebrauch, um ihm in den Augen der Menge Würde zu verleihn, welche, wenn ſie auch den Geiſt nicht verſteht, doch die Form würdigt. Dies war der Fall in dem Zeitalter Philipp Auguſts. Barone, Ritter, Leibeigne und Geiſtliche, kurz das ganze Volk, mit wenigen Ausnahmen, ſah, fühlte und verſtand unter Religion wenig mehr, als die feierlichen Gebräuche der römiſchen Kirche. Jeder Feſttag derſelben war ihnen ein Tag der Freude; jeder Heilige ein Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht;

und jede Kniebeugung des Priesters (obgleich dieser selbst in den Serventes, der trouvère's und Troubadours oft bitter mitgenommen wurde) war ein geheiligter Gebrauch, den das Volk sich nicht um die Welt hätte nehmen lassen. Die Gebräuche der römischen Kirche war das einzige Band zwischen Adel und Leibeignen, das allgemeine zwischen Armen und Reichen, Hohen und Niedern, und wurden geliebt und verehrt von allen Classen der menschlichen Gesellschaft.

Dies war in Hinsicht auf religiöse Gefühle, der allgemeine Geist in Frankreich, als das Königreich durch Innocenz den Dritten mit dem Interdict bedroht wurde. Das bloße Gerücht davon warf einen Schatten von düsterm Trübsinn über ganz Frankreich; als aber der Legat, nach den strengen Instructionen des Papstes, die Bischöfe, Erzbischöfe und Aebte von Frankreich zu einem Concil nach Dijon berief, um die Drohung ins Werk zu setzen, brach die ganze Nation in Jammern und Wehklagen aus.

Philipp August verharrte indeß unabänderlich auf seinem Widerstande, und obgleich er zwei Abgesandte nach Dijon schickte, um gegen das Verfahren des Conciliums zu protestiren, so ließ er es doch ruhig in seinen Berathungen fortfahren, ohne seinen Entschluß zu ändern. Der Pabst war gleich unbeweglich und der Cardinal von Santa Maria schritt zu dem schmerzlichen Geschäft, welches ihm aufgelegt worden, indem er den versammelten Bischöfen den Willen des Obersten Pontifex verkündete, und sie aufforderte, selbst den Tag zu bestimmen, an welchem das Interdict ausgesprochen werden sollte. Die Bischöfe und Aebte sahen ein, daß jeder Widerstand vergeblich sey, und bestimmten daher den Tag.

Um diese Zeit war es, als Thibalt von Auvergne, nachdem er die Asche seines Vaters der Erde wieder gegeben hatte, sich zur Rückkehr nach Paris bereitete. Die Last, welche ihm auf Erden auferlegt worden, war schwer; doch trug er sie, wie das zu schwer beladene Kameel in der Wüste, standhaft, ohne zu klagen, und

wartete es ruhig ab, bis er unter derſelben niederſinken würde, und der Tod ihm Ruhe geben möchte. Seine Stirn hatte vielleicht eine neue Furche bekommen, und ſein Auge eine etwas tiefere Schwermuth; doch dies war Alles, woraus zu ſchließen war, wie ſchmerzlich er den Verluſt des Letzten, was ihn an dieſe Erde knüpfte, empfand. Seine Stimme war ruhig und feſt, ſein Betragen beſonnen und gefaßt; nichts entging ſeiner Wahrnehmung; nichts zeigte an, daß ſeine Gedanken nicht völlig in der Welt wären, worin er ſich befand, außer dem feſtſtehenden Zuſammenziehen ſeiner Augenbraunen, und der glanzloſen Bläſſe ſeiner Lippen.

Nachdem er, wie vorhin erwähnt worden, ſeine Gewalt als Suzerän von Auvergne in die Hände ſeines Onkels niedergelegt hatte, beſtieg er ſein Pferd und verließ, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, Vic le Comte.

Er wandte ſich vorerſt nach Dijon. Hier fand er keine geringe Schwierigkeit, ein Unter-

kommen für ſich und ſein Gefolge zu finden, da die Klöſter, auf deren Gaſtfreiheit er gerechnet hatte, alle von den Prelaten, welche zum Concilium nach Dijon gekommen waren, beſetzt waren. Oeffentliche Wirthshäuſer waren in jenen Tagen ein unpaſſender Aufenthaltsort für Leute vom Rang. Indeß vertheilte er doch ſeine Begleiter in der Stadt, und nachdem er ihnen den ſtrengen Befehl gegeben hatte, ſeinen Namen geheim zu halten, nahm er ſeinen Aufenthalt bei einem tavernier, oder Weinſchenk, und fuhr in den Nachforſchungen fort, welche ihn von der graden Straße abgebracht hatten.

Dieſe bezogen ſich allein auf das Eigenthum des Grafen von Tankerville, aber er erfuhr bald, daß König Philipp Hand an daſſelbe gelegt habe, und indem er ſo die Erzählung Gallons des Narren, wenigſtens in dieſem Puncte, beſtätigt fand, gab er alle weitern Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand auf, da ſie ſeinem Freunde wahrſcheinlich nicht den geringſten Nutzen verſchaffen konnten.

Beſchäftigt, wie er in Auvergne war, hatten die Fortſchritte des Concils nur undeutlich ſein Ohr erreicht, und er beſchloß ſich am nächſten Tage über ihre Berathungen vollkommenen Aufſchluß zu verſchaffen, welche, obgleich ſie kein Tauſendtheilchen von der Laſt ſeines Herzens hinwegzunehmen, noch Einen Tropfen dem Becher ſeines Glückes hinzuzuſetzen, im Stande waren, ihn doch vielleicht eben ſo ſehr beſchäftigten, als irgend ein menſchliches Weſen in Frankreich.

Der Tag war mit ſeinen anderweitigen Nachforſchungen hingegangen, die Nacht in bittern Gedanken. Mitternacht war herangekommen, ohne ſeinen Augenliedern auch nur die Hoffnung auf Schlummer mitzubringen, als er plötzlich alle Glocken der Stadt, wie zum Grabe, lauten hörte. Sogleich ſprang er auf, und indem er ſeinen Mantel umwarf, und den Hut tief ins Geſicht zog, ſchritt er die Gaſſe entlang, um ſich zu verſichern, ob die Befürchtung welche jene Töne in ſeiner Bruſt erregt hatten, gegründet ſeyen oder nicht.

In den Straßen fand er eine Menge Menſchen, welche ſich gegen die Cathedrale hinbewegten, und, von ihnen fortgetrieben, trat er in eine der Seitenthüren der Kirche, und ſchritt bis an den Mittelpunct des Schiffs vor. Der Anblick, welcher ſich ihm darbot, war gewiß erhaben. Keine Kerze war am Hochaltar angezündet, und keine Blende warf nur einen einzigen Strahl hervor; aber auf den Stufen vor der Tafel ſtand, in ſeiner Feſtiſtola von dunklem Purpur, der Cardinal-Legat. Zu beiden Seiten deſſelben ſtanden, auf den Stufen und in einem Theile des Chors, Biſchöfe und infulirte Aebte, jeder in ſeinen feierlichen bei Leichenbegängniſſen gebräuchlichen Ordenskleidern, und jeder eine ſchwarze räucherige Pechfackel in der Hand haltend, welche über die ganze Kirche ihren unangenehmen Geruch, und ihr rothes ſchauerliches Licht warfen. Der Raum hinter dem Altar war mit Geiſtlichen und Mönchen angefüllt, auf deren blaſſe und magere Geſichter das düſtere entſtellende Fackellicht einen geiſterartigen Glanz warf; während

es über die kniende Verſammlung, an deren düſtern Kleidern es keine Kraft zu haben ſchien, hinwegſtrömend, ſeinen rothen Schein durch das Schiff und die Chorgänge verbreitete, und, die Säulen und Gothiſchen Verzierungen nur ſchwach berührend, ſich zuletzt in der tiefen Dunkelheit umher verlor.

Vom Chor ertönte grade das Miſerere, als der Graf von Auvergne eintrat; und während die tiefen feierlichen Töne, wenn ſie von den gewölbten Dächern den langen Bogengängen und Gallerien wiedergegeben wurden, genau mit der Düſterkeit der ganzen Szene harmonirten, ſo boten ſie einen um ſo auffallendern Mißklang dar, wenn der ernſte Ton der Todtenglocke plötzlich mitten hereinbrach. Indem Thibalt von Auvergne nicht länger zweifeln konnte, daß ſeine Befürchtungen gegründet ſeyen, und daß der Legat eben im Begriff ſey, das Königreich mit dem Interdict zu belegen, näherte er ſich, ſo weit wie möglich, dem Chor, und indem er ſich neben eine Säule ſtellte, bereitete er ſich mit ſonderbaren und verſchiedenartigen Empfin-

dungen, den furchtbaren Donnerkeil der Kirche auf zwei Wesen schleudern zu sehen, deren Liebe sein Unglück ausmachte, und deren Glück auf den Trümmern des Seinigen erbaut war.

Es würde heißen, die menschliche Natur zu grausam erforschen, wollten wir untersuchen, ob der Graf von Auvergne bei dem Gedanken, daß Agnes jetzt aus den Armen ihres königlichen Geliebten gerissen werde, nicht einen kleinen Schatten von unbestimmbarer Befriedigung empfunden habe; so viel ist aber gewiß, daß, hätte er mit seinem Leben die Hindernisse ihres Glückes hinwegräumen, und die Seelenangst der Königin lindern können, er keinen Augenblick gezaudert haben würde.

Am Schlusse des Miserere schritt der Legat vor, und sprach mit einer Stimme, welche bei dem Urtheile, das sie verkündete, selbst deutlich zitterte, das Interdict über das ganze Königreich von Frankreich aus; daß die Thüren der Kirchen geschlossen, die Bilder der Heiligen und das Kreuz selbst verhüllt, der Gottesdienst aufgehoben, daß das Sacrament der Ehe den jungen

Leuten, die letzte Oelung Alten und Sterbenden, und das Grab den Geſtorbenen verweigert werden ſolle; daß die Tröſtungen der Religion einem Jeden vorenthalten, und Frankreich als ein geſtorbenes Land betrachtet werden ſolle, bis König Philipp ſich von ſeiner Beiſchläferin Agnes trennen, und Ingerberge, ſein rechtmäßiges Weib, wieder aufnehmen würde.

Bei dem Worte Beiſchläferin griff Thibalt's Hand unwillkührlich nach dem Dolche; allein der Legat war in ſeinem heil'gen Character unantaſtbar, und er fuhr daher in ſeinem Anathema und der Excommunication gegen Philipp, nach der ſchrecklichen Formel der römiſchen Kirche, fort, indem er den Fluch aller himmliſchen Mächte auf ſein Haupt herabrief.

„Er ſeye verflucht in der Stadt, auf dem Felde und auf der Landſtraße, im Leben und im Sterben! Verflucht ſeyen ſeine Kinder, ſeine Heerden und ſeine Domänen! Möge Niemand ihn Bruder nennen, oder ihm den Friedenskuß geben! Kein Prieſter bete für ihn, oder laſſe ihn

an Gottes Altar zu! Möge Alles ihn lebendig fliehen, und möge Hoffnung und Troſt ihn auf dem Todbette verlaſſen! Möge ſein Leichnam unbegraben liegen, und mögen ſeine Knochen im Winde bleichen! Verflucht ſey er auf Erden und unter der Erde, in dieſem Leben und in alle Ewigkeit!“

Dies war ungefähr der Inhalt, obgleich noch weit entfernt von dem fürchterlichen Original des Anathemas, welches der Legat gegen Philipp ausſprach. Unſern Begriffen erſcheint dies höchſt unchriſtlich und gotteslaſterlich; damals aber vernahm es das Volk mit Ehrfurcht und Zittern; und ſogar, als der Prieſter noch Einmal das Ganze zuſammenfaßte und es im Namen der heil'gen Dreieinigkeit verkündigte: im Namen des Vaters, des Gebers aller Gnade; im Namen des Sohnes, des Heilandes der Welt; im Namen des heiligen Geiſtes, des Herrn und Gebers alles Lebens, verband ſich das Volk, anſtatt vor der gottloſen Einmiſchung der heiligſten Eigenſchaften des Himmels mit den ungebändigten Leidenſchaften zurückzuſchau-

dern, mit der Geiſtlichkeit zu einem lauten und feierlichen Amen.

In demſelben Augenblicke wurden alle Fakeln ausgelöſcht, und jeder Laut verſtummte. Umgeben von Finſterniß und Verwirrung verließ die zitternde Menge die Kirche.

Ende des erſten Bandes.

Von gleichem Verfaſſer ſind erſchienen:

Richelieu Cardinal.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Schilderung Frankreichs im Jahre 1642. Aus dem Engliſchen überſetzt.
3 Bde. 3 thlr. 18 gr.

Darnley.

Ein hiſtoriſches Gemälde vom Verfaſſer des Cardinal Richelieu. 3 Bände. 4 thlr.

De l'Orme.

Hiſtoriſcher Roman. Vom Verfaſſer des: Darnley ꝛc.
3 Bände. 4 thlr.

Ferner ſind bei gleichem Verleger erſchienen:

Die Hand der Jungfrau.

Erzählung. 1 thlr.

Donna Concha. Die Freundinnen.

Zwei Erzählungen. 1 thlr. 6 gr.

Der Solitair. Der Pfarrer von Weilby.

2 Erzählungen von L. Kruſe. 8. 1 thlr. 6 gr.

Le Dragon rouge. Die Juden auf Hald.

Zwei Novellen. 1 thlr. 6 gr.

Wallmann und ſeine Familie, oder Kampf mit dem Geſchicke.

Vom Verfaſſer der Familie Homburg, Emilie Milde ꝛc. 2 Bde. 2 thlr. 9 gr.

Herbſtzeitloſen ꝛc.

Von Prof. Dr. O. L. B. Wolf. 8. 1 thlr. 3 gr.

Die Irrwiſche unſerer Zeit.

Geſchichtlicher Roman von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. 1 thlr. 12 gr.

Kaiſer Conrads Kreuzzug

Von W. Heſſe. 2 Theile. 2 thlr.

Der Zug nach Canossa.

Roman a. d. 10. Jahrhundert, von Adeline v. T...

2 Theile 2 thlr. 8 gr.

Kunigunde, Königin von Böhmen.

Von Isidore Grönau. 8. 2 Theile. 2 thlr.

Die heilige Schaar.

Von S. Jeger. 2 Bände (20 Bogen). 1 thlr. 6 gr.

Der Verschollene.

Novelle, von L. Kruse. 21 gr.

Der Maurer.

Nach dem Französischen des Mich. Raymond, von L. Kruse. 4 Bde. 4 thlr.

Die Zwillingsschwestern.

Erzählung vom Verfasser der Mahleiche. Emilie Milde ꝛc. 8. 1 thlr. 6 gr.

Philipp August

oder

die Waffenbrüder

von

dem Verfasser von „Darnley, de l'Orme" ꝛc.

Uebersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen

von

O. L. B. Wolff.

„Schlecht ruht das Haupt, das eine Krone trägt."
Shakespeare Heinrich IV.

Zweiter Band.

H 1915. 2503

Leipzig, 1832.
bei Christian Ernst Kollmann.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Philipp August.

Zweiter Band.

I.

Trübsinn und Bestürzung war über ganz Frankreich verbreitet, und jede Verbindung mit andern Nationen schien aufgehoben. Für sich allein stand jeder da, und brütete mit finsterer Hoffnungslosigkeit über seine ungewohnte Lage. Niemand zweifelte, daß der Fluch des Himmels auf seinem Lande ruhe, und das täglich, ja stündlich gefühlte Bedürfniß der versagten religiösen Gebräuche, rief denselben unaufhörlich in Aller Gedächtniß zurück.

Die Thüren der Kirchen waren verschlossen, die Bilder der Heiligen schwarz verschleiert, und die Kreuze auf den Heerstraßen verhüllt. Die Glocken, welche über Feld und Ebene schallten, um die Stunden zu bezeichnen und jeden Stand zur Verehrung des Allmächtigen zu rufen, wurden nicht mehr gehört. Der Leibeigene kehrte

von seiner Scholle heim, der Herr vom Walde; beide in finsterm Schweigen; beide die gewohnten Töne vermissend, welche sonst ihre geistlose Arbeit, oder ihre noch geistlosern Belustigungen zu unterbrechen pflegten.

Alle jene, durch das Alter geheiligten Gewohnheiten, welche so tief in unsere Natur eingeimpft sind, daß sie nur mit dem bittersten Todesschmerz von ihr getrennt werden können, wurden mit der Wurzel ausgerissen. Die Frühmesse und Vesper wurden nicht mehr gehalten; der Sabbat hatte seine geheiligte Bedeutung verloren; die Buß- und Bettage schritten ohne Spur an dem schrecklichen Trübsinne des Landes, welcher wie der Tod unter den Sterbenden umherwandelte, vorüber.

Jede Stunde, jeder Augenblick trug dazu bei, den Gemüthern die unheimlichen Wirkungen des Interdicts immer tiefer und tiefer einzudrükken. War ein Kind geboren, besprengte es ein einzelner Priester unter dem Siegel der Heimlichhaltung, als wäre es ein Verbrechen, mit dem Taufwasser. Hochzeiten und deren mannigfaltige Ceremonien und Feste waren mit andern

glücklichen Tagen aus dem Kalender des Lebens gestrichen. Der Sterbende ging ohne Gebet und Beichte hinüber, voller Furcht, daß jegliche Gnade aufgehört habe. Die Todten, welche unbeachtet auf der Erde, oder in ungeweihtem Boden begraben lagen, weren, nach dem Aberglauben jener Tage, dem Besuche von Dämonen und bösen Geistern ausgesetzt. Selbst die Thüren der Kirchhöfe waren verschlossen und die letzte zärtliche Vereinigung zwischen den Lebenden und Todten, jene schöne Schwäche, die das Herz über das kalte antwortlose Grab ergießt, war aus der Reihe menschlicher Tröstungen vertilgt.

Die Bischöfe und die Geistlichen in der unmittelbaren Nachbarschaft von Dijon waren die ersten, welche das Interdict beobachteten, und allmählich, aber mit festem Schritt, verbreitete es sich über ganz Frankreich. Im Norden indeß und in der Nähe der Hauptstadt ließen es sich die Geistlichen am wenigsten angelegen seyn, dasselbe in Ausführung zu bringen, und manches hatte sich in dem Schicksale Guy de Concy's ereignet, ehe das Interdict die Ufer der Seine erreichte.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Coterel's seine Wälder wirklich verlassen hatten, richtete er alle seine Gedanken auf den Vorschlag seines Knappen, Ritter Julian vom Berge mit seiner schönen Tochter zu überfallen und auf sein Schloß zu bringen, und sie nicht eher als bei ihrer Abreise wissen zu lassen, in wessen Hände sie gefallen seyen.

Galante Streiche dieser Art waren in jener Zeit etwas Gewöhnliches; aber wie die Ausführung eines jeden Plans mit Schwierigkeiten verbunden ist, so war es bei dem gegenwärtigen eine nicht geringe, wie man den Ueberfall, ohne Blutvergießen von beiden Seiten, zu Stande bringen solle; denn in der That, wenn je die Warnung vor dem Spielen mit spitzigen Instrumenten an ihrem Platze war, so war sie es hier.

Indeß der Witz Hugo de Barre's, welcher den größten Theil seines Lebens brach gelegen hatte, schien plötzlich productive Kraft gewonnen zu haben; und er setzte einen Plan zusammen, nach welchem der Page, welcher aus mancher Privatrücksicht das Geschäft mit Freuden

übernahm, sich, als Bauer verkleidet, unter das Gefolge Ritter Julian's mischen solle, um den männlichen Theil vor dem beabsichtigten Ueberfalle zu warnen und sie, im Vertrauen auf die Verschwiegenheit des stärkern Geschlechts, zugleich zu bitten, die Sache vor dem weiblichen Theile des Gefolges geheim zu halten; „denn," bemerkte er, „ein Weiberkopf, so viel ich gehört habe, ist wie ein Trichter; was man in's Ohr hineingießt, wird auch gewiß zum Munde wieder herauslaufen."

De Coucy ließ sich nicht auf die Widerlegung dieses ungalanten Satzes ein, sondern schickte in aller Eile nach Gisors, um sein Schloß zur Aufnahme solcher Gäste, so weit seine geringen Mittel es erlauben würden, in Stand setzen zu lassen. Seine Börse war bald leer, und dennoch herrschte kein großer Glanz in seinen Hallen.

Indeß war wenigstens der Schein gänzlicher Verwüstung entfernt; und obgleich der junge Ritter stets auf das schöne Ansehen seines Pferdes, seiner Waffen und seiner Kleidung fast bis zur Eitelkeit stolz gewesen war, so verachtete er

doch irdiſche Güter zu ſehr, um die Dame ſeiner Liebe für fähig zu halten, daß ſie ihn, wegen Mangels derſelben, verſchmähen ſollte. Er konnte ſich indeß den Wunſch nicht verſagen, der König habe noch ein Turnier gegeben, in welchem, wie er nicht zweifelte, ſeine Lanze fünf oder ſechs Gegner würde niedergeworfen haben, deren Löſegeld für Pferde und Waffen er dann zu den Vorbereitungen, welche er jetzt blos beginnen konnte, habe anwenden können. So wenig ein ſolcher Wunſch mit unſern Ideen übereinſtimmt, ſo angemeſſen war er dem Character des dreizehnten Jahrhunderts, da mancher Ritter einzig von ſeiner Tapferkeit in der Schlacht oder den Schranken lebte, und das Löſegeld für die Gefangenen, oder für die Pferde und Waffen der beſiegten Gegner als die ehrenvollſten Einkünfte betrachtet wurden.

Als der Zeitpunkt herankam, wo de Coucy ungefähr Ritter Julian's Durchreiſe erwarten konnte, ſtellte er einen beſtändigen Wächter auf der Warte aus, der die ganze Gegend rund umher beobachten mußte; und manchmal ſtieg er wohl ſelbſt auf den Thurm und ſandte einen

spähenden Blick über die unten ausgebreitete Landschaft hinaus.

Die Lage des Schlosses und die Höhe des Wachtthurms machten, daß wenigstens kein bedeutender Zug unbemerkt vorbei kommen konnte. Die Hauptstraßen lagen offen vor dem Auge da und breiteten sich klar und deutlich über der Oberfläche der Landschaft, wie auf einer großen Landkarte, aus. De Coucy schaute auf den Weg, und verfolgte mit den Augen jede Gruppe, welche vielleicht die Gestalt Isidorens vom Berge offenbaren konnte, mit mehr Eifer und Genauigkeit, als er je gegen Griechen oder Sarazenen gethan hatte. Endlich sah er eines Abends in einiger Entfernung eine mächtige Staubwolke sich über die hervorragende Spitze eines Hügels, welcher seine Aussicht nach Nordost hin begrenzte, erheben. Eine verwirrte Masse zu Pferde kam zum Vorschein, und mit klopfendem Herzen strengte de Coucy seine Augen an, um zu sehen, ob auch weibliches Gefolge dabei sey. Lange, bevor er sich davon überzeugen konnte, hatte er zwanzigmal geschlossen, sie seyen es, und eben so oft seine Meinung wie-

der geändert. Jetzt aber schien irgend ein leichter Gegenstand vom Winde erfaßt und eine ziemliche Strecke von dem Zuge weggeführt zu werden, worauf ein Reiter sein Pferd anspornte, um es wieder zu erlangen, und es auch gleich darauf zurück brachte.

„Das ist ein Damen-Schleier!“ schrie de Coucy. „Sie ist es! Bei dem Schwert meines Vaters, sie ist es!“ und, die Windeltreppe des Thurms hinunterfliegend, dessen Stufen kein Ende nehmen wollten, stürzte er in den Hof und schrie: „Satteln!“ und, sich auf sein Pferd schwingend, welches schon bereit stand, führte er seine Leute in die Wälder, und legte seinen Hinterhalt am Fuß eines Hügels, ungefähr hundert Ellen von der Straße, welche nach Vernon führte. Alles dieses wurde mit der entschlossenen Lebhaftigkeit eines Soldaten ausgeführt, welchem rasche und stürmische Unternehmungen nichts Ungewohntes sind. In wenigen Minuten war auch die Verkleidung, welche ihn und seine Begleiter zu einer Gesellschaft von Coterel's umwandeln sollte, angelegt, und de Coucy wartete ungeduldig auf die Ankunft des

Zuges. Jetzt glaubte er ihn nahe genug, und nachdem er einige Minuten gehorcht hatte, schlich er ein wenig vorwärts, um sich zu überzeugen, als er plötzlich den Tritt eines Pferdes vernahm. Er beschloß nur noch einen Blick durch die Zweige zu werfen, und dann das Zeichen zum Angriff zu geben.

Zu seiner großen Verwunderung indeß erblickte er ein stämmiges Marktweib auf einer Mähre, deren Füße im Gebüsch das Geräusch, wodurch er sich hatte täuschen lassen, hervorgebracht hatte. Die Straße war wiederum leer und still, und eine neue Pause trat ein. De Coucy war beinahe überzeugt, daß der Zug irgendwo Halt gemacht haben müsse, oder seinen Weg geändert habe, und sandte daher nach verschiedenen Richtungen Kundschafter aus. Kurz darauf kehrte Einer zurück, dann wieder Einer, und Alle brachten dieselbe Antwort, daß die Straße allenthalben rein sey, und man von den höchsten Puncten der Nachbarschaft nicht die kleinste Spur eines größern Zuges wahrnehmen könne.

Der Abend kam heran; und da aller Wahr-

ſcheinlichkeit nach Graf Julian nicht bei Nacht durch ein Land, welches von Räubern aller Art beunruhigt wurde, hatte reiſen wollen, ſo brach der junge Ritter getäuſcht und verſtimmt aus ſeinem Hinterhalte auf und wandte ſeine Schritte langſam gegen ſeine einſamen Hallen.

„Vielleicht,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, während er über ſeinen Plan und deſſen unglücklichen Ausgang nachdachte, „vielleicht bin ich einer noch bitterern Täuſchung entgangen. Sie hätte ſich kalt und lieblos zeigen können; ſie hätte mich lieben können, wäre mir aber wieder entriſſen; und dann, wenn meine Augen ſich Einmal daran gewöhnt hätten, ihre liebenswürdige Geſtalt durch die Hallen meiner Wohnung hinſchreiten zu ſehen, wie hätte ich es fernerhin in der verlaſſenen Einöde aushalten können? Wenn mein Ohr ſich gewöhnt hätte, ihre Stimme in meiner eigenen Heimath zu hören, wie ſtill würde mir Alles erſcheinen nach ihrem Abſchiede? Nein, nein! Ein glücklicher Ausgang meines Plans würde mir nur Kummer gebracht haben. Es iſt ſo beſſer!“

Während dieſen Ueberlegungen hatte er den

Fuß des Hügels erreicht, auf welchem sein Schloß stand, und lenkte nun sein Pferd gegen den steilen Pfad hin. Natürlich genug erhob er seine Augen gegen die düster herabblickenden Mauerzinnen, welche bereit waren, ihn wiederum in ihre starre Einsamkeit aufzunehmen, als er zu seinem Erstaunen das Flattern einer weiblichen Kleidung auf seinen Wällen bemerkte, und eine hübsche Gruppe von Jünglingen und Mädchen, welche auf ihn von seinem eigenen Schlosse herabblickten.

Im ersten Augenblick hielt er vor lauter Erstaunen sein Pferd an, indem er wohl wußte, daß seine Haushaltung nichts von dem, was er dort sah, darbieten konnte; als er aber gleich darauf deutlich die Gestalt Isidoren's vom Berge erblickte, stieß er seinem Rosse die Sporen in die Seite und stürmte schnell wie ein Blitz vorwärts, begierig, sich allen den Täuschungen auszusetzen, über welche er einen Augenblick zuvor so streng moralisirt hatte.

Im Hofraum angelangt fand er eine Menge Knappen die Pferde abschirren, welches auf einen langen Aufenthalt deutete, und gleich dar-

auf trat ihm Ritter Julian ſelbſt freundlich entgegen und erzählte ihm, daß, da er ſich nicht ganz nach Wunſche befinde, er gekommen ſey, um ſeine Gaſtfreundſchaft auf einen Tag in Anſpruch zu nehmen. Zugleich würde er ihm, meinte er, eine wichtige Angelegenheit mittheilen, welche einer ernſten Erwägung werth ſey. Dieſe letzte Ankündigung wurde in jenem heimlichen feierlichen Tone gemacht, welcher gern einen tiefen Sinn ahnen läßt; und vielleicht wünſchte Ritter Julian ſogar, ſeinem Wirthe die Meinung beizubringen, als ſey die Urſache ſeines Beſuches auf dem Schloſſe de Coucy's ein rein politiſcher Gegenſtand, um ſo den wahren und ihm mehr am Herzen liegenden Grund zu bemänteln.

„Aber was bedeutet das, Ritter Guy?“ fügte er hinzu. „Ihr habt Euch gewiß verkleidet. Mit dieſem Sack über Euerer Rüſtung ſtatt eines Waffenrocks und dem Eichenzweig um Euern Helm habt Ihr eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem Coterel.“

„Meiner Treu, guter Ritter Julian!“ verſetzte de Coucy mit ſeiner gewohnten Freimüthig-

keit, „ſo ſehe ich dem ähnlich, deſſen Rolle ich ſpielen wollte. Die Wahrheit iſt dieſe: Als ich Eure Durchreiſe erfuhr, verkleidete ich meine Leute wie Coterel's, und legte ſie in einen Hinterhalt, um Euch zu überfallen und gefangen hieher zu führen, wo ich Euch mit aller Höflichkeit gezwungen haben würde, einige Tage einen Eber zu verfolgen, oder auf ein Lied zu hören, und Eure wichtigeren Gedanken auf kurze Zeit zu vergeſſen. Aber bei dem heiligen Kreuz, ich bin herrlich hinters Licht geführt! Statt daß ich Euch überfallen wollte, habt Ihr mein Schloß überfallen und genommen."

„Vortrefflich, ſehr vortrefflich!" ſagte Ritter Julian; „aber kommt mit mir, Ritter de Coucy! Iſidore hat ſchon den Weg auf die Zinnen gefunden und genießt die Ausſicht, welche ſchön ſeyn ſoll, wie ſie ſagt. Was mich anbetrifft, ich liebe nur hübſche politiſche Ausſichten. Kommt, folgt mir! Laßt ſehen, wo iſt der Weg? Aha, hier! Nein, das iſt nicht der rechte! Eine ſonderbare Feſtung, Ritter Guy! Wo iſt der Weg?"

Ritter Julian's Eitelkeit verfluchend, wel-

cher, mit dem Besitzer des Schlosses an seiner Seite, den Weg durch dasselbe selbst anführen wollte, schritt de Coucy vorwärts, und flog wie ein Lichtstrahl die enge Treppe in der Mauer hinauf, welche zu den äußern Zinnen führte.

„Sachte, sachte!" schrie der alte Herr. „Beym Kreuz, Ihr lauft, daß man Euch unmöglich folgen kann! Ihr junges Volk vergeßt, daß wir alten Leute kürzern Athem haben, und obgleich unser Gehirn etwas besser als das Eurige seyn soll, so sind doch unsre Beine nicht so flink."

De Coucy, gezwungen seine Ungeduld zu zügeln, wartete, bis Julian oben war, und eilte dann dorthin, wo Isidore wirklich oder scheinbar, die Aussicht betrachtete.

Einem genauen Beobachter wäre indeß nicht entgangen, daß, als die schallenden Schritte des jungen Ritters längs den Mauerzinnen ertönten, Isidorens Wangen, obgleich sie sich nicht eher umwandte, als bis er nahe bei ihr war, ein warmes flüchtiges Rosenroth überflog; und als sie nun seinen Gruß erwiederte, glühte ihr Gesicht und strahlten ihre Augen, welches Alles

den steifen Gebräuchen der Welt so zuwiderlief, daß es jedem etwas scharfsichtigern Beobachter als der Graf Julian vom Berge Stoff zum Nachdenken gegeben haben würde.

Der würdige Baron indeß, gänzlich mit seinen eignen erhabenen Gedanken beschäftigt, bemerkte Nichts, was bei ihm Verdacht erregen konnte, sondern stellte seiner Tochter den Ritter als einen Hauptanführer der Coterel's vor, welcher sie gerne Alle zu Gefangenen gemacht hätte, wenn sie nicht vorher sein Schloß gestürmt, und seine Wälle „bemannt" oder besser „beweibt" hätten, über welchen Witz der alte Herr sich vor Lachen ausschütteln wollte. Da wir nun Einmal da sind," fügte Graf Julian hinzu, „ladet er uns ein, einige Tage bei ihm zu bleiben. Ich stimme von Herzen ein. Was meinst Du, Isidora? Die Wälder wirst Du hier eben so angenehm zu Deinen Morgenspaziergängen finden, als in Montmorency."

Isidora schlug ihre großen schwarzen Augen nieder, als fürchte sie, die Freude, welche ihr dieser Vorschlag machte, zu deutlich zu verrathen. „Wo Ihr, lieber Vater, es passend

findet zu verweilen," antwortete sie, „muß es mir stets angenehm seyn."

Wir wollen uns nicht darauf einlassen, diesen Abend oder den nächsten Tag zu beschreiben; sondern bemerken nur, daß Julian vom Berge Gelegenheit fand, den jungen Ritter den Vorschlag zu machen, sich in die Verschwörung einzulassen; welche sich damals zwischen einigen der mächtigsten Barone Frankreichs, dem Könige Johann von England, in seiner Eigenschaft als Herzog der Normandie, und Ferrand, Grafen von Flandern an der Spitze bildete, um den Anstrengungen Philipps zur Wiedererlangung und Vergrößerung der königlichen Gewalt Hindernisse in den Weg zu legen.

„Ruhig Ritter Guy; antwortet nicht zu schnell!" schloß der Ritter. „Ich gebe Euch noch zwei Tage, die Sache von allen Seiten zu betrachten; am dritten breche ich nach Rouen auf, und umarme Euch entweder als Bruder unseres Bundes oder sage Euch meinen Dank für Eure Gastfreundschaft, indem ich mich auf Eure Verschwiegenheit verlasse."

De Coucy war froh auf diese Weise einer

unmittelbaren Antwort zu entgehen, indem er wohl wußte, daß die einzige, welche er mit gutem Gewissen geben konnte, nur dazu dienen würde, seinen Gast zu erbittern und vielleicht dessen Abreise von seinem Schlosse zu beschleunigen. Er ließ deshalb die Sache ruhen und bemühete sich, seine Gäste, so gut es seine beschränkten Mittel erlaubten, zu unterhalten.

Der Austausch seiner Gefühle mit denen der schönen Isidore, hatte einen schnellern Fortgang, als seine Unterhandlungen mit dem alten Grafen. Während ihrer Reise von Auvergne nach Senlis, hatte jeder Tag ihrer Zuneigung etwas hinzugefügt, und ihnen gegenseitig mehr und mehr ihre Liebe verrathen. Es waren allerdings Kleinigkeiten, welche ihr Daseyn verkündeten; denn Ritter Julian war beständig bei ihnen, und erfüllte ihre Ohren mit seinem Geschwätz, worauf der Eine Theil aus kindlicher Liebe, und der Andre aus Achtung gegen die Geliebte, horchen mußte. Es waren allerdings nur Kleinigkeiten, aber was ist das Leben überhaupt als eine Masse von Kleinigkeiten, mit einer oder zwei Begebenheiten von etwas größerer

Wichtigkeit, welche wie Juwelen im Sande am Meeresufer dazwischen gestreut sind? — und obgleich es vielleicht nur ein augenblickliches Lächeln, oder ein zufälliges Wort, ein Blick, ein Ton, eine Bewegung war, welche ihre Liebe zu einander verrieth, so war es doch die Sprache, welche tiefes Gefühl allein zu sprechen und zu beantworten versteht, welche aber dann eine Welt mehr ausdrückt, als Worte je nachsprechen können.

Als Isidore vom Berge auf de Coucys Schloß angekommen war, fehlte nur noch das Wort, welches ihr sagte, daß sie unendlich geliebt sey, und ehe zwölf Stunden vorbei waren, war dies Wort gesprochen. Wir werden daher über diesen Tag, welcher für Isidoren in tiefen süßen Gedanken, für de Coucy aber in ängstlicher Hoffnung verschwand, wegeilen, und sogleich den folgenden Morgen betrachten.

Es war in den schönen alten Wäldern, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Schlosses, um die Stunde, wo junge Liebende sich zu erheben, und träge Vormünder noch tief in den Kissen zu liegen pflegen. Es war gegen fünf

Uhr, und der Platz ſchauerlich genug für jeden, deſſen Herz nicht von Eiſen war, und dem irgend ein ſchönes Weſen zur Seite ſtand. Eine weite Lichtung, an deren Einer Seite man einen einzelnen grauen Thurm des Schloſſes ſehen konnte, öffnete ſich hier auf der ſteilen Höhe eines Abhanges, und beherrſchte eine jener weit ausgedehnten Ausſichten, welche das Herz empfänglich für alles Schöne machen. Die vom Schloſſe herabfallenden Sonnenſtrahlen warfen ein buntes Licht, mit leichten Schatten untermiſcht, auf den, mit Gras und Kräutern bedeckten Boden, und ein kleiner klarer Bach, welcher nahe bei auf einem Felſen entſprang, wand ſich durch die Büſche und Bäume über ſein weiches Sandbett hinweg, bis er, dem Rande des Abhanges ſich nähernd, ihn ſpielend überſprang, und mit funkelndem Muthwillen ins Thal hinunterhüpfte. Alles war Harmonie; die heitere Luft, der Morgengeſang der Vögel, und der blaue Himmel über ihren Häupten, ſo daß das Herz warlich ein ſehr hartes ſeyn mußte, welches ſich nicht durch das einſchmeichelnde Lächeln der Natur bewegt fühlte?

In dieſer frühen Morgenſtunde wandelten de Coucy und Iſidore neben einander die Lichtung hinab. Sie waren allein, denn Alixe, das Kammermädchen, war vernünftig genug, mit jedem vorüberfliegenden Schmetterling zu ſpielen, ſo daß ſich zwiſchen den Liebenden und jedem andern menſchlichen Weſen, ſtets ein Zwiſchenraum von wenigſtens hundert Ellen befand.

„Ach de Coucy!“ ſagte Iſidore in der Unterhaltung, welche aus verſchiedenen Gründen abgebrochen war, fortwährend, „könnte ich Euer leichtes frohes Herz nur ſolcher tiefen Gefühle fähig halten!“

„Gewiß!“ verſetzte de Coucy, „gewiß, liebenswürdige Iſidore! mein Herz iſt ſehr verſchieden von dem, wie es ſich in der fröhlichen herzloſen Welt zeigt. Ich weiß nicht warum, aber von früheſter Jugend auf habe ich ſtets meine Gefühle vor den Augen meiner Gefährten verläugnet. Zuerſt glaube ich, fürchtete ich von denen, welche mich nicht verſtehen konnten, verlacht zu werden, und zuletzt ward es Gewohnheit, ſo daß ich oft ſcherzte, wenn

ich am tiefſten fühlte, und lachte, wenn mein Herz von Fröhlichkeit weit entfernt war; und ob Ihr dieſem Herzen auch vielleicht kein Gefühl zugetraut habt, ſo glaubt mir, es hat oft und tief gefühlt.

„Ja," ſagte Iſidore etwas hartnäckig in ihrem Irrthume, „wenn Ihr ſolche Gefühle ſo oft und ſo tief gehabt habt, kann für mich wohl wenig übrig geblieben ſeyn."

„Nein, nein," ſagte de Coucy eifrig, „Ihr legt meine Worte falſch aus. Ich habe nie geliebt, als Euch. Meine Gefühle, von denen ich ſprach, betrafen nur die Leiden andrer, den Verluſt von Freunden, gebrochne Bündniſſe; oder wenn ich Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Schlechtigkeit ſah, oder nicht verſtanden wurde von denen, welche ich ſchätzte, oder verſchmäht wurde von ſolchen, für die ich mein Herzblut hingegeben hätte. Da fühlte ich, was ein Mann fühlen kann; aber geliebt habe ich nur Euch. Ich ſah nie ein weibliches Weſen, in deſſen Hand ich meine Hoffnung und Glückſeligkeit, meine Ehre und mein Leben, den Frieden meines Innern, und alle die ſüßen Träume

der Zukunft so gern wie in Eure hätte legen mögen. Isidore, glaubt Ihr mir?"

Sie schlug einen Augenblick die Augen nieder, dann erhob sie sie, zu de Coucys Erstaunen, in Thränen schwimmend. „Vielleicht glaube ich Euch!" versetzte sie. „Laßt Euch nicht durch meine Thränen bekümmern; sie sind nicht schmerzhaft; denn es ist ein so süßes Gefühl, sich mit der Liebe geliebt zu sehen, wie sie in den Träumen unserer Seele lebt. Aber noch sehe ich manches, was uns für die Zukunft bange machen muß. Alte Leute hangen an den Gütern dieser Erde, und kennen die Liebe nicht. Ich möchte nicht, daß meine Zunge einen Augenblick meinem Herzen so ungehorsam seyn sollte, um ein Wort gegen meines Vaters Willen auszusprechen; aber ich fürchte, daß Reichthum bei ihm in der Wahl eines Gatten für seine Tochter den Ausschlag geben wird.

„Und gelten solche Rücksichten auch bei Euch?" fragte de Coucy traurig.

„Nicht im Geringsten!" versetzte sie. „Könnte ich für mich wählen, weit lieber wollte ich, daß der Mann, den ich liebte, ein

ſo armer Ritter ſey, als je einer den Schild anſchallte, um ihn mit meinen Gütern beglükken, und ihm etwas werthvolleres, als dieſe arme Hand reichen zu können. Allein, darf ich mich dem Willen meines Vaters widerſetzen, de Coucy?"

„Wie," rief der junge Ritter, „und wollt Ihr den erſten begüterten Freier, den er Euch vorzuſchlagen für gut findet, heirathen, und Euch als kalte unempfindliche Sclavin einem Manne hingeben, während Euer Herz einem Andern gehört?"

„Still, ſtill," ſagte Iſidore. „Niemals! de Coucy. Ich werde nie gegen den Willen meines Vaters heirathen, das gebietet mir meine Kindespflicht; aber auch nie einen Andern als den — den — was ſoll ichs verbergen, den ich liebe." —

„O vollende, ſüßes, ſüßes Mädchen!" rief de Coucy begeiſtert aus, „vollende, um meinem Herzen die feſte Ueberzeugung zu geben. Laß dies Verſprechen mir gelten!".

„Ja, ja!" ſagte Iſidore, „niemand als Euch. Seyd Ihr damit zufrieden?"

De Coucy drückte ihre Hand mit jenem

dankbaren Entzücken, welches das unschätzbarste Geschenk des Weibes verdient, an seine Lippen und an sein Herz, und doch drängte er sie das Versprechen zu wiederholen. Er fürchte, sagte er, die vielen Kunstgriffe, mit denen Freunde und Verwandte das Herz eines Weibes zu bestürmen pflegten, die Ueberredungen, Drohungen und falschen Nachrichten; kurz er gab nicht eher nach, bis es sie ihm mit allen Gelübden, welche ihr Herz an seines fesseln konnte, tausend Mal wiederholt hatte, daß ihre Hand nie einem andern werden solle.

„Mögen sie mich in ein Kloster sperren!" sagte sie, als die Wiederholung ihres Versprechens sie kühner gemacht hatte. „Aber das glaube ich nicht; denn mein Vater, obgleich von heftigem Character, und unbeweglich in dem, was er Einmal beschließt, liebt mich, glaube ich zu sehr, um auf ewig von mir zu scheiden. Er wird vielleicht damit drohen, aber es nicht ausführen. Aber de Coucy, hütet Euch, ihn dahin zu bringen, daß er den Ausspruch thut, meine Hand solle nie die Eure werden, denn alsdann ist es bei ihm ein Ehren-

punct, von dem er nie abgeht, und ſähe er uns zu ſeinen Füßen ſterben.

De Coucy verſprach Geduld, Umſicht und Alles was ein Liebender nur verſprechen kann, und indem er ſie bat, ſich auf eine Moosbank zu ſetzen, welche die Natur ſelbſt aus den Zweigen einer alten Eiche gebildet hatte, beſchäftigte er ſich, die Augenblicke, mit allen jenen ſüßen Ergießungen des Herzens, welche, in dieſer kalten ſteinichten Welt, nur Liebe, Jugend und Einbildungskraft äußern dürfen, auszufüllen. Iſidorens Augen hingen an ihm, ihre Hand ruhte in der ſeinen, und Eins war mit dem Andern beſchäftigt, als ein halb unterdrückter Schrei des Kammermädchens ſie aus ihren Träumen erweckte, und der alte Julian vom Berge vor ihnen ſtand.

„Schön, ſchön, ausgezeichnet ſchön!“ rief der alte Ritter. „Marſch, hinein, Iſidore, ohne ein Wort; und Du ſchöne Mamſell Aufpaſſerin! Es iſt Dein Glück daß Du kein Mann biſt, ſonſt würde es Dir ſchlimmer ergehen. Hinein, ſage ich. Ich muß es mit unſerm netten Wirth allein abmachen.“

Iſidore gehorchte dem Gebot ihres Vaters ſtillſchweigend, indem ſie dem jungen Ritter einen bittenden Blick zuwarf, um ihn noch Einmal zur Geduld zu ermahnen. Alixe folgte murrend, und der alte Ritter wandte ſich an de Coucy, indem er ihn mit ironiſcher Höflichkeit anredete, welche indeß mehr Bitterkeit enthielt, als der offenbarſte Vorwurf.

„Tauſend Dank, tauſend Dank, beau Sire,“ ſagte er, „für Eure uneigennützige Gaſtfreundſchaft! Wahrhaftig es iſt Schade, daß Euer Plan, uns gefangen zu nehmen, mißlungen iſt, denn jetzt hättet Ihr eine gute Entſchuldigung, uns noch länger zurück zu halten. Es würde uns Allen eine angenehme Ueberraſchung geweſen ſeyn, und mir beſonders; meinen Dank deshalb. Nicht wahr, Ihr wolltet meine Tochter auch ohne mein Wiſſen heirathen, und mir damit noch eine Ueberraſchung bereiten? Auch dafür meinen Dank, beau Sire.“

„Ihr irrt, edler Ritter!“ ſagte de Coucy ruhig. „Ich hatte nicht die Abſicht Eure Tochter ohne Euer Wiſſen zu heirathen, ſondern ich hoffte Eure Einwilligung zu erlangen, ſo-

bald Ihr Kenntniß von unſrer Liebe hättet. Ich bin nicht reich, aber ich glaube daß dieß der einzige Einwurf iſt, den Ihr machen könnt.“ —

„Und der hinreicht,“ unterbrach ihn der alte Ritter. „Wie, iſt jenes ſchwarze Schloß mit einigen hundert alten Stämmen wilder Bäume eine Gegengabe für zehntauſend Mark jährlich, welche meine Tochter erbt? Theurer Herr, Ihr irrt Euch. Ihr ſeyd allerdings ſehr freigebig mit andrer Leute Eigenthum, aber ich bin nicht ſo großmüthig. Außerdem,“ fügte er kälter hinzu, „um der Sache für immer ein Ende zu machen, habe ich meiner Tochter Hand dem edlen Guillaume de la Roche Guyon, feierlich zugeſagt.

„Zugeſagt!“ rief de Coucy, „an Guillaume de la Roche Guyon! O, der hinterliſtige Verräther! Beim heil'gen Kreuz, meine Ausforderung wird ihn finden, und mit ſeinem Leben ſoll er den kalten Verrath büßen!

„Ich bitte Euch, verſteht mich wohl, beau Sire,“ ſagte Julian vom Berge in demſelben kalten Tone, „wenn auch Guillaume de la

Roche Guyon] von Eurer Lanze fallen ſollte, würdet Ihr nie mein Kind bekommen, ſo helfe mir Gott, außer mit meinem Fluche. Ja, und ſolte er ſonſt ſterben, oder in dem bevorſtehenden Kriege bleiben, Ihr würdet meine Tochter doch nicht bekommen, ich müßte denn," fügte er mit höhniſchem Lächeln hinzu, „Euer Gefangner in Ketten und Banden ſeyn, und Ihr könntet mir für jedes Stück meiner Ländereien ein gleiches bieten. Allein vielleicht habt Ihr noch die Abſicht mich in Eurer Feſtung gefangen zu halten. So Etwas iſt im Werke geweſen, weiß ich."

„Das ſey ferne, Graf Julian!" verſetzte de Coucy. „Obgleich ich Euch mit Schmerzen ſcheiden ſehe, und Euch gern überreden möchte, zu bleiben, und beſſer von meiner Werbung zu denken, ſo wird ſich doch meine Zugbrücke auf Euern Befehl ſo ſchnell, wie auf meinen eignen herablaſſen. Laßt mich Euch bitten, es nicht für Prahlerei zu halten, wenn ich Euch ſage, daß mein Name und meine Thaten der Welt nicht unbekannt ſind. Der Wohlſtand den meine Väter einſt beſaßen, iſt nicht durch

Feſte und Gelage, ſondern durch die Kriege für das heilige Kreuz, zum Dienſt der Religion und Ehre aufgezehrt worden. Was dieſen Guillaume de la Roche Guyon anbetrifft, ſo mache ich mich anheiſchig, Euch in kurzer Zeit ſeine förmliche Verzichtleiſtung auf Euer Verſprechen zu überbringen.“

„Es kann nicht ſeyn!“ unterbrach ihn der alte Ritter. „Ich habe Euch meine Meinung geſagt; und was ich geſagt habe, ſteht feſt wie das Schickſal. Wollt Ihr mich jetzt ziehen laſſen, ſo verlaſſe ich in einer Stunde Euer Schloß, wo nicht, ſo falle die Schande auf Euer Haupt. Macht keine weitern Verſuche!“ fügte er hinzu, als er ſah, daß de Coucy ſprechen wollte. „Fragt meinen Knappen Julius, fragt alle meine Diener! Sie werden Euch daſſelbe ſagen, was Graf Julian vom Berge geſprochen, ſteht unerſchütterlich wie die Erde.“

So ſprechend, wandte er ſich nach dem Schloſſe zurück. De Coucy folgte ihm in tiefſter Seele bekümmert, durch das ſo ſchnelle Zerreißen ſeines glänzenden Traumes, welcher gleich jenen im Sonnenſcheine ſpielenden Som-

merfädchen eine ſtrahlende Linie über dem Pfad ſeines Lebens hinweggezogen hatte, bei der erſten Berührung aber für immer durchſchnitten war.

Des Grafen Gefolge war bald zur Abreiſe gerüſtet, und die Pferde ſtanden geſattelt im Hofraum. Als alles bereit war, führte der alte Ritter ſeine Tochter herab. Sie war tief verſchleiert, und doch konnte de Coucy ſehen, daß ſie weinte, während er vorſchritt, um ihr das Pferd beſteigen zu helfen. In dieſem Augenblick trat ein Knappe, welcher offenbar ſah, daß zwiſchen ſeinem Herrn und dem Herrn des Schloſſes nicht alles in Richtigkeit ſey, ihm in den Weg.

„Zurück, Schurke!“ ſchrie de Coucy, indem er ihn am Halskragen packte; und den Augenblick darauf ſah man den Knappen an der andern Seite des Hofes ſich im Staube wälzen, als habe ihn eine Catapulte dorthin geſchleudert. De Coucy erhob Iſidoren und ſetzte ſie auf ihr Pferd, indem er ſie ſanft an ſich drückte, und ihr in leiſem Tone die Worte zuflüſterte: „Standhaft, und wir werden noch ſiegen!“ Dann überließ er ſeinen Platz dem alten Ritter, wel-

cher herankam, und befahl, die Zugbrücke nieder zu laſſen.

Der Zug zog ſich durch den Schwibbogen, und über die Brücke, und de Coucy beſtieg die Brückenſchanze um den letzten Blick von ihnen aufzufangen, wie ſie am Hügel hinunter zogen. Iſidore winkte noch mit der Hand, ehe ſie gänzlich aus ſeinen Blicken verſchwunden waren. De Coucys Herz ſchwoll ihm, als ob es brechen ſolle, aber in demſelben Augenblick brachte ihm ſein Knappe ein kleines, hübſch zuſammengefaltetes und verſiegeltes Päckchen, welches, wie er ſagte, Alixe, das Kammermädchen, ihm für ſeinen Herrn gegeben habe. De Coucy öffnete es haſtig. Es enthielt eine Locke von dunklen Haaren, und die Worte: „bis in den Tod!“ De Coucy drückte ſie an ſein Herz, und ſchritt zum Schloß zurück.

„Ha, ha, ha!“ ſchrie Gallon der Narr, auf den Mauerzinnen ſitzend.

II.

Durch trägen Verkehr, und über antediluvianiſche Straßen pflegten die Neuigkeiten jener Tage ſich nur langſam mitzutheilen; und das Interdict, welches wie wir wiſſen in Dijon ausgeſprochen wurde, und auf de Coucy Magny noch unbekannt war, war ſchon einige Stunden älter, ehe es Compiègne erreichte.

Wir müſſen den freundlichen Leſer erſuchen, ſich eines Jünglings mit ſonnigem Antlitz zu erinnern, für den die ſchöne Königin von Frankreich, als wir ſie zuletzt verließen, ein Waffenkleid arbeitete. Dieſes Kleidungsſtück, welches damals gewöhnlich über der Rüſtung getragen wurde, war für Jemanden beſtimmt, deſſen trauriges Schickſal manche Thräne entlockt hat, nämlich für Arthur, Sohn jenes Gottfried Plantagenet, des ältern Bruders jenes niedrigſten und jämmerlichſten, der je eine Krone trug — Johann Lakland's.

Wie es zuging, daß die Engliſchen Barone nach dem Tode des löwenherzigen Richards lieber

einem Usurpator anhingen, als ihrem rechtmäßigen Fürsten, ist kein Vorwurf unserer Erzählung; nur soviel, daß Johann in England herrschte, und ebenfalls alle Lehen seiner Familie in Frankreich, in der Normandie, in Poitou, Anjou und in Aquitanien in Besitz behielt, indem er Arthurn nichts als das Herzogthum von Bretagne ließ, welches ihm von seiner Mutter Constancia gehörte.

Indeß ertrug Arthur keineswegs in Geduld seines Onkels Eingriffe in seine Rechte. Am Französischen Hofe erzogen, hing er sich innig an Philipp August, und hörte nicht auf, ihn, in dessen Armen sein Vater gestorben war, um Hülfe zur Wiedererlangung seiner Besitzungen anzugehn. Philipps erschöpften, und durch manche große Unternehmungen angegriffenen Mittel, hatten ihn lange abgehalten, dem jungen Prinzen jene Unterstützung zu gewähren, wozu ihn sowohl Politik, als der Edelmuth seines Herzens antrieb; allein indem es ihm an einer Ursache gebrach, für sein Volk dem Könige von England, der noch überdieß mit den französischen Baronen sehr befreundet war, Krieg

anzukündigen; und indem die englischen Vasallen ihrem unrechtmäßigen Könige nichts destoweniger anhingen, so fühlte Philipp, daß eine gewaltsame Durchführung der Rechte Arthurs ein durchaus fruchtloses Unternehmen seyn würde. Er wartete daher auf eine günstige Gelegenheit, indem er fest überzeugt war, daß Johanns feige Niederträchtigkeit, oder dessen falsche Bosheit, bald entweder einige seiner Vasallen von ihm trennen, oder seinen französischen Baronen Ursache zum Kriege darbieten würde.

Mehrere Jahre nach Richards Tode gingen so hin mit eitlen Verträgen, welche zu allen Zeiten nichts weiter, als beschriebene Pergamentrollen waren, und mit fruchtlosen Unterhandlungen, welche mehrentheils nur eine lange Kette von Betrügereien waren. Thorheit und Bosheit, welche die Grundzüge von Johanns Character ausmachten, führten zuletzt, wie Philipp vorausgesehen hatte, den lange beabsichtigten Streich.

In einem Anfalle seines gewohnten Leichtsinns ließ er einst, unbekümmert um die Ehre die er nie kannte, und den Anstand, den er nie

beobachtete, die ſchöne Iſabelle von Angouleme, die Verlobte des Grafen von la Marche, Hugo le Brün von Luſignan aus der Mitte ihrer Dienerſchaft hinwegführen, und auf das Schloß von le Gueret bringen, wo er ſie bald dahin brachte, ihre frühern Verhältniſſe mit ſeinem Vaſallen zu vergeſſen.

Die Barone von Poitou, wüthend über den Schimpf, welcher ihrem Orden in der Perſon eines ihrer edelſten Gefährten, und ihrer Familie in der Perſon einer nahen Verwandten mit den angeſehenſten Adligen der Provinz angethan war, appellirten an Philipp Auguſt, als dem Souverän Johanns, wegen ſeiner Lehensbeſitzungen in Frankreich. Philipp, erfreut die Rechte ſeines Hofes befeſtigen zu können, befahl dem Könige von England, als Graf von Anjou, vor ſeinen Pairs zu erſcheinen, und bei deſſen Weigerung benutzte er den neuerdings erregten Unwillen der Barone von Poitou und Anjou, um die Rechte Arthurs auf das Erbe der Plantagenets zu betreiben.

Ein großer Theil dieſer Provinzen, welcher ſich ſchon in offenbarer Empörung gegen Johann

befand, erkannte den jungen Arthur sogleich als Souverän an, und die entrüsteten Adligen zogen nach Paris, um ihm zu huldigen, und ihn zu bewegen, sich selbst an ihre Spitze zu stellen. Arthur erblickte sich jetzt auf dem Gipfel der Fluth, welche keine Ebbe kennt, aber zum Ruhm oder Verderben führt, und indem er die Anerbietungen der empörten Barone annahm, drängte er Philipp, ihm, der kaum mehr als Knabe war, Degengehenk und Sporen eines Ritters zu verleihen, und ihm zu erlauben, sein Glück gegen seinen thronräuberischen Onkel im Felde zu versuchen.

Philipp sah die Gefahren und Schwierigkeiten der Unternehmung, aber indem er die Macht des günstigen Augenblicks kannte, willigte er ein, nicht ohne vorher jede Vorsichtsmaßregel, welche dem Unternehmen des jungen Arthur einen glücklichen Erfolg sichern konnte, ergriffen zu haben. Zu den Festlichkeiten, welche dem feierlichen Ritterschlage Arthurs vorangehen sollten, berief er jene Barone, welche aus alter Feindschaft gegen Johann, oder Freundschaft gegen Gottfried Plantagenet, aus persönlicher

Rücksicht gegen sich selbst, oder allgemeiner Liebe für Unternehmungen und Gefahren; oder kurz, welche aus irgend einer Ursache, die das Gemüth der Menschen gegen ein Unternehmen hinneigt, dem jungen Arthur zur Wiedererlangung seiner Lehen, wenigstens derer des Hauses Plantagenet, am wahrscheinlichsten ihre Hülfe nicht versagen würden.

Er trug gleichfalls Sorge, ihre Augen mit Glanz und Pracht zu blenden, und die Feierlichkeiten so verführerisch als möglich zu machen.

Dieß war die Veranlassung, daß Agnes von Meranien, während Philipp abwesend war, um die letzte Weigerung Johanns, vor seinem Throne zu erscheinen, entgegen zu nehmen, ihre Zeit anwandte, den Waffenrock, welchen der junge Ritter nach seiner Aufnahme tragen sollte, zu sticken.

Obgleich die Ceremonie höchst feierlich, und die Einzelnheiten höchst glänzend waren, so wollen wir doch den Bericht des Ritterschlags auf eine Gelegenheit verschieben, wo wir weniger Zeit mit Beschreibungen zugebracht haben werden. Genug, die Ceremonie war vorüber, und der junge

Ritter ſtand mit Degengehenk und Sporen angethan, und in völliger Ritter-Rüſtung vor ſeinem Pathen in der Ritterſchaft. Sein Viſier war geöffnet, und ſein junges faſt weibliches Geſicht würde einen ſtarken Widerſpruch mit ſeinem kriegeriſchen Anzuge gebildet haben, hätte nicht das Feuer der Plantagenets aus ſeinen Augen geſtrahlt, und ſein Recht an den Helmſchmuck, wo ein Reisbündel durch die dreifache Figur eines Löwen, eines Einhorns und eines Greifen, das alte Helmzeichen des fabelhaften Königs Arthur, gehalten wurde, deutlich an den Tag gelegt.

Nachdem einige Regeln der Ritterſchaft vorgetragen waren, welche alle anweſenden Ritter mit tiefſter Ehrfurcht angehört hatten, erhob ſich Philipp Auguſt, und ſchritt, den jungen Arthur an der Hand, den Weg von der Kapelle nach ſeinem großen Rathszimmer voran; und nachdem er ſich auf ſeinen Thron geſetzt hatte, wies er dem Prinzen zur Rechten ſeinen Platz an. Die Barone ſtellten ſich um den Rathstiſch herum, und der König redete ſie folgendermaßen an:

„Tapfere Ritter und edle Barone von Poitou! — denn an Euch wende ich mich unter allen hier gegenwärtigen Herren und Rittern zuerst. Auf Euer dringendes Ansuchen, daß Wir einige Maßregeln ergreifen sollten, Euch von der Tyrannei eines Usurpators zu befreien, und Euch Euern rechtmäßigen Suzerän wieder zu geben, sind Wir bereit, Euch Unsern sehr geliebten Vetter und Sohn Arthur, den Wir so zärtlich lieben, als ob er aus Unserm eigenen Blute entsprungen wäre, herauszugeben. Seyd ihm daher treu und gehorsam; denn Arthur Plantagenet und kein anderer, ist, als der Sohn Gottfrieds des ältern Bruders jenes Johanns, der sich jetzt seine Rechte angemaßt hat, Euer rechtmäßiger Suzerän. Ich, Philipp König von Frankreich, Euer und sein Souverän, befehle Euch daher ihm, als Euerm Oberlehnsherrn, Huldigung zu leisten.

Bei diesen Worten erhoben sich die Barone Einer nach dem Andern und knieten vor dem jungen Prinzen, über dessen schönes Gesicht sich eine edelmüthige Röthe verbreitete, als er einige der besten Ritter Frankreichs ihre Knie vor ihm

beugen sah. Ein jeder sprach die Huldigungsformel aus, wie folgt:

„Ich, Hugo le Brün, Herr von Lusignan huldige meinem gebornen Herrn und Suzerän, Arthur Plantagenet, unbeschadet und mit Ausnahme der Rechte des Königs von Frankreich. Ich will ihm ehrlichen Dienst leisten; ich will ihn loskaufen aus der Gefangenschaft, und ich will kein Leids zufügen seiner Tochter, oder seinem Weibe in seinem Hause."

Hierauf empfing Arthur die Rechte eines jeden mit der seinigen, und küßte ihn auf den Mund, welches die Ceremonie der Huldigung vollständig machte.

„Und jetzt, tapfere Barone," sagte Philipp, „obgleich ich keineswegs Eure ritterliche Tapferkeit bezweifle, oder nur glaube, daß Eure eigenen Kräfte, verbunden mit dem guten Rechte dieses jungen Ritters und Gottes Beistand nicht im Stande seyn sollten, diesen Verräther Johann und seine Räuberbanden aus Anjou, Poitou und der Normandie zu jagen, so kommt es mir doch zu, daß ich meinen Vetter und Pathen nicht ohne einige Hülfe von meiner Seite

ziehen lasse; ernenne daher, mein tapferer Ritter," fuhr er fort, indem er sich an Arthur wandte, „diejenigen meiner mächtigen Barone, welche Du nach eigener Wahl für tauglich halten wirst, Dir kräftig in diesem Deinem Kriegszuge beizustehen; und bei meiner Treu, wer sich weigert Dir zu dienen, wie er es mir würde, den will ich als einen Feind ansehen. Aber bedenke," fügte der König hinzu, um dem Groll derer, welche bei der Wahl übergangen wurden, zuvorzukommen, obgleich solche Ernennungen in jenen Tagen etwas Gewöhnliches waren, und keineswegs eben beneidet wurden, „bedenke, daß nicht allein Verdienst und Tapferkeit Deine Wahl leiten müssen, denn alsdann würde Deine Entscheidung unter meinen französischen Rittern schwierig seyn; aber, wie ich Dir vorher gesagt habe, es gibt viele Rücksichten, welche einige Barone fähiger machen, Dir gegen Johann von England Beistand zu leisten, als Andre; so zum Beispiel, ob ihre Güter nahe beim Kriegsschauplatze liegen, oder nicht, ob ihre Mannschaft aus Reiterei oder Fußvolk bestehe, und mehrere dergleichen Betrach-

tungen, welche Dich bei Deiner Wahl leiten müſſen.

„O, beau Sire," verſetzte Arthur haſtig, „wenn blos von mir die Wahl abhängt, ſo ernenne ich ſogleich jenen Guy de Coucy, den ich beim Turnier zu le Champeaux ſah. In ſeinem Auge ſitzt der Löwe, und ich habe gehört, wie er in der Schlacht von Tyrus mit eigener Hand neunzehn Sarazenen erſchlagen hat."

„Es ſoll nach ihm geſandt werden, ehe das Jahr um einen Tag älter iſt," ſagte Philipp. „Sein Schloß iſt blos eine Tagereiſe von hier entfernt. Ich befürchte nur, nachdem was ich darüber gehört habe, daß ſeine Einkünfte ſehr gering ſind. Indeß wir wollen alle Vaſallen von den Beſitzungen des verſtorbenen Grafen Tankerville aufbieten, welches ihm ein Gefolge, wie das eines Fürſten geben wird; und zugleich, da wohl einige Zeit darüber hingehen wird, wollen wir ihm Befehl ertheilen, einige Banden Brabançoix zu ſammeln, welches ſchnell genug geſchehen mag, da leider das ganze Land voll von ihnen ſteckt. Aber weiter Arthur! Wer iſt der nächſte?"

„Ich möchte Hugo de Dampierre und Sire de Beaujou nennen," verſetzte Arthur, indem er nach dem andern Ende des Tiſches blickte, „wenn ich überzeugt wäre, ſie würden mir gerne folgen."

„Bei meinem Leben, das werden ſie!" rief Philipp. „Was ſagt Ihr, Imbert von Beaujou, und Ihr Hugo von Dampierre?"

„Was mich betrifft," verſetzte Hugo von Dampierre, „ſo wißt Ihr wohl, beau Sire, daß ich ſtets bereit bin, meinen Fuß in den Steigbügel zu ſetzen, wo es eine ehrenvolle Fehde gibt. Ich bedarf indeß zwanzig Tage, um meine Vaſallen zuſammenzubringen, allein ich ſetze mich ſelbſt zum Pfande, heute über ein und zwanzig Tage mit ſechzig ſo guten Rittern, als je eine Lanze eingelegt haben, in Tours zu ſeyn, und alle bereit, Prinz Arthur mit Hand und Herz zu unterſtützen."

„Dank, dank, beau Sire!" verſetzte Arthur außer ſich vor Entzücken. „Das wird in der That auch nöthig ſeyn!" dann, um nicht die Barone von Poitou zu beleidigen, wenn er ſcheinbar mehr Vertrauen auf die Hülfe anderer als

auf ihre setzte, fügte er hinzu: „Wenn der Beistand der edlen Barone von Poitou noch nicht hingereicht hätte, mich in den Besitz meiner französischen Lehen zu setzen, so würde eine so großmüthige Vermehrung meiner Hülfsmittel das glückliche Gelingen meines Unternehmens verbürgen; und wahrhaftig, ich denke, wenn der Sire von Beaujou und der Graf von Nevers, welche beide mich ansehen, als hätten sie mich lieb, mir nur ihre helfende Hand reichen wollen, so will ich meine Krone von England von meines bösen Onkels Haupte wohl wieder bekommen.

„Das will ich," sagte der biedere Graf von Nevers, das will ich, mein Sohn. Hervey von Doncy wird Dir gerne seine Hand reichen mit dem Schwerte darin. Und wenn ich Dir nicht am Ende von zwanzig Tagen ein hundert guter Lanzen bringe, so nenne mich einen feigen Schurken, wenn Du willst. Das ist mein Satz!"

„Und ich," sagte Imbert von Beaujou, „werde mit so vielen Leuten, als ich auftreiben kann und mit so vielen Freunden, als mich lie-

ben von der andern Seite der Loire da ſeyn. Alſo gebt Euch nur zufrieden, tapferer Prinz, denn wir ſchaffen Dir Deine Lehen zurück, oder manches Schlachtroß ſoll herrenlos herumlaufen, und mancher Helm leer ſeyn."

Arthur dankte ihnen für ihre Verſprechungen, welche ſeiner jungen Hoffnung Adlerſchwingen anlegten, und Philipp Auguſt dictirte einem Schreiber einen Brief an de Coucy mit dem Bedeuten, ſich augenblicklich mit ſo vielen Dienern, als er nur immer auftreiben könne, nach Paris zu begeben, wenn er geſonnen ſey, Arthur Herzog von Bretagne in ſeiner rechtmäßigen Fehde beizuſtehen, als die leeren Sitze am Rathstiſche durch die Ankunft der Biſchöfe von Paris, des Erzbiſchofs von Rheims, und verſchiedener andrer Biſchöfe und infulirter Aebte, welche bei der Feierlichkeit des Ritterſchlages nicht zugegen geweſen waren, beſetzt wurden.

„Ihr kommt ſpät, heilige Väter," ſagte Philipp, indem er ſich nachläſſig umwandte. „Die Feierlichkeit iſt vorüber, und die Berathung beinahe desgleichen;" und er fuhr fort dem Schreiber zu dictiren.

Die Geistlichkeit antwortete nur mit einem Geflüster unter einander; und doch konnte man aus den ernsthaften Falten ihrer Stirn und dem ängstlichen Blick ihrer Augen sehen, daß ein Gegenstand von großer Wichtigkeit schwer auf ihren Herzen lag.

Gleich darauf öffnete sich die Thür des Rathszimmers zum zweitenmale, und zwei Geistliche traten ein, welche sich durch die Nationalzüge ihres Gesichts sogleich als Italiener zu erkennen gaben.

Der Schreiber, welcher das Dictirte nachschrieb, kniete an einem Tische neben dem Thron des Monarchen; so daß der König, welcher sehr leise sprach, sich natürlich über ihn beugen mußte, und daher die beiden Fremden nicht bemerken konnte, bis ihn beim Aufblicken eine tiefe laute Stimme überraschte, welche in lateinischer Sprache alle die fürchterlichen Verwünschungen gegen ihn und sein Reich abzulesen begann.

„Bei allen Heiligen!" schrie der König, indem seine Stirne brannte wie geglühtes Eisen. „Diese Frechheit ist zu stark! Man hat also

gewagt, mein Reich mit dem Interdict zu belegen?"

Diese, obgleich im Allgemeinen ausgesprochene Frage, richtete sich doch zu offenbar an die Bischöfe, als daß sie die Beantwortung derselben vermeiden konnten, und der Erzbischof von Rheims, obgleich mit einem Erröthen, welches keine geringe Angst wegen des Ausgangs anzeigte, antwortete herzhaft, wenigstens so weit seine Worte gingen.

„Es ist nur zu wahr, Sire. Unser heiliger Vater, der Pabst, das allgemeine Haupt der großen christlichen Kirche, nachdem er sich vergebens bemüht hat, Euch durch gelinde Maaßregeln zum religiösen Gehorsam zu bewegen, hat sich zuletzt veranlaßt gesehen gewissermaßen Strenge zu gebrauchen; sowie ein gütiger Vater oft gezwungen sein ungehorsames Kind zu —"

„Zum Henker!" schrie Philipp mit Donnerstimme, „Ihr wagt es, solche Sprache gegen mich zu führen? Ich erstaune, daß Ihr nicht lieber in die Erde sinkt, Bischof, als Euer eignes Urtheil aussprecht. Hinaus mit den bei-

den!" fuhr er fort, indem er auf die Italiener zeigte, welche nichts von dem, was an dem Tiſche vorging, verſtanden, und daher mit lauter Stimme das Interdict und Anathema abzuleſen fortfuhren, indem ſie, jeder des andern Stimme mit einer Art Grundbaß von Flüchen unterbrachen, welche, da ſie an und für ſich ohne Zuſammenhang und Verbindung waren, das Ganze höchſt lächerlich machten. „Hinaus mit ihnen!" donnerte der König ſeinen Bewaffneten zu, „und wenn ſie nicht gehen, werfet ſie Hals über Kopf zur Thür hinaus! Doch nein," fügte er nach einem Augenblicke hinzu, „es ſind ja nur Werkzeuge. Verfahr höflich mit ihnen Trabant, aber laß ſie mir nicht wieder vor Augen kommen! Und jetzt ſagt mir Erzbiſchof, wie konntet Ihr es wagen, zu dieſer unverſchämten Frechheit des Pontifex von Rom Eure Beiſtimmung zu geben?"

„Ach, gnädiger Herr, was ſollte ich machen?" fragte der Erzbiſchof in einem etwas demüthigern Tone als vorher.

„Was Ihr machen ſolltet!" rief Philipp aus. „Bei der Joyeuſe von Karl dem Gro-

ßen! Ihr fragt mich, was Ihr machen ſolltet? Die Rechte der Geiſtlichkeit Frankreichs vertheidigen; die Rechte des Königs behaupten; die angemaßte Gewalt eines ehrgeizigen Prälaten nicht anerkennen; in rechtmäßigen Dingen ihm Gehorſam leiſten, aber Euch muthig widerſezzen, wenn er ſeine Hand nach Privilegien ausſtreckt, welche ihm nicht zukommen! Das hättet Ihr thun ſollen, Biſchof! und bei dem lebendigen Gott, es wird Euch um ſo übler ergehen, daß Ihr es nicht gethan habt!"

„Aber, Sire," bemerkte einer der Prälater, an des Königs Seite, „der heilige Pabſt iſt unſer allgemeiner Vater!"

„Heißt das, wie ein Vater handeln," fragte Philipp in demſelben heftigen Tone," wenn er Eingriffe in die Rechte ſeiner Kinder macht? Heißt das nicht eher, wie ein Stiefvater gehandelt, der den Kindern ſeines eben genommenen Weibes ihr Erbe ſtiehlt?"

„Bei meinem Leben, das iſt ein prächtiges Gleichniß, Herr König!" ſagte der Graf von Nevers. „Ich habe nie ein beſſeres gehört. Die heilige Kirche iſt das arme, ein-

fache Weib, welches den Pabſt Innocenz zum zweiten Manne nimmt, und der möchte gern ihren Kindern, nämlich der Kirche von Frankreich, das Recht in allen geiſtlichen Angelegenheiten des Königreichs ſelbſt entſcheiden zu dürfen, ſtehlen."

„Nur zu wahr!" ſagte der König. „Jetzt gebt Acht, Ihr Prälaten von Frankreich und Du vorzüglich, Erzbiſchof von Rheims. Habt Ihr nicht nach reiflicher Ueberlegung und mit Zuziehung einer allgemeinen Synode der franzöſiſchen Geiſtlichkeit die Ungültigkeit meiner Ehe mit Ingerberge von Dänemark feierlich ausgeſprochen?"

„Allerdings, ſo iſt es!" verſetzte der Erzbiſchof. „Aber —"

„Bleibt mir mit Euern Abers zu Hauſe!" rief der König, „die brauche ich nicht! Ihr ſpracht die Scheidung aus, ich habe es von Eurer Hand, und das iſt genug. Und Ihr Biſchof von Paris, und Ihr, von Senlis, und Ihr, und Ihr, und Ihr!" fuhr er fort, indem er ſich an jeden einzelnen Prälaten wandte.

Keiner von ihnen konnte läugnen, daß sie die Scheidung vor einigen Jahren ausgesprochen hatten, und Philipp fuhr fort:

„Nun gut, so schwöre ich Euch bei dem Allmächtigen, Ihr sollt und müßt Euern Ausspruch vertheidigen. Habt Ihr falsch geurtheilt, so mögt Ihr die Schande und Strafe tragen, nicht ich, noch ein Wesen, das ich mehr liebe, als mich selbst. Laßt den Bischof, der nicht für die Scheidung gestimmt hat, das Interdict, wenn er will, innerhalb seiner Diöcese in Kraft treten lassen; thut es aber einer unter Euch, sey er Bischof oder Abt, dessen Handschrift unter der Scheidungsurkunde steht, so jage ich ihn von seiner Diöcese, von seinen Lehen und Ländern, und nehme ihm Vermögen und Stand, und banne ihn für immer aus meinem Reiche. Merkt Euch dies; denn so wahr ich gekrönt bin, ich erfülle mein Wort buchstäblich!"

Philipp sprach in jenem festen entschlossenen Tone, welcher keinen Grund zu hoffen überließ, daß irgend eine Macht der Erde, ihn in seinem Vorsatze wankend machen könne. Dann

legte er die geballte Faust auf den Tisch, deren straffe Sehnen mit Mühe etwas von der Spannung, worin sie durch die heftige Aufregung des Königs gebracht waren, nachzulassen schienen. Sein Blick fuhr über jeden Bischof hin, mit einem Ausdruck, welcher sie herauszufordern schien, ein Zeichen von Widerstand zu äußern.

Aber Aller Augen hafteten in tiefem Schweigen am Boden, den Alle erkannten sich schuldig; und nach einer kurzen Pause erhob sich Philipp, indem er ausrief: „Ihr Ritter und Herren, die Sitzung ist geschlossen!" und gefolgt von Arthur, und dem angesehensten Theil der Barone, verließ er die Halle.

III.

Ich sehe nicht gern jemanden abreisen; denn ohnfehlbar wird die Phantasie mit ihrer schwarzen Kunst eine ganze Schaar von Gefahren und Sorgen herauf beschwören, und den Raum zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und dem noch weit entfernten, wo dieselbe Gestalt wieder vor uns stehen wird, auszufüllen. Eben so sicher wird die Zeit ihr trübes Geschäft betreiben, und verderben, oder zerstören; und ich kenne kaum einen größern menschlichen Schmerz, als wenn wir eine geliebte Gestalt von uns scheiden sehen, und mit Recht erwarten mögen, bei unserm nächsten Zusammentreffen, Alles in einem glänzendern Lichte zu erblicken. Mögen wir immerhin unsere Rechnung mit dem Schicksal abschließen, wie wir wollen, die Zeit liegt immer in der feindlichen Wagschale.

Der letzte Blick, den de Coucy auf Isidoren vom Berge warf, erregte in seiner Brust eine so finstere Folge von Gedanken, wie sie

nur je die Brust eines Menschen seit dem Sündenfalle bestürmt haben. „Wann sollte er sie wohl wiedersehen?“ fragte er sich, „und was könne sich bis dahin nicht ereignen? Würde sie ihn nicht vergessen? Würde sie ihm wirklich treu bleiben, bis in den Tod?“ Würde nicht das langsame Dahinfließen Einer Stunde nach der andern, mit all der vernichtenden Kraft des Stroms der Zeit, sein Bild aus ihrem Gedächtniß verwischen? und selbst, wenn ihr Herz die Eindrücke der jungen Liebe behalten würde, was andres als Elend würde es ihnen beiden bringen? Er vertröstete sich mit Hoffnungen, die er selbst nicht fühlte; und als er, die Brückenschanze verlassend, vor sich auf die große, dunkle Masse von Thürmen und Mauerzinnen blickte, gemahnte es ihn, wie ein kaltes, todtes, hoffnungsloses Grab. Er ging in den innern Hofraum und näherte sich dem Fuß des Wachtthurms, dessen kleine, enge Thür sich hier, ohne Zusammenhang mit irgend einem andern Gebäude, öffnete.

De Coucy schritt die vielen Stufen desselben hinan, und indem er sich an die Oeffnung stell-

te, heftete er seine Augen an den äußersten Strich des Waldes, wo die Straße aus demselben herauslief, und wartete noch auf einen Blick von der, welche er liebte, obgleich die Entfernung es durchaus unmöglich machte. Nach einer Viertelstunde ungefähr kam der Zug Julians aus dem Walde hervor, und de Coucy blickte und blickte nach der weiblichen Gestalt, welche neben dem Anführer der Reiter ritt, bis sich das Ganze in eine Masse undeutlicher Puncte, welche sich nach Vernon hin bewegte, verlor.

Indem er gegen seine einsame Halle einen Widerwillen empfand, wovon er sich selbst keinen Grund anzugeben wußte, blieb er, und stützte seinen Arm auf das dünne Geländer des Thurms, welcher, an allen Seiten offen, nur durch vier Pfeiler, zur Stütze des Daches, unter welchem die Banglocke hing, in die Höhe fortgeführt war. Als er so in tiefem Nachsinnen über seine düstre Lage beharrte, schweiften seine Augen ohne Ziel über die Gegend hinaus, zuweilen in der Richtung von Paris, wenn er an Glück und Waffenruhm dachte, zuweilen

wiederum nach Vernon, obgleich der Gegenstand seiner Liebe nicht mehr sichtbar war.

Auf der Straße von Paris indeß, ließen sich zwei Gegenstände sehen, welche er vorher noch nicht bemerkt hatte. Der erste war die Gestalt eines Mannes zu Fuß, ungefähr eine halbe Stunde von dem Schlosse entfernt, gegen welches er langsam seinen Weg nahm; der andere war noch so weit entfernt, daß de Coucy zuerst nicht entscheiden konnte, ob es ein Reiter, oder irgend ein Wandrer zu Fuß sey; allein die Schnelligkeit mit welcher er über die Hügel und Thäler der Straße dahinflog, bewiesen bald, daß er nicht allein beritten sey, sondern auch, daß er, so schnell ein kräftiges Pferd nur laufen könne, daherstürme.

Einige Augenblicke lang beobachtete de Coucy, als alter Soldat, dessen Herannahen, dann aber wandte er sich unbekümmert um jedes Ding um ihn her, das nicht Bezug auf seine vorherrschendern Gefühle hatte, wiederum von der Aussicht hinweg, und stieg langsam die Stufen des Thurms hinab!

Sein Fuß wandte sich unwillkührlich noch

Einmal gegen die Zugbrücke, und indem er sich unter den Bogen der Brückenschanze stellte, lehnte er sein glühendes Gesicht gegen eine der ungeheuern Thürpfosten, indem er tausend verschiedene Pläne für sein künftiges Schicksal faßte. Die Hoffnung, dieser kräftige Schwimmer, tauchte noch Einmal aus den Wellen hervor, welche die Ueberlegung unaufhörlich über ihn ausschüttete und er träumte von der Möglichkeit, noch Güter und durch sie Isidoren erringen zu können.

Sollte er zuerst, so fragte er sich, Guillaume de la Roche Guyon herausfordern, und ihn zwingen, von seiner Werbung abzustehn? Aber nein, sagte er, indem er sich des strengen Ausspruchs des alten Grafen erinnerte; denn er sah, daß er dadurch die Hindernisse, welche schon zwischen ihm und seinem Glücke lagen, noch um Eins vermehren würde. Julian hatte ihm auch gesagt, daß Isidorens Hand nicht vor Beendigung der bevorstehenden Kriege vergeben werden solle. Diese konnten lange währen, dachte de Coucy, und Hoffnungen nähren sich ja durch einen, wenn auch noch so kurzen

und ungewissen Aufschub. Er mußte dem Zufall vertrauen, und zugleich männlich kämpfen, um die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen ihn wieder auszugleichen. Aber wie? das war die Frage. Turniere, Kriege; alles erforderte einige Ausrüstung, und seine erschöpfte Börse enthielt nicht einen einziger Byzantiner.

„O wie steil und uneben ist doch der Weg zum Glücke," dachte de Coucy; „und wie angestrengt muß der streben, welcher es erlangen will; gleich jenem alten Manne, der sich dort den steilen Pfad heraufschleppt."

Dies war die einzige Kenntniß, welche er zuerst von dem müden Wanderer nahm, den er von oben herab gesehen hatte; allein nach und nach erschien ihm die Gestalt in ihrer langen braunen Kutte, mit dem bis an den Gürtel herabfließenden weißen Barte, bekannter; und einige Schritte mehr riefen ihm den Eremiten, dessen Geschicklichkeit in Auvergne so schnell die Heilung seiner Wunden zuwege gebracht hatte, und den wir seitdem mehr als Einmal dem Leser vorzuführen Gelegenheit hatten, vollkommen ins Gedächtniß zurück.

De Coucy beſaß von Natur jenen Geiſt ritterlicher Galanterie, deren Ausſchweifungen von jenem großen ſpaniſchen Dichter ſo ſchön dargeſtellt ſind. Er erkannte nicht ſobald den Greis als er ihm entgegeneilte, und ihn den ſteilen Hügel ſo beſorgt hinaufleitete, wie ein Sohn ſeinen Vater.

„Willkommen guter Vater Eremit!“ ſagte er. „Bringt Euch ein Zufall zu mir, oder wollt Ihr eine Weile in der Behauſung eines ſo armen Ritters, als ich bin, ausruhen?

„Ich komme zu ſehen,“ erwiederte der Eremit, „ob Du todt oder am Leben biſt. Ich wußte nicht, ob nicht irgend eine neue Tollheit Dich aus dem Lande der Lebendigen entführt habe.

„Noch nicht;“ ſagte de Coucy lächelnd: „Mein Schickſal iſt noch unbeſiegelt. Aber bei meinem Eid, guter Vater, ich freue mich Euch zu ſehen; denn wenn Du in meiner Halle gefrühſtückt haben wirſt, möchte ich Dich gerne um einige Worte guten Raths bitten.

„Um Euern eignen zu befolgen, nachdem Ihr den meinen angehört?“ verſetzte der Eremit. „Das iſt wenigſtens der gewöhnliche

Brauch der Menschen. Aber zuerst will ich frühstücken, wie Ihr sagt, mein Sohn. Laßt einige von der faulen Heerde, die Euch auffrißt, hingehen, und mir am Bache etwas Kresse suchen, und einen Trunk Wasser reichen."

„Soll das Eure einzige Nahrung seyn, guter Eremit?", fragte de Coucy. „Läßt Euer Gelübde nach einer so langen Reise kein stärkenderes Mahl zu?"

„Ich verlange kein besseres," sagte der Eremit, als de Coucy ihn in die Halle führte. „Ich bin keiner von denjenigen, welche dafür halten, daß der Mensch gebildet sey, das Fleisch aller harmlosen Thiere zu benagen, als sey er wirklich nur eine feigere Art von Tiger. Laßt Eure Leute mir reichen, was ich gefordert habe, Etwas das nie den Herzschlag des Lebens noch den Stachel des Todes gefühlt hat, diese heilsamen Kräuter, welche Gott zur Nahrung gegeben hat Allem, was da lebt, um das Gesicht mit ihrer Schönheit, den Geruch mit ihrer Lieblichkeit, und den Gaumen mit ihrer angenehmen Frische zu ergözzen. Gib mir keine Tigermahlzeit. Aber Du

scheinst mir betrübt, mein Sohn," fügte er hinzu indem er den Ritter anblickte, von dessen Gesicht der Ausdruck jenes ungetrübten Frohsinns des Herzens, welcher sonst in jedem Theile desselben hervorzuglänzen pflegte, fast ganz verschwunden war.

„Ich bin es, guter Eremit," versetzte de Coucy. „Die Zeit hält zwei Schalen, sagt man, welche beide der Mensch in dem Laufe seines Lebens leeren muß; jetzt die süße und dann die bittre, oder die bittre zuerst und die süße nachher; oder auch er muß wohl beide mit einander vermischen, und dies herbe Getränk die ganze Zeit seines Daseyns über kosten. Die vergangenen Tage haben mir viel heitere Glückseligkeit gezeigt, und so bin ich jetzt im Begriff die bittre Schale hinunter zu stürzen, Herr Eremit."

„Dagegen gibt es nur Ein Hülfsmittel, mein Sohn," sagte der Eremit.

„Und welches?" fragte de Coucy. „Ihr meint den Tod?"

„Nein," versetzte der Greis. „Ich meine das Kreuz des Erlösers. Bei ihm ist Hoffnung und Hülfe und der Lohn für alle Leiden dieses

Lebens. Sieh' mich an, wie ich vor Dir ſitze. Sah'ſt Du je ein ſo verſchrumpftes, ſo entkräftetes, ſo abgenutztes Weſen? und doch war ich ſo blühend, mit ſo friſcher Kraft begabt, als je ein Weſen auf der Mutter Erde einhertrabte; reich, geehrt und berühmt, ein wahrer Rieſe in meiner ſtolzen Einbildung. Meine Macht dehnte ſich über weite Länder aus. Meine Lanze war ſtets die Erſte in der Schlacht; meine Stimme galt an Höfen, und auf meinen Rath horchten Könige. Ich hielt in meinen Armen die erſte junge Liebe meines Herzens, und ſonderbar! dieſe Leidenſchaft nahm ſo zu, und verſchlang ſo alle übrigen Gefühle, daß ich ſpäter ihr zu Liebe alles opferte, Ehrgeiz, Kampf, Stolz, Freundſchaft — Alles!"

„O gewiß," ſagte de Coucy, „das iſt der wahre Weg, um glücklich zu ſeyn!"

„So gewiß wie es für den Spieler der wahre Weg iſt zu gewinnen, wenn er ſein Alles auf Eine Karte ſetzt," ſagte der Eremit. „Aber hör weiter! Sie ſtarb, und ließ mich kinderlos — hoffnungslos — allein. Ich ging in die Welt um etwas zu ſuchen, das die Leere, wel-

che ihr Verluſt mir gemacht hatte, ausfüllen ſollte — nicht in meinem Herzen, denn das war ein ewig verſchloſſenes Grab meiner geſtorbenen Liebe — ſondern die Leere in meinen Gedanken; ich wollte etwas zu denken haben, etwas wofür ich ſorgen müßte. Ich begab mich zu Leuten meines Alters (denn ich ſtand damals noch in ungeſchwächter Männlichkeit da) allein ich fand ſie fühllos, oder thieriſch, ſinnlich und wollüſtig, entweder ihre Nachbaren plündernd, oder ihr Leben mit Eſſen und Trinken hinbringend. Ich machte mich an Aeltere; allein ich fand ſie zänkiſch und verdrießlich, voll von ihren eigenen Sorgen und ſo ſelbſtſüchtig in ihren Leiden, wie jene in ihren Freuden. Ich ſuchte Jüngere auf und dort fand ich großmüthige Gefühle und unverdorbene Gedanken, freie und edle Herzen, von welchen der fluchbeladene Meißel der Zeit noch nicht die feinen, herrlichen Spuren der vollkommenen Hand der Natur hinweggekünſtelt hatte; aber dann fand ich das wilde ungebändigte Streben des Schlachtroſſes nach dem Schlachtfelde, die wankelmüthige unbeſonnene Ungeduld des von Blume zu Blume

flatternden Schmetterlings, und ich gab mein hoffnungloſes Suchen auf, und ſank wieder in meine Einſamkeit zurück. Meine Seele ſchrumpfte ein, mein Geiſt wurde ſchief und verworren, wie die ſchwarzen Stumpfe der Akazie in den unfruchbaren Ebenen der Wüſte, und ich lebte fort, brütend über meinen Gram und bittern Menſchenhaß, bis ein heilger Strahl in meine Seele fiel, und ich am Fuße des Kreuzes des Erlöſers den Frieden fand, den die Welt mir nie geben konnte. Da verließ ich die Wohnungen der Menſchen, in deren Geſellſchaft ich keinen Troſt gefunden hatte, und überließ mich ſeligern Hoffnungen, welche mir jene Welt darbot."

De Coucy hatte ihm aufmerkſam zugehört, als das Horn des Thurmwächters irgend einen der Aufmerkſamkeit würdigen Gegenſtand ankündigte.

„Wo iſt Hugo de Barre?" rief der Ritter aufſpringend und indem er ſeine Unhöflichkeit bei dem Eremiten entſchuldigte, fuhr er fort, ſich nach der Urſache der Unterbrechung zu erkundigen.

„Hugo de Barre iſt ſelbſt auf dem Thurme, beau Sire," verſetzte Onfroy der alte Caſtellan, welchen de Coucy an der Thür der Halle antraf, wie er grade im Begriff war dem Eremiten mit nicht geringer Ehrfurcht einen Teller voll Kräuter zu bringen. „Ich begreife nicht, weshalb er da oben ſein Horn bläſ't, ſobald er zurückkommt. Er iſt nie zum Wächter angeſtellt worden, ſo viel ich weiß."

Ohne ſich weiter um den im Punct der Vorrechte ſehr eifrigen Alten zu bekümmern, beeilte ſich de Coucy ſeinen Knappen zu fragen, warum er in das groſſe Horn geſtoßen habe.

„Einer von des Königs Leibgarde," ſchrie Hugo de Barre vom Thurm herunter, reitet mit verhängtem Zügel den Hügel zum Schloſſe heran.

„Die Thore zu!" ſchrie de Coucy, „die Zugbrücke in die Höhe!"

Dieſe Befehle wurden grade gegeben als der Trabant des Königs, den Hugo von oben herab erblickt hatte, heranritt und vor den Thoren in ſein Horn ſtieß. De Coucy hatte unterdeß die äußere Mauer beſtiegen, und indem

er auf den Königlichen Diener herabblickte, fragte er: „Woher kommt Ihr Herr Trabant, und wen ſucht Ihr?"

„Ich komme von Philipp König von Frankreich," antwortete er, „und ſuche Ritter Guy de Coucy, Schloßherrn von de Coucy Magny."

„Im Fall Ihr nicht im Namen des Königs Huldigung, oder Herrendienſt von dieſen meinen freien Ländern verlangt," verſetzte de Coucy, „ſo ſollen ſich Euch meine Thore öffnen und meine Zugbrücke ſich niederlaſſen; im Gegentheil aber kehrt zu Euerm Herrn dem König zurück, und ſagt ihm, daß ich dieſe Länder unabhängig beſitze, und ihm dafür nicht unterthan ſey; ſondern daß ſie von Clovis als ein freies Theil ihrem erſten Beſitzer verliehen ſeyen, von dem ſie vom Vater auf den Sohn rechtmäßiger Weiſe bis auf mich heruntergekommen ſeyen."

„Ich komme mit keiner Forderung, beau Sire," verſetzte der königliche Abgeſandte, „ſondern bringe Euch blos einen höflichen Brief von meinem Lehnsherrn dem König Philipp, nebſt herzlichen Grüßen von demſelben."

„So öffnet die Thore!“ rief de Coucy, indem er indeß die Vorsicht beobachtete, mit lauter Stimme hinzuzufügen: „Ihr alle seyd Zeugen, daß es nicht geschieht zum Zeichen der Huldigung und Unterwürfigkeit, sondern aus reiner Höflichkeit gegen den Boten des Königs.“ So wenig bestimmt und so sicher war das Eigenthumsrecht in jenen Tagen, und so nothwendig war es vorsichtig bei jeder Handlung zu Werke zu gehen, welche leicht als ein Huldigungsact ausgelegt werden konnte.

De Coucy stieg hinab, um den Boten zu empfangen, und als er in die Halle trat, fand er den alten Kastellan noch beschäftigt, den Eremiten zu bedienen und ihm dem Anschein nach einen wahrhaftigen vollständigen Bericht über die Familie der de Coucys, so wie über die Tugenden, Thaten und Abentheuer seines jungen Herrn, mit der eifrigen unermüdlichen Schwatzhaftigkeit eines alten begünstigten Dieners mitzutheilen. Bei des Ritters Ankunft indeß brach er ab, und der Trabant des Königs wurde in die Halle geführt.

„Ich habe Befehl, nicht auf Antwort zu

warten, beau Sire," sagte er indem er ein Päckchen in die Hände des Ritters legte. „Der König, auf die bekannte Ergebenheit und Tapferkeit des Sire de Coucy bauend, glaubte es gäbe nur Eine Antwort, wenn er zu hohen Thaten in einer gerechten Sache gerufen werde."

„Bei meiner Treu," rief der Ritter aus, „ich hoffe, jemand hat es gewagt den Handschuh zu berühren, den ich in dem guten Streit für die Königin aufgehangen habe! Ich will ihm die Lanze durchs Herz jagen, und wäre es mit dreifachem Eisen verpanzert. Aber ich sehe du hast Eile guter Freund. Leere nur einen Becher Wein, und dann magst Du reisen."

De Coucy durchschnitt nicht eher den seidnen Faden, welcher das Päckchen zusammenhielt, als bis der Bote gegangen war, dann öffnete er es hastig, und las:

„Unserm treuen und sehr geliebten Sire Guy de Coucy dieses. Nachdem wir beschlossen und Unserm sehr geliebten Vetter und Ritterschafts-Pathen Arthur von Plantagenet Herzog von Bretagne Unser Königliches Wort verpfändet

haben, ihn in seinem gerechten und rechtmäßigen Kriege gegen Johann von Anjou, welcher sich König von England nennt, nach Unsern besten Kräften zu helfen und beizustehn, und nachdem vorgenannter Unser Vetter Arthur von Plantagenet Uns angegangen ist, Euch Sire Guy de Coucy nach Unserm besten Vermögen zu bewegen, ihm mit Euerm Leib und Euern Freunden beizustehen, so sehen wir Uns veranlaßt, Euch zu bitten, wie ein König nur bitten mag. Ihr wollet augenblicklich nach Lesung Dieses, alle Eure Vasallen und Begleiter, Ritter und Knappen zusammenberufen, nebst allen sonstigen tapfern und kriegserfahrnen Männern, Freiwilligen oder Söldnern, um Euch an Unserm Hofe in Unsrer Stadt Paris binnen zehn Tagen von dem Datum dieses zu dem oben angeführten Zweck mit vorerwähntem Arthur von Plantagenet zu vereinigen. Waffenruhm, die Gunst Eurer Dame, und des Königs Dank wird Euer Lohn seyn; und für die Besoldung von solchen Brabançois oder andern Söldlingen, welche Ihr bis auf fünfhundert Mann zusammenbringen könnt, um in vorerwähntem Kriege unter

Eurem Banner zu dienen, soll dieser Brief Euch Bürgschaft seyn bei dem Schatzmeister Unserer königlichen Domänen, für Sold und Lehn, auf Tag und Monat, wie in dem letzten Kriege. — Gegeben an Unserm Hofe zu Paris an der Mittwoche, dem Vorabende der Geburt Unsrer heiligen Jungfrau der Königin des Himmels, welcher Wir Euch in aller Liebe empfehlen.

Der König."

Ein plötzlicher Strahl von Freude überflog das Gesicht de Coucy's, während er las. Denn bevor seine Augen das Ende des Briefes erreichten, hielt ihm sein unzeitiges Gedächtniß stets den fast vergessenen schlechten Zustand seiner Hülfsmittel vor. Die Hand, welche den Brief hielt, sank zur Seite nieder, und mit der andern fuhr er gedankenvoll über seine Stirn, während er hin und her auf Mittel sann, hinreichende Summen aufzutreiben, um sich zu der Unternehmung, wozu er berufen war, auf eine würdige Weise rüsten zu können. Der Eremit saß neben ihm und beobachtete jede seiner Bewegungen mit einem Blicke, welcher des Philosophen in der Tonne nicht unwerth gewesen

wäre, wenn nicht ein gewiſſes gedankenvolles Kopfſchütteln bei der Betrachtung, wie die menſchlichen Leidenſchaften in der edlen Geſtalt vor ihm ihr Weſen trieben, mildere Gefühle an den Tag gelegt hätten, als jener je empfunden haben mag.

„O Armuth, du ſchmuziger Gläubiger!“ murmelte der Ritter in ſich hinein. „Du feſſelſt Gemüth und Herz ſowohl, als den Körper, und kettest das Streben und die Thaten der Menſchen an den Kerkerboden dieſer Welt. Die Bahn des Ruhms, die mich zu Reichthum, Ruhm und Liebe leiten konnte, liegt offen vor mir da, und ich habe keinen Byzantiner, mein Gefolge auszurüſten; Alles durch die Kriege in Paläſtina dahingerafft. Selbſt die Brabançois, welche der König mir mitzubringen befiehlt, bedürfen Geld, um ſich rüſten zu können, ehe ſie zum Dienſt tauglich ſind. Das hätte er wenigſtens bedenken ſollen, aber er vergaß, daß er an einen Bettler ſchrieb, der keine Krone aufzutreiben vermag, und könnte er damit ſeinen Bruder vom Hungertode retten.“

„Du biſt aufgeregt, mein Sohn, und ſprichſt

laut, ohne es zu wissen," sagte der Eremit. „Was ist die Ursache?"

„Es betrübt mich, guter Eremit," versetzte der Ritter, „daß grade in dem Augenblick, wo alle theuersten Hoffnungen meines Herzens mich auffordern, zum höchsten Gipfel der Ehre zu streben, die gänzliche Armseligkeit meiner Vermögensumstände mir einen Balken in den Weg wirft, den ich nicht überspringen kann. Lest diesen Brief und wißt, daß ich statt des Gefolges eines Barons nur zehn Mann zu Pferde zusammenbringen kann, und auch die sind nicht so bewaffnet und gerüstet, daß ich ohne Schande auf sie blicken kann. Bis zum Tage der Schlacht muß meine Wohnung auf dem Felde seyn, und muß ich meine Nahrung vom Boden desselben auflesen, und auch dann noch nicht darf ich es wagen, mich mit dem Prinzen zu vereinigen, denn der Aufwand der Stadt ist dem, dessen Börse so ausgeleert ist, als die meinige übel angemessen."

Nicht doch, mein Sohn," versetzte der Eremit ruhig, „denke besser von Deinem Vermögen. Um viel zu gewinnen, müssen wir oft

Etwas verlieren, und mit geringer Aufopferung magſt Du Dich in den Stand ſetzen, Dein Gefolge anſtändig herauszuſchmücken, bis Du in der Schlacht beweiſen kannſt, wie wenig Tapferkeit von Reichthum abhängt; und dies kannſt Du durch eine geringe Summe bewirken."

„Eine geringe Summe!" rief der junge Ritter ungeduldig aus. „Ich ſage Dir, guter Vater, ich beſitze nichts, gar nichts, nicht einen Byzantiner."

„So mußt Du," verſetzte der Eremit, „etwas verkaufen. Der ſeltene Carfunkel dort an Deinem Daum wird Dir Geld genug einbringen, um gleich dem beſten zu glänzen."

„Nein," ſagte de Coucy, „von dem trenne ich mich nicht. Lieber wollte ich die Hand ſelbſt abſchneiden und zu Geld prägen laſſen."

„Ein Liebespfand!" ſagte der Eremit, die Stirn runzelnd; denn die Diener der Kirche pflegten jener abgöttiſchen Verehrung des ſchönen Geſchlechts in dieſen Zeiten nicht ſehr geneigt zu ſeyn, indem ſie ihren Rechten dadurch Abbruch gethan wähnten. „Bei meinem Leben, ein Liebespfand!" ſagte der Eremit. „Du wür-

deſt eine heilige Reliquie nicht ſo bewahren, junger Mann!"

„Ihr thut mir Unrecht, Vater," verſetzte de Coucy unbefangen. „Obgleich, nächſt dem Gehorſam gegen Gott, mir die Liebe meiner Dame über Alles geht, ſo iſt dies doch kein Liebespfand, ſondern das Geſchenk eines guten edlen Ritters, des Grafen von Tankerville, welches er mir an den Finger ſteckte, als ich, faſt noch ein Knabe, ins gelobte Land zog. Er fügte manchen guten und edlen Rath hinzu, nach welchem ich mich bisher zu richten beſtrebt habe. Wie Ihr wißt, hat der Tod ſeitdem ſeine kalte Schranke zwiſchen uns geworfen; aber ich möchte von dieſem mich nicht trennen, um Welten von Gold. Ich bin gleich dem wilden Araber in der Wüſte," fügte er lächelnd hinzu, etwas abergläubig in ſolchen Dingen, und ich halte dieſen Ring, mit dem Andenken des guten Mannes, welcher mir ihn gab, für eine Art Talisman, um mich gegen böſe Geiſter zu ſchützen."

„Gut!" verſetzte der Eremit, „wenn Du ihn nicht fahren laſſen willſt, ſo kann ich Dir nicht helfen. Ich wüßte ſonſt einen Juwelier, wel-

cher große Summen für einen solchen Stein geben würde."

„Es kann nicht seyn!" antwortete de Coucy. „Aber halt, Du bringst mich da auf einen Gedanken. Ich habe einen herrlichen Smaragd, welchen ich in frühern Tagen sorgloser Glückseligkeit von einem reichen Juden in Ascalon gekauft habe. Wenn er so viel werth wäre, als wofür jener ihn mir gab, so würde er jetzt mein Glück ausmachen. Bester Eremit, ich bitte Dich, nimm ihn mit Dir in die Stadt. Gib ihn dem Juwelier, und trag ihm auf, mir als ehrlicher Mann in aller Eile soviel dafür zu schicken, als er kann."

Der Eremit übernahm den Auftrag, und de Coucy schickte sogleich seinen Pagen auf sein Zimmer, um den Stein zu holen, welchen er dann dem Eremiten, mit der Bitte um schnelle Beförderung, übergab. Dieser schien indeß noch immer nach dem Karfunkel, welcher mit de Coucys Wappen geziert war, Belieben zu tragen, und nur nach wiederholt ausgesprochener Weigerung des jungen Ritters, machte er sich zur Abreise fertig.

De Coucy begleitete ihn bis an das äußere Thor, und als der Greis ihm seinen Segen gegeben hatte, und den Hügel hinabzusteigen begann, schüttelte der Page, welcher ihnen gefolgt war, mit bedeutsamen Blick den Kopf, indem er ausrief: „Ach beau Sire, da geht er hin, sammt dem Schmaragd, und ich fürchte, Ihr werdet nie wieder etwas davon zu hören bekommen. Nur gut, daß er den Carfunkel nicht auch mitgenommen hat, denn auf den hatte er besonders sein Augenmerk gerichtet. Als er Euch in Auvergne zuerst sah, wo Ihr verwundet wart, hatte er für nichts andres Augen, und würde ihn sicher von Eurer Hand gezogen haben, wenn nicht Hugo und ich ihn beständig beobachtet hätten."

„Unsinn, Unsinn Kerl!" rief de Coucy. „Schick mir Jodelle!"

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. „Ihr sagtet mir vor einigen Tagen," begann de Coucy, „Ihr hättet einst eine Bande von zwei hundert Brabançois angeführt, welche jetzt herumstreiften, um irgend einen Baron oder Suzerän zu suchen, der ihnen Beschäftigung

gäbe. Habt Ihr Mittel und Wege, sie aufzufinden?"

„Je nun, Ihr wißt wohl beau Sire," versetzte Jodelle, „und was soll ich's weiter läugnen? Gewöhnlich, wenn ein Krieg vorüber ist, müssen wir uns trennen, der Eine hierhin, der Andre dorthin, und uns zu ernähren suchen, so gut wir können. Allein wir haben wohl Acht, irgend eine Einrichtung zu treffen, so daß wir wieder zusammenkommen können, wenn wir Lust haben; das ist aber ein Geheimniß, das ich nicht mittheilen darf, allein ich bin überzeugt, in kurzer Zeit wenigstens ausmitteln zu können, wo meine alten Gefährten sich aufhalten."

„Auf Deine Geheimnisse bin ich nicht neugierig, Herr Coterel," sagte de Coucy. „Kannst Du Deine Gefährten auffinden, so sag ihnen, daß der König mich aufruft dem Prinzen Arthur Plantagenet gegen den schlechten Johann von Anjou beizustehen, und daß er mir zugleich aufträgt, ein Corps von 500 freien Speeren zusammenzubringen, um unter mir zu dienen. Für den Sold, wie im vergangenen Kriege zahl-

bar, verbürgt sich Philipp. Wenn Deine Gefährten also unter mir dienen wollen, so mögen sie sich bereit halten; aber jeder muß schon vorher gedient haben, in den Waffen erfahren und gehorsam sey, denn de Coucy wird Euch keinen Fehler hingehen lassen, weil Ihr freie Gefährten seyd.

Der Coterel übernahm bereitwillig den Auftrag, welcher so schön mit seinen Absichten übereinstimmte, beschränkte übrigens seine Versprechungen immer nur darauf, daß er Versuche zu ihrer Auffindung machen wolle, und bemühte sich von de Coucy das Anerbieten einer augenblicklichen Unterstützung zur Ausrüstung seiner Truppe zu erlangen, welche wie er wohl wußte in Hinsicht auf Waffen und Kleidung nicht in der besten Lage war.

Indem er fand, daß dieses außerhalb den Kräften des Ritters liege, verließ er ihn, und begann so schnell wie möglich, den Versteck der wilden Bande, mit welcher wir ihn schon in Berührung gesehen haben, aufzusuchen. Seine fernern Unternehmungen, in den nächsten zwei Tagen, haben nicht Interesse genug, um hie

mitgetheilt zu werden; am dritten Morgen aber stellte er sich dem Ritter beim Aufstehen vor, indem er ihm die Nachricht brachte, daß er seine Bande entdeckt habe, und daß sie von ganzem Herzen bereit seyen, einem so tapfern Ritter zu folgen. Sie würden sich genau um die Mittagsstunde am großen Kreuzwege im Walde zur Musterung einfinden.

De Coucy und die Seinigen hatten ihre Zeit angewendet, um alle alten Schutz- und Angriffswaffen, welche das Schloß enthielt, zu putzen und in Stand zu setzen. Von den letztern war wirklich eine nicht geringe Menge vorhanden, so daß in der großen Halle manches Bündel Pfeile und Speere, nebst nicht wenigen Schwertern, Dolchen, Keulen und Bögen, einigen Dutzend Streitärten und Partisanen nebst noch mehrern abweichenden Waffen, als Haken, langen Messern, Morgensternen und scharfen Piken bereit lagen. Der Vorrath aber an Schutzwaffen war jämmerlich gering.

Zur bestimmten Stunde um Mittag machte sich de Coucy mit seinen Knappen und Dienern, welche jetzt vollständiger ausgerüstet waren, als

bei ihrer Rückkehr aus Palästina, nach dem Kreuzgange im Walde auf, wo das Corps der Brabançois schon angekommen war, und regelmäßig in Reihe und Glied dastand, so daß auf den ersten Anblick selbst das sachkundige Auge des Ritters getäuscht wurde, und er sie für einen so gut bewaffneten Reitertrupp hielt, als er je einen gesehen hatte.

Als er indeß den Mittelpunkt des Kreuzweges erreicht hatte, traf ein von jenem sehr verschiedener Anblick sein Auge, und er konnte nicht umhin, aus Verdruß über den hoffnungslosen Zustand seiner rosligen und zerlumpten neuen Rekruten, sich mit dem Panzerhandschuh auf den Schenkel zu schlagen, daß die Rüstung wiederklang.

Zudem waren nicht zwei unter ihnen, welche gleich gerüstet waren. Einer trug einen Stahlpanzer, ein andrer einen Haubert, ein dritter weder den einen noch den andern. Einige hatten Arm- andre Bein-Schienen, andre wieder gar keine. Kurz es schien, als wenn sie ein halbes Dutzend Trabanten ermordet und deren Waffen unter zweihundert vertheilt hätten, so daß de

Coucy, wenn er an ſein Erſcheinen mit einem ſolchen Gefolge am Hofe Philipp Auguſts dachte, nahe daran war, ſich der Verzweiflung zu überlaſſen, dann aber in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ein Umſtand indeß änderte die Geſtalt der Dinge. Während er ſo, halb mißmuthig, halb lachend, ſeine zerlumpte Truppe betrachtete, kam ein Treiber mit einem dem Anſchein nach mit Sand beladenen Eſel daher, und ſchien ſeinen Weg gegen das Schloß nehmen zu wollen.

„Beim Allmächtigen!“ rief de Coucy. „Dich ſchickt uns Gott; denn wir werden wahrlich Sand genug nöthig haben, um unſere Rüſtungen zu ſcheuern. Was haſt Du da, guter Freund?“ fügte er hinzu, als der Eſel und ſein Treiber näher kamen.

„Sand für den Schloßherrn von Coucy, verſetzte der Mann. „Seyd Ihr es?“

„Der bin ich,“ antwortete der Ritter. „Aber guter Freund, Sand für mich? Du mußt Dich irren.“

„Nicht doch beau Sire,“ verſetzte der Trei-

ber, indem er ſich ihm näherte und leiſe ſprach: „es ſind tauſend Mark Silber.“

„Ha! Von wem?“

„Der Preis für den Ring,“ verſetzte der andre, „welchen der heilige Bernhard von St. Mandè durch mich, ſein Beichtkind, dem Sire de Coucy überſendet.“

„Das ändert die Sache,“ rief der Ritter. Bring Deinen Sand aufs Schloß, guter Freund. Hugo, reite Hals über Kopf nach Vernon. Schick mir alle Waffenſchmiede der Stadt, mit allen Waffen, die ſie fertig haben. Ein andrer ſoll nach Giſors mit derſelben Botſchaft. Tauſend Mark Silber! Bei dem lebendigen Gott ich rüſte eine Armee aus!“

IV.

Die Nacht war dunkel und trübe. Ein rauher scharfer Wind trieb tausend schwarze Wolken vor sich her, indem er in wildem Eigensinn bald dem Mondlicht vergönnte, sein gelbes Licht auf den weißen Rand derselben fallen zu lassen, und einen sanften Strahl auf die unten ausgebreitete Welt zu ergießen; bald aber wiederum eine schwarze Schattenmasse von den Grenzen des Horizonts zusammentrieb, und von Neuem Alles in Nacht und Finsternis einhüllte.

Mitten in diesem unterbrochenen Aufblitzen der Mondesstrahlen wand sich ein kurzer stämmiger Mann in einen ungeheuern Mantel gehüllt, und geführt von einem Knaben mit einer Fackel, welche der heftige Wind jeden Augenblick auszulöschen drohte, mühsam durch den großen Wald von St. Mandè!

„Weißt Du gewiß den Weg, Bube?" stöhnte der Mann mit matter Stimme, welche hinlänglich anzeigte, wie wenig seine Beleibtheit

dieſe Art ſtolpernder Bewegung liebte, welcher ſeine Beine ſeinen anſehnlichen Bauch zwiſchen den Steinen und Baumſtämmen ausgeſetzt hatten. „Weißt Du gewiß den Weg? Jeſus Chriſtus ſtehe mir bei. Ich möchte um Alles in der Welt nicht hier den Weg verlieren.“

„O, ich kenne ihn ſehr genau,“ verſetzte der Knabe in hohem Diskant. „Ich komme alle Tage hieher, um den heiligen Eremiten zu bitten, für meine neunzigjährige Großmutter zu beten, welche die Waſſerſucht hat.“

„Lieber ſollteſt Du Gott bitten, ſie hinwegzunehmen, als ſie hier zu laſſen!“ antwortete ſein Begleiter. „'S iſt doch eine thörigte Botſchaft!“ ſagte er verdrießlich zu ſich ſelbſt, indem er ſich von einem hartnäckigen Dornenzweig loszumachen ſuchte, welcher ſich zärtlich an den Saum ſeines Kleides gehangen hatte, und ſich feierlich nachſchleppen ließ. „Nicht grade die Botſchaft an und für ſich, welche heilig, gerecht und nützlich iſt; aber die Nachtwandrung. — Gib acht, Bube; der Wind wird Dir die Fackel ausblaſen, wenn Du ſo damit hin und her fährſt! — Aber was ſollte ich anfangen?

Der Kanonicus vom Stift der heil. Bertha hat Recht; wenn ich bei Tage hinginge, würden die Leute ſagen, ich könne meine Diözeſe nicht allein regieren. — Habe ich es Dir nicht vorher geſagt, thörigter Bube? — Was ſollen wir jetzt anfangen?" fuhr er fort, indem er ſeine Stimme in den höchſten Ton des Schreckens und der Verdrießlichkeit hinaufſchraubte; denn ein heftiger Windſtoß hatte die Fackel, welche eine zeitlang ſehr unſicher geflackert hatte, gänzlich ausgeblaſen.

„Oh, ich finde den Weg auch im Finſtern," verſetzte dieſelbe kindiſche Stimme. „Ich will Euch ſchon richtig führen, beau Sire."

„Ja, ja, Einfalt," ſagte der andere; „aber ich liebe die Wälder bei Nacht nicht; und dieſer ſteht noch dazu in üblem Geruche; es ſoll mehr als Ein böſer Geiſt drin hauſen. Der Herr ſey uns gnädig! Satan iſt mächtig in dieſen Stunden der Finſterniß. Und dann gibt es noch allerlei Gefahren." — Hier ſtolperte er über einen langen, quer über den Fußſteig liegenden Ulmzweig, und würde ſicher der Länge nach hingefallen ſeyn, wenn nicht die

Schulter seines kleinen Führers ihm glücklicherweise in den Weg gekommen wäre. „Verflucht sey der Zweig!" schrie er; „Verflucht sey er über der Erde und unter der Erde! verflucht sey er in diesem Leben und in alle Ewigkeit, Amen! Der Herr sey mir gnädig, ich Sünder wiederhole das Anathema. Es will mir gar nicht aus dem Kopfe dieses Anathema. Verflucht sey es! Knabe, ist es noch weit? — Hörst Du nicht etwas?" fügte er plötzlich hinzu.

„Ich höre den Wind rauschen," versetzte das Kind, „weiter nichts. Ihr Leute, die Ihr nicht nahe bei Wäldern lebt, wißt nicht, was für Töne er manchmal hervorbringt."

„Böse Geister, Knabe, böse Geister," rief der andre. „Böse Geister, sage ich Dir, die in ihrer Bosheit aufschreien. Aber ich höre etwas rascheln, als wenn es ein wildes Thier wäre. Horch, horch!" und zugleich erfaßte er den Arm des Knaben, indem er in der Finsterniß, welche mit den wilden Gebilden seiner Phantasie angefüllt war, umherstarrte. „Ne in furore tuo arguas me Domine, neque in ira tua corripias me! Miserere mei,

Domine, quoniam infirmus sum!“ ſchrie er, als die Wolken ſich plötzlich von der Oberfläche des Mondes hinwegzogen, und ſeine hell herab fallenden Strahlen einen Augenblick die weite offene Lichtung des Waldes beſchienen, auf welcher ſich außer ihnen ſelbſt nur noch die alten Grab-Ruinen mit der plumpen Hütte Bernhards des Eremiten vorfanden. „Kyrie eleison! Christe eleison!“ rief er bei dem Erblicken der wohlthätigen Strahlen aus; und indem er vorauslief, um die Hütte des Eremiten zu erreichen, ehe die Wolken wieder Finſterniß über die Oberfläche der Erde bringen würden, klopfte er athemlos und ſtöhnend mit geballter Fauſt an die verſchloſſene Thür. „Auf, auf, Bruder Bernhard, und laßt mich ein!“ ſchrie er laut. „Laß mich ein, ehe der Mond wieder hinter die Wolken geht!“

„Wer biſt Du, der Du mein Gebet unterbrichſt?“ rief die Stimme des Eremiten. „Und warum fürchteſt Du, daß der Mond verſchwinde. Du wirſt um kein Jota weiſer ſeyn, wenn er untergegangen ſeyn wird.“

„Ich bin es, Bruder Bernhard,“ verſetzte

der Wanderer, indem seine Ungeduld den höchsten Grad erreicht hatte. „Ich bin es, sage ich Dir, Dein Freund und Mitarbeiter in diesem armen Weingarten Frankreichs.

„Ich habe keinen Freund, als den Herrn und seine Heiligen!" sagte der Eremit, indem er die Thür öffnete. „Aber was seh ich, Herr Bischof?"

„Pst, pst!" rief der andre, indem er die Hand erhob. „Daß Dich der Knabe nicht hört. Ich komme im Verborgenen — Sachen von größter Wichtigkeit. —"

„Sagt nicht der Text: „„Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird Dir's vergelten öffentlich!"" fragte der Eremit. „Aber was willst Du mit dem Knaben beginnen?" fuhr er fort, indem er ihm die Hand auf's Haupt legte. „Wenn er eben so erschrocken ist, als Du zu seyn scheinst, wird er nicht draußen warten wollen, bis Dein Geschäft mit mir abgemacht ist.

„O, ich fürchte mich nicht; Vater," sagte der Kleine, ich bin im Walde geboren, und im Angesicht Deiner Wohnung wird mir nichts Böses widerfahren."

Gut, armer Knabe, sagte der Eremit, so setz Dich dort vor die Thür, und wenn etwas Dir Schreck einjagt, so stoß sie auf und komm herein."

Der Knabe setzte sich demnach vor die Thür, welche hinter ihm verschlossen wurde, und der Eremit zeigte auf sein Lager von Stroh und Moos zum Sitz für den Bischof.

Der gute Prälat warf sich auf das Moos, und indem er seine Hände auf seine breiten, fetten Knie legte, brachte er nicht wenig Zeit zu, um sich nach der körperlichen Furcht und Anstrengung zu beruhigen, um wiederum zu Athem zu kommen. Der Eremit setzte sich ebenfalls, und wartete in tiefem Schweigen auf die Mittheilung dessen, was ein so ehrwürdiges Haupt der Kirche, wie des Prälaten von Paris, zu einer so unpassenden Stunde in seine Hütte hatte bringen können.

„Der Herr sey mir gnädig!" sagte der Bischof nach langer Pause. „Welchen Gefahren habe ich mich diese Nacht nicht unterzogen, zum Dienst der Kirche und der armen Christenseelen des französischen Volkes, welche nach den Ge-

bräuchen und Ceremonien der Kirche ſchreien, wie die Stämme Iſrael's nach Fleiſch in der Wüſte."

„Wenn aber das Gerücht wahr ſagt," verſetzte der Eremit, ſo braucht Deine Heerde nicht zu ſchreien; „da das Interdict in Deiner Diöceſe noch nicht in Kraft getreten iſt."

„Wahr! Leider nur zu wahr!" verſetzte der Biſchof, indem er glaubte, der Eremit tadle ihn wegen ſeiner Nachläſſigkeit. „Aber was ſollte ich anfangen, Bruder Bernhard? Gott weiß es — geheiligt werde ſein Name! — daß ich die tiefſte und heiligſte Ehrfurcht vor dem Anſehn der geſegneten römiſchen Kirche hege; aber wie ſoll ich es übers Herz bringen, dem armen hungrigen Volke die Speiſe der beſeligenden Religion vor dem Munde wegzunehmen? Außerdem, als ich es gegen den König blos erwähnte, ſchrie er in ſeiner barſchen, wüthenden Weiſe: Bei der Joyeuſe von Karl dem Großen! Biſchof, ſeht Euch vor, was Ihr thut. So lange Ihr gute Speiſen und ſtarke Getränke habt, Ihr Prälaten von Frankreich kümmert Euch um nichts; aber laßt mich kein Wort mehr von

dieſem Interdict hören, oder ich jage Euch Alle aus Euern Pfründen, Lehen und Beſitzungen, und dann mögt Ihr roſigen Wein und leckere Speiſen nehmen, woher Ihr wollt!"

Eine Art boshaften Lächelns ſpielte um die Lippen des Eremiten, als ob er bei ſich Philipps Würdigung des Clerus ſeiner Zeit nicht für ganz falſch hälte; und wirklich war ihre anſtößige Schwelgerei ein nur zu fruchtbares Thema für die Geißel der ſtrengern Moraliſten jener Tage.

„Ueber dieſen Gegenſtand komme ich, mir bei Euch Raths zu erholen, Bruder Bernhard," fuhr er fort. „Ihr habt Euch ſtets als ein weiſer und vernünftiger Mann erwieſen, und Alles was Ihr anempfohlen habt, iſt zum Guten ausgefallen. Jetzt weiß ich in Wahrheit nicht, was ich machen ſoll. Der König iſt wüthend. Seine Liebe gegen Agnes — wenn der liebe Gott ſie doch mit ſeinem Segen zu ſich nehmen wollte! — nimmt von Tage zu Tage zu. Er hat ſchon die Hälfte der franzöſiſchen Biſchöfe fortgejagt weil ſie das Interdict ausgeübt haben, und die Länder vieler Barone weggenommen, welche es erlaubt oder dazu auf-

gemuntert haben. Was kann ich thun? Führe ich es ein so jagt er mich ebenfalls fort, und das Volk wird nichts dadurch gewinnen. Thue ich es nicht, so falle ich der schweren Strafe des heiligen Vaters anheim."

„Ihr kennt Eure Schuldigkeit, Vater Bischof, und weit besser, als ich es Euch sagen kann," versetzte der Eremit mit einem, man könnte sagen boshaften Vorsatz, jeden Beistand dem armen Prälaten zu versagen, welcher zwischen seiner Angst vor der römischen Kirche, und der Furcht, seine Diöceſe zu verlieren, sich wie ein Schiff im Sturme abarbeitete.

„Aber hört nur, Bruder Bernhard," sagte der Bischof, „Ihr kennt Johann von Arville, den Kanonikus vom Stift der heil. Bertha; ein feiner scharfsinniger Mann, obgleich still und ruhig, und Einer der jedes Ding weiß, das in der Welt vorgeht, obgleich andächtig und streng in seinen religiösen Uebungen."

„Ich kenne ihn wohl," sagte der Eremit mit einem Tone, als wenn die Eigenschaften des Kanonikus nicht eben bei ihm in hohem Ansehn ständen. „Was soll's mit ihm?"

„Ihr wißt, daß Wilhelm von Albert todt iſt, und daß dieſer Johann jetzt das Haupt des Stiftes der heil. Bertha iſt," verſetzte der Biſchof. „Ferner müßt Ihr wiſſen, daß vor wenigen Tagen der junge Graf von Auvergne mit ſeinem Gefolge nach Paris kam und im Stift der heil. Bertha, deſſen Kirche ihre Gründung theilweiſe ſeinem Vater zu verdanken hat, gaſtlich aufgenommen wurde. Weil das Interdict in ſeinem Lande ſtreng in Ausführung gebracht wird, ſo konnte der Graf dort nicht beichten, und indem er ſehr vernünftiger und gottesfürchtiger Weiſe vorausſieht, daß Jahre hingehen können, ehe er bei der Fortdauer des Interdicts wieder die Tröſtungen der Kirche wird genießen können, ſo beſchloß er, da er nicht wußte, was ſich in der Zeit ereignen konnte — denn das Leben iſt ein gebrechlich Ding, wie Ihr wißt, Vater Bernhard — in die Hände des Kanonikus Johann von Arville ſeine Beichte nieder zu legen. Alsbald kam nun Johann von Arville, der Kanonikus, zu mir und erzählte mir, er beſitze ein großes Geheimniß, welches alle Wunden des Staats zu heilen im Stande wäre."

„Wie?“ rief der Eremit aufſpringend, „er verrieth das Geheimniß des Beichtſtuhls?“

„Nein, nein, Ihr irrt, Vater Bernhard!“ ſagte der Biſchof verdrießlich; „aber in ſeiner ſpätern Unterhaltung mit dem jungen Grafen brachte er aus ihm heraus, daß er dieſe Agnes von Meranien liebe, und daß ſie ihm von ihrem Bruder im gelobten Lande zugeſagt ſey. Ihr Bruder ſey geblieben, und ihr Vater, der nichts von dem Verſprechen gewußt, habe ſie dann dem Könige Philipp gegeben. Jetzt aber habe ihr Vater, der Herzog von Iſtrien, nachdem er erfahren, daß die Ehe nicht gültig ſey, dieſem jungen Grafen von Auvergne, als einem braven Ritter und als dem theuerſten Freunde ſeines Sohnes, aufgetragen, ihr insgeheim in ſeinem Namen den Befehl zu überbringen, den Hof von Frankreich zu verlaſſen, und in ſeinen Schutz zurückzukehren; darauf habe der Graf Leben und Ehre verpfändet, daß, wenn ſie einwillige, er Mittel finden werde, ſie der ganzen Welt zum Trotz zurück nach Iſtrien zu bringen. Dies iſt der Inhalt deſſen, was er dem ehrwürdigen Kanonikus mittheilte, nicht, wie Ihr

meint, unter dem Siegel der Beichte, sondern nach derselben, in verschiedenen Unterredungen.

„Ich verstehe," versetzte der Eremit die Stirne faltend. „Der ehrwürdige Kanonikus hat Sorge getragen, daß der Graf von Auvergne das Geheimniß, welches er ihm in der Beichte mittheilte, nachher ohne ein solches Siegel wiederholte. Glaubt er denn, er könne den Himmel äffen, wie die Menschen, wenn er den Buchstaben statt des Geistes nimmt? und jetzt, glaube ich, leistete er wohl dem Grafen von Auvergne allen möglichen Vorschub, um das unglückliche Weib zu überreden, zurückzukehren, damit nur das Stift der heil. Bertha von der schweren Geißel des Interdicts befreit bliebe; natürlich aber auf Kosten eines Bürgerkrieges zwischen dem mächtigen Grafen von Auvergne, und seinem Lehensherrn Philipp. Es ist ein hübscher Plan guter Bischof, aber er wird nicht gelingen. Agnes liebt Philipp, weigert sich ihn zu verlassen, trägt den Geist eines Helden in einer Weiberbrust, und läßt sich durch solch einen winzigen Plan so leicht bewegen, als der Polarstern durch den Gesang der Nachtigall.

„Ey ey!“ ſagte der Biſchof, indem er ein triumphirendes Lächeln nicht zurückhalten konnte, weil er den Eremiten ertappt hatte. „Ihr wollt ein weiſer Mann ſeyn, und eine einfache Geſchichte nicht bis zu Ende hören. Ueberdieß guter Vater Bernhard ſprecht Ihr zu lieblos von dem Kanonicus der heil. Bertha, welcher ein heiliger und gottesfürchtiger Mann iſt, nur, wie Ihr ſelbſt, auf weltliches Wiſſen etwas zu ſtolz. Hum!“

„Hum!“ antwortete Etwas in der Nähe; wenigſtens ſchien es den furchſamen Ohren des würdigen Prälaten ſo, welcher aufſprang und horchte. „Habt Ihr nichts gehört, Vater Bernhard?“ fragte er mit unterdrückter Stimme. „Habt Ihr kein Geräuſch vernommen? Verflucht ſey er auf der Erde, und unter der — Gott verzeihe mir meine Sünden! —“

„Ich höre den Sturm heulen, und die Bäume krachen, ſonſt nichts;“ verſetzte ruhig der Eremit. „Aber was wollteſt Du ſagen, Vater Biſchof? Wenn ich mich geirrt habe, ſo will ich gern meine Thorheit eingeſtehen. Wir Menſchen ſind ja allzumal Thoren, und ich nicht

der geringsten Einer. Habe ich den Kanonikus der heil. Bertha beleidigt, so will ich meinen Fehler anerkennen. Wir sind ja allzumal Sünder und ich nicht der geringsten Einer. Aber worin habe ich mich jetzt geirrt?"

„Ihr habt Euch ganz und gar geirrt!", versetzte der Prälat, etwas beruhigt, da er keinen Ton mehr vernahm. „Ganz und gar, Bruder Bernhard. Der Kanonikus beabsichtigt nichts von dem, was Ihr meint. Niemand kennt besser das Gemüth der Königin, als er, ihr Beichtvater, und er sieht wohl ein, daß, ehe nicht der König ein Zeichen von Bereitwilligkeit gibt, sich von ihr zu trennen, sie an ihn gefesselt bleiben wird, als wäre sie ein Theil Seiner Selbst; aber er ist auch überzeugt, daß wenn Philipp die geringste Kälte an den Tag legt, im Geringsten nur das Band, welches sie an einander bindet, locker werden läßt, sie glauben wird, er sey seiner Standhaftigkeit müde, und befürchte die Folgen seiner Widersetzlichkeit gegen die römische Kirche, und daß sie alsdann selbst verlangen wird, ihn zu verlassen. Sein Plan ist daher, den König eifersüchtig auf den

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Grafen von Auvergne zu machen, ſo daß er die Königin einigermaßen mit Kälte behandelt. Agnes wird glauben, er bereue ſeinen Widerſtand gegen Unſern heiligen Vater den Pabſt, und wird ihm ſelbſt vorſchlagen, ihn zu verlaſſen. Philipps Eiferſucht wird ihn abhalten, Nein zu ſagen, und der ehrwürdige Kanonikus ſelbſt wird ſie unter hinreichender Bedeckung an den Hof von Iſtrien geleiten, woſelbſt er, wie ich zu Gott hoffe, für den ausgezeichneten Dienſt, welchen er Frankreich leiſtet, belohnt werden mag, wie er es verdient!"

„Hu, hu, hu!" rief eine Stimme von außen, welche durch die, das Fenſter vorſtellende Oeffnung hereinſchallte.

„Miserere mei Domine, secundum multitudinem miserationum tuarum!" rief der Biſchof aus, indem die Roſenröthe ſeiner Wangen, welche in der Sicherheit der Hütte des Eremiten faſt die Farbe der Pimpinelle auf dem Felde angenommen hatte, plötzlich bis zu der Bläſſe derſelben Blume, in einem alten Herbarium verſchwand.

„Es iſt nur eine Eule!" ſagte der Eremit,

und ſeine Augen an den Boden heftend, verſank er in tiefes Nachdenken, ohne ſich um den noch unbezwungenen Schreck des Biſchofs zu bekümmern, welcher, indem er einen Roſenkranz hervorzog, dieſe Pauſe mit Paternoſter's, Ave's, und untermiſchten ſehr gottloſen Flüchen des unvergeßlichen Anathema's ausfüllte, welche in ſeiner Furcht, gleich Gefangenen in einem Volksauflauf, in dem Augenblick, wo die Angſt ſeine Lippen unverſchloſſen hielt, gegen ſeinen Willen hervorbrachen.

„Es iſt ein grauſamer Anſchlag!" ſagte der Eremit zuletzt, „und der, welcher ihn ausgedacht hat, noch grauſamer, da er aus niedriger Gier nach Biſthümern in Deutſchland und nach Credit in Rom ſich kein Gewiſſen macht, die theuerſten Bande des Herzens zu zerreißen. Ihr aber und ich," fügte er hinzu, indem er ſich an den Biſchof wandte, „die wir bei der Sache kein andres Intereſſe haben, als die allgemeine Wohlfahrt des Landes, und die Verhütung eines Bürgerkriegs und eines allgemeinen Aufſtandes der Vaſallen des Königs, welcher bei der Fortdauer des Interdicts nicht aus-

bleiben kann, besonders da seine Hand so schwer auf ihnen ruht; wir aber, sage ich, müssen betrachten, ob wir nicht durch den Kummer, welchen wir durch dieses Mittel auflegen, die ganze Nation vor grenzenlosem Elend bewahren. Wenn Ihr daher zu mir gekommen seyd, Vater Bischof, meine Meinung zu wissen, so halte ich dafür, daß man von diesem Vorschlag des Kanonikus wie von einem, bei weitem dem Geringsten, unter zweien nothwendigen Uebeln Gebrauch machen muß. Dies ist meine Meinung nach meinem besten Gewissen, zugleich aber denke ich um so schlechter von dem Erfinder des Plans, und er wußte es, wie ich von ihm denken würde."

„In der That, das glaube ich selbst," sagte der Bischof, welcher wegen der Nichtwiederholung jener Töne seine Fassung wieder erlangt hatte, „denn er widersetzte sich mir aus allen Kräften, als ich Euch um Rath fragen wollte, und meinte, obgleich die ganze Welt wisse, daß Ihr ein heiliger und weiser Mann seyet — denn wahrhaftig keiner als ein Heiliger darf an solch einem wüsten Platze, mitten unter allen Arten

von böſen Geiſtern wohnen, — verflucht ſeyen ſie auf der Erde, und unter der Erde! — er meinte, wie ich bemerken wollte, daß die Leute glauben würden, wenn ſie mich zu Euch gehen ſehen, ich könne meine Diöceſe nicht ſelbſt regieren und bedürfe Euerer Hülfe. Deshalb bin ich denn bei Nacht gekommen, Gott vergebe mir meine Sünden und ſey mir gnädig! denn wenn je die Sünde des Stolzes und der falſchen Scham beſtraft und mit Furcht und Zittern gebüßt wurden, ſo geſchah es dieſe Nacht!"

Eine ſo freimüthige Beichte verwandelte das boshafte Lächeln, welches ſich über das Geſicht des Eremiten verbreiten wollte, in ein etwas milderes. „Euer Beſuch am Tage, guter Vater Biſchof, ſagte er, würde mich geehrt haben, ohne Euch zu beſchimpfen. Die Welt würde nur geſagt haben, der Biſchof von Paris beſuche den Eremiten von Vincennes, um ſich mit ihm über das Wohl des Volks zu berathen. Aber zur Sache! Wollt Ihr meinen Rath befolgen, ſo legt dieſen Plan dem edlen Ritter und ehrwürdigen Biſchof Guerin vor; denn glaubt mir, es wird nöthig ſeyn, ein ſorgfältiges Au-

ge auf Philipp zu haben, damit wir nicht, wenn seine Leidenschaften einen gefährlichen Gipfel erstiegen haben, gezwungen sind, ihm auf einmal die ganze Wahrheit mitzutheilen. Ich bin entfernt. Ich seyd mit der Sorge um Eure Heerde beschäftigt, und dem Kanonikus darf man nichts vertrauen. Guerin aber ist stets um ihn; und mit Euerm heiligen Eifer und seiner klugen Wachsamkeit, mag dieser Anschlag, wenn er auch das Herz des Königs und seines unglücklichen Weibes bricht, das Königreich vor Blutvergießen, Aufruhr und Bürgerkrieg bewahren, und von dem unseligen Interdict befreien.

Ein lauter Ton, wie das Gekrächze eines Raubvogels, aber so lange anhaltend, daß es unmöglich schien, als könne der Athem eines sterblichen Wesens ihn hervor gebracht haben, durchschnitt die Luft und zog sich zitternd um die Hütte herum. Der Bischof sank auf die Knie, und sein kleiner Führer stieß die Thüre auf, und stürzte herein. „Ich kann draußen nicht länger bleiben," schrie er, „es ist etwas in dem Baume."

„Wo?" fragte der Eremit," indem ſich ſeine ausgemergelte Geſtalt erhob, und ſich mit neuer Kraft anzufüllen ſchien. „Wo iſt das Geſicht? Wäre es der Fürſt der Finſterniß ſelbſt, ich biete ihm Trotz;" und mit feſtem Fuß ſchritt er in die Mondnacht hinaus, ſeine Augen auf die alte, zwiſchen der Schwelle der Hütte und den Grabruinen befindliche, Eiche werfend, deren ſparſame Aeſte ſich weit über den Fußſteig ausbreiteten.

Zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen indeß erblickte er auf einem mächtigen Zweige eine dunkle menſchenähnliche Geſtalt, in der Stellung eines Affen, welche nicht ſobald ihre Augen auf den Eremiten geworfen hatte, als ſie ſonderbarere und abſcheulichere Töne hervorzubringen anfing, als je aus einem menſchlichen Munde gehört wurden, und ſich zu gleicher Zeit mit übermenſchlicher Behendigkeit längs des Zweiges zurück bewegte.

„Hebe Dich weg Satanas! Im Namen Jeſu, deines Ueberwinders, hebe Dich weg!" rief der Eremit, indem er das, an ſeinem Roſenkranz befeſtigte Crucifix, in die Höhe hielt.

„Ha, ha, ha! O seltsam! Das Interdict, das Interdict! O seltsam, seltsam!" ließ sich die Erscheinung vernehmen, indem sie sich zwischen die Zweige gleiten ließ. Darauf brach sie in ein wildes unnatürliches Gelächter aus, welches von tausendfachem Echo wiedergegeben wurde; dann wurde es allmählig schwächer, und verlor sich endlich ganz; während die dunkle Gestalt, von welcher es auszugehen schien, in der Finsterniß der dichten Zweige und Blätter verschwand.

„Auf, Vater Bischof, auf!" rief der Eremit, als er in die Hütte trat. „Der böse Feind ist fort, und eben sein Erscheinen an diesem Orte, den er nie zu betreten wagte, scheint anzuzeigen, daß er unsern Plan fürchtet, und uns gern von dem Versuch, das Interdict aufzuheben, abbringen möchte. Steht auf, guter Vater, und laßt Euch von Euerer Unternehmung nicht zurückschrecken." So sprechend, bückte er sich, um seinen ehrwürdigen Gast in die Höhe zu helfen, welchen er am Fuß des Kreuzes, vor dem seine Lampe brannte, platt auf der Erde ausgestreckt fand.

„Jesus Christus behüte uns, das ist sehr fürchterlich, Bruder Bernhard!“ rief er aus, indem ihm die Zähne klapperten. „Wie könnt Ihr das aushalten, und hier leben, solchen Besuchen ausgesetzt? Das begreife ich nicht; wohl aber, daß eine Woche eines solchen Aufenthalts, mir alles Fleisch von den Knochen zehren würde.

Der Eremit ließ seine Augen mit einem etwas bittern Lächeln von dem runden wohlbeleibten Aeußern des Prälaten, auf seine eigne magere knöcherne Gestalt gleiten. Er gab indeß nicht die Erläuterung welche ihm auf der Zunge saß, sondern erwiederte blos: „Ich bin solchen Besuchen nicht oft ausgesetzt, und wie Ihr seht, flieht der Feind vor mir, sobald ich erscheine.“

„Aber bei alle dem, sage ich Dir, antwortete der Bischof, daß ich eben so gern von dem Thurm des Louvre herabspringe, als daß ich allein durch den Wald mit diesem Buben zu Haus gehe.“

„Fürchtet nichts!“ versetzte der Eremit. „Ich gehe mit Euch. Der Knabe hat eine

Fackel, wie ich sehe. Die Nacht ist jetzt hell, und der Wind hat sich etwas gelegt, so daß der Weg bald zurückgelegt seyn wird.

Gesellschaft von jeder Art würde bei solcher Gelegenheit von dem guten Bischof als eine Segnung des Himmels betrachtet worden seyn, wie viel mehr die eines, wegen seiner Heiligkeit so berühmten Mannes. Indem er sich etwas fester an ihn klammerte, als grade großen Muth verrieth, ließ er sich von ihm durch den Wald führen, während der Knabe mit der wieder angezündeten Fackel zwar etwas, doch aber nicht weit genug, voraus, um sich nicht nahe an die Kutte des Anachoriten anhalten zu können, sie begleitete.

So wanderten sie auf den bald erleuchteten bald beschatteten Windungen des Weges dahin, bis die finstern Dächer des nahe bei Vincennes ruhig im Mondscheine schlummernden Dorfes noch Einmal die Augen des Bischofs entzückte. Hier empfahl der Einsiedler ihn der Leitung Gottes, und wendete seine Schritte wieder nach seiner Hütte zu.

Wollten wir behaupten, daß der Eremit

Bernhard, auf seinem Rückwege, nicht dann und wann einen ängstlichen Blick auf den Wald an beiden Seiten geworfen, oder daß er nicht mit dem Crucifix in der Hand, von Zeit zu Zeit ein Stoßgebet an den Himmel oder seinen Schutzengel gerichtet hätte, würden wir uns Unwahrheiten zu Schulden kommen lassen; aber dennoch schritt er mit Festigkeit vorwärts, und seine erhabenere Haltung schien sich kecklich auf die Begegnung des Feindes des Menschengeschlechts vorzubereiten, um ihn, falls er in körperlicher Gestalt erscheinen sollte, mit allem Muthe eines Christen, und dem ganzen Eifer eines Schwärmers anzugreifen.

Als er seine Hütte erreicht hatte, verschloß er die Thür, und warf sich, die Arme andächtig über die Brust geheftet, vor dem Kreuze nieder, indem er ausrief: „O du mein segensreicher Erlöser, vergib, wenn der Rath, welchen ich diese Nacht gegeben habe, Sünde ist. Laß nicht Schwachheit des Verstandes mir für Bosheit des Herzens zugerechnet werden; sondern, da mein ganzes Bestreben dahin geht, dir zu dienen, und meinen Mitchristen Gutes zu thun,

so gewähre Verzeihung und Ablaß den Fehlern meines Urtheilsvermögens! Wenn aber mein Rath verderblich ist, und du in deinem Zorn zugelassen hast, daß dein überwundener Feind sich mir als Zeichen desselben zeige, so laß mich dich anflehen, O Herr, es so zu wenden, daß der böse Rath keine Wirkung habe, und daß die Leiden meiner Brüder nicht schwer auf meinem Haupte ruhen!"

Zu diesen Herzensergießungen fügte der gute Eremit noch einige regelmäßige Kirchengebete; dann warf er sich beruhigt auf sein Mooslager, und verfiel bald in einen tiefen Schlaf.

Mittlerweile war auch der Tag auf die lichten Stellen des Waldes hereingebrochen, und ungefähr eine engl. Meile von der Wohnung des Eremiten entfernt, glitt mit dem ersten Strahl der Sonne keine geringere Gestalt, als die Gallon des Narren von Einer der alten Eichen zur Erde herab.

„Ha ha ha!" schrie er; „mein Herr hat Befehl gegeben, mich auszuschließen, wenn ich nicht in der Dämmerung zu Hause käme, und nun habe ich ein Geheimniß erfahren, wofür

er ſeine Ohren geben würde, wenn er es gehört hätte. Ha, ha! ha, ha! Ich habe neun und neunzig Gründe es ihm nicht zu ſagen, aber der hundertſte fehlt, und ſo will ich es ihm ſagen. Dann wird er ihren Plan zerſtören, oder ihn dem König und dem Grafen von Auvergne mittheilen, und die andern werden baumeln, wie die Eicheln. Ha! ha! und wir behalten das ſüße, das liebe, das herrliche Interdict. Ich ſah neulich fünf Leichname unbegraben auf dem Kloſterfelde liegen. Ha, ha, ha! ich liebe das Interdict. 'S iſt wie meine Naſe. Es ſchändet das Antlitz des Landes, welches ſonſt ein hübſches Land ſeyn würde. Ha, ha! Es geht nichts über ein Interdict. Meine Naſe iſt mein Interdict. Ha, ha, ha! Aber ich muß de Coucy einen Poſſen ſpielen, weil er mich ausgeſchloſſen hat. Neulich ſpielte ich ihm einen ſchönen, indem ich den alten Julian in den Wald ſchickte, wo er mit deſſen Tochter careſſirte. Ha, ha, ha! ha, ha, ha!" So ſprechend und ſchreiend ſtürzte er vorwärts, und lief ſo ſchnell er konnte auf die entfernte Stadt zu.

V.

Nachdem wir einen kleinen Zeitraum übersprungen, und die Scene etwas verändert haben, finden wir uns, im Monat September, in der Landschaft vor Tourraine wieder, wo der Sommer länger zu dauern scheint, als anderswo, und wo, obgleich die Sichel ihr Werk vollendet hatte, und die braunen Ebenen anzeigten, daß die erste Jugend des Jahres verschwunden sey, ein Lächeln das ganze Land bedeckte, welches uns überreden zu wollen schien, daß die lieblichern Tage im Erdenleben allhier unvergänglich seyen.

Ueber eins der weit ausgedehnten Felder dieses Landes, welche dann und wann mit zerstreuten niedrigen Gebüschen besetzt, sich in sanfter wellenförmiger Linie fortzogen, sah man einen muntern Haufen Reiter daher kommen. Ihre Zahl war gering, aber nichts desto weniger glänzten ihre Waffen in der Morgensonne und tanzten ihre Federbüsche in der Herbstluft in kriegerischer Pracht.

Wirklich war ein Zug Ritter aus jener Zeit ein so schöner Anblick, als die Welt ihn nur immer geben mochte. Die reichste Kleidung war ihnen von den Gesetzen vorbehalten. Scharlach, Pelzwerk und Goldstoffe kamen ihnen nach dem Rechte zu, und mit ihren Bannern und Fähnchen, ihrer polirten Rüstung, ihren gestickten Wappenröcken, und ihnen geputzten Pferden, bildeten sie gleichsam eine bewegliche Masse von lebendem Glanze, wie die jetzige Zeit nicht aufzuführen vermag.

Die Gruppe, von der wir sprechen, war mit aller Pracht angethan, welche die Ritterschaft nur entfalten konnte. An ihrer Spitze ritt ein schöner Jüngling, im ersten Aufblühen jugendlicher Kraft. Sein Auge strahlte, seine Wange glühte, und sein Mund lächelte im Uebermaße des Entzückens, bei dem seligen Gefühl, alle Fesseln abgestreift zu haben, und jetzt Herr seiner Selbst, von Rittern, Edlen und Königen unterstützt, die Ehrenvolle Laufbahn der Waffen zu betreten, nicht um nach einem gewöhnlichen Kampfpreise gewöhnlicher Menschen zu ringen, sondern nach Kronen und Königreichen.

Arthur von Plantagenet hatte den Helm noch auf dem Haupte, als ob das ungewohnte Gewicht dieſes ehrenvollen Waffenſtücks ihm eher zur Luſt als zur Laſt gereiche. Er hatte das Viſier heraufgezogen, und ſein offenes Geſicht ſprach nichts als Hoffnung und Begeiſterung aus.

Seine Waffen waren mit Gold ausgelegt, und über den Schultern trug er einen prächtigen Waffenrock, welchen die ſchönen Hände der liebenswürdigen Agnes von Meranien verfertigt hatten.

Zur Rechten des Prinzen ritt mit unbewaffnetem Haupte Guy de Coucy. Er trug blos ein grünes Sammtbarett, vorn mit einem Edelſtein und einer weißen Reiherfeder geſchmückt, welche ihm von dem König bei ſeiner Ankunft in Paris überreicht wurden. Er ritt nicht ſein Schlachtroß, welches, wie wir bei unſerm erſten Zuſammentreffen mit ihm bemerkten, von einem Knappen nachgeführt wurde, ſondern einen der beiden arabiſchen Renner, welche er aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte. Sein furchtbar langes Schwert, deſſen Spitze ihm bis an die

Ferse reichte, und dessen Griff fast seine Schulter berührte, hing ihm zur Seite; und obgleich seine gewichtige Keule und Streitart an dem Sattel des Schlachtrosses befestigt waren, so hatte er doch auch jetzt eine etwas kleinere Art bei sich. Die Panzerhandschuhe hatte er angezogen; seine Knappen folgten ihm auf dem Fuße. Diese und noch andre Zeichen der Art ließen muthmaßen, daß die Straße, welche er jetzt bereis'te, einem feindlichen Ueberfall weit wahrscheinlicher ausgesetzt war, als jene, worauf wir ihn in Auvergne erblickten.

An des Prinzen linker Hand ritt, vollständig gerüstet, der berühmte Krieger und Troubadour, dessen Lieder und Thaten bis auf unsre Zeiten herabgekommen sind. Savary de Mauléon. Auch sein Helm wurde von einem Knappen ihm nachgetragen. Außerdem war er vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet.

Von ihm müssen wir einen Umstand anführen, welcher, so sonderbar er scheint, nichts desto weniger wahr ist, und die fast närrische Liebe jenes Zeitalters für Gesang ins hellste Licht stellt.

Zwiſchen ihm und den Knappen, welche ſeinen Helm trugen, und ſein Schlachtroß führten, ritt ein zierlicher ſchöner Knabe auf einem leichten Limouſiner Zelter, welcher mit allem nur denkbaren Putz behangen war. Statt des Schildes oder der Lanze trug er eine Art kleiner Harfe, genau wie diejenige, mit welcher die Bildhauer der damaligen Zeit auf den reichen Pauken in den Thürgängen mancher gothiſchen Kirche den König David oder verſchiedene Engel darſtellten. Dies Inſtrument war indeß nicht gänzlich dem Blick blosgeſtellt, ſondern mit einem Schleier von dünner Silbergaze bedeckt. Da man den Schild zuweilen mit einem gleichen Ueberzuge verſah, ſo konnte ein Vorübergehender leicht veranlaßt werden, einen ſolchen, von neuer und beſonderer Geſtalt, unter dieſer Hülle zu vermuthen.

Unmittelbar auf dieſe Erſten des Zuges folgten ihre Knappen, und in einer geringen Entfernung ein unregelmäßiger Haufe Ritter von geringerem Anſehen, mehrentheils Vaſallen von Savary de Maulèon, oder Freunde deſſelben, oder andere, welche aus Abneigung gegen König

Johann, zu der wachsenden Partei seines Neffen übergegangen waren. Auch diese waren gut bewaffnet, und obgleich sie eine Zeitlang außer Reih' und Glied ritten, so bedurfte es doch nur Eines Worts ihrer Anführer, um sie in Eine Linie oder Hecke, wie man es nannte, zu bringen, wo sie mit ihren langen Lanzen, ihren bepanzerten Pferden, und ihren undurchdringlichen Körpern, eine furchtbare Mauer gegen jeden Angriff gebildet haben würden.

Nach diesen Rittern kam ein Haufe Trabanten. Ihnen folgten wiederum, mit dem Anschein einer bei weitem bessern Kriegszucht, und in neuer glänzender Rüstung, zweihundert Brabançois, ihren alten Hauptmann Jodelle an der Spitze. Ihre Pferde waren blos mit einem eisernen Bruststück versehen, um den ersten Stoß der Lanze auszuhalten. Die Reiter selbst trugen einen leichten Küraß, Stahlhaube und Schild, und da sie mehrentheils bald als Bogenschützen zu Pferde, bald gegen Fußvolk gebraucht wurden, so bewiesen sie sich mehrentheils als die nützlichsten Truppen in der Armee.

An der Spitze ihrer Linie ritt Hugo de

Barre, seines Herrn Banner tragend. Gallon der Narr, bewaffnet wie ein Brabançois, nur etwas schwerer, hatte seine Lieblingsmähre mit einem starken schwarzen Rosse vertauscht, und ritt an den Reihen auf und nieder, indem er die Soldaten in beständiger Fröhlichkeit erhielt. Einige von den Brabançois pflegten zwar gegen den Gaukler, wenn er ihnen nahe kam, die Stirn unter ihren Eisenhauben zu runzeln, allein die Mehrzahl lachte über seine Scherze, oder gab sie ihm zurück, und wirklich schien Niemand sich mehr über ihn zu ergötzen, oder in besserer Eintracht mit ihm zu leben, als der Hauptmann Jodelle selbst.

Der ganze Haufe, welcher ungefähr aus fünfhundert Mann bestehen mochte, bewegte sich langsam vorwärts, als ob er nicht sicher sey, bald auf irgend einen versteckten Feind zu stoßen. Die Ebene, durch welche sie zogen, wurde durch nichts unterbrochen, und war platt genug, daß das Auge über ihre ganze Oberfläche hinstreifen konnte; zugleich aber konnte das, hier und dort an den Seiten befindliche Gehölz Tausende verbergen, und grade die

Flachheit der Landschaft hinderte den Blick, sich davon zu überzeugen.

„Grade vor Euch beau Sire," sagte Savary de Maulèon, indem er mit seiner Hand die Richtung bezeichnete, „in der Entfernung von ungefähr drei Stunden Wegs, liegt die berühmte Stadt Tours, und grade jetzt, wenn Ihr über den Wald wegsehet, könnt Ihr einen schwachen Strahl von der Kirche des gesegneten St. Martin auffangen. Seht Ihr dort nicht in den Wolken eine dunkle graue Masse, regelmäßiger und starrer, als irgend sonst ein Baum?"

„Ja, ja! und das ist Tours?" fragte Arthur, in dessen Herzen jeder fremde Gegenstand jene unbeschreibliche Lust erweckte, welche die Jugend gegen alles Neue fühlt, und welche Alles, was sich ihr darbietet, mit tausend glänzenden erborgten Farben wiederstrahlt, aber leider nur zu bald durch die zerstörenden Einflüsse der Wirklichkeit getrübt und gedämpft wird. — Seine fruchtbare Phantasie verband augenblicklich mit dem Bilde der entfernten Stadt einen glänzenden Schwarm von unbestimmten angenehmen Hoffnungen, welche, wie der Kreisel

eines Knaben, auf einen unsichtbaren Punkt gestützt, sich schwindelnd drehen, und bei der geringsten Berührung zu fallen drohen.

„Das ist Tours, beau Sire," versetzte der Ritter; „und ich zweifele nicht, daß Ihr dort an meinen tapfern Landsleuten von Anjou und und Poitou, welche sich einzufinden versprachen, und an andern, welche, ohne es versprochen zu haben, sich einstellen werden, Ritter genug vorfinden werdet, um irgend einen kühnen Streich auszuführen."

Arthur blickte auf de Coucy, unter dessen Vormundschaft Philipp August den unerfahrnen Prinzen gewissermaßen gestellt hatte. „Es sey fern von mir," sagte dieser, mich einer kühnen Maßregel zu widersetzen, welche die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs in sich trägt; aber nach einem allgemeinen Kriegsgrundsatz halte ich dafür, daß bei einem anscheinend langwierigen Kriege, zumal da wir schleunige Verstärkung erwarten, und wo durch Aufschub nichts verloren ist, es vernünftig sey, zu warten, bis wir den ersten Streich mit sicherm Erfolge führen können, um so mehr, da die Person des

Prinzen durch einen raschen Schritt ausgesetzt werden kann."

„Bei dem gesegneten St. Martin! rief Savary de Maulèon. „Ich hätte nicht von Sire de Coucy erwartet, daß er so ängstlichen Aufschub anrathen würde. Das Gerücht hat wieder Einmal, wie gewöhnlich, gelogen, wenn es ihm zu ungestüme Tapferkeit vorwarf."

De Coucy hatte allerdings seinem Character entgegen gesprochen, allein er fühlte in seiner Lage eine Art von Verantwortlichkeit, welche die größte Vorsicht erforderte, um gegen seine natürliche Neigung zu verwegenen Unternehmungen auf der Hut zu seyn. Er beobachtete daher in seiner Erwiederung gegen Savary de Maulèon dieselbe Mäßigung, obgleich es ihm Anstrengung genug kostete, den Geist des Zorns, welcher sich auf seiner Stirn zeigte, nicht in seinem Tone laut werden zu lassen.

„Guillaume Savary de Maulèon," erwiederte er, „in dem gegenwärtigen Falle werde ich dem Prinzen keinen andern Rath ertheilen, als mit jeder Unternehmung zu warten, bis seine Kräfte von der Art seyn werden, daß der

erste Angriff sichern Erfolg verspricht. Was mich selbst anbetrifft, gebe ich Euch die Versicherung, daß, wenn Ihr und ich auf dem Schlachtfelde seyn werden, mein Banner wenigstens so weit als Eures in die Mitte der Feinde dringen wird.

„Kein Haarbreit weiter!" sagte Savary de Maulèon lebhaft, „kein Haarbreit weiter!"

„Wie Gott will," antwortete de Coucy. „Allein wozu das unnütze Streiten! Bis wir Tours erreichen, können wir durchaus nicht wissen, welche Hülfe uns dort erwartet. Finden wir dort hinreichende Unterstützung, um irgend ein Unternehmen von unserer Seite zu rechtfertigen, so werde ich auf keine Weise abrathen; wenn aber nur wenige von unsern Freunden daselbst angekommen sind, so werde ich behaupten, daß, wer den Prinzen zu irgend einem Wagniß räth, brav wie ein Löwe seyn mag, aber seiner eignen Eitelkeit mehr, als dem jungen Arthur, zu dienen sucht."

„Wie so, seiner eignen Eitelkeit, Herr?" fragte Savary de Maulèon, bereit den kleinsten Anlaß zu einer Beleidigung aufzunehmen.

„Wenn er lieber die Intereſſen des Prinzen aufs Spiel ſetzen," verſetzte de Coucy, „als andern einen Theil des Ruhms von ihm gönnen will. Heda, Du," fuhr er fort, indem er ſich an einen ſeiner Knappen wandte, welcher ſogleich heranritt. „Laß Jodelle zwanzig ſeiner Leute nach dem öſtlichen Flügel jenes Gehölzes detachiren, und mir berichten, was dort durch die Bäume ſchimmert. Geh Du ſelbſt mit, und gebrauche Deine Augen!"

Der Knappe gehorchte mit der Eile eines Mannes, welcher gewohnt iſt, einem lebhaften gebieteriſchen Herrn zu dienen, und das kleine Manöuvre, welches der Ritter befohlen hatte, wurde mit einer Genauigkeit, wie er ſie nur wünſchen konnte, ausgeführt. Unterdeß nahm er die Unterhaltung mit Savary de Mauléon wieder auf, welcher abgekühlt durch die Pauſe, und etwas beſänftigt, durch die einigermaßen ſchmeichelhafte Idee, der ihm von de Coucy beigelegten Ruhmbegierde, dem jungen Ritter mit mehr Herzlichkeit als zuvor antwortete. Nach einigen Minuten ſprengten die abgeſchickten Reiter heran, und berichteten, eine ſtarke

Abtheilung zu Pferde, deren Speere de Coucy zuvor über die Bäume hatte hervorragen ſehen, zöge ſich langſam um den Wald herum, indem ſie ihre Richtung auf ſie zu nehme. An hundert Ritter mit völlig angeſchirrten Pferden, und jeder Trupp mit einem Fähnchen, führten den Zug an, und eine große Menge folgte ihnen. Der ganze Haufe, mit den Knappen, Bogenſchützen und Trabanten mögte ſich auf funfzehn hundert belaufen. Ein Banner hätten ſie nicht, aber einer von den Brabançois erklärte, daß er, nach der Geſtalt der Hauberts und den Piken an den Pferdeköpfen zu ſchließen, die Vorderſten für Normänniſche Ritter des Königs Johann halte.

„Meine Lanze und Helm!“ rief de Coucy. „Herr Savary de Maulèon, ich laſſe den Prinzen unter Euerm Schutz, während ich mit meinen Brabançois und Dienern dieſe Herren an der Ecke des Gehölzes zu begrüßen denke. Ihr werdet nicht ſo toll ſeyn, den Prinzen mit vier hundert Mann und vierzig Rittern gegen funfzehn hundert Mann auszuſetzen.“

„Sicherlich nicht, beau Sire, aber ich gehe mit Euch,“ verſetzte Savary de Maulèon.

„Nein, so wahr Ihr ein Ritter seyd," rief de Coucy, indem er seine Hand ergriff, „beschwöre ich Euch, bei dem Prinzen zu bleiben, und seinen Marsch nach Tours zu decken. Nehmt alle Ritter mit Euch, denn Ihr werdet ihrer bedürfen. Ihr seyd gleich weit vom Feinde, wie von der Stadt entfernt, und ich verspreche Euch, daß wenn er binnen einer Viertelstunde jenen Winkel des Gehölzes überschreitet, er über meinen Leichnam seinen Weg nehmen muß. Laßt es so geschehen, im Namen Gottes! Die Ehre bleibt dem, welcher den Prinzen unversehrt nach Tours bringt; ist das nicht genug? Ihr habt den Ehrenposten."

„Und Ihr den der Gefahr," sagte Savary de Mauléon kopfschüttelnd.

„Glaubt das nicht!" sagte de Coucy, dessen Helm unterdeß angeschnallt war. „Sind dies Normänner, so wird es noch für Euch Gefahr und Ehre genug geben, ehe Ihr Tours erreicht;" und indem er seine Lanze ergriff; begab er sich an die Spitze der Brabançois, und sprengte mit ihnen auf das Gehölz los.

Ehe sie indeß den Feind völlig zu Angesicht

bekamen, ritt de Coucy allein so weit vor, um ihn ins Auge fassen zu können, und obgleich ihre Zahl übertrieben worden, so sah er doch, daß der Haufe dem Seinigen zu sehr überlegen war, als um ihn mit wahrscheinlichem Erfolge angreifen zu können. Sein Streben mußte daher dahin gehen, ihn auf seinem Marsche so lange aufzuhalten, als er konnte, um den Prinzen auf seinem Wege nach Tours zu decken. Demgemäß befahl er den Coterel's, sich auszubreiten, damit das Eisen ihrer Lanzen durch die Büsche hindurch schimmern könne, und indem er einige Mal mit der Hand den Nacken seines Pferdes berührte, ließ er es zweimal laut aufwiehern, um die Aufmerksamkeit des Feindes, welcher das Pferdegetrappel der herankommenden Reiter nicht vernommen hatte, auf sich zu lenken.

Die List gelang. Der ganze Trupp machte Halt, und schickte nach kurzer Berathung eine Abtheilung Reiter zum Recognosciren aus, welche, nachdem sie sich der Fronte von de Coucys Partei etwas genähert hatte, augenblicklich zu ihrem Hauptcorps zurückkehrten. „Die Speere

an den Boden!" ſchrie de Coucy, „ergreift den Bogen! jeder lege den Pfeil auf, und die Senne ans Ohr, und empfangt ſie, wenn ſie herankommen, daß ſie ſich im Kreiſe herumdrehen!"

Die Brabançois gehorchten. Jeder legte den Speer ab, warf den Zaum über den Arm, und brachte die Bogenſenne bis ans Ohr, während de Coucy einige Schritte voraus die Bewegungen des Feindes beobachtete. Zu ſeinem Erſtaunen indeß bemerkte er ein halbes Dutzend Ritter, welche, während die Uebrigen zurückblieben, vorausritten, und indem ſie gleich darauf das Banner Hugo's von Luſignan ausbreiteten, auf ihn losſprengten, und mit lauter Stimme: „Artus Anjou!" riefen, mit welchem Geſchrei die Ritter von Anjou ſich zu Arthurs Partei bekannten.

„Halt, halt!" ſchrie de Coucy, indem er mit der Hand den Bogenſchützen winkte. „Es ſind Freunde!" und wirklich fand de Coucy bei ihrer Annäherung, daß ſie zum Schutz des Prinzen, von deſſen Ankunft mit ſehr geringen Kräften ſie Nachricht hatten, aus Tours ge-

kommen waren, während dem Gerücht zufolge, König Johann mit einer beträchtlichen Armee die Grafschaft Maine verwüstete. Der Irrthum klärte sich also auf. Einige Ritter der Normandie, bewogen durch die Gerechtigkeit der Ansprüche Arthurs, oder beleidigt, durch den unmännlichen Leichtsinn, und die feige Niederträchtigkeit Johann's, hatten das Land durchzogen, und waren, nachdem sie sich mit den Truppen des Hugo le Brün und Gottfried von Lusignan vereinigt hatten, unter dem Commando Rural's von Issoudün, Grafen von Eu, gekommen, um dem Souverän, welchen sie anzuerkennen beschlossen hatten, Willkommen und Schutz zu entbieten.

Diese Mittheilungen wurden schneller gemacht als sie hier beschrieben sind; und de Coucy, dessen Banner von den Recognoscirenden erkannt worden, wurde von den versammelten Rittern mit nicht geringen Merkmalen von Achtung und Auszeichnung empfangen. Seine Truppen hatten sich also auf den Rückweg zu begeben, bedurften aber keiner großen Eilfertigkeit, um das Corps, welches sie eben verlassen

hatten, einzuholen; denn Savary de Maulèon hatte Sorge getragen, daß sein Rückzug nicht einer Flucht gleiche, so daß de Coucys Bote, welcher ihm die Aenderung der Dinge mittheilte, ihn noch erreichte als er kaum eine halbe Stunde voraus war.

Das Zusammentreffen der verschiedenen Partheien war für beide Theile erfreulich, und man sprach von nichts, als von schnellem Fortschreiten zu wirksamen energischen Maßregeln. De Coucy schwieg, indem er wohl wußte, daß nach ihrer Ankunft in Tours dieser Gegenstand im Rathe zur Sprache kommen mußte. Er hielt daher seine Meinung bis auf diese Gelegenheit zurück, obgleich er wohl voraus sah, daß seine einzelne Stimme von der Menge übertäubt werden würde, welche vor Ungeduld brannte, einen Weg einzuschlagen, den er unter andern Umständen selbst als der Erste betreten haben würde, den er aber jetzt, da es ein Königreich galt, nicht billigen durfte.

Während dieses an der Spitze des Zuges vorging, folgten die Brabançois, welche jetzt eine bei weitem unbedeutendere Stellung bekom-

men hatten als vorher, wo sie gewissermaßen die ganze Armee des Prinzen ausgemacht hatten, in geringer Entfernung im Nachtrabe. Einige Schritte voraus ritt Jodelle, indem er sich die Miene gab, als habe er keine Gemeinschaft mit seinen Leuten, sondern indem er zuweilen an Hugo de Barre, welcher de Coucys Standarte trug, und mit dem er sehr vertraut geworden war, herauritt, und zuweilen mit Gallon dem Narren scherzte, dessen Aufmerksamkeit er nicht wenig auf sich zu lenken suchte.

„Ha, ha, Herr Jodelle," schrie Gallon der Narr, indem er nahe an ihn heran kam, „ha, ha, unser Herr hat da heute einen hübschen Trupp Gefangene gemacht;" und er zeigte auf die Ritter, welche sich so eben mit ihnen vereinigt hatten. „Und doch," fügte er hinzu, indem er seine Augen mit einem leichten Schielen auf Jodelles Antlitz fallen ließ, „macht unser Herr grade nicht oft Gefangene. Er begnügt sich damit, seinem Feinde die Hirnschale mit der Streitart zu zerschmettern, wie in Auvergne."

Jodelle griff nach dem Schwerte, und murmelte etwas für sich. Gallons Augen waren

indeß, gleich den Körpern in einem Orrery *), einen Augenblick nahe bei einander, und dann durch irgend eine unsichtbare Maschienerie wieder weit auseinander; und ehe Jodelle bestimmen konnte, was ihr erster Ausdruck gewesen sey, schweifte jedes einzeln an der Seite seines Kopfes herum, wo es saß, und hatte das bedeutungsvolle boshafte Schielen einem leeren flachen und nichtssagendem Blicke Platz gemacht.

„O es würde Euerm Herzen wohlgethan haben, Herr Jodelle, fuhr der Gaukler fort, „hättet Ihr gesehen, wie er ihnen die Köpfe spaltete. Ha, ha, ha! O seltsam! Aber was ich sagen wollte," fuhr er fort, „Euer Gewerbe muß recht hübsch und gedeihlich seyn."

„Wir treiben kein Gewerbe, Meister Gallon, versetzte ruhig Jodelle, um seine keineswegs freundschaftlichen Gefühle gegen den Gaukler zu verbergen. Wir treiben kein Gewerbe, sondern eine Profession, die ehrenvolle Profession der Waffen."

---

*) Eine Maschine, welche die Bewegungen der Himmelskörper darstellte. Ihr Erfinder ist der Graf von Orrery. Anmerk. d. Uebers.

„Kein Gewerbe! rief Gallon aus. „Ha, ha, ha! Wenn Ihr mit solcher Waare, als Ihr habt, kein Gewerbe treibt, seyd Ihr nicht gescheid genug, ein Schwein beim Ohr zu halten, oder den Schwanz einer Katze einzuseifen. Wie, kauft und verkauft Ihr nicht?"

„Kaufen und verkaufen!" wiederholte Jodelle bedenklich. Meiner Treue, ich bin heute etwas schwer von Begriffen. Was sollte ich denn kaufen und verkaufen?"

„Gott steh mir bei!" rief Gallon, indem er beide Hände in die Höhe hielt. „Ist es möglich, daß es in der Welt noch einen so dummen Menschen gibt, als ich und mein Herr. Was Ihr kaufen und verkaufen solltet? Nun, welche bessere Waare könnt Ihr dem König Johann verkaufen," fügte er hinzu, indem er sein Pferd an die Seite des Anführers der Brabançois brachte, so daß er von Niemanden außer diesem gehört werden konnte, „als diese fette Heerde Schafe vor Euch, mit dem jungen goldwolligen Widder an der Spitze? und was könnt Ihr besseres kaufen wollen, als weißes englisches Silber, und gelbes englisches Gold?"

Jodelle blickte ihm ins Geſicht, um zu ſehen, ob er irgend eine tiefere Bedeutung darin finden könne, aber alles war eine todte ausdruckloſe Fläche; ſelbſt ſeine Naſe blieb ruhig und ausdruckslos, und man hätte ſolche Worte teufliſcher Bosheit eben ſo gut von einer ſteinernen Mauer erwarten können.

„Aber mein Eid, meine Ehre!" ſagte Jodelle, noch immer auf ihn blickend.

„Euer Eid! ha, ha, ha!" erwiederte Gallon mit krampfhaftem Gelächter. „Eure Ehre! ha, ha, ha! ha, ha, ha!" und indem er ſich auf dem Pferd umherwälzte, als ob er herunterfallen wolle, ſprengte er lachend, kreiſchend und heulend davon, ſo daß in dem ganzen Heer Niemand war, der nicht mit Staunen auf dieſes ſonderbare Weſen geblickt hätte, welches es wagte, die Unterhaltung der Anführer, mit ſolch lärmender Fröhlichkeit zu ſtören.

De Coucy erkannte die Töne wohl, und wandte ſich, um den Hervorbringer derſelben zu ſchelten; allein Arthur, der ſich ſchon zuvor an der Laune des Narren ergötzt hatte, rief ihn, in der Abſicht ſeinen Spaß mit ihm zu treiben, zu ſich.

Gallon fühlte sich eben so behaglich unter Baronen und Fürsten, als unter Bauern und Dienern, und indem er alles, was er eben gesprochen hatte, vergessen zu haben schien, brach er in irgend eine neue Art von Sonderbarkeit aus, welche seinen jetzigen Zuhörern angemessener war.

Jodelle, welcher, für den Erfolg zitternd, sich so weit vergessen hatte, daß er ihm nachgeritten war, um zu horchen, zog sich wiederum, beruhigt durch das so flüchtig geänderte Thema des Gauklers, auf seinen Platz zurück, und so bewegte sich der Zug ruhig gegen Tours.

Während man sich am Abend auf das Bankett des Prinzen vorbereitete, wurde der Platz an de Coucys Seite durch Gallon den Narren ausgefüllt, welcher in einer etwas vernünftigern Laune, als gewöhnlich, seinen Herrn mit verschiedenen Anecdoten und Erzählungen unterhielt, die in der That bei weitem nicht so unzusammenhängend und entstellt waren, als sie sonst zu seyn pflegten. Die letzte betraf dasjenige, was er vor der Hütte des Eremiten, in der Nacht vor der Abreise Arthurs von Paris, ge-

hört hatte, und bewegte de Coucy, sogleich einige Worte zu schreiben, und in die Hände eines Pagen zu überantworten, welchem er auf Tod und Leben zu reiten, und dem Grafen Auvergne den Brief zu übergeben befahl, wo er ihn fände, sey es auch in Gegenwart des Königs.

Die Müdigkeit der Pferde verhinderte den Pagen, noch diese Nacht aufzubrechen, aber bei Tagesanbruch war er im Sattel, und trat seine Reise an, welche wir späterhin noch Gelegenheit haben werden, umständlicher zu erwähnen.

VI.

Nach einer langen Berathung mit de Coucy, beschloß Arthur Plantagenet am andern Morgen nach ihrer Ankunft in Tours, zur Haltung seines ersten Kriegsraths zu schreiten. Versehen mit tausend körperlichen und geistigen Vorzügen besaß Arthur noch jene jugendliche Unschlüssigkeit des Characters, jene Leichtigkeit des Hingebens, welche den Jüngling so oft zu Handlungen verleitet, die der Mann bitter bereut.

Arthur betrat das Rathszimmer im Palaste des Bischofs von Tours, fest entschlossen, dem vernünftigern Plane, die gehofften Verstärkungen zu erwarten, anzuhangen. Er nahm seinen Sitz mit der stolzen Würde eines Plantagenet ein, und obgleich sein jugendliches Aeußere fast mehr dem eines Mädchen, als eines Mannes glich, und obgleich seine Stirn nur mit der herzoglichen Krone von Bretagne geziert war, so war er doch in Haltung und Ausdruck jeder Zoll ein König. Tiefes Stillschwei-

gen herrschte unter den Rittern einen Augenblick nach seinem Eintritte, während er wenige Worte an den Bischof richtete, welcher zur Rechten seines Thrones stand. Dann wandte er sich gegen die Versammlung, und mit etwas höherm Roth der Wangen, aber mit deutlicher, sicherer Stimme sprach er:

„Edle Herrn, deren Tapferkeit und Weisheit Anjou und Poitou einen berühmten Namen in der ganzen Welt zu verdanken haben! An Jahren und an Verstand, an kriegerischer Erfahrung und an weisem Scharfsinn Euch nachstehend, komme ich, bei Euch Rath und Unterweisung zu suchen, um das große Werk, welches ich unternommen habe, zu Ende zu führen. Wir sind hier unsrer nicht viel über hundert Ritter, und unsre ganze Macht beläuft sich nicht auf zweitausend Mann, während Johann mein thronräuberischer Oheim, sich mit einer zehnmal größern Zahl von Bewaffneten, und mit vollen zwei tausend tapfern und berühmten Rittern, wenige Tagereisen von Uns, befindet. Um dieses Mißverhältniß auszugleichen, hat König Philipp, mein edler und gütiger Waffen-

pathe, mir den Hervey von Donpy, Grafen von Nevers mit dem Zunamen der Unerschrokkene, den tapfern Hugo von Dampierre mit allen Rittern von Berri, und Imbert, Baron von Beaujeur, mit manchem edlen Baron von dem andern Ufer der Loire, zu Bundesgenossen gegeben. Diese Ritter kommen heute zu Orleans an, und werden in drei Tagen bei uns seyn. Zugleich sendet mir mein jederzeit so treues Herzogthum Bretagne fünfhundert tapfere Ritter und vier tausend Bewaffnete, welche spätestens morgen in Nantes eintreffen werden. Daher scheint es mir, wenn nicht Ihr, deren Weisheit und Erfahrung die meinige weit übertreffen, anderer Meinung seyd, der vernünftigste Plan zu seyn, wenigstens vier Tage hier zu bleiben. Ein kurzer Aufschub trägt oft die schönsten Früchte, und ein Weiser des Alterthums sagt, nicht gegen die gegenwärtigen Uebel, sondern gegen die zukünftigen hätten wir zu kämpfen. Laßt uns daher bedenken, daß, obgleich beim Himmel Niemand, weder alt noch jung, im offnen Kriege seine Person mehr aussetzen wird, als ich, oder sich weniger um das

Leben kümmert, wenn es, getrennt von Ehre gelebt werden muß, als ich, daß es allein meine Person iſt, welche mein Oheim verfolgt, weil ich die Herausgabe meines Königreiches, und die Freilaſſung meiner gefangen gehaltenen Schweſter*) verlange. Ihr Alle kennt ſeine Grauſamkeit, und ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß ich lieber wollte, ein jeder von Euch tauchte ſeinen Dolch in meine Bruſt, als daß er mich in die Hände meines blutigen und unnatürlichen Verwandten fallen ließe."

„Briefe, welche ich geſtern Abend vom guten König Philipp empfing, benachrichtigen mich, daß Johann die Citadelle von Dol angegriffen, und deren Beſatzung nach der Uebergabe hat hinrichten laſſen; die Soldaten durchs Schwert, die Ritter ans Kreuz genagelt. Der König verſichert mich auch, daß der Uſurpator mit aller Schnelligkeit hieher eile, und räth mir

*) Eleonore Plantagenet, welche bis an ihren Tod gefangen gehalten wurde, um jede Möglichkeit zu Erben, die von Gottfried Plantagenet, Johanns älterem Bruder, abſtammten, abzuſchneiden.

A. d. V.

lieber zu vorsichtig, als zu ungestüm zu verfahren, und die Ankunft der Verstärkung abzuwarten, wodurch ich eine Macht von funfzehn hundert Rittern und dreißig tausend Soldaten, bekommen würde."

Arthur hielt ein, und Savary de Maulèon antwortete sogleich; „laßt Euch durch den Rath keines Menschen beunruhigen, beau Sire. Der Feige zögert, der Tapfere muß handeln. Johann marschiert gegen uns. Laßt ihn kommen; es soll uns Vergnügen machen, wenn wir Einmal ein Zeichen von Muth an ihm entdecken; aber nein, beau Sire, er kommt nicht. Feig, wie er ist, vermeidet er stets den Anblick der Waffen, und der Geist des Fürsten lebt in dem einzelnen Soldaten. Uns ziemt schnelles und entscheidendes Handeln, und laßt uns, ehe der schwache, verrätherische Usurpator Einmal weiß, daß wir im Felde sind, einen kühnen Streich ausführen; das wird sein furchtsames Herz mit panischem Schrecken erfüllen. Seine böse Mutter, Eleonore von Aquitanien hat sich grade in dem Schlosse der Stadt Mirebeau verschanzt. Die Besatzung ist nicht groß, obgleich unter

Commando des Grafen von Salisbury, Wilhelm mit dem langen Schwerte. Laßt uns schnell dorthin eilen, und das Schloß bestürmen, und ehe Johann Einmal Nachricht von unsern Bewegungen haben wird, ist seine Mutter, welche ihn wenigstens zu der Hälfte seiner Schandthaten angeregt hat, in unsrer Gewalt; und selbst wenn das Schloß sich hält, so können unsere Verstärkungen sich dort so gut mit uns verbinden, als hier, und dann ist der Erfolg gewiß.

Die Menge der Stimmen, welche diesem Vorschlag beistimmten, verschlang jeden Einwurf, und obgleich de Coucy nur auf Einen Tag Aufschub bestand, um die Ankunft seiner eigenen Hülfstruppen zu erwarten, welche im Namen des Königs von den Ländern des Grafen von Tankerville ausgehoben waren, und welche allein ihre gegenwärtige Zahl verdoppelt haben würden, so wurde doch sein Vorschlag abgelehnt. Arthur gab dem Strome nach, und von dem Feuer der Poiteviner angesteckt, glänzten seine Augen bei dem Gedanken, Mirebeau zu überfallen, und jene schlechte Königin gefangen zu halten, welche seine Mutter mit bestän-

digen Verfolgungen gequält hatte, und gegen ihren eignen Sohn, seinen Vater, eine so böse Stiefmutter gewesen war.

De Coucy sah, daß fernerer Widerstand vergebens sey, und strengte alle Kräfte seines Gemüthes an, um dem Plane, obgleich er ihn mißbilligte, das Gelingen zu sichern.

Die Ritter und Barone von Poitou hatten sich billigerweise gewundert, daß ein junger Kriger, welcher seine größte Berühmtheit durch seinen ungestümen Muth erlangt hatte, plötzlich Vorsicht und Aufschub anrathen konnte; allein de Coucy war nur ungestüm, wenn es seine eigne Person galt, indem er dafür hielt, daß ein Ritter nie sein und seiner Begleiter Leben in Erwägung ziehen müsse; zugleich aber sah er ein, daß er jetzt alle seine Gedanken und seine ganze Klugheit aufbieten müsse, um das vorhabende Unternehmen glücklich zu Ende zu bringen.

So wenig wie er persönliche Furcht kannte, konnte er begreifen, wie jemand bei einer Unternehmung an die Gefahr denken konnte, welche dasselbe nothwendig mit sich bringen mußte; und

so richteten sich, bei der Vorstellung einer bevorstehenden Schlacht, alle Kräfte seines Geistes auf die Besiegung der Feinde, und seine Sorge für seine Person war nur Mittel zum Zweck.

Hatten die Ritter sich über die frühere Abgeneigtheit de Coucys gegen die Unternehmung gewundert, so war dies jetzt bei weitem mehr der Fall, als sie seine energische Thätigkeit sahen, welche durch die Umstände erfordert wurde.

Er wurde plötzlich die Seele ihrer Unternehmung; sein Auge war überall; sein lebendiger umfassender Geist schien allenthalben um und neben ihnen zu wirken. Verlangte ein Theil ihrer schlecht verbundenen Macht Belehrung, de Coucy gab sie; wünschte jemand Aufschlüsse über das vor ihnen liegende Land, de Coucy hatte sich mit demselben bekannt gemacht. Sollte eine Bewegung von einem Truppencorps ausgeführt werden, so geschah es unter de Coucys Leitung; sollten Vorräthe zur Unterstützung der Armee herbeigebracht werden, so überzeugte sich de Coucy, so weit die Kürze der Zeit es erlaubte, daß die diesfallsigen Aufträge

pünktlich ausgeführt wurden. Er hatte zwar Aufschub angerathen, aber sobald man beschlossen hatte, zu handeln, wandte er die ganze energische Thätigkeit seiner Seele an, um auch mit dem Handeln einen glücklichen Erfolg zu verbinden.

Indem er genau mit dem Character und der Brauchbarkeit einer jeden Truppengattung bekannt war, trug er Sorge, daß seine Brabançois zu dem Dienst, für welchen sie am geschicktesten waren, verwendet würden. Niemand war besser zum Recognosciren zu gebrauchen; er zerstreute sie daher, während des Marsches nach Mirebeau über die ganze Fläche des Landes, und ließ durch sie von Allem, was sich umher begab, Kundschaft einziehen.

Zwei Boten Eleonoren's von Aquitanien an ihren Sohn wurden aufgefangen; und aus ihren Briefen sah man, daß sie von Arthurs Bewegungen schon benachrichtigt war, und Johann ersuchte, ihr zu Hülfe zu eilen, indem sie ihm meldete, daß, obgleich das Schloß fast nicht zu nehmen sey, der unvorhergesehene Angriff sie doch verhindert habe, die Besatzung

mit hinreichender Provision, wenigstens für eine langwierige Belagerung, zu versehen.

Solche Nachrichten gingen für de Coucy nicht verloren; und indem er seine Brabançois als Marodoeurs gebrauchte, in welchem Punkte sie gewiß ihre Schuldigkeit thaten, nahm er in der ganzen Landschaft rund herum alle Vorräthe hinweg, zu nicht geringem Nachtheil der Feinde. Gefährlicher wurde dieser Dienst, als sie sich mehr der Stadt näherten, wo die Truppen Wilhelms mit dem langen Schwerte in derselben Absicht herumschwärmten. Der ganze Morgen vor ihrer Ankunft wurde daher mit beständigen heftigen Scharmützeln um eine Heerde Vieh, einen Wagen mit Wein, oder eine Ladung Weizen hingebracht.

Endlich hatte man alle feindlichen Haufen in die Stadt zurückgetrieben, und das Heer Arthurs von Plantagenet lagerte sich vor derselben, indem es sie von allen Seiten einschloß.

Wir müssen noch bemerken, daß ein Ding, welches man damals eine Stadt nannte, es für eine große Ehre halten würde, wollte man es mit einem kleinen englischen Flecken jetziger

Zeit vergleichen, so daß es für eine Armee von zweitausend Mann keine Unmöglichkeit war, eine Stadt und ein Schloß einzuschließen.

Ein Kriegsrath wurde sogleich gehalten, und de Coucy stimmte nicht mehr für Aufschub. Sein Rath war ein unmittelbarer Angriff der Stadt; und obgleich ihm eingeworfen wurde, daß es nur noch vier Stunden Tag seyn würde, so bestand er doch darauf, indem er erklärte, daß, wenn er nur gut unterstützt werde, er vor Dunkelwerden seine Standarte auf dem Marktplatze aufpflanzen wolle. Diejenigen, welche ihm vorher sein Zögern vorgeworfen hatten, wagten jetzt nicht zu widersprechen, und so wurde augenblicklich Befehl zur Stürmung der Mauer gegeben.

Der ganze Raum, welchen die Stadt Mirebeau einnahm, war mit einem starken Vorhang von rauhen Steinen umgeben. In der Entfernung eines Pfeilschusses von einander, standen auf demselben große runde Thürme, so daß jeder Punkt der Mauer, obgleich sie durch keinen Graben geschützt war, nicht nur durch ihre eignen hervorragenden Zinnen, sondern auch durch das Kreuzfeuer der Geschoß-

se von den Thürmen herab, vertheidigt wer-
den konnte. Die Stadt schien reichlich, so-
wohl mit Mannschaft als Kriegsmunition,
versehen zu seyn; denn bei den ersten Vorzei-
chen eines allgemeinen Angriffs füllten sich die
Mauern mit Schleuderern und Bogenschützen.
Zahllose Arbeiter zündeten Feuer an, um Wasser
und Oel zu sieden, oder Körbe mit ungeheuern
Steinen, Holzblöcke und ungelöschten Kalk her-
beizuschleppen, um Alles auf die Köpfe der
Angreifer fallen zu lassen, wenn die Pfeile sie
nicht mehr von den Thoren oder dem Fuß der
Mauer abzuhalten im Stande wären.

Die Vertheidiger der Zinnen schienen haupt-
sächlich aus Bürgern und einigen wenigen Sol-
daten des Schlosses zu bestehen; aber, obgleich
der Bürgersoldat in jenen Tagen nur sehr we-
nig geschätzt wurde, so verfuhren doch diejeni-
gen, welche den Wall besetzt hatten, mit sol-
cher Behendigkeit, daß ihr Eifer bei der Ver-
theidigung nicht bezweifelt werden konnte.

Die Zurüstungen auf Seiten der Belagerer
waren nicht geringer; und Arthur that Alles,
was man nur von einem unerfahrnen Jünglinge

verlangen konnte, um den Anstrengungen seiner unregelmäßigen, und an Gehorsam nicht gewöhnten Truppen, Einheit und Nachdruck zu verleihen. Man muß indeß nicht glauben, daß die Ritter, welche ihn begleiteten, weniger regelmäßig und gehorsam gewesen seyen, als andre ihrer Zeiten und ihres Standes; sondern man muß bedenken, daß die Disciplin unter den Armeen der Ritterschaft ein völlig unbekanntes Ding war, und daß der Einfluß des Feudalsystems im Kriege eben sowohl, oder noch mehr, als im Frieden verspürt wurde. Ein jeder Baron befehligte die Ritter, welche er ins Feld gestellt hatte. Zwar hatte er selbst vom Souverän, oder dem, welcher dessen Person vertrat, Befehle zu erhalten, ob er dieselben aber befolgte oder nicht, hing von tausend Umständen ab, ob nämlich der Monarch selbst in Ansehn stand, ob die gegebenen Befehle unter seinen Augen ausgeführt wurden, und zuletzt, ob sie dem Geschmack oder der besondern Meinung des Empfängers zusagten, oder nicht.

In des Prinzen Angelegenheit glaubte jeder, der ihm folgte, nicht allein das Recht zu ha-

ben, zu befehlen, ſondern auch zu handeln, und Arthur ſelbſt, aus Furcht, daß ſie vor der Ankunft ſeiner Verſtärkungen, welche Philipp mehr unter ſeinen unmittelbaren Oberbefehl geſtellt hatte, abfallen mögten, konnte nur dadurch, daß er ihre eigenen Vorſchläge beſtätigte, den äußerlichen Schein von Autorität aufrecht erhalten.

Der ſtürmiſche Kriegsrath, welcher bei dieſer Gelegenheit gehalten wurde, beſtand aus ſchnell auf einander folgenden Ausrufungen, ungefähr folgenden Inhalts: „Wir müſſen uns in drei Haufen vertheilen! — Jeder Anführer muß ein Thor angreifen. — Hugo le Brün ich halte mich zu Euch. — Wir begeben uns an das Süder Thor. — Ich greife das Hinterthor an. — Wo werdet Ihr angreifen, Sire de Maul-on? — Ich nehme das Hauptthor auf mich; das heißt, wenn der beau Sire Arthur es ſo befehlen wird."

„Allerdings glaube ich, beau Sire, daß dies rathſam ſeyn wird," verſetzte Arthur, „aber vor allen Dingen laßt den Angriff an allen Punkten der Stadt auf Einmal geſchehen.

Laßt uns einander ein Zeichen geben, sobald ein Jeder bereit ist."

„Wahr, sehr wahr, beau Sire, Ihr seyd ein erfahrnerer Krieger als Einer von uns," versetzte Savary de Maulèon. „Sire de Coucy, wo greift Ihr an? Ich sehe Eure Leute sind mit Sturmdächern und Schirmwänden beschäftigt."

„Ich greife jenen Thurm an," antwortete de Coucy, indem er auf einen zeigte, welcher zwar groß und stark, doch älter als die Mauer selbst zu seyn schien.

„Aha, Ihr möchtet Eurem Thurm im Wappen noch einen hinzufügen," sagte Savary de Maulèon, „aber Ihr werdet Euch irren; wir haben keine Leitern. Kommt lieber mit mir an das Thor. Doch wie Ihr wollt. Sire Gottfried von Lusignan eilt schnell mit Eurer Macht an Euern Platz, und wenn Ihr fertig seyd, schießt einen brennenden Pfeil in die Luft. Wo werdet Ihr seyn, Sire Arthur?"

„Wenn der Prinz meinen Rath befolgen will," sagte Hugo le Brün, „so schwärmt er mit seinen Bewaffneten, welche ihm der König

gegeben hat, umher, und hilft wo er es für nöthig findet."

„Oder besetzt jenen Hügel," sagte Gottfried von Lusignan," und ertheilt uns Befehle, nachdem sich die Sache wendet."

Arthur nickte mit dem Kopfe, und alle Ritter ritten nach den verschiedenen Angriffspunkten, welche sie sich selbst erwählt hatten. De Coucy blieb zurück, indem der Thurm, welchen er bezeichnet hatte, dem Platze, wo der Kriegsrath, wenn man ihn anders so nennen kann, gehalten war, grade gegenüber lag.

„Sie möchten gerne meine Theilnahme am Gefecht verhindern," sagte Arthur, indem er sich mit leiser Stimme, als fürchte er, gehört zu werden, an de Coucy wandte. „Aber sie sollen sich geirrt haben. Sire de Coucy, ich ersuche Euch als tapfern und wahrhaftigen Ritter, mir zu erlauben, unter Euerm ehrenwerthen Banner zu fechten."

„Nach Euers Herzens Lust! mein Prinz," versetzte der Ritter. „Beim Himmel, ich möchte Euch nicht um alles in der Welt bei dem edlen Spiele von uns fern halten. Hugo de

Barre, ſitz mit allen Knappen ab, und gehe an die Sturmdächer. Habt Ihr die Beile und Pfähle in Bereitſchaft?"

„Alles in Ordnung, beau Sire!" verſetzte der Knappe. „Beile und eiſerne Stangen die Menge."

„Vorwärts denn!" ſchrie der Ritter, indem er vom Pferde ſprang. „Capitain Jodelle, laßt Eure Leute abſitzen, und uns beim Vorſchreiten unter ihren Pfeilen decken."

„Aber von der andern Seite iſt das Signal noch nicht gegeben," ſagte Arthur. Wollet Ihr nicht lieber ſo lange warten, Sire de Coucy?"

„Wir haben mehr zu thun, als jene," verſetzte der Ritter; „und außerdem, da jene uns verlaſſen haben, werden die Normänner unſern Angriff für einen verſtellten halten, beſonders da wir unſere Anſtrengungen gegen einen Thurm, anſtatt gegen ein Thor richten, und werden uns nicht ſo heftigen Widerſtand entgegen ſetzen, aber ſie ſollen ſich getäuſcht finden. Ich bemerke eine Spalte dort im Fuß der Mauer, welche uns herrlich zu Hülfe kommt. Wartet hier, beau Sire, bis ich zurück komme, dann wollen wir zuſammen hineindringen."

„Ach, Sire de Coucy!“ rief der edle Jüngling aus, „Ihr wollt ohne mich fechten. Hintergeht mich nicht, ich bitte Euch.“

„Bei meiner Ehre, tapferer Prinz,“ sagte de Coucy, indem er seine Hand ergriff, „ich will keinen Streich führen, als gegen steinerne Mauern, wenn Ihr mir nicht zur Seite steht;“ und so schritt er vorwärts, bis an den Platz, wo Hugo de Barre, und drei von seinen Leuten, einen ungeheuern, aus Holz zusammengezimmerten Schirm, grade in der Schußlinie der Mauerbesatzung, emporhielten. Vier andre von des Ritters Leuten standen unter dieser gewichtigen Schutzwehr, und waren mit allen möglichen Werkzeugen zur Unterhöhlung der Mauer, wie auch mit starken Baumpfählen und Reisigbündeln versehen. Sobald de Coucy heran gekommen war, setzte sich die Maschine in Bewegung, und zugleich sandten die heraneilenden Brabançois eine Ladung Pfeile auf die Zinnen des Thurms, welche anscheinend gute Wirkung that. Eine unmittelbare Erwiederung erfolgte von den Wällen herab, und Wurfgeschosse jeder Gattung fielen wie ein dicker Hagelschauer.

Unterdeß ſtand Arthur an der Mauer, und neben ihm zehn bis funfzehn Bewaffnete, welche Philipp ihm als eine Art Leibwache beigegeben hatte. Von hieraus konnte er verſchiedene zum Angriff beſtimmte Punkte überſehen, und die Vorbereitungen verſchiedener Anführer zur Stürmung der ihnen gegenüberſtehenden Thore bemerken. Sein Hauptaugenmerk war indeß auf de Coucy gerichtet, welcher ſchnellen Schrittes, gedeckt von dem ungeheuern hölzernen Schirmdache, von welchem die Pfeile, Bolzen und Steine fruchtlos abprallten, vorwärts eilte. So hatten ſie glücklich den Fuß der Mauer erreicht; aber jetzt wandten die Belagerten furchtbarere Vertheidigungsmittel an, indem ſie mächtige Steine und Baumſtämme herabwälzten, ſo daß die vier Träger mehr als Einmal unter dem Gewicht der Maſſe wankten, und Hugo de Barre ſelbſt auf die Knie ſank.

Dieſer letzte Zufall hatte indeß eine wohlthätige Folge, denn die ſo hervorgebrachte ſchiefe Lage des Daches machte, daß die darauf geworfenen Körper von ſelbſt herunterrollten, und der Knappe ſich mit leichter Mühe wieder erh-

ben konnte. Zugleich that die Truppe Jodelle's ihren Dienst wie brave Soldaten. Es war vergebens, daß die Vertheidiger des Thurmes nach neuen Mitteln schrien, um die Belagerer zu zerschmettern. Niemand konnte sich einen Augenblick lang auf den Wällen zeigen, ohne daß ihn der Pfeil eines Brabançois niederwarf, oder wenigstens gegen seine Rüstung rasselte; und so ging das Herbeischaffen neuer Materialien nur langsam und unterbrochen vor sich. De Coucy und seine Knappen arbeiteten unterdeß unabläßig an der Unterhöhlung des Thurms. Ein breiter Riß, mit welchem die sicher höhlende Hand der Zeit den Fuß der Mauer unterminirt hatte, erleichterte ihnen ihre Absicht sehr, und mit jedem gutgezielten und kräftigen Hiebe, welchen de Coucy gegen den bindenden Mörtel führte, rollte ein großes Stück Mauerwerk hinweg, und hinterließ einen weiten Bruch im Fußgestelle des Thurmes.

In diesem Augenblick wurde von der andern Seite der Stadt, durch einen mit brennendem Werg umwickelten, grade in die Luft abgeschossenen, Pfeil, das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben, und sogleich erklang das Feld von dem

vermischten Geschrei der Angreifer und Vertheidiger. Arthur konnte dem Verlangen nicht widerstehen, umherzureiten, und die Fortschritte der Belagerer an andern Puncten zu beobachten; und begeistert durch den Anblick des, heftiger entbrennenden Kampfes, durch das Schmettern der Trompeten, und durch das Kriegsgeschrei der Kämpfenden, fühlte er das heftigste Verlangen, auch Theil zu nehmen, um wenigstens einen kleinen Theil der Ehre des Tags zu erringen. De Coucy war in dieser Beziehung seine einzige Hoffnung und indem er so schnell wie möglich wieder zurück sprengte, näherte er sich dem Platze, wo der Ritter seine Operationen fortsetzte, so weit, daß vom Walle herab die Pfeile an seine Rüstung schlugen. Sein Herz schlug ihm höher bei dem Gefühl, daß er in der Schlacht sey; aber ein Anblick zog seine Aufmerksamkeit auf sich, welcher sein eignes Fürchten und Hoffen, in der Angst um den edlen Ritter, welcher seinethalben an der Mauer arbeitete, verschlang.

Die Steine, welche von de Coucy und den Seinigen aus der Mauer losgebrochen waren,

hatten am Fuße des Thurmes eine ſo große klaffende Spalte zurückgelaſſen, daß man ihn mit hölzernen Pfählen unterſtützen mußte, damit ſein Einſturz nicht die, welche unter ihm arbeiteten, zerſchmetterte. Dies war eben ins Werk gerichtet, und de Coucy räumte noch mehr vor der Mauer hinweg, als plötzlich ein Ritter, der von dem, was unten vorging, unterrichtet ſeyn mußte, in Begleitung einer Zahl von kräftigen Dienern auf der Mauer erſchien, und eine ungeheuere hölzerne Maſchine, den Krahnen ähnlich, welche beim Auf- und Abladen der Schiffe gebraucht werden, vor ſich her ſchieben ließ. Ein ungeheurer Baumſtamm, welcher an der Spitze mit Eiſen beſchlagen war, hing hoch oben an einem Heber, unmittelbar über der Stelle, wo de Coucy durch das Schirmdach vor den, weniger gefährlichen Geſchoſſen der Belagerten, geſchützt war. Auf ein gegebenes Zeichen des Ritters auf dem Walle, erhob der Heber das furchtbare Werkzeug langſam in die Höhe.

„Seht Euch vor! ſeht Euch vor!“ ſchrieen auf Einmal ſämmtliche Brabançois und Arthurs Trabanten. Aber ehe ihr Geſchrei den Ritter

erreichte, wurde der Heber plötzlich losgelassen, und die gewichtige Holzmasse fiel mit ihrer Eisenspitze auf das Schirmdach, und zerschmetterte es. Hugo de Barre und vier Knappen wurden zu Boden geworfen, aber de Coucy selbst, welcher sich in der Miene befand, die er gegraben hatte, und drei seiner Begleiter; welche nahe an der Mauer standen, blieben unversehrt. Hugo de Barre indeß erhob sich sogleich wieder, nebst dreien seiner Gefährten, alle nur wenig beschädigt. Der Vierte blieb für immer auf dem Platze.

„Zurück Hugo! zurück Ihr alle, zum Prinzen!" rief de Coucy, gib mir die Fackel und zurück!"

Die Knappen gehorchten, und indem sie dem Ritter eine beinahe ausgebrannte Harzfackel übergeben hatten, zogen sie sich unter einem Hagel von Pfeilen, welche mehr als Einmal die leichten Rüstungen der Knappen de Coucy's durchbohrten und Merkmale hinterließen, die bis zum Tode währten, zu den Brabançois zurück. Unterdeß gab es in der Rüstung de Coucy's, der sich an dem Fuß des Thurms hin und her bewegte, nicht Einen Fleck mehr, der

nicht das Ziel eines Pfeils oder Bolzen geweſen wäre; während der Ritter auf dem Walle ſeine Leute alles aufzubieten anfeuerte, um ihn von der Ausführung ſeines Unternehmens abzuhalten.

„Tauſend Kronen, wer ihn niederwirft!“ rief er. „Schurken, ſchleudert Steine auf ihn! Bei Eurem Leben, laßt ihn die Reiſigbündel nicht anzünden, oder Thurm und Stadt ſind verloren! Gieb mir die Armbruſt. So ſprechend, entriß er einem Bogenſchützen ſeine Waffe, legte einen Pfeil darauf, und zielte feſt nach dem Helmviſiere de Coucy's, welcher ein zweites Reiſigbündel herbeitrug und es in die Miene ſtopfte.

Das Geſchoß ſchlug gegen das Viſier, und prallte ab. „Gut getroffen, Wilhelm von Saliſbury,“ rief de Coucy, indem er aufblickte. „Aus alter Liebe, mein alter Waffengefährte, rathe ich Dir, den Thurm zu verlaſſen, denn in drei Minuten liegt er am Boden.“ So ſprechend brachte er ſeine Fackel an verſchiedene Theile der Holzhaufen, welche er in der Spalte zuſammengetragen hatte, und zog ſich langſam

gegen Arthur zurück, während die Pfeile wie ein Hagelschauer auf das feste Dach eines neuen Hauses, auf seine Rüstung niederschlugen.

„Jetzt, mein edler Gebieter, rief er, herunter vom Pferde, und bereitet Euch zum Sturm. Bei der Gnade des Himmels, Ihr sollt der Erste in Mirabeau seyn; denn nach dem Geschrei zu urtheilen, haben die andern die Thore noch nicht gesprengt. Hugo, wenn der Pfeil Dir nicht sehr geschadet hat, so stelle die Leute hinter uns auf. Bei Gott, Wilhelm bleibt, bis der Thurm einstürzen wird. Seht, sie wollen die Flamme mit Wasser löschen, aber es ist umsonst; die Pfeiler haben schon Feuer gefangen. Horch wie sie krachen!"

Während er so sprach, zog sich Wilhelm von Salisbury mit seinen Leuten zurück, da er sah, daß jeder Versuch, das Feuer zu löschen, vergeblich war. Die Flamme verzehrte nach und nach das lose Holz und Reisig, womit de Coucy die Miene angefüllt hatte, und die starken hölzernen Pfeiler, mit denen er die Mauer im Vorschreiten bei seiner Arbeit unterstützt hatte, fingen einer nach dem andern Feuer,

und ſtanden in hellen Flammen. Belagerte und Belagerer beobachteten in athemloſer Erwartung, wie das Feuer den Widerſtand des Holzes zerſtörte. Plötzlich gab einer der Pfeiler nach, aber nur ein kleines Stück erhitzten Mauerwerks folgte. Ein zweiter brach, der Thurm wankte, die übrigen zerknickten unter der Laſt, die fallende Maſſe ſchien in der Luft durch eignes Gleichgewicht zu ſchweben, und wie ein geſtürzter König ſich abzumühen, um noch einen Augenblick länger ſich zu halten, dann ſchoß er nieder und lag, eine rauchende Schutтmaſſe am Boden.

„Vorwärts, vorwärts!“ ſchrie de Coucy, „greift an, ehe ſich der Dampf verzogen hat. Ein Coucy, ein Coucy! St. Michael, St. Michael!“ und im Augenblick darauf ſtand er den Prinzen Arthur zur Seite, mitten in dem Bruche, den der Fall des Thurmes in der Mauer verurſacht hatte, und halb auf dem Damme, welchen die Ruinen gebildet hatten. Sie überſchritten ihn indeß nicht, ohne Widerſtand zu finden, denn Wilhelm mit dem langen Schwerte warf ſich ihnen plötzlich entgegen.

„Voran Prinz Arthur, voran," rief de Coucy, Ihr müßt der Erste seyn. Setzt den Fuß auf mein Knie." So sprechend, bückte er sich, um dem Prinzen eine vor ihnen liegende Mauerruine besteigen zu helfen. Arthur sprang hinauf, das Schwert in der Hand, und, umgeben von den rauchenden Dampf- und Staubwolken der Ruinen kreuzte sich sein Schwert sogleich mit dem seines Oheims, Wilhelm von Salisbury, des natürlichen Bruders seines Vaters. In demselben Augenblick drang de Coucy vor, und schmetterte zwei Normännische Soldaten nieder, welche ihm den Weg vertreten wollten; dann hielt er ein, um nicht den Prinzen einem alten erfahrnen, seinem Gegner bei weitem überlegenen, Krieger zu überlassen.

Fünf Hiebe hin und zurück ließ de Coucy den Prinzen allein das Gefecht ausführen, um seine Sporen zu gewinnen, wie er es bei sich nannte. Der sechste von Wilhelms furchtbaren Schwerte fiel auf Arthurs Schulter, und obgleich der edle Jüngling trotzig ausharrte, und nicht Einmal auf die Knie gebracht war, so zersplitterte doch der Theil seiner Rüstung, auf wel-

chen der Hieb gefallen war, durch die Kraft deſſelben in Stücken. Der Graf erhob ſein Schwert zum zweitenmale, und Arthur etwas verwirrt und betäubt, machte einen ſehr ohnmächtigen Verſuch denſelben zu pariren, ſogleich aber ſtürmte de Coucy dazwiſchen, und fing die Schneide des Schwertes mit ſeinem Schilde auf.

„Brav gefochten mein Prinz," rief er aus, indem er Arthur mit Einem Arm bedeckte, und mit dem andern Wilhelms Hieb erwiederte. „Brav und ritterlich gefochten! Bringt Eure Bewaffneten und die Brabançois herein, und überlaßt dieſen mir. Nun Salisbury, alter Freund, in Paläſtina ſtanden wir einander Schulter gegen Schulter, allein ich habe Dich eben ſo gern Auge gegen Auge. Du biſt ein ehrenvoller Feind. Hier ſteht mein Fuß!"

„Tapferer de Coucy, Du ſollſt bekommen, was Dein Herz wünſcht," rief der Graf, indem er einen ſauſenden Hieb nach dem Nacken des Ritters führte. Aber jetzt hatte er ſeines Gleichen gefunden, und in der That war die Stärke, Geſchicklichkeit, und kaltblütige Ruhe

beider ſo gleich, daß der Kampf, ſo lange er währte, unentſchieden blieb. Hieb auf Hieb, und Schlag auf Schlag folgte mit Blitzesſchnelle. Ihre Waffen ſprühten Feuer, die Büſche wurden von ihren Helmen heruntergeriſſen, die Wappenbilder auf ihren Schildern ausgelöſcht und ihre Wappenröcke zerfetzt wie eines Bettlers Kleid.

Wilhelm von Salisbury wich keinen Schritt, mit welcher ungeſtümen Wuth er auch von de Coucy gedrängt wurde, und nur, als er ſah, daß ſeine Leute durch die Uebermacht der, von Arthur herbeigeführten Bewaffneten und Brabançois, zurückgetrieben wurden, zog auch er ſich einige Schritte zurück, indem er noch fortwährend mächtige Hiebe nach de Coucy führte, welcher, ihm auf dem Fuße nachfolgend, ſein Schlachtgeſchrei ertönen ließ, und ſeine Leute zum Vordringen anfeuerte; während er dann und wann mitten in dem furchtbaren Kampfe, in welchem er ſeinen Gegner ſo wüthend drängte, dieſem ein Wort freundlicher Verwunderung zurief.

„Du biſt ein tapferer Ritter, bei meinet

Seele, Lord Salisbury, doch nimm dieſes zu Abfertigung!" rief er, und ließ das volle Gewicht ſeines Schwertes auf des Grafen Haupt fallen, daß er taumelte.

„Großen Dank!" erwiederte Wilhelm, indem er ſein Gleichgewicht wieder herſtellte, und einen Hieb auf den Helm des Ritters führte, der dem, welchen er empfangen hatte, an Stärke nichts nachgab.

In dieſem Augenblick wichen ſeine Truppen vor den Brabançois, und zugleich eilte vom andern Theil der Stadt ein Haufen Bürger herbei, welche ſchrien: „das Thor iſt verloren, das Thor iſt verloren!"

„Dann iſt es auch die Stadt," ſagte Salisbury kaltblütig. „Blaſ't zum Rückzug!" fuhr er fort, indem er den Kopf leicht gegen einen Knappen wandte, welcher neben ihm ſtand und wartete, bis ſein Herr zu Boden geſtreckt ſeyn würde; denn ſo lange die Kämpfenden das Gefecht allein fortzuſetzen im Stande waren, war es nach den heiligſten Geſetzen der Ritterſchaft einem Dritten verboten, ſich hinein zu miſchen. Während der Knappe, wie ihm gehe-

ßen zum Rückzug blies, fuhr Wilhelm mit dem langen Schwerte noch fort, dem Feinde stets die Spitze zu bieten, und nicht eher als bis seine Leute in vollem Rückzuge gegen das Schloß zu begriffen waren, suchte er selbst zu entkommen, obgleich er den Zweikampf mit de Coucy gewissermaßen nur verließ, um mit einigen der bravsten Soldaten die Uebrigen zu decken. Bald führte er hier einen Streich, bald schlug er einen Brabançois nieder, bald kehrte er auf einen Augenblick zu de Coucy zurück, und bald stürzte er nach seinen Truppen, um die Ordnung unter ihnen herzustellen.

Nachdem die Normänner die Wälle verlassen, und in Unordnung die Straßen der Stadt erreicht hatten, wurden sie von den verschiedenen Abtheilungen der Bürger, welche ebenfalls die Wälle verlassen hatten, und zum Schutz des Schlosses eilten, in immer größere Verwirrung gebracht. Verschiedene Ritter und Bewaffnete zogen sich von dem Thore, welches Savary de Mauléon angegriffen hatten, in die Gassen zurück, während in demselben Augenblick de Coucy auf den Marktplatz stürmte, seine Standarte aus Hugo:

de Barre's Händen riß; und ſie mitten in der Fontaine der Stadt aufpflanzte.

Die Flucht der Ritter bewies dem Grafen Salisbury deutlich genug, daß das Thor, zu deſſen Vertheidigung ſie angeſtellt worden, geſprengt ſey, und ſeine einzige Sorge war nun, ſeine Leute ſo ſchnell und ſicher wie möglich in die Mauern des Schloſſes zu bringen. Dies war nicht ſchwer; denn obgleich de Coucy und Arthur noch ſeinen Nachtrab mit ihren Bewaffneten und den Brabançois verfolgten, ſo hatte doch die Mehrzahl der Letztern, ihren natürlichen Neigungen nachgebend, ſich zerſtreut, um ihren alten Beruf des Plünderns zu erfüllen.

Eine ergreifende Scene bot ſich an den Thoren des Schloſſes dar. Eine Menge von Bürgern hatte ſich daſelbſt zur Sicherheit mit ihren Weibern und Kindern verſammelt; aber Eléonore befahl mit der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit der Beſatzung, ſie mit Pfeilen zu vertreiben, und bei Todesſtrafe niemand ins Schloß zu laſſen. Ihre ausgeſtreckten Hände, ihr herzzerſchneidendes Geſchrei, alles war umſonſt, die Königin war unerbittlich, und mehr als Eins

der armen Geschöpfe, welches sich der Brückenschanze zu nähern wagte, wurde von Pfeilen verwundet. Als indeß Salisbury mit seinen Soldaten ankam, machte die Menge, durch das unaufhaltsame Vordringen ihrer Verfolger zur Verzweiflung getrieben, einen allgemeinen Versuch, um mit ihm einzudringen, so daß die Soldaten nur, indem sie gegen die Bürger und selbst gegen Weiber ihr Schwert gebrauchten, sich einen Weg bahnen konnten.

Salisbury war der Letzte; und als er im Begriff war, hineinzugehen, hingen sich zwei Weiber vom höchsten Range an ihn, und baten ihn bei allem, was eines Menschen Herz bewegen kann, ihnen zu erlauben, ihm auf das Schloß zu folgen.

„Ich kann und darf nicht," rief er barsch. dann aber, indem er sich umwandte, schrie er de Coucy, welcher, da er sah, daß jedes fernere Nachsetzen vergeblich sey, etwas langsamer folgte, mit lauter Stimme zu.

„Sire de Coucy, wenn Ihr mich liebt, so beschützt diesen hülflosen Haufen, so weit es angeht. Um unsrer alten Freundschaft willen bitte ich Dich darum."

„Das werde ich, beau Sire," verſetzte de Coucy. „Habe ich Eure Erlaubniß, Sire Arthur?"

„Thut was Ihr wollt theurer Freund und edler Ritter," verſetzte der Prinz. „Könnt Ihr mich wohl um Etwas bitten, was ich nicht gewähren ſollte?"

„Zurück denn!" rief er, indem er mit der Hand den Brabançois winkte, welche auf den zitternden Haufen der Bürger eindrangen. „Zurück, wer dieſes Zeichen überſchreitet, iſt mein Feind!" dieſes ſagend, warf er ſeinen Handſchuh vor der Fronte der Linie auf den Boden.

„Wir wollen uns nicht um unſre Beute prellen laſſen. Die Börſen der Bürger gehören uns!" ſchrien mehrere von den freien Kameraden, und Einer ſprang unmittelbar hinter de Coucy hervor, und überſchritt das feſtgeſetzte Zeichen. In demſelben Augenblick indeß gab ihm der Ritter, ohne hin zu ſehen oder zu unterſuchen, wer es ſey, einen ſolchen Schlag mit dem Griff ſeines Schwerts ins Geſicht, daß er ſich mit blutendem Munde am Boden wälzte. Niemand machte einen zweiten Verſuch, und

„Fodelle, denn er war es, erhob sich langsam, und zog sich schweigend zu seinen Gefährten zurück.

Darauf schritt de Coucy mit dem Prinzen gegen die, die Brückenschanze umgebende Menge vor. Die Soldaten auf den Wällen spannten ihre Bogen, aber die Stimme Salisburys ertönte innerhalb: „Wer einen Pfeil nach ihm schießt, ist des Todes!" De Coucy sagte dem Volke, daß, insofern sie Schonung hofften, sie alles Gold und alle Juwelen für die Soldaten ausliefern müßten, und daß alle diejenigen, welche nicht Clerk's wären, es sich gefallen lassen müßten, gefangen gehalten zu werden, und eine Lösung zu bezahlen, wie sie späterhin durch des Prinzen Gutachten bestimmt werden sollte.

Diese Angelegenheit war bald in Ordnung gebracht, da alle Bürger in ihrer äußersten Furcht schrien: „schont unser Leben, schont die Ehre unsrer Weiber, schont unsre Kinder, und nehmt unser Gold und alles was wir besitzen." Jeder entledigte sich sogleich der Sachen an Werth, welche er bei sich hatte, welches, auf Einen Haufen zusammengebracht, für's Erste

die Raubgier der Soldaten zufriedenſtellte. Dann traf de Coucy Anſtalt, das Leben der Gefangnen zu ſichern, und indem er ſie bei zweien oder dreien unter den Schutz der Trabanten des Prinzen oder ſeiner eigenen Knappen ſtellte, begleitete er den jungen Arthur nach dem Markt-Platze, gefolgt von den Brabançois, welche mit einander hinſichtlich der Austheilung der Beute zankten, und die erlittene Täuſchung ſchon vergeſſen zu haben ſchienen, daß man ihnen nämlich nicht erlaubt hatte, der Plünderung Blutvergießen hinzuzufügen.

Neben de Coucy's Standarte ſtand auf dem Marktplatze Savary de Maulèon, und verſchiedene andere Barone, mit einigen gefangenen Normanniſchen Rittern. Als ſich de Coucy mit dem Prinzen näherte, ſchritt Savary de Maulèon ihnen entgegen, und mit ſeinem hochherzigen Geiſte, welcher einen der glänzendſten Züge in dem Charakter des alten Ritterweſens ausmachte, preßte er den frühern Gegner ſeiner Rathſchläge an ſeine gepanzerte Bruſt, indem er ausrief: „Bei meiner Treu, Sire de Coucy, Du haſt Dein Wort gehalten. Da ſteht Dein Banner

eine Stunde vor Sonnenuntergang, und ich rufe Dich mit Einstimmung aller meiner Gefährten zum Meister des Tages aus."

„Nicht so, tapferer Sire," versetzte de Coucy. „Diese Ehre gebührt von Rechtswegen einem andern, welcher zuerst den Bruch in der Mauer bestieg, welcher zuerst seine Klinge mit dem berüchtigten Wilhelm Grafen von Salisbury maß, und welcher mit Einem Worte der Erste bei allen Unternehmungen des Tages war. Hier steht er," fuhr de Coucy fort, indem er sich gegen den fürstlichen Jüngling wandte, welcher in lieblicher Verwirrung und befriedigtem Stolze erröthend neben ihm stand. „Hier steht er und möge die Einnahme von Mirabeau, nur der Anfang jener glücklichen Unternehmungen seyn, welche ihn Schritt vor Schritt zur Wiedererlangung seiner Besitzungen verhelfen mögen. Trompeter blas't! Lang lebe Arthur, König von England!"

VII.

Grade ſechs Tage nach den, im letzten Kapitel erzählten Begebenheiten, wandelte Guerin, welchen wir ſo oft Gelegenheit hatten, dem Leſer vorzuführen, unter einer Reihe alter Buchen auf und nieder, welche, indem ſie die Gränze des Waldes von Compiègne bildeten, nahe an das Schloß ſtießen, und mit ihren breiten Zweigen ſelbſt über einen Theil des königlichen Gartens hinaus ragten.

Guerin indeß war nicht innerhalb des Gartens. Der Platz, den er zu ſeinem Spaziergange erwählt hatte, war von demſelben durch Paliſaden und durch einen Graben, welcher gegen das Schloß zu mit einer Dornenhecke beſetzt war, getrennt. Ein Ausgang in den Wald fand durch eine kleine Hinterthür und eine kleine hölzerne Zugbrücke ſtatt, allein der Schlüſſel dieſes Thors befand ſich ſtets in den Händen des Königs, ſo daß der Miniſter, um dieſen Theil des Waldes zu erreichen, einen bedeuten-

den Umweg um das Schloß, und selbst durch einen Theil der Stadt, gemacht haben mußte. Seine Absicht bei der Wahl eines so sonderbaren Platzes war wahrscheinlich, einige Augenblicke zum ungestörten Nachdenken zu gewinnen, ohne sich in die düstern Zimmer eines gothischen Schlosses einschließen zu brauchen. Allerdings waren die Gegenstände, welche er im Herzen trug, der Art daß man sie gern in der freien Luft überlegt, wo man Raum hat, die Sache von allen Seiten zu besehen. Widerstreitende Gefühle, Ungewißheit zwischen Recht und Unrecht, Kampf eines natürlich guten und sanften Herzens gegen die Befehle der Politik, dieß waren die Gäste seines Innern. Das Thema welches die Gedanken des Ministers so schmerzlich anfüllte, war die ihm gemachte Mittheilung des guten aber schwachen Bischofs von Paris, in Folge der Unterhaltung mit Bernhard dem Eremiten.

Die Herzen des Königs und der liebenswürdigen Agnes auseinander zu reißen, ihnen einen so unglücklichen Zwietrachtapfel, als den der Eifersucht in den Weg zu werfen, zumal da er

bei ſich überzeugt war, daß Agneſens Liebe gegen ihren Gemahl ſo feſt wie der Diamant ſey, war ein Staatsſtreich, für den das Gemüth Guerin's kaum geſchaffen war; und doch konnte das Elend, welches das Interdict ſchon gebracht hatte, und das tauſendfach größere, welches es noch bringen konnte, einzig durch ſolch einen Schritt abgewendet werden. An hundert Stellen des Königreichs war das Volk in offenbarem Aufruhr. Die Barone vereinigten ſich, um den König zur Unterwerfung zu vermögen, oder ihn abzuſetzen; und Zerſtörung Elend und Untergang ſchienen Frankreich von allen Seiten zu bedrohen. Der vom Biſchof vom Stift der heiligen Bertha angegebene Plan konnte den Sturm wohl abwenden, und dennoch hätte Guerin lieber ſeine Hand abſchlagen laſſen, als ihn in Ausführung zu bringen.

Solches waren die Gedanken und widerſprechenden Gefühle, welche ſich in ſeiner Bruſt bekämpften, während er vor den Paliſaden des Gartens langſam auf und nieder wandelte; und doch zeigte ſich in ſeinem Geſichte nichts, als tiefes ruhiges Nachdenken. Er gehörte nicht zu

denen, deren Züge oder Bewegungen die Vorgänge in ihrem Gemüthe verrathen. Nichts von wilden Blicken, von abgebrochenen Ausrufungen, noch vor sich hin gesprochenen Phrasen; seine körperlichen Gefühle waren zu solchen Gesticulationen nicht erregbar genug, und die strengen Gewohnheiten seines zurückgezogenen Lebens hatten seinen Zügen eine Art Härte mitgetheilt, welche sie bei allen gewöhnlichen Begebenheiten ohne Mühe so unbeweglich, wie die einer Statue machten.

Ein Page war ihm gefolgt, und trug sein Schwert, denn Guerin hatte, wie wir früher bemerkt haben, noch lange, nachdem er zum Bischof von Senlis erwählt war, das Kleid eines Hospitaliter-Ritters beibehalten; aber der Knabe, obgleich er die Züge seines Herrn zu beobachten gewohnt war, bemerkte in ihnen nichts, als den gewöhnlichen festen Ernst, und gedankenvollen Tiefsinn.

Während er so rück- und vorwärts schritt, vernahm er im Garten die Stimmen zweier, in einer Unterhaltung begriffener Personen. Zuerst waren die Redenden entfernt, und ihr Gespräch

undeutlich, aber allmählich kamen sie so nahe, daß ihre Worte vollkommen verständlich wurden. Darauf schritten sie wieder vorbei, und die Töne verhallten, während sie ihren Spaziergang um den Garten fortsetzten.

„Die Stimme der Königin," sagte Guerin zu sich selbst, „und wenn ich nicht irre, des Grafen von Auvergne. Er langte gestern Abend auf des Königs eigne Einladung, der schon längst von Gournay zurück erwartet ward, in Compiègne an. Gott gebe, daß er dort nicht unglücklich seyn möge, denn ein Mißlingen im Kriege, und alle seine Barone werden sogleich über ihn herfallen. Ich wollte ich wäre selbst gegangen, denn er ist zuweilen etwas ungestüm. Käme er jetzt zurück, und fände diesen Auvergne bei seiner Gemahlin, so möchte seine Eifersucht vielleicht aus freiem Antriebe entstehen. Aber es steht nicht zu hoffen; da er gestern Abend nicht angekommen ist, wird er auch vor heut Abend nicht hier seyn."

Dies war der Ideengang Guerin's als ein Page, mit einem glänzenden grünen Oberkleid von Seide, herankam, und, sich an des Mini-

flers Begleiter wendend, ihn über den Weg nach dem Schloßgarten befragte.

„Ja, da mußt Du eine Stunde und mehr zurück, und durch die Stadt nach dem großen Schloßthore gehen," versetzte Guerin's Page. „Was hast Du in dem Garten zu suchen?"

„Ich suche den Grafen von Auvergne," versetzte der andre, „in einer Angelegenheit auf Leben und Tod, und man hat mir gesagt, daß er im Garten hinter dem Schlosse, nahe am Walde sey. Verflucht alle die mich angeführt haben!" und so wandte er sich, um seinen Weg zurück durch die Stadt einzuschlagen.

Guerin hatte diese kurze Unterhaltung nicht beachtet, sondern seinen Schritt beschleunigt, um nicht das Gespräch zwischen der Königin und dem Grafen Auvergne anzuhören, welche, wie wir oben gesagt haben, in demselben Augenblick an der andern Seite der Palisaden vorüberschritten, und in der festen Ueberzeugung, von keinem menschlichen Ohr gehört zu werden, ihre Unterhaltung mit lauter Stimme führten. Einige Worte indeß drangen sich, ohne daß er es wollte, seinem Ohre auf.

„Und das war wirklich meines Vaters Befehl und Auftrag?" ſagte Agnes im bekümmerten Tone.

„So iſt es, Madame!" verſetzte der Graf von Auvergne, „und er trug mir ferner auf Euch bei allem, was es zwiſchen Vater und Kind Geheiligtes gibt, zu bitten und zu beſchwören —"

Guerin beſchleunigte, wie wir wiſſen, ſeine Schritte, und ſo entging ihm das was der unglückliche Graf hinzufügte. Hinreichende Zeit war verſchwunden, daß die Sprechenden in dem Garten ſich von dort hatten entfernen, und ihre Richtung gegen das Schloß nehmen können, als das Geräuſch von einem herannahenden Pferde vernommen wurde. Guerin ſchritt bis an das Ende der Allee vor, und erblickte zu ſeinem Erſtaunen den König, welcher in Begleitung von ungefähr einem Dutzend Bewaffneten in aller Eile auf das Schloß zuſprengte.

Ehe er den Platz erreichte, wo Guerin ſtand, ſprang er vom Pferde, und übergab die Zügel einem Knappen. „Ich will durch den Garten," ſagte er, geht Ihr ſo unbemerkt als

möglich den andern Weg zum Schlosse. Ich möchte nicht, daß meine armen Bürger meine Zurückkunft erführen, sonst bestürmen sie mich wegen dieses verdammten Interdicts, mit Bitten und Jammern, welche ich weder gewähren kann, noch anhören will."

Der Knappe übernahm die Zügel und begab sich mit den Uebrigen auf den andern Weg, während Philipp die Stirn gefaltet, und die Augen an den Boden heftend, langsam vorwärts schritt. Er bemerkte seinen Minister nicht, und tiefer Kummer war in jeder Linie seines Gesichts sichtbar. Zweimal stand er still, den Blick noch immer an die Erde gefesselt, ohne Wort oder Bewegung. Man hätte glauben können, daß er ein Stückchen Moos oder eine wilde Blume zu seinen Füßen so emsig betrachte, wenn nicht die gefaltete Stirn, und das starre bewegungslose Auge, so wie das trübe Kopfschütteln, womit die Pause endete, angezeigt hätten, daß in seinem Geiste Gedanken von finsterer und bitterer Art geschäftig wären.

Als er zuletzt still stand, war er nur noch zehn Schritt von Guerin entfernt, und doch sah

er ihn nicht, so sehr waren alle seine Gedanken beschäftigt. Endlich schlug er die Arme auseinander, welche über der Brust zusammen gefaltet waren, und rief aus: „Glücklicher, glücklicher Saladin, Du hast keine Priester, welche sich in Deine häuslichen Angelegenheiten mischen, und deren Freuden zerstören. Beim Himmel Mahomet, ich nehme deinen Glauben an."

Indem er so sprach, erhob er seine Augen, welche sogleich auf die Gestalt des Ministers fielen. „He, Guerin," rief er, „hat das Interdict Dich aus der Stadt vertrieben?"

„Das nicht," versetzte der Minister. „Ich kam hieher, um in Ruhe zu überlegen, was zur Aufhebung desselben gethan werden könne. — Entferne Dich," fuhr er fort zu dem Knaben gewendet. „Geh ins Schloß, und laß mich mit dem Könige allein!"

„Ach Guerin," sagte der König, indem er seine eignen Ideen ganz verfolgte, diese niederträchtigen Barone, diese ungehorsamen Ritter. Nach aller ihrer leeren Begeisterung, nach allen ihren eitlen Großprahlereien, nach allen ihren

lügenhaften Versprechungen, abgefallen, jetzt, im Augenblick der Noth; wie Fliegen durch die Flügel eines Raben von dem todten Aase aufgeschreckt. Und auch die Bischöfe, das gute, heilige, wankelmüthige, verrätherische Lumpengesindel, sich entsetzend von dem bloßen Summen der Flügel des römischen Geiers, verlassen mich mitten in dem Elend, das sie angestiftet haben. Aber bei dem Allmächtigen über mir, sie sollen ihren Verrath büßen! Bischöfe und Barone sollen das Interdict so gut empfinden, als ich. Ihre Verrätherei und Feigheit soll meinen Schatz füllen, und meine Krondomänen anschwellen, und sie sollen merken, daß Philipp es versteht, durch ihre Bestrafung seine Macht zu vergrößern. Gournay ist gefallen, Guerin, ohne daß wir einen Mann verloren haben. Ich ließ die Schleusen durchstechen und überschüttete sie mit dem Wasser ihres eignen künstlichen Sees. Mauern, Thürme und Schanzen fielen vor der heranstürzenden Ueberschwemmung, wie Stroh vor der Sichel. Die halbe Normandie ergab sich ohne Widerstand, und ich hätte vergnügt zurückkehren können, wenn ich

nicht in jeder Stadt, durch welche ich reiſte, mit Murren, Bitten und Klagen wegen des Interdicts empfangen worden wäre. Sie ſchlepp=ten ihre Leichen herbei," fuhr Philipp fort, indem er des Miniſters Arm ergriff, „und warfen ſie mir zu Füßen. Sie bedeckten die Straßen mit ihren Sterbenden, welche nach dem Beiſtand der Religion ſchrien. O Guerin, Freund, es war ſchrecklich, ſehr ſchrecklich!"

„Schrecklich genug, Sire," verſetzte Guerin feierlich, „und leider muß ich Euere Trauer noch durch die Mittheilung vermehren, daß je=der Courier die beunruhigendſten Nachrichten aus den verſchiedenen Provinzen Eures König=reichs mitbringt, und von Nichts, als offenem Aufſtande und Empörung ſpricht."

„Wo? rief Philipp Auguſt mit funkelnden Augen, „wo? wer darf es wagen ſich gegen den Willen ſeines ſouveränen Lehnsherrn zu erheben?"

„An funfzig verſchiedenen Punkten des Kö=nigreichs iſt das Volk bewaffnet," verſetzte der Miniſter. „Wenn Ihr Muße haben werdet, will ich Euch die einzelnen Beweiſe vorlegen.

Auch viele von den Baronen lassen sich in keinem eben sehr demüthigem Tone vernehmen."

„Wir wollen gegen sie aufbrechen, Guerin," versetzte der König fest, „Barone und Leibeigene sollen erfahren, daß sie einen Herrn haben."

Während er so sprach, schritt er einige Schritte gegen den Garten vor; dann stand er still und zog ein Stückchen Pergament aus der Tasche, welches er dem Minister überreichte, indem er hinzufügte: „Dies fand ich auf meinem Tische zu Gournay. Es ist sonderbar! Einer von des Grafen Auvergne Feinden muß es gethan haben."

Guerin betrachtete die Schrift und las die von der Hand des Kanonikus von St. Berthe geschriebenen Worte: „König hüte Dich vor dem Grafen von Auvergne!" Der Minister hatte indeß keine Zeit zu antworten; denn die Sprechenden näherten sich wiederum, und Philipp erkannte sogleich die Stimme seiner Agnes.

„Es ist die Königin, sagte er. Es ist Agnes!" und wie er den geliebten Namen aussprach verschwanden alle Sorgen, welche sich um seine edle Stirn versammelt hatten, gleich

Morgennebeln um den hohen Gipfel irgend eines steilen Berges vor der aufgehenden Sonne, und sein Antlitz erglänzte in außergewöhnlicher Heiterkeit.

Guerin war auf keine Weise zu einem bestimmten Entschlusse gelangt, welche Parthei er ergreifen sollte, obgleich er sich entschieden zu dem Plan des Kanzlers hingeneigt fühlte; allein die strahlende Fröhlichkeit des Königs bei der Aussprechung des Namens seiner Agnes erschütterte mächtig alle Entschlüsse des Ministers, und er befand sich mehr wie je in Ungewißheit.

„Horch!“ rief Philipp einigermaßen erstaunt, „eine Mannesstimme. Mit wem spricht sie Guerin?“

„Ich glaube — ich glaube Sire,“ versetzte der Minister verwirrt und ungewiß, welche Antwort er geben solle, „es ist der Graf von Auvergne.“

„Ihr glaubt, Ihr glaubt,“ rief der König, dem das Blut ins Gesicht stieg, so daß die Adern seiner Stirn sich in Wellenlinien erhoben. „Der Graf von Auvergne — Ihr stottert, Ihr stammelt, Bischof, Ihr der sonst nie stotterte.

Was bedeutet das? Bei Gott im Himmel, ich will es wissen," und indem er den Schlüssel zur Hinterthür hervorzog, ging er heftig auf dieselbe zu. In demselben Augenblick aber kamen die Stimmen näher und näher, und der König hielt an.

„Agnes sprach etwas heftig: Ein für alle Mal, beau Sire von Auvergne, dringt nicht weiter in mich. Was Ihr auch sagen könnt, und welche immer meine eigenen Gefühle darüber seyn mögen, ich darf, kann und will meinen Gatten nicht verlassen. Dieser einzige Name reicht hin, mich mit allen Banden der Pflicht an ihn zu fesseln, und nie verlasse ich ihn."

Welche Gefühle bewegten das Herz Philipp August's, als er diese Worte vernahm, und sie mit der Verwirrung des Ministers, mit der Warnung, welche er bekommen hatte, und mit dem Zaudern an seinem unbestimmten Verdacht in Einklang brachte. Die Gedanken, welche durch sein Gehirn stürmten, brachten ihn fast zum Wahnsinn. „Sie liebt mich nicht," dachte er. „Sie liebt mich nicht, nach Allem was

ich für sie gethan und geopfert habe. Sie ist nichts als ein kalter Tugendspiegel, aber sie liebt mich nicht. Sie sieht ein, daß ihre Gefühle mit denen ihres Verführers übereinstimmen; aber sie will mich aus bloßem Pflichtgefühl nicht verlassen. Hölle und Teufel! Sie liebt mich nicht, mich, der sie angebetet hat. O Gott, sie liebt mich nicht. Aber er, er soll mir nicht entgehn. Ich will den letzten Tropfen seines Blutes aus seinem Herzen pressen, und es mit Füßen stampfen!"

Sein wildes Auge, die geschwollenen Adern seiner Schläfe, die geballte Faust, und mehr noch die letzten Worte, welche sich laut Luft gemacht hatten, bewiesen dem Minister klar den überspannten Zustand des Gemüths des Königs; und sich zwischen ihn und die Thür werfend, stellte er sich dem König entschlossen in den Weg, indem er zu seinen Füßen dessen Knie mit seinen noch kräftigen Armen umklammerte.

„Es kommt jemand, Graf von Auvergne," hörte man Agnes in Eile sagen. „Geht, und verlaßt mich. Laßt mich nie wieder von dieser Sache hören. Verlaßt mich, ich bitte Euch!"

„Laß mich los!“ schrie der König, indem er sich bemühte, sich von Guerin's Händen zu befreien. „Du wußtest darum, feiler Verräther. Niedriger Verräther der Ehre Deines Souverän's. Laß mich los, oder beym Himmel, Du stirbst auf den Knien! Fort, sage ich,“ und sein Schwert ziehend, erhob er es über des Hospitaliters Haupt.

„Schlagt Sire!“ rief Guerin unerschrocken, indem er die Knie des Monarchen noch fester in seine Arme schloß. „Tödtet Euren treuen Diener. Sein Blut gehört Euch, nehmt es. Ihr könnt sein Herz mit Eurem Schwerte nicht tiefer verwunden, als Ihr es mit Eurem Worten gethan habt. Schlagt! Ich bin unbewaffnet, aber ich will hier liegen zwischen Euch und Eurer Leidenschaft, bis Ihr Zeit habt zu überlegen, was es bedeute, einen Gast zu tödten, den Ihr selbst eingeladen habt, ehe Ihr einmal wißt, ob er schuldig sey oder nicht.“

„Laßt mich los!“ sagte Philipp, etwas ruhiger aber noch mit bitterm Ernste. „Ich bin noch Euer König, laßt mich los, und haltet mich nicht an meinem Brustharnisch.“

Guerin ſtand auf. „Ich beſchwöre Euch, Sire," ſagte er, „überlegt nur!" Aber Philipp ſtieß ihn mit ſtarkem Arm von ſich, und über die Brücke eilend, trat er durch die Hinterthür in den Garten ein.

„Jetzt vergebe Gott uns allen, wenn wir in dieſer Sache gefehlt haben; und bin ich die Urſache dieſes Kummers, ſo habe ich ihn ſelbſt bitter genug gefühlt." So dachte der gute Biſchof, als Philipp ihn verlaſſen hatte; aber obgleich ſein Herz zerriſſen war, indem er den Todesſchmerz des Mannes ſah, den er liebte, ſo pflegte er doch nicht ſeine Zeit mit fruchtloſem Bedauern hinzubringen, ſondern er eilte ſo ſchnell wie möglich durch die Hinterthür, welche der König zu verſchließen vergeſſen hatte, auf das Schloß zu, um ſo weit er Gewalt haben würde, die Umſtände zu lenken, und des Königs Zorn zu mäßigen.

Unterdeß war Philipp mit gezogenem Schwerte in den Garten getreten, und nachdem er die regelmäßigen Gänge von blühenden Stauden, wie ſie der damalige Geſchmack erforderte, durchſchritten hatte, ſtand er einen Augenblick vor

einem großen viereckigen Platze, welcher zwischen ihm und dem Schlosse lag, still. Auf der Hälfte des Wegs zur Linken erblickte sein Auge die Gestalt der Königin; aber sie war allein, wenn man nicht zwei Frauen, welche ihr in einer Entfernung von zweihundert Schritt folgten, zu ihrer Gesellschaft zählen wollte. Ohne sich zu ihr zu wenden, durchschritt Philipp einen langen Bogengang von Gitterwerk, welcher sich zur Rechten längs der Mauer hinzog, und setzte mit schnellen Schritten seinen Weg nach dem Schlosse fort.

Auf den Stufen hielt er an, und steckte sein Schwert in die Scheide, und indem er durch einen der kleinern Thürme ging, stand er einen Augenblick darauf mitten in der großen Halle. Die Trabanten sprangen bei der unangekündigten Ankunft des Königs, von ihren verschiedenen Beschäftigungen und Belustigungen auf, und mehr als einer von ihnen klagte sich innerlich irgend eines noch unentdeckten Fehlers an, und muthmaßte in diesem ungewöhnlichen Besuch die Vorzeichen einer strengen Untersuchung.

„Hat jemand den Grafen von Auvergne ge-

ſehen?" fragte Philipp in einem Tone, den er für ruhig hielt, welcher aber barſch genug war, um die fürchterlichſte Aufregung anzuzeigen.

„Dieſen Augenblick ging er vorbei," erwiederte Einer. Ein Page in Grün gekleidet, welcher ihn ſeit einer Stunde ſuchte, begleitete ihn.

„Sucht ihn!" ſchrie der König mit einer Stimme, welche keiner Wiederholung bedurfte, und die Trabanten verſchwanden nach jeder Richtung aus der Halle, wie Spreu vor dem Winde. Während ihrer Abweſenheit ſchritt Philipp mit klirrenden Schritten die Halle auf und nieder, und das beſtändige Nagen an der Unterlippe zeigte nur zu klar, welche brennenden Leidenſchaften in ſeiner Bruſt entzündet waren. Zuweilen ſtellte er ſich an eine der Thüren, riß ſie weit auf und blickte hinaus, oder horchte einen Augenlick und ſetzte dann ſein ungeſtümes auf und nieder Schreiten wieder fort.

Nach einigen Minuten trat der Biſchof von Senlis herein, und näherte ſich dem Könige. Philipp ſchritt an ihm vorbei, die Stirn gefaltet, und den Blick an den Boden gefeſſelt, als ob er ihn nicht ſehen wolle. Guerin näherte

sich demungeachtet ehrfurchtsvoll, aber dreist, und der König war gezwungen aufzublicken. „Verlaßt mich, Guerin," sagte er. „Ich werde gleich mit Euch reden; antwortet nicht und verlaßt mich, aus Furcht vor etwas Aergerem."

„Wenn mir auch Aergeres als Euer Mißfallen bevorsteht, Sire," versetzte Guerin, „ich muß gefaßt darauf seyn, indem ich den gewöhnlichen Fehler alter Diener begehe, und zuerst spreche, wenn ich nachher gescholten werden soll." Philipp kreuzte seine Arme auf seiner breiten Brust, und schaute dem Minister mit finsterm Blick in's Gesicht. Stillschweigend ließ er ihn fortfahren.

„Ihr habt heute harte Worte gegen einen treuen Diener und alten Freund gebraucht; aber Ihr habt mir Gelegenheit verschafft, meinem Könige vergeben zu können. Sire, ich vergebe es Euch, daß Ihr glauben konntet, der Mann, der Euch seit dem Augenblicke, wo Ihr das Scepter in schwachen funfzehnjährigen Händen hieltet, bis jetzt zwanzig Jahre hindurch treu gedient hat, wolle jetzt Eure Ehre verrathen, oder Euch nicht davon benachrichtigen, wenn er

ſie gefährdet wiſſe. Es iſt wahr, gnädiger Herr, ich wußte, daß der Graf von Auvergne bei Eurer Ankunft ſich mit der Königin im Schloßgarten befand —"

Des Königs Lippen zogen ſich zuſammen, aber er ſchwieg. „Allein Gott ſey mir gnädig," fuhr Guerin fort, „wenn ich nicht glaubte, und noch glaube, daß er nichts Böſes gegen Euch im Sinn hatte, und nichts als untadelhafte Freundſchaft gegen die Königin."

„Guter Alter!" ſagte der König mit einem höhniſchen Lächeln, welches doppelt bitter war, indem es ſowohl ihn ſelbſt als den, gegen welchen es gerichtet war, verletzte. „Guter Alter, Du biſt zu gut für den Lauf der Welt."

„Spottet meiner, Sire, wie es Euch beliebt," verſetzte der Biſchof," aber hört mich. Ich wußte, daß der Graf von Auvergne ein vertrauter Freund des Vaters der Königin, und der geſchworne Waffengefährte ihres verſtorbenen Bruders ſey, und daher zweifelte ich nicht, daß er den Auftrag habe, die Königin ſelbſt zur Erfüllung derjenigen Bitte zu bewegen, welche ihr Vater Euch ſchriftlich mittheilte, als

er zuerſt erfuhr, daß die Scheidung durch die römiſche Kirche annullirt ſey, nämlich daß ſeine Tochter an ſeinen Hof zurückkehren möge, um nicht die Veranlaſſung und das Opfer langwieriger Streitigkeiten mit dem heiligen Vater zu werden.

„Hm!“ ſagte der König, indem er die Hand gedankenvoll an die Stirn legte. „Meinſt Du? Ja Du biſt unſchuldig, Deine Abſichten, wie ich von ganzer Seele glaube, waren ſtets gut. Ich that Dir Unrecht. Vergib mir Freund, aus Barmherzigkeit, denn ſogar unter Königen bin ich ſehr, ſehr unglücklich.“ Er reichte dem Miniſter bei dieſen Worten die Hand, und Guerin beugte ſich ſtillſchweigend auf dieſelbe.

Der König fuhr fort.

„Indem Du Dich ſelbſt rechtfertigteſt, haſt Du meinen Haß gegen den Grafen von Auvergne, einigermaßen erſchüttert, aber noch nicht gänzlich den Dorn aus meinem Buſen gezogen. Sie mag keuſch ſeyn wie Eis, Guerin; nein ſie iſt es; jedes ihrer Worte, jeder ihrer Blicke verräth es, ſelbſt ihre Sprache gegen ihn ließ

keinen Zweifel übrig, aber sie liebt mich nicht Guerin. Sie sprach von Pflicht und nie von Liebe. Sie, die ich angebetet habe, von der ich mich geliebt wähnte, wie Könige selten geliebt werden, sie liebt mich nicht."

Guerin schwieg. Er fühlte, daß er mit gutem Gewissen kein Wort hinzufügen konnte, um den Zweifel des Königs an der Liebe seiner Gemahlin zu bestärken, allein um seines großen Zweckes willen, das Interdict aufzuheben, und dadurch Frankreich von allen, dasselbe bedrohenden Gefahren zu befreien, vermied er es, seine feste Ueberzeugung von der innigen Zuneigung der Königin gegen ihren Gatten, auszusprechen.

Glücklicherweise für ihn und seinen Zweck kehrten grade zwei von des Königs Trabanten zurück, und benachrichtigten Philipp, daß sie keine Spur vom Grafen von Auvergne auffinden könnten.

„Laßt besser nachsuchen," sagte der König, „und ihn, wo ihr ihn findet, in meinem Namen ergreifen und in den Thurm der Kapelle bringen. Man soll ihn gut behandeln, aber unter sicherer Haft halten. Ihr steht mit Eurem

Kopfe für ihn.“ Indem er ſo ſprach, wandte er ſich, und verließ, gefolgt von Guerin, welcher für den Augenblick keine weitern Vorſtellungen zu machen wagte, die Halle.

VIII.

Es wird nöthig ſeyn, daß wir in unſrer Erzählung etwas zurück gehen, um die Unterhaltung zwiſchen dem Grafen Thibalt von Auvergne und der ſchönen Agnes von Meranien, vollſtändiger mitzutheilen.

Der Graf von Auvergne war auf die unmittelbare Einladung des Königs auf das Schloß nach Compiègne gekommen, und wirklich hatte Philipp mehr als eine Gelegenheit benutzt, ſeinem mächtigen Vaſallen den Hof zu machen. Nicht allein politiſche Beweggründe waren es, welche ihn dazu trieben, ſondern er fühlte vielleicht in ſich, ohne ſich einen beſtimmten Grund angeben zu können, eine Art von Zweifel und Mißbehagen gegen ihn, welche Empfindungen

er ſelbſt für ungerecht hielt, und als unpolitiſch erkannte, und von denen er ſtets befürchtete, daß ſie ſichtbar würden, wenn er ſeine Höflichkeit nicht bis auf den höchſten Punct ausdehnte.

Von Thibalt's Seite fand keine Erwiederung ſtatt. Die ſtrenge Kälte ſeiner Sitten ſchmolz keinen Augenblick, und wie warm auch der König ſich ſtellte, ſo konnte er ihn doch nie bis zu einem Lächeln aufthauen. Der Grund lag nicht allein in der natürlichen Abneigung, welche er wohl gegen einen glücklichen Nebenbuhler empfinden mochte, ſondern er fühlte, daß er durch ſein Verſprechen gegen den alten Herzog von Iſtrien, ein Geſchäft übernommen habe, welches Philipp für das eines Feindes anſehen würde, und deshalb beſchloß er, nie auch nur auf einen Augenblick, gegen ihn die Maske eines Freundes anzunehmen.

Nachdem er nach ſeiner Rückkehr nach Paris die Einladung des Königs nach Compiègne angenommen hatte, welche Philipp an ihn, unter dem Vorwande, ihn über die Einnahme Conſtantinopels befragen zu wollen, hatte erge-

hen laſſen, begab er ſich an dem bezeichneten Abend auf das Schloß; allein da er fand, daß Philipp noch nicht von der Belagerung von Gournay zurückgekehrt ſey, ſuchte er ſich und ſeine Begleiter, ſo gut wie möglich, in dem Dorfe unter zu bringen. Er fühlte indeß die Nothwendigkeit, den Augenblick, welcher ſich ihm darbot, der Königin den Auftrag ihres Vaters mitzutheilen, zu ergreifen, und indem er aus bitterer Erfahrung die ſchnelle und tödtliche Gewalt des günſtigen Augenblicks hatte kennen lernen, begab er ſich den Morgen nach ſeiner Ankunft wiederum auf das Schloß, und bat um Gehör bei der Königin.

Es gibt auf Erden vielleicht kein bitterers Gefühl, als das, den Gegenſtand ſeiner Liebe im Beſitz eines andern zu ſehen, und Thibalts Herz ſchlug ſchmerzlich, ſeine Lippe erbleichte, als er in die Halle des Schloſſes trat, und einem Pagen auftrug, ihn der Königin zu melden. Einige Augenblicke nach des Knaben Entfernung vergingen ihm in trüber Erwartung; das Andenken früherer Tage vermiſchte ſeine glänzenden Truggeſtalten mit der trüben und

ſchwarzen Hoffnungsloſigkeit der jetzigen. Der Page kehrte zurück, und benachrichtigte den Grafen, daß die Königin ihn im Garten erwarte. D'Auvergne nahm ſeinen ganzen Muth zuſammen; denn es gehört mehr wahrhaftige Tapferkeit dazu, unſre eigenen Gefühle zu beſiegen, als den beſten Ritter, der je ein Pferd beſtieg, in den Sand zu ſtrecken. Er folgte dem Knaben mit feſtem Schritt in den Garten, und bei ſeinem Eintritte gewahrte er die Königin, welche ihm entgegen kam.

Sie war nicht mehr das muntere freudeſtrahlende Mädchen, welches er in Iſtrien gekannt hatte, auf deſſen Roſenwangen die Berührung des Kummers keine Blüthe zerſtört hatte, deſſen Gang ein Fliegen war, deſſen Augen in Jugendluſt ſtrahlten, und deſſen gewölbte Lippen den Geiſt des Frohſinns athmeten. Sie war nicht mehr daſſelbe ſchöne Weſen, welches wir mit ihrem geliebten Gatten von Hoffnungen und Freuden, nicht für eine gekrönte Stirn geſchaffen, träumen, und aus dem Glück der Gegenwart, und den fantaſtiſchen Gebilden der Zukunft, einen Kranz von Lächeln um ihre

Stirn flechten sahen. Sie war noch schön und liebenswürdig, allein ein trüber Schleier war über das Ganze verbreitet. Dieselben lieblichen Züge, dieselbe reine Seele, welche sich in ihnen aussprach, dieselben himmlischen Augen, dieselben bezaubernden Lippen; aber diese Augen hatten einen Ausdruck von tiefsinniger Schwermuth die ihnen in frühern Tagen unbekannt war; und diese Lippen, obgleich sie mit sanftem Lächeln den Freund des Vaters und Bruders bewillkommneten, schienen durch irgend eine melancholische Gewalt niedergezogen zu werden, so daß das Lächeln selbst trübe ward. Die Rosen hatten ihre Wangen verlassen, und obgleich an deren Stelle eine andre höchst reizende Farbe getreten war, so waren es doch keine Rosen mehr, sondern ein zarter sanfter Anhauch, wie das letzte Erröthen der untergehenden Sonne, ehe sie in der Finsterniß versinkt.

Zwei von den Frauen der Königin befanden sich in einiger Entfernung von ihr im Hintergrunde, und zogen sich nach der Ankunft des Grafen, bescheiden soweit zurück, um nicht die Unterhaltung zu stören. D'Auvergne schritt vor,

und berührte nach der Gewohnheit jener Tage, mit ſeinen Lippen die Hand der Königin. Die ſeine zitterte, wie vom Schlage gelähmt, aber in der der Königin brannte eine fieberiſche Hitze, welche gefährlicher war.

„Willkommen am Hofe, beau Sire von Auvergne!“ ſagte die Königin, mit freundlichem unbefangenem Lächeln. „Ihr wißt ſchon, daß mein ſaumſeliger Gemahl noch nicht zurückgekehrt iſt, obgleich er mir mit allen möglichen Betheurungen eines Liebhabers verſprach, ſchon geſtern Abend zurück zu ſeyn. Die Männer ſollen ja immer falſch gegen uns Frauen ſeyn, und in der That ich fange an es zu glauben.“

Mögtet Ihr es nie zu bitter erfahren, Madam, verſetzte der Graf.

„Nein, Ihr müßt es nicht für Ernſt nehmen, beau Sire,“ ſagte Agnes und bemühte ſich, jetzt denſelben tändelnden Frohſinn anzunehmen, der ihr einſt ſo natürlich war. „Ihr ſeyd nicht mehr das was Ihr in Iſtrien wart; aber wir müſſen Euch vergnügter machen, ehe Ihr unſern Hof verlaßt. Kommt, Ihr müßt beichten, dann will ich Euch Abſolution ertheis

len," und indem sie so sprach, schritt sie mit einer gewissen sorglosen Unbefangenheit, den Weg durch den Garten voran. „Beichtet dann Sire," wiederholte sie, „was Euch bekümmert; ein jeder Mensch hat ja sein Theil zu tragen. Ich will Euer Beichtvater seyn, drum beichtet, und ich verspreche Euch Ablaß."

Diese Worte berührten den empfindlichsten Theil der Wunde d'Auvergne's, und unvorsichtiger Weise antwortete er in einem traurigen Tone, welcher fast an Vorwurf gränzte: „Ach Madam ich fürchte die Beichte kommt zu spät!"

Wie doch Ein Wort, Ein Ton, Ein Blick zuweilen den Schlüssel zu einem Geheimnisse gibt! Es gibt Augenblicke, wo ein Gedanke, ohne daß wir sein Entstehen gewahr werden, dem Blitze gleich den Raum durchschlängelt, und auf Einmal eine Welt erleuchtet, welche vorher schwarze Nacht war. Diese kurze Antwort, mit dem Tone in welchem sie ausgesprochen wurde, berührte die elektrische Kette ihres Gedächtnisses, und fuhr leuchtend dahin über tausend Glieder derselben in der Vergangenheit, welche diese Worte mit lange verschwundenen

Tagen verbanden. Ein helles Licht fiel auf Einmal in die Seele der Königin. Sie wurde geliebt, tief und innig geliebt, und damals die Liebe nicht kennend, hatte sie keine Ahnung davon gehabt. Jetzt aber, da Liebe vom Morgen bis zum Abend die beständige Nahrung ihres Geistes war, öffneten sich ihre Augen plötzlich auf eine schmerzliche Weise. Eine plötzliche Veränderung ihres ganzen Wesens war die unmittelbare Folge ihrer Entdeckung, denn sie fühlte, daß jetzt Ein unbedachtes Wort, Ein freundlicher Scherz sie gleich schuldig gegen ihren Gatten und gegen Thibalt von Auvergne machen mußte. Ihr Auge verlor das Feuer, welches es angenommen hatte, das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, und sie ward kalt und ruhig, wie eine schöne Statue.

Der Graf von Auvergne bemerkte die Veränderung, und ahnte vielleicht den Grund derselben; sogleich aber verlor er, in der edlen Tadellosigkeit seiner Absichten, seine frühere Befangenheit, und nahm die Unterhaltung wieder auf, welche die Königin hatte fallen lassen.

„Um von einem allzuschmerzlichen Gegen-

stande abzubrechen," sagte er ruhig und fest, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich nie nach Europa zurückgekehrt wäre, hätten mich nicht meine Verpflichtungen dorthin gerufen. Diese sind jetzt erfüllt, und so werde ich denn zurückkehren, um den gebrechlichen Ueberrest meines Lebens unter den Streitern des Kreuzes zu enden. Mag ich von der Lanze eines Sarazenen fallen, oder den Becher der tödtlichen Pest leeren, meine Gebeine werden an einem entfernten Ufer bleichen, nachdem sie unter der Fahne des Erlösers gefochten. Nur Ein Geschäft bleibt mir noch zu thun übrig, welches, obgleich es mir das Herz abdrückt, ausgeführt werden muß. Als ich nach Frankreich zurückkehrte, weiß ich nicht, welches Verlangen, mir selbst Kummer zu verursachen, mich einen Besuch in Istrien abstatten ließ. Dort sah ich Euern edlen Vater, welcher mich durch ein ritterliches Gelübde verpflichtete, seinem Kinde eine Botschaft zu überbringen.

„O laßt sie mich hören, beau Sire," sagte Agnes. „Aber zuvor sagt mir, wie geht es meinem Vater?" fügte sie ängstlich hinzu,

„wie ſieht er aus? Haben Zeit und die zerſtörenden Sorgen dieſer Welt ſeiner Stärke Abbruch gethan? O redet Graf!“

„Ich würde Euch falſch berichten,“ verſetzte d'Auvergne, „wenn ich behaupten wollte, daß ich ihn nicht umgewandelt gefunden hätte. Seit dem letzten Jahre, ſagte man mir, habe dieſe Veränderung hauptſächlich Statt gefunden.

Agnes wurde nachdenkend. „Iſt die Veränderung bedeutend? Geht er gebückt? Als ich ihn zuletzt ſah, ging er aufrecht wie eine Tanne auf den Bergen. Geht er noch auf die Jagd wie früher?“

„Er treibt noch zuweilen das Waidwerk,“ antwortete der Graf, „um ſich von ſeinen etwas düſtern Gedanken zu zerſtreuen. Aber es bekümmert mich, Euch ſagen zu müſſen, daß das Alter die Tanne gebeugt hat.“

Agnes ſann einige Minuten nach und der Graf ſchwieg.

„Aber Eure Botſchaft,“ ſagte ſie, „worin beſteht ſie. „Gab er Euch keine Briefe?“

„Keine, Madam,“ ſagte der Graf. „Er glaubte, daß Einer, der ihn ſelbſt geſehen habe,

und deſſen Wünſche für Euer Wohl unbezweifelt ſeyen, der paſſendſte Ueberbringer ſey."

„Eure Wünſche für mein Wohl werden von mir ſo wenig bezweifelt als von meinem Vater," verſetzte die Königin als ſie einen leichten Nachdruck bemerkte, den der Graf auf das Wort unbezweifelt legte; „und deshalb ſchätze ich mich glücklich, ſeine Botſchaft aus dem Munde eines Freundes zu vernehmen."

Die Worte der Königin waren zuvorkommend und gütig, allein ihr Aeußeres war ſo kalt und zurückhaltend, als ob ſie zu einem Fremden geſprochen habe. D'Auvergne fühlte ſich verletzt, daß es ſo war, und doch ſah er wohl ein, daß ihr Betragen vielleicht das vernünftigſte für beide war.

Nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fing er an ſich ſeines Auftrags von dem Herzog von Iſtrien und Meranien zu entledigen. „Euer Vater, Madam," ſagte er, „trug mir Folgendes für Euch auf; und läßt mich Euch bemerken, daß, ſo weit mir mein Gedächtniß treu bleibt, ich mich ſeiner eignen Worte bediene; denn was in dem Munde des armen

Waffengefährten Euers Bruders vermeſſen und vielleicht gefühllos erſcheinen würde, wird gütiger Rath und liebreiche Vorſorge, wenn ein Vater es ausſpricht. Euer Vater, Madam, trug mir auf, Euch zu ſagen, daß er von dem allgemeinen Vater der chriſtlichen Kirche einen Brief bekommen habe, welcher ihn benachrichtigt habe, daß Eure Ehe mit dem edlen König Philipp nun und nimmer gültig ſeyn könne, weil —

„Spart Eure Gründe," ſagte Agnes zwar mit ruhiger Stimme, aber zu gleicher Zeit mit jener Haſtigkeit vorwärts ſchreitend, welche nur zu gut ihre innere Aufregung anzeigte. „Spart Eure Gründe. Ich habe ſie leider nur ſchon allzuoft gehört. Was ſagte mein Vater weiter?"

„Er ſagte, daß der Pabſt ihm bei ſeiner apoſtoliſchen Wahrhaftigkeit verſichert habe, daß dieſe Ehe nie gültig ſeyn könne," fuhr der Graf fort, „und daß ferner das Königreich von Frankreich unter das Interdict geſtellt werden müſſe; denn damals war es noch nicht ausgeſprochen, und Cöleſtin, ein weit milderer Richter als der gegenwärtige, ſaß noch auf St. Peters Stuhl. Er ſagte, daß, da ſo die Sa-

chen ſtänden, und da die Tochter des Herzogs von Meranien nicht geſchaffen ſey, um die Urſache von Zwiſtigkeiten zwiſchen einem Könige und einem chriſtlichen Prälaten zu werden, er Euch bäte, beſchwöre und anbeföhle, Euch ſelbſt einer Verbindung zu entziehen, welche ihm jetzt ſo unſelig erſchiene, wie früher ehrenvoll, und an den Hof Eures Vaters, in die Arme Eurer Familie zurückzukehren, wo, wie Ihr wohl wüßtet, die Liebe Euerer Verwandten von Euerm Herzen, das Andenken an Täuſchungen und Kummer, welche nicht durch eigne Schuld auf daſſelbe gelegt worden, zu verwiſchen verſuchen würden."

„Und dies war wirklich meines Vaters Befehl und Auftrag?" ſagte die Königin mit dem Tone tiefſter Betrübniß.

„So iſt es, gnädige Frau," verſetzte der Graf von Auvergne, „und er trug mir ferner auf, Euch bei Allem, was es zwiſchen Vater und Kind Geheiligtes gäbe, zu bitten und zu beſchwören, nicht ſeinen Rath zu verachten, und ſeinen Befehlen ungehorſam zu ſeyn. Er fügte noch hinzu, daß er wiſſe, —

und Thibalts Lippen zitterten, als ob sein Herz den letzten Todeskampf bestehe — wie innig Ihr Euern edlen Gemahl den König liebtet, und wie schmerzlich es Euch fallen müsse, Euch von ihm loszureißen; allein er bat mich, Euch zu bemerken, daß die Ehre Eures Hauses auf dem Spiele stehe, wenn Ihr vor der Erfüllung Eurer Pflicht zurückbebtet.

„Herr Graf," sagte Agnes mit einer Stimme, welche vor Bewegung zitterte; „weder er, noch irgend ein Mensch, kann es aussprechen, wie innig, wie unendlich ich meinen Gatten liebe. Doch sollte mich das nicht abhalten; denn obgleich ich mir mein Herz eben so leicht aus der Brust reißen und es mit Füßen treten könnte, als ihn verlassen, so würde ich es doch thun, wenn meine Ehre und Pflicht mir es geböten. Beide aber gebieten mir zu bleiben." — Sie hielt inne, und setzte gedankenvoll ihren Weg fort, indem sie die kleinen Hände zusammen faltete, und die Augen niederschlug, wie jemand, dessen Herz, ungewohnt zwischen streitenden Beweisen zu entscheiden, durch die Menge und Wiederholung derselben sich verwirren nicht

aber überzeugen läßt. So schritt sie einen Theil Wegs gegen das Schloß vorwärts, dann fügte hinzu: „Außerdem, wenn ich selbst einwilligte, wie könnte ich es möglich machen, meinen Gatten und sein Gebiet zu verlassen.“ Wie würde ich nach Isirien zurückkehren können, ohne seinen Willen?“

„Diese Schwierigkeit, gnädige Frau,“ versetzte der Graf, „würde ich heben, oder sterben. Die Truppen von Auvergne könnten und würden Euch beschützen.“

„Die Truppen von Auvergne gegen Philipp von Frankreich!“ rief Agnes mit erhobener Stimme aus, während ihr Auge mit ungewohntem Feuer strahlte, und um ihre Lippen ein Zug von Verachtung spielte. „Und ohne Zweifel den Grafen von Auvergne an ihrer Spitze, um die entlaufene Gattin gegen ihren zornigen Gatten zu schützen.“

„Ihr thut mir unrecht, gnädige Frau,“ versetzte d'Auvergne ruhig. „Der Graf von Auvergne würde nicht um den Preis einer Welt eine Handlung begehen, welche auch nur in den Augen der bösen Welt einen Schatten auf

den Ruhm und die Ehre eines Mannes werfen könnte, der —" Hier hielt er inne, und fügte nur noch hinzu: „Aber nichts mehr davon, Madam. Ich glaubte, daß Ein Tausend meiner bewaffneten Vasallen Euch, in Begleitung Eures eignen heiligen Beichtvaters, oder derjenigen Prälaten und Geistlichen, welche Ihr selbst auswählen würdet, sicher an den Hof Eures Vaters geleiten würden, während ich, durch ein heiliges Gelübde gebunden, mich in Marseille einschiffen, und meinen Fuß nie wieder ans Land setzen würde, als wenn ich ihn in den brennenden Sand von Palästina stellen kann. Was sagt Ihr dazu, gnädige Frau?"

„Nimmermehr, Herr Graf, nimmermehr!" versetzte Agnes, unwillig, daß jemand sich dem Gott ihres Herzens widersetzen könne. „Dies kann und darf nicht seyn. Verlangte ich je nach Istrien, so würde ich lieber das Gewand eines Pilgers anlegen, und unterwegs betteln. Aber ich verlange es nicht. Philipp ist mein Gatte, und Frankreich mein Vaterland. Die Bischöfe dieses Königreichs haben ihren König von jeder Verbindlichkeit, als der, gegen mich,

freigesprochen, und so lange er selbst diese als gültig betrachtet, werde ich nicht an der Beständigkeit und Wahrhaftigkeit derselben zweifeln."

„Ich habe mich also meiner unangenehmen Pflicht entledigt, Madame," sagte der Graf von Auvergne. „Mein Geschäft ist zu Ende, und mein Versprechen gegen Euern Vater erfüllt. Doch, damit es ganz erfüllet werde, laßt mich Euch noch Einmal bitten, über die Befehle Euers Vaters nachzudenken, und zu überlegen, da Ihr seine edle Natur, sein klares Urtheil, und die furchtlose Reinheit seines Herzens kennt, ob er Euch gedrängt haben würde, Philipp zu verlassen, wenn er es nicht für Eure Pflicht gehalten hätte."

„Er urtheilte wie ein Vater, ich wie eine Gattin," versetzte Agnes. „Ich liebe meinen Vater. Ich würde für ihn sterben können, und ich würde Krone, Ansehn und Wohlstand aufopfern, um ihn nur Einmal zu sehen. Doch Ein für Allemal, beau Sire von Auvergne, dringt nicht weiter in mich. Was Ihr auch sagen könnt, und welches immer meine eigenen

Gefühle darüber seyn mögen, ich darf, kann und will meinen Gatten nicht verlassen; dieser einzige Name reicht hin, mich mit allen Banden der Pflicht an ihn zu fesseln, und nie verlasse ich ihn."

D'Auvergne schwieg; denn er sah aus den gerötheten Wangen und dem unstäten Blick der Königin, daß er so weit gegangen war, als Anstand und Ehre es ihm erlaubten. Unterdeß waren sie etwas näher an das Schloß gekommen, wo sie einen grüngekleideten Pagen bemerkten, welcher mit schnellen Schritten auf sie zuging.

„Es kommt jemand, Graf von Auvergne," sagte Agnes hastig, und obgleich ihre Frauen sich in geringer Entfernung hinter ihr befanden, voller Furcht, daß ein Fremder ihren verstörten Blick bemerken möge. „Geht, und verlaßt mich;" und da sie sah, daß der Graf im Begriff war, noch etwas zu sagen, obgleich er nur Abschied nehmen wollte, so fügte sie hinzu: „Laßt mich nie wieder von dieser Sache hören. Verlaßt mich, ich bitte Euch."

Dann bückte sie sich zur Erde, um mit

einigen Blumen zu ſpielen, bis der Fremde gegangen ſey, oder die erhitzte Röthe auf ihren Wangen ſich verloren habe.

Der Graf von Auvergne verneigte ſich, und wandte ſich gegen das Schloß. Ehe er es erreichen konnte, wurde er von dem Pagen aufgehalten, welcher ihm ein Papier überreichte. Nachdem er einen Blick auf daſſelbe geworfen hatte, eilte er vorwärts, durchſchritt die Halle des Schloſſes, und ging zum andern Thore hinaus. Von dort begab er ſich nach ſeiner Wohnung, wo er die Nacht vorher zugebracht hatte, rief ſchnell ſeine Begleiter zuſammen, beſtieg ſein Pferd, und ritt fort.

Agnes von Meranien erhob, ſobald ſie ſich allein ſah, ihr Haupt von den Blumen, und ſchritt langſam und ſinnend gegen das Schloß, während ihr der Gedanke, jene ſonderbare Zauberlaterne des Gehirns, tauſend, durch die eben ſtatt gefundene Unterhaltung, hervorgerufene, ſchwankende und unzuſammenhängende Geſtalten, Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen und Zweifel, welche die ungewiſſe Zukunft umſtanden, und Erinnerungen an Kummer und Sor-

gen, welche eben ſo die Vergangenheit belagerten, vorführte. Ihre geſchäftige Phantaſie hatte ſie in Einem Augenblicke weit weggeführt, als der Klang eines Schrittes unter der Rebenhecke, welche die Gartenmauer bedeckte, ihr Ohr erreichte. Sie ſah nicht die Geſtalt des Vorbeigehenden, aber es bedurfte deſſen nicht. Jener Schritt war ihrem Ohre ſo bekannt, als die vertrauteſte Geſtalt ihrem Auge, und indem ſie den Kopf zur Seite neigte, horchte ſie, um ſich feſter zu überzeugen.

„Philipp iſt es," ſagte ſie, alle andern Gefühle vergeſſend, und mit vor Freude und Hoffnung ſtrahlenden Augen. „Philipp iſt es; er ſieht mich nicht, und doch weiß er, daß ich zu dieſer Stunde hier zu gehen pflege. Aber vielleicht iſt es ſpäter, als ich dachte. Doch ich will hinein und ihm entgegen." So ſprechend, winkte ſie ihren Frauen herbei zu kommen und eilte in das Schloß.

„Habt Ihr den König geſehen," fragte ſie einen Pagen, welcher herbeiſtürzte, ihr die Thür zu öffnen.

„Dieſen Augenblick ging er vorbei, gnädige

Frau, versetzte der Jüngling. „Er schien voller Eile in die große Halle zu gehen, und spricht jetzt mit den Trabanten. Ihr könnt seine Stimme hören.“

„Ich höre sie,“ sagte die Königin und indem sie nach ihren Zimmern ging, erwartete sie mit aller jener freudigen Hoffnung, welche in dieser Welt stets der Täuschung zum passenden Opfer bestimmt zu seyn scheint, die Ankunft ihres Gatten.

IX.

In Tours sahen wir de Coucy seinen Pagen an den Grafen von Auvergne absenden, und wie derselbe in Compiègne dem Ritter einen Brief überbrachte. Aber wir müssen hier ein Weniges anhalten, um den Verlauf der Reise des Boten, welche der Wahrheit nach nicht so grade ausging, als sie auf den ersten Blick erscheint, etwas näher zu betrachten.

Es gab um diese Zeit in dem Städtchen

Château du Loir eine kleine Gastwirthschaft*), welche für das Zeitalter, in welchem sie blühte, hübsch und gut genug eingerichtet war. Sie besaß den bequemsten Heerd von der Welt — die größte Empfehlung für ein Wirthshaus damaliger Zeit, nach dem Weine, welcher stets den ersten Platz einnahm — und um denselben war ein großer, steinerner Sitz, welcher funfzehn bis sechszehn Personen an einem kalten Abend Behaglichkeit verschaffen konnte. An der hintern Ecke dieses Heerdes saß eines Abends, im Monat September, wo die Tage heiß und die Nächte kühl sind, ein schöner Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren, für welchen die gute Wirthin, eine ehrliche alte Dame, die auf ein Paar rosige Wangen stets Gottes Segen herabzurufen pflegte, etwas Wein mit Gewürz erwärmte, um ihn nach einem langen und anstrengenden Ritt zu erquicken.

*) Ich weiß nicht genau, wie weit zurück ein neugieriger Alterthumsforscher die ersten Spuren solcher Häuser zur öffentlichen Aufnahme verfolgt. Eines finde ich indeß in der Chronik von Vezelai ungefähr funfzig Jahre vor der Periode, welche meine Geschichte behandelt, erwähnt. A. d. V.

„Ja, ja, ich ſtehe dafür," ſagte die gute Dame, indem ſie die heiße Holzaſche vorſichtig um ihr Töpfchen zuſammen ſchürte, auf deſſen Oberfläche ſich ein leichter Rauch zu zeigen begann, welcher den baldigen Beſchluß ihrer Arbeit verſprach. „Ja, ja, ich ſtehe dafür, Du haſt ſie alle geſehn; das ſchöne Fräulein Iſidore, und die hübſche Mamſell Alixe, die erſte Kammerjungfer und die kleine Lenora mit ihren blauen Augen. Ha, Herr Page, Ihr werdet roth. Ich habe es getroffen, mein Junge, Gott ſegne Dich, mein Kind, brauchſt Dich nicht zu ſchämen, und roth zu werden, wenn Du verliebt biſt. Das geht ganz andern Leuten eben ſo; und ich ſtehe dafür, die kleine Lenore würde auch roth werden, Gott ſegne ſie und St. Lukas der Apoſtat. O, Gott ſegne Dich mein Kind, ich kenne ſie alle. Gott weiß, ſie waren hier, Herr und Diener, zwei Tage lang, während ſie auf Nachrichten von König Johann warteten, und der alte Herr Julian geſtand, daß er ſich hier ſo wohl befunden habe, als in dem beſten Schloß von Frankreich und England.

„Gut, gut, Dame, ich bin indeß ſcharf

zurück geritten," versetzte der Page, „und mein Pferd wird schon, zwischen hier und Paris, die anderthalb Tage ausgleichen, welche ich hier vertändelt habe, so daß mein edler Herr mir nicht vorwerfen kann, daß ich seine Botschaft vernachlässige."

„Pst, pst! er wird nie ein Wort davon erfahren," rief die alte Dame, indem sie den Pagen mit jenem Troste, daß unsere Fehler nicht an das Licht kommen werden, zu beruhigen suchte, welcher schon manchen in dieser und jener Welt ins Verderben gestürzt hat. „Er wird nie ein Wort davon erfahren, und wenn auch, so würde er es verzeihen. Du mein Herr, er ist ja ein Ritter, und folglich verliebt, und weiß also, was es mit der Liebe auf sich hat. Gott segne ihn, und alle wahrhaftigen Ritter sage ich."

„Oh, verliebt ist er allerdings," versetzte der Page. „Als wir wie Brode aus dem Ofen, aus dem gelobten Lande zurück kehrten, ließ er seine Augen nicht sobald auf Isidoren vom Berge fallen, als er so zu sagen, bis über die Ohren verliebt war. Wahrhaftig, und er würde so weit

reiten, um sie zu sehen, als ich um die kleine Lenore. Aber sagt mir Dame, habt Ihr die Thür verriegelt, wie ich Euch sagte?"

„Das Schloß ist abgeschnappt, und der Riegel vor," autwortete die alte Dame, „aber was hast Du zu fürchten, armer Junge? Du gehörst nicht zu König Johanns Freunden, so viel sehe ich wohl, aber Gott segne Dich, ein Jeder, der hier diesen gesegneten Tag durchgekommen ist, sagt, daß sie sich nach der andern Seite begeben; obgleich ich wahrhaftig keine Ursache habe, Gottlob dazu zu sagen, denn die schweren Normänner und durstigen Engländer pflegten hier zu sitzen, und Euch einen Krug nach dem andern zu trinken, und es kam nicht darauf an, was für Wein ich ihnen vorsetzte, Colent war so gut als Beaugency. Gott segne sie alle, und St. Lucas der Apostat, wie gesagt. Was hast Du also zu befürchten mein Sohn."

„Das will ich Dir sagen, gute Dame. Wenn sie mich fangen und erfahren, daß ich de Coucys Knappe bin," sagte der Jüngling, „so hängen sie mich auf, um Gotteswillen. Ich

bin auf dem Wege nur mit genauer Noth entkommen. Fünf Leute zu Pferde, mit Soldatenmänteln über der Rüstung, obgleich sie wie Ritter aussahen, verfolgten mich über eine Stunde lang. Hinter sich hatten sie gegen zwanzig Bogenschützen, aber ich hätte sie alle im Lande herumgezogen, wenn ich nicht auf jedem Hügel, über den ich kam, an allen Seiten Haufen von Reitern erblickt hätte, welche mit ihnen Schritt hielten. Volle fünf hundert habe ich gezählt."

„St. Barbaras Zehnagel gegen St. Lukas Schulterbein!" rief die Wirthin aus, indem sie sonderbarer Weise die Reliquien, welche sie zu verehren pflegte, mit den profanen Wetten der Soldaten, welche ihr Haus zu besuchen pflegten, vermischte. „St. Barbaras Zehnagel gegen St. Lukas Schulterbein, daß das dieselben Leute sind, welche mein Gast oben diesen Abend erwartet."

„Welcher Gast?" fragte der Page ängstlich. „Dame, Dame, Ihr sagtet mir doch diesen Morgen, Ihr hättet keinen."

„Und ich habe Euch die Wahrheit gesagt,

Kätzchen," versetzte die Alte, indem sie sich bemühte, den vorwurfsvollen Ton des Pagen zu besänftigen. „Ich habe Euch die Wahrheit gesagt. Da, trinkt Euern Wein; er ist hübsch heiß. Seht Euch vor, daß Ihr nicht das Trinkhorn zersprengt, wenn Ihr es so heiß hineingießt. Es war reine Wahrheit, was ich Euch sagte; denn diesen Morgen, als Ihr kamt, hatte ich noch keinen Gast, sondern eine halbe Stunde darauf kam Einer, der die ganze Nacht hindurch geritten war, mit einem großen boutiau*) an seinem Sattel, welcher wohl vier Quart fassen konnte. Verflucht seyen diese boutiaus, welche dem Weinschenker die Nahrung verderben. Jeder führt seinen Wein bei sich, und setzt blos den Fuß in ein Gasthaus, um sein Pferd zu füttern.

„Aber der Reisende, der Reisende gute Dame," fragte der Page, „zu welcher Art Leuten gehört er?"

„Ein ganz hübsches Kerlchen, in der That,"

---

*) Eine große Lederflasche, deren man sich auf Reisen bedient. A. d. U.

versetzte die Wirthin. „'ne Handbreit größer als Du, Herr Page. Er muß irgend ein Scharmützel gehabt haben, denn sein Auge war mit einem Pflaster bedeckt, und seine Nase gequetscht. Er wollte auch nicht gern gesehen seyn, und ich mußte ihn daher in das Gastzimmer am Ende des Schlafsaals bringen. Er nennt sich Alberic, obgleich das mich und jeden andern nichts angeht, und eine halbe Stunde nach seiner Ankunft kam ein Normann, um mit ihm zu sprechen, aber das geht mich auch nichts an."

„Horch, Dame, ich höre Pferde," rief der Page, indem er in nicht geringer Furcht aufsprang. „Wo kann ich mich verbergen?" und als er noch so sprach fing er in ängstlicher Eile an, die Treppe zu ersteigen, welche beinahe in senkrechter Richtung den Mittelpunct des Zimmers berührte.

„Da nicht, da nicht," rief die alte Dame, „da wirst Du jenem Alberic in die Hände laufen. In die Speisekammer!" und indem sie den Pagen am Arm ergriff, schob sie ihn in ein mit Reisig und Strauchholz, für den Bedarf

der Küche, angefülltes Gemach. Unter dieser Masse verschanzte er sich so gut er konnte, indem er sich wenig um seine Haut an Gesicht und Händen kümmerte, welche bei seiner Eintauchung bis auf den Boden der Masse, hinreichend zerkratzt wurde. Die alte Dame, welche mit solchen Zufällen völlig vertraut schien, ordnete in Eile, während das Geräusch der Pferde immer näher kam, was in Unordnung gekommen war, setzte sich ans Feuer, schüttete den Rest Wein in das Töpfchen, und fing an ruhig zu spinnen, während das Pferdegetrappel, welches den Pagen erschreckt hatte, durch das Dorf daher brauste. Einen Augenblick darauf endigte es vor der Thür, und zu gleicher Zeit ließ sich ein schwerer Fußtritt hören, als ob Jemand, gleichfalls beunruhigt durch diese Töne, sich oben dem Ausgange der Treppe nähere, um zu horchen.

„Heda, Wirthschaft," rief draußen Jemand, nachdem er gegen die Thür geschlagen, und dieselbe verschlossen gefunden hatte. „Heda, Wirthschaft, aufgemacht sage ich!"

Die alte Dame lief herbei, indem sie Sorge

trug, daß ihre Füße einen hörbaren Ton der Eile auf der Flur verursachten; und die Thür öffnend, empfing sie mit vielen demüthigen Bücklingen die Fremden, welche von den Pferden stiegen und in die Küche traten.

„Gott erhalte Euch, schöner Herr! Gott erhalte Euch edle Ritter. Willkommen, willkommen. Herr, mein Gott, seit des guten König Johanns Armee hieher kam, habe ich keine so edlen Gesichter gesehen. Der Segen des Himmels sey mit ihm und Euch. Er ist ein wohlbegabter ritterlicher Herr. Gott segne seine edlen Augen und seine sanfte tiefe Stirn, und sende ihm mannigfache Kronen, sie darauf zu setzen."

„Wie Dame, kennst Du den König Johann?" fragte Einer von den Fremden, indem er seine Hand mit einer Miene von gütiger Herablassung auf die Schulter der Wirthin legte. „Aber Du irrst Dich. Er soll ja scheußlich häßlich seyn. He?"

„Der Himmel vergebe Euch, Herr, und St. Lukas der Apostat," rief die Alte. „Es ist der schönste Edelmann, auf den Eure Augen

je geblickt haben. Ich habe ihn oftmals gesehen, als die Armee noch hier war, ach, und wie hübsch war er, Gott, Gott!"

„Ha, mich dünkt Du würdest so hübscher aussehen," sagte der Fremde, indem er der Alten die Haube vom Kopfe riß und ihr dieselbe wiederum, das Hintertheil nach vorn, aufsetzte. „So mein schönes Kind!" und mit der ganzen Kraft seiner Hand schlug er auf die hohe Mütze, daß sie eine platte Scheibe wurde. „So, so!"

Seine vier Begleiter brachen in ein brüllendes Beifallsgelächter aus, und waren im Begriff seinen Scherz mit der Alten weiter fortzusetzen, als der Andre sie aufhielt, indem er sagte: „Genug, meine Herren, nichts mehr dergleichen. Laßt uns an unsere Geschäfte gehen. Guillaume de la Roche Guyon Ihr könnt auch ein ander Mal der Alten den Hof machen. Jetzt aber, allerschönste Dame," fuhr er fort, indem er den ritterlichen Sprachgebrauch jener Tage, persiflirte. „Möchten diese süßen Lippen geruhen, den Korallen-Kerker der Töne zu öffnen, um einen unglücklichen Ritter, welcher fünf lange Stunden

geritten ist, zu unterrichten, ob ein gewisser Herr Alberic, wie es ihm sich zu nennen beliebt, in Euerm Schlosse haus't?"

Der Herr segne Euer edles und fröhliches Herz," sagte die Wirthin, anscheinend durchaus nicht beleidigt oder außer Fassung gebracht durch die gewohnten Sticheleien ihrer Gäste. „Wie sollte ich einen Herrn Alberic kennen. Ich frage nie nach dem Namen der Fremden, welche meinem Hotel die Ehre erzeigen, darin abzusteigen. Nicht daß ich grade den Namen nicht gehört hätte, und noch kürzlich; aber —"

„Aber halt Dein Maul Alte!" erscholl eine Stimme von oben. „Diese Herren haben mit mir, und ich mit ihnen zu thun;" und von der Treppe herab sprang niemand anders, als unser Freund Jodelle, der Hauptmann von de Coucy's Brabançois.

Eines seiner Augen war wirklich mit einem Pflaster bedeckt; allein diese Zugabe hatte er wahrscheinlich weniger angenommen, um sich unkenntlich zu machen, als um die Zeichen des schrecklichen Schlages, welchen, wie wir uns erinnern, ihm der Ritter mit dem Griff seines

Schwertes verſetzte, zu verbergen, und welcher, trotz dem Pflaſter, ſich durch eine ſchwarzgelbe Geſchwulſt rund um daſſelbe, kund gab.

„Sagt mir Dame,“ ſagte er, indem er auf die Wirthin zu ging, ehe er ein Wort zum Gruße mit den Fremden gewechſelt hatte, „Wer iſt der Mann, der eine halbe Stunde nach mir an Euerer Thür hielt, und wo iſt er hingekommen? Er ſprach noch eben mit Dir, denn ich hörte zwei Stimmen.“

„Der Himmel ſegne Euch ſchöner Herr und Lukas der Apoſtat,“ ſagte die Alte. „Das war nur mein Neffe. Der arme Junge war bis zum Tode erſchrocken, weil er, wie er ſagte, mit einigen von König Philipps Reitern auf der Straße zuſammen gekommen ſey. So machte er ſich denn davon, als er Pferde herankommen hörte, und zog ſein Thier hinten aufs Feld, um unbemerkt davon zu jagen, denn da er von der engliſchen Parthei iſt, würde König Philipp ihn hängen laſſen, wenn er ihn ertappte.

„König Philipps Reiter!“ rief leichenblaß der erſte Fremde. „Woher kam er, gute Dame?

Welchen Weg schlug er ein, als er König Philipps Reiter erblickte?"

„Er kam von Flèche schöner Herr," versetzte die Wirthin, „und da, sagt er, haben fünfe ihn verfolgt, und mehrere seyen noch umher zerstreut gewesen.

„Ach Unsinn!" rief einer von den andern Fremden. „Das ist der junge Kerl, den wir selbst verfolgt haben. Er hat uns für Leute Philipps gehalten. Wie war er gekleidet Dame?"

„In grün, beau Sire," versetzte die Wirthin. „Er hatte ein grünes Oberkleid an, glaube ich beinahe."

„Es ist derselbe," sagte der Fremde, welcher zuletzt gefragt hatte. „Fürchtet Nichts, beau Sire," fügte er hinzu, indem er in leisem Tone zu dem, welcher zuerst eingetreten war, sprach. „Philipp ist fern genug, und wäre er nahe, so sollte er Lanzenspitzen fressen, und in rothem Blute zechen, bis er betrunken wäre, ehe er einem Haar auf Eurem Haupte etwas zu Leide thut. Fürchtet Euch daher nicht!"

„Fürchten, Herr," versetzte der andre, in-

dem er, beruhigt durch die Gewißheit seines Irrthums in Hinsicht der Reiter Philipps, sich ein hochmüthiges Ansehen gab. „Wie könnt Ihr muthmaßen, daß ich mich fürchte! Nun guter Freund," fuhr er fort, indem er sich an Jodelle wandte, „bist Du jener Alberic, der uns diesen Morgen das Billet in das Lager von —"

„Mit Euerer Erlaubniß, beau Sire," unterbrach ihn Jodelle, „wir wollen erst die überflüssigen Zeugen entfernen. Komm Alte, pack Dich, wir müssen allein seyn."

„Wie, aus meiner eignen Küche?" rief die Wirthin, „dazu habt Ihr kein Recht."

„Es muß indeß so seyn," antwortete Jodelle. „Hinaus gute Dame; Du wirst nicht lange draußen seyn," und indem er ohne weitere Umstände die Wirthin am Arm ergriff, schob er sie zur Thür hinaus, welche auf die Straße ging, und verschloß sie von Neuem. „Und jetzt," sagte er, „gilt es nachzusehen, ob Horcher da sind."

So sprechend, untersuchte er die verschiedenen Theile des Zimmers, und öffnete dann die

Thür der Kammer, worin der arme Page zitternd wie Espenlaub lag.

„Strauchholz!“ sagte Jodelle, ein Licht von einem der eisernen Leuchter, welche das Zimmer erhellten, nehmend, und indem er in die Kammer schritt, legte er seine Hand an eines von den Bündeln, und kehrte es um.

Der Page, welcher sich, wie ein Pygmäe zusammenzog, entging indessen seinen Blicken, und das umgekehrte Reisigbündel, anstatt ihn zu entdecken, verbarg ihn nur noch besser, indem es auf seinen Kopf fiel. Der Wegelagerer aber, noch nicht zufrieden, zog sein Schwert, und tauchte es zum Ueberfluß in die ganze Masse des Strauchholzes. Ein Zufall nur konnte das Leben des armen Pagen retten, und zwar wenn die Klinge von Jodelle's Degen zur Rechten oder Linken bei ihm vorbei fuhr; und so geschah es. Des Räubers Schwert traf, seitwärts von ihm, die Mauern, und ließ ihn unbeschädigt. Jodelle steckte es wieder in die Scheide, und kehrte beruhigt zu den Fremden zurück, deren Anführer sich ans Feuer gesetzt hatte, und mit sonderbarer Frivolität

Betrachtungen über den leeren Topf anstellte, welcher den heißen Wein enthalten hatte.

Seine Stimme war sanft und wohlklingend, und obgleich er offenbar in spöttischer Beziehung sprach, so konnte man doch in seiner Rede jene Töne entdecken, welche so leicht verleiten und überreden.

„Gebt Acht, Guillaume de la Roche Guyon," sagte er, „gebt acht Pembroke, und Ihr, Herr Alberic, denn es mag sich wohl nie wieder zutragen, daß Ihr in Euerm sündenvollen Leben einen Topf so überzeugend die Menschen anreden hört. Betrachtet ihn, wie ich ihn in der Hand halte. Keiner unter Euch würde einen halben Heller dafür geben, aber füllt ihn mit prächtigem Weine von Montrichard, und er ist zehn Mal soviel werth. Mensch, Mensch, du bist nur ein Topf, aus Lehm geformt, in deiner Jugend gebrannt, in deiner Männlichkeit benutzt, und im Alter zerbrochen. So lange du mit Geist angefüllt warest, schätzte und ehrte man dich; sobald aber der Geist verschwunden ist, bist du nichts mehr, als wiederum ein Lehmkloß. So lange du voll bist, verlassen

dich die Menschen nicht, bist du aber ausgesogen, verläugnen sie dich, und lassen dich fallen, wie ich den Topf," und indem er die Hand öffnete ließ er ihn auf die Erde fallen, wo er sogleich in kleine Stücke zerbrach.

„Und jetzt, Herr Alberic," fuhr er fort, indem er sich an Jodelle wandte, „was zum Teufel wollt Ihr von mir?"

„Beau Sire König," sagte Jodelle, indem er ein Knie vor dem Fremden beugte, „wenn Ihr in der That der seyd, auf den Eure Worte schließen lassen, Johann König von England —

Ich bin nur ein Topf unterbrach ihn der übermüthige König. Ach, Herr Alberic, ich bin nur ein Topf. Aber weiter weiter, ich bin der König."

„Gut also gnädiger Herr," antwortete Jodelle, in der That etwas beleidigt durch den Spott des Königs. „Da ich so kühn gewesen bin, Euch in meinem Briefe zu sagen, daß ich erfahren habe, wie es Eures Herzens heißester Wunsch sey, Euern Neffen Arthur Herzog von Bretagne unter Euerer Leitung und Aufsicht zu haben." —

„Du haſt recht Kerl," rief der König Johann durch dieſen Gedanken aus ſeiner Gleichgültigkeit erweckt. „Es iſt meines Herzens heißeſter Wunſch, ihn zu haben. Wo iſt der kleine Rebelle? Zeig ihn auf! Haſt Du ihn mitgebracht?"

„Gnädiger Herr, Ihr vergeßt," ſagte der Graf von Pembrocke, „dieſer Herr kann doch Euern Neffen nicht mit ſich herumſchleppen wie eine Reliquie in einem Reliquienkäſtchen."

„Oder wie eine weiße Maus zur Schau in einer Schachtel," fügte Guillaume de la Roche lachend hinzu.

„Gut, gut!" ſagte der König mitlachend. „Aber kommt Herr Alberic, ſprecht offen. Wo iſt die weiße Maus? Wenn wirſt Du uns in Deine Schachtel hineinſehen laſſen. Wir haben uns ſelbſt hieher verfügt, weil Du nur mit uns unterhandeln wollteſt, jetzt, da Du unſere Gegenwart haſt, gehe hübſch beſcheidentlich damit um. Wann ſollen wir in Dein Schächtelchen blicken?"

„Wenn es Euch gefallen wird, dem armen Taſchenſpieler ſeinen Lohn zu nennen," ſagte

Jodelle, indem er sich verbeugte, und vor dem Könige in der Stellung eines Mannes stand, welcher weiß, daß er, wenigstens für den Augenblick befiehlt, wo er zu gehorchen scheint, und daß seine Forderungen, so unmäßig sie auch seyn mögen, doch erfüllt werden müssen.

„Ha!" versetzte der König, die Stirne faltend, „ich vergaß, daß die Erde Niemanden trägt, der nicht seine Taxe hat. Welches ist denn die Deinige?"

„Ich bin sehr bescheiden, beau Sire," versetzte Jodelle mit dem unzerstörbarsten Gleichmuthe, „sehr bescheiden in Vergleich mit dem, was ich verkaufe. Wollt Ihr wissen Herr, was ich verlange, wenn ich Euern Neffen und alle, welche ihm bei der Belagerung der Königin, Euerer Mutter, in ihrem Schlosse von Mirabeau beistehen, in Eure Hände überliefere? — Es ist keine unbedeutende That, und verdient wohl eine kleine Belohnung."

„Sprich Kerl," schrie der König voller Ungeduld, „und geh' nicht immer um die Sache herum! Sag' grade heraus, wie viel Geld verlangst Du?"

„In der That gnädiger Herr, zu diesem Handel gehört mehr als Geld," versetzte unerschrokken Jodelle. „Aber wenn Ihr genau wissen wollt, was ich verlange, hier ist es. Für's Erste zahlt Ihr mir, oder gebt mir eine Anweisung an Eure Königliche Schatzkammer, auf zehntausend Mark, in welchen Münzsorten es Euch beliebt."

„Bei Gott und den heiligen Evangelisten," rief der König; dann aber sich unterbrechend, fügte er hinzu, indem er einen halb lächelnden Blick an den Grafen von Pembroke richtete: „Gut, Du sollst die Anweisung an Unsere Königliche Schatzkammer bekommen. Was weiter?"

„Wenn Ihr mir die Anweisung werdet gegeben haben, Sire," sagte Jodelle, in Erwiederung auf den Blick des Königs, „werde ich Mittel finden, das Geld von Euern Freunden oder von Euern Feinden zu erpressen, wäre Euere Schatzkammer auch so trocken als Heu."

„Zuerst versuchs nur bei meinen Feinden guter Alberic," sagte der König, meine Freunde haben schon genug zu thun. Aber was weiter?

denn Ihr ſagtet eben fürs Erſte, wenn ich mich nicht irre.“

„Zunächſt,“ fuhr Jodelle unerſchrocken fort, „müßt Ihr mir eine, mit Euerm Königlichen Siegel bekräftigte Urkunde ausſtellen, nach welcher ich, zu Euern Gebrauch und auf Euere Koſten, tauſend freie Lanzen zum zehnjährigen Dienſt ausheben darf. Außerdem verlange ich jährlich den halben Sold Mercader's, und daß Ihr mich mit eigner Königlicher Hand zum Ritter ſchlagt.“

„Zum Ritter ſchlagen!“ rief der Graf von Pembrocke aus, indem er ſich entrüſtet gegen ihn wandte. „Bei Gott, wenn der König einen ſo niedrigen jämmerlichen Verräther wie Ihr ſeyd zum Rieter ſchlägt, ſo will ich entweder dieſen Euern Ehrentag zum letzten Eures Lebens machen, oder mein Küchenjunge ſoll mir meine Sporen herunterreißen, als einen Schandfleck meiner Füße, wenn ein ſolcher Schurke desgleichen trägt.“

„Wenn ich jene Sporen haben werde, Graf von Pembroke, verſetzte Jodelle übermüthig, ſollſt Du nicht lange nach Einem ſuchen, der

es mit Dir aufnimmt und Dir Schimpf für Schimpf wiedergibt. Bis dahin bekümmere Dich um Deine Angelegenheiten, und störe nicht des Königs Unterhandlungen mit Deinem Schelten."

„Ruhe, Pembroke!" rief der König, indem er sah, daß sein Pair im Begriff sey, eine zornige Antwort zu geben. „Wer wagt es, zu widersprechen, wo mein Wille spricht? Und jetzt sag mir, Kerl," fügte er, sich an Jodelle wendend, mit einer Art Würde hinzu, welche ihm zuweilen zu Gebote stand. „Gesetzt, wir verweigerten Dir Deine unverschämten Forderungen, was geschieht dann?"

„Daß ich mich wieder in den Sattel setze, und davon reite, wie ich gekommen bin," antwortete Jodelle ohne Zaudern.

„Gesetzt aber, wir ließen Dich nicht ziehen," fuhr der König fort, „und gesetzt ferner, wir knüpften Dich an den Ulmbaum vor der Thür?"

„Dann brecht Ihr das Ehrenwort eines Königs, um ein todtes Aas zu gewinnen," versetzte der Brabançois. „Denn Ihr werdet von mir nicht das geringste erfahren, was Euch in Euerm Vorhaben nützen kann.

„Aber wir haben Marterwerkzeuge, Freund, welche einem Todten Rede abgewinnen können," fuhr der König fort; „von solcher Vortrefflichkeit, daß Du tausendmal wenigstens den Tod anrufen dürftest, ehe er zu Deiner Erlösung herbei kommt.

„Ich zweifle nicht daran, Herr König," versetzte Jodelle in demselben entschlossenen Tone, worin er bisher gesprochen hatte; „und da ich keineswegs auf eine größere Vorliebe für die Folterbank, als meine Nachbarn Anspruch mache, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich Euch alles mittheilen würde, was ich nur wüßte, ehe die Daumschraube nur ein halb Mal umgedreht wäre. Es würde Euch aber nichts nützen, denn Alles, was ich Euch auch sagen könnte, würde meine Leute nicht zum Abfall bewegen, ehe sie nicht mich selbst unter sich haben; und so lange diese bei dem Prinzen Arthur und de Coucy sind, mögt Ihr eben so leicht die Sonne vom Himmel herunterlangen, als jene fangen."

„Warum wolltest Du aber nicht ins Lager kommen?" fragte der König. „Wenn Du so

ſicher warſt, warum kamſt Du nicht, als ich nach Dir ſchickte."

„Weil ich Einmal unter Euerm Bruder Richard diente," verſetzte der Brabançois; „und während der Zeit habe ich mir unter Mercader's Bande ſo manchen lieben Freund geſammelt, daß ich befürchtete, wenn ich ohne zwei oder drei hundert Mann zur Deckung meines Rückens ſie zu beſuchen käme, ſie möchten mir, aus reiner Liebe, ein Bankett von kaltem Stahl veranſtalten, oder mir eine Wohnung in unſerer Mutter Erde anweiſen."

„Der Kerl unterſteht ſich zu ſcherzen, Ihr Herr," rief Johann. „Zieh Dich ein Paar Schritt zurück, und laß mich mit meinen Edlen überlegen. Gebt Acht auf ihn Pembroke, daß er nicht entwiſcht."

Johann ſprach darauf einige Minuten lang mit den Herren, welche ihn bei dieſer ſonderbaren Zuſammenkunft begleitet hatten, und die Unterhaltung ſchien, obgleich in leiſem Tone geführt, doch in nicht geringem Grade lebhaft zu ſeyn. Vor allem andern ſprach Pembroke laut genug, daß man die Worte: „Schande

der Ritterschaft — Unwille der Barone von England — nicht zugeben, daß der Orden so beschimpft werde u. s w." hören konnte.

Zuletzt indeß trat eine augenblickliche Ruhe ein, und Johann, indem er den Coterel zu sich winkte, sprach folgendermaßen zu ihm:

„Unser Entschluß ist gefaßt, und es steht Dir frei ihn zu unterschreiben, oder nicht. Fürs Erste geben wir Dir die Anweisung an unsre Schatzkammer, auf zehntausend Mark Silber, mit der Bedingung übrigens, daß binnen zehn Tagen der Prinz Arthur von Plantagenet sich in unsern Händen befinde, lebendig oder — todt," fügte er mit furchtsamer Betonung des letzten Wortes hinzu. Zugleich zog er die Stirne zusammen, und obgleich seine Augen noch auf Jodelle hafteten, schloß er die Augenlieder zur Hälfte, als ob er sein Gesicht für eine Maske hielt, durch welche seine Seele hindurch zu blicken vermöge, ohne gesehen zu werden, während er das, was er offen auszusprechen sich fürchtete oder schämte, deutlich zu verstehen gab.

Lord Pembroke blickte bedeutungsvoll auf einen andern Edelmann, welcher neben dem

König stand, und zur Erwiderung leicht die Achsel zuckte. Der König fuhr fort:

„Unter derselben Bedingung gewähren wir Dir auch Deine Bitte in Betreff der Aushebung einer Bande Brabançois, was aber den Ritterschlag anbetrifft, so können und dürfen wir ihn Dir nicht gewähren, wenigstens nicht für Dienste dieser Art. Gefallen Dir die Bedingungen, gut; wo nicht, so steht wie gesagt ein Ulmbaum vor der Thür, der einen so kühlen und schattigen Schaukelplatz darbietet, wie man ihn nur immer im September verlangen kann."

„Ich fühle kein Verlangen der Art in mir," versetzte der Brabançois;" wenn ich an irgend etwas hängen muß, so mag es lieber ein König seyn als ein Stück Bauholz. Ich will nicht zu streng auf meiner Forderung bestehen, Herr König. Fertigt mir nur die Papiere aus, mit allen Bedingungen, und wenn ich Euer Diener seyn werde, will ich Euch so gute Dienste leisten, daß jener stolze Lord, welcher jetzt meiner Ritterschaft im Wege steht, bekennen soll, daß ich sie eben so gut wie er verdiene."

Der Graf von Pembroke blickte mit Ver-

achtung auf ihn, ohne seine Prahlerei einer Antwort zu würdigen, und nachdem von den draußen wartenden Dienern (das ganze Haus war unterdessen mit Bewaffneten umgeben worden, welche den Befehl hatten, dem König auf verschiedenen Straßen zu folgen) Schreibmaterialien herbeigeschafft waren, wurden die Papiere ausgefertigt und vom Könige unterzeichnet.

„Und jetzt gnädiger Herr," sagte Jodelle mit der Kühnheit eines Mannes, welcher einen wichtigen Dienst zu leisten im Stande ist, „betrachtet den Prinzen, als sey er schon in Euerer Gewalt. Geht mit aller Eile auf Mirabeau los. Wenn Ihr bis auf fünf Stunden davor seyd, so macht Halt, bis zum Einbruch der Nacht. Arthur, mit den Schaafen von Poitou, spielt den König drinnen. De Coucy schläft bei seinem Wachtfeuer unter der Schloßmauer. Meine Leute haben die Wache an dieser Seite der Stadt. Laßt Eure Truppen ohne Geräusch in der Finsterniß vordringen, nennt zur Parole „Jodelle," und ohne ein andres Zeichen zu verlangen, werden meine freien Cameraden sich vor Euch zurückziehen, bis Ihr im tiefsten Her-

gen des Platzes seyd. Arthur schläft, mit den besten Rittern, im Hause des Bürgermeisters; umzingelt es, und Ihr fangt alle ohne Schwertstreich. Gefällt Euch der Plan?"

„Bei meiner Krone und Ehre!" rief der König, dessen Augen vor Entzücken strahlten, „wenn der Plan so gut ausgeführt wird, als er entworfen ist, so verdienst Du einen Diamant, tausend Mark an Werth, um Dein Silber in der andern Schale in die Höhe zu ziehn. Zähle auf mich, guter Alberic, als auf Deinen besten Freund im Leben, wenn Dein Plan gelingt. Zähle auf mich, Alberic —"

„Jodelle in Zukunft, wenn es Euch beliebt," versetzte der Coterel! „Alberic war nur ein angenommener Name; und jetzt, gnädiger Herr, will ich aufs Pferd, und davon; denn ich habe noch vor der Morgendämmerung zwanzig lange Meilen zwischen mich und diesen Ort zu legen."

„Dann spute Dich," sagte der König sich erhebend, „spute Dich, guter Jodelle. Auch ich will fort, und wie ein Adler zu seiner Beute nach Mirabeau. Kommt Ihr Lords, zu Pferde! — Zähle auf mich, guter Jodelle," wie-

derholte er, als er den Fuß in den Steigbügel ſetzte; „zähle auf mich, daß ich Dich ſo hoch hängen werde, wie die Krähe ihr Neſt baut," murmelte er vor ſich, als er davonſprengte. „Nun Ihr Herrn, was denkt Ihr von unſerm Nachtſtück? Beim Himmel, die Feinde ſind in unſrer Hand. Wir haben nichts zu thun, als was ich einſt bei einem Kinde ſah, welches Fliegen fing, mit der flachen Hand darüber hinzufahren, — wir haben ſie alle."

„Wohl wahr," verſetzte der Graf von Pembroke, welcher mit einigen von den andern Begleitern des Königs leiſe geſprochen hatte. „Aber vorher iſt noch manches zu überlegen."

„Wie ſo, zu überlegen?" fragte der König, indem er ungeduldig den Schritt ſeines Pferdes etwas anhielt. „Was bedeutet das? Denn ich verſtehe unter dem Worte „überlegen" irgend eine Widerſpänſtigkeit gegen meinen Willen."

„Durchaus nicht, Sire," verſetzte der Gr. von P. feſt, „aber die Barone von England haben zu bemerken, daß Arthur von Plantagenet in grader Linie der Erbe Richard's des Löwenherzigen iſt. Nun aber, obgleich es uns nicht

an Gründen und Beiſpielen fehlt, zu beweiſen, daß wir das Recht haben, das Glied der Königlichen Familie zu erwählen, welches wir am geſchickteſten halten, das Szepter zu führen; ſo ehren wir doch in ſo weit das Blut unſerer Könige, und ſchätzen ſo ſehr den hochherzigen Eifer eines edlen Jünglings, der nur danach ſtrebt, über ein Königreich zu herrſchen, welches er, den Rechten nach, für ſein Eigenthum hält, daß wir nicht gegen Arthur Plantagenet ziehen werden, wenn Ihr uns nicht verſprecht, Sire, Euern Zorn gegen ihn ſo weit zu mäßigen, daß Ihr ihn als Herzog von Bretagne beſtätigt, und Euch enthaltet, weder Euern Neffen, noch einen ſeiner Anhänger, unter dem Vorwande, ſie zu hüten, in einem feſten Platze, oder im Kerker, gefangen zu halten."

Johann ſchwieg lange, denn ſeine gewohnte Verſtellungskunſt konnte kaum die Wuth bemeiſtern, welche ſich in ſeiner Bruſt erhob. Zuletzt indeß ſiegte ſie, und feierte einen vollſtändigen Triumph.

„Ich muß geſtehn, es kränkt mich, Lord Pembroke," ſagte er in gekränkten kummer-

vollem Tone, „daß meine guten Engliſchen Barone ſo wenig ihren König kennen, daß ſie es für nöthig hielten, durch die Geißel der Rebellion und des Ungehorſams, das von ihm zu erlangen, was er nie geſonnen war, ihnen zu verweigern. Das Verſprechen, welches Ihr von mir verlangt, gebe ich Euch ſo freimüthig und gern, als Ihr nur immer darum bitten konntet, und wenn ich je in Wort und That es verletzen ſollte, ſo mögen meine Befehle nicht länger mehr vollzogen werden, ſo mag mein Szepter zerbrochen, und die Kronen mir vom Haupte geriſſen werden, und ſo möge mich weder Pair noch Bauer länger für ſeinen König halten.“

„Dank, gnädiger Herr, Dank!“ riefen Lord Bagot und mehrere Barone des Gefolges. „Ihr ſeyd ein freier und edelmüthiger Souverän, und ein gerechter und vortrefflicher König. Wir danken Euch ſehr für Euer freies Verſprechen.“ Lord Pembroke ſchwieg. Er kannte Johann und hatte ihn nie ein Verſprechen halten ſehen, welches er ſo leicht gab.

X.

„Jetzt gute Dame, meine Rechnung," rief Jodelle, sobald der König sich entfernt hatte.

„Kommt mir nur nicht mit gute Dame," versetzte die Wirthin, welche über ihren Unwillen, daß man sie aus ihrer eigenen Küche vertrieben, und eine halbe Stunde lang auf die Straße unter Soldaten und Pferdejungen verbannte, ihre gewöhnliche Höflichkeit vergessen hatte. Es verlohnte sich der Mühe in einer gelehrten Abhandlung nachzuweisen, wie der Stolz eines jeden menschlichen Herzens, einige Stellen von so entzündbarer Beschaffenheit besitze, daß, obgleich wir in jeder andern Hinsicht, mit der größten Selbstverläugnung, Unrecht und Beleidigung, Schimpf und Spott, zu ertragen im Stande sind, doch Einer nur Einmal jene Stellen, mit der äußersten Zündspitze der Verachtung, berühren darf, und der ganze Platz steht den Augenblick in hellen Flammen, und droht, das ganze Haus einzuäschern.

Doch die Zeit fehlt uns, es ſey daher genug, zu ſagen, daß die Dame, welche zu ihrer Zeit alles ertragen konnte, was ein Weib nur zu ertragen im Stande iſt, über das Mißgeſchick, aus ihrer eignen Thür geworfen zu werden, ſo erboßt war, daß ſie den würdigen Brabançois mit härtern Worten anließ, als ſeine Geduld ertragen konnte.

„Komm, komm Alte," rief er, „willſt Du mir die Rechnung nicht machen, ſo magſt Du auch nach Deiner Bezahlung ſehen. Ich gehöre überhaupt nicht zu denen, welche für ſich und ihr Pferd die Zeche zu bezahlen pflegen; ſo werde ich mein Thier ſelbſt aus dem Stall ziehen, und mich aufmachen."

„Nein, nein," ſagte ſie, mehr in Furcht, daß Jodelle das Pferd des Pagen, welches noch im Stalle ſtand, entdecken möchte, als daß ſie um die Bezahlung ihrer Rechnung kommen ſollte. „Nein, man ſolle ihr nicht nachſagen, daß irgend einer, ſo unhöflich er auch ſey, ſich ſein Pferd ſelbſt habe holen müſſen. Sie habe noch einen Stalljungen, meine ſie. He Junge!" fuhr ſie fort, indem ſie zur Thür hinausſchrie,

„bring den Schweißfuchs für den Herrn. Schnell! Was die Rechnung anbetrifft, Herr, so beläuft sich sich blos auf sechs Sous."

Die Rechnung wurde bezahlt, und ehe Jodelle den Stall erreichen konnte, gegen welchen er sich, trotz der Widerrede der Wirthin, auf den Weg machte, wurde sein Pferd herausgeführt, worauf er sich hinaufschwang, und mit verhängtem Zügel davon sprengte.

Sobald der Schall der Hufe seines Pferdes auf dem Pflaster nicht mehr gehört werden konnte, wälzte sich der Haufe Reisig und Buschholz mitten ins Zimmer hinein, und der halb erstickte Page sprang aus seinem Versteck hervor. Sein Gesicht und Hände waren zerkratzt und zerrissen, und seine Kleidung so beschmutzt, daß die alte Wirthin sich des Lachens nicht enthalten konnte, bis sie die Leichenblässe auf seinem Gesichte bemerkte.

„Gebt mir ein Maaß Wein, gute Dame, ich bin halb ohnmächtig," rief er. „Ach, daß ich und kein andrer hören mußte, was ich gehört habe!"

Die alte Dame wandte sich um zu gehorchen,

und der Page, indem er ſich auf einen Seſſel vor dem Feuer warf, drückte ſeine gefalteten Hände zwiſchen die Knie, und ſtarrte mit wildem ſchrecklichen Blick, welcher ſowohl aus Furcht als Ungewißheit entſtanden, in die heiße Aſche.

„Guter Gott, was ſoll ich thun," rief er zuletzt aus. „Gehe ich zurück, zu meinem Ritter, und ſage ihm, daß obgleich er mir befohlen habe, ſo ſchnell wie möglich zum Grafen von Auvergne zu eilen, ich von meiner Straße abgegangen, und die kleine Leonore beſucht habe, weil der Krämer mir geſagt, ſie ſey in la Flèche, ſo wird er mir ſicher mit ſeiner Streitart den Schädel ſpalten, wegen Vernachläſſigung meiner Pflicht." Ein fieberhaftes Zittern bemächtigte ſich ſeiner, wenn er an ein ſo ſchreckliches Schickſal dachte.

„Und gehe ich nicht," fügte er gedankenvoll hinzu, „was wird dann die Folge ſeyn! Der Triumph eines Verräthers, der Tod meines braven edeln Herrn, der Untergang der Unternehmung des Prinzen. Ich will gehen. Laß ihn das Schlimmſte thun, ich will gehen. Die kleine Leonore ver-

liert nichts, als ihren Liebhaber, aber ohne Zweifel wird sie bald einen andern haben, mich vergessen und glücklich seyn. Bewegt, durch den Heldenmuth seines eigenen Entschlusses, und durch die traurigen Bilder, welche seine Phantasie ihm vorgezaubert hatte, während er an die dachte, welche er liebte, füllten Thränen sein Auge. „Aber ich will gehen," fuhr er fort, „ich will gehen. Mag er mich tödten, wenn ich ihm wenigstens das Leben gerettet habe. Kommt, gute Dame, gebt mir den Wein."

Der arme Page setzte die Flasche an die Lippen, indem er, wie viele andere, glaubte, daß, wenn Wahrheit in einem Brunnen liege, Muth und Entschlossenheit in einer Kanne wohnen müsse. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit erprobte er die Wahrheit des Satzes, und in wenig Minuten war sein Entschluß so befestigt, daß er das Experiment wiederholte, und sich bald zum Helden trank.

„Jetzt, gute Dame," sagte er, „will ich fort. Laßt Euren Jungen mein Pferd bringen, und danket Gott so lange Ihr lebt, daß Ihr mich in diese Kammer gesteckt habt, denn da-

durch soll einer der teuflischsten Anschläge, welche Satan selbst je schmieden geholfen, zerstört werden."

„Der Herr sey gepriesen, und St. Lukas und St. Markus die Apostaten," sagte die Wirthin, „und ihr Segen komme über Dein hübsches Antlitz. Eure Rechnung beträgt neun Sous, beau Sire, welches in jeder Hinsicht wohlfeil genug ist, da ich Euch wie meinen eigenen Sohn gepflegt, und wie meinen eigenen Bruder in die Speisekammer versteckt habe."

Der Page untersuchte nicht sehr genau die Rechnung seiner Wirthin, obgleich man bedenken muß, daß neun Sous in jenen Tagen keine unbedeutende Summe war, aber da er seinen Theil an den tausend Mark gehabt hatte, welche de Coucy vor seiner Abreise von Paris bekam, verschwendete er sein Geld mit jener kindischen Freigebigkeit, welche uns bei reifern Jahren nur zu oft verläßt.

„Wohlan!" rief er, indem er auf sein Pferd sprang. „Ich will hin zu ihm, mag kommen, was da wolle. Welchen Weg muß ich einschlagen nach Mirabeau, Dame?"

„Den zur linken Hand, schöner Page, den zur linken Hand," versetzte die Alte. „Aber Gott stehe Dir bei, süßes Herze, es ist ein weiter Weg. — Schlagt den zweiten Weg ein, der zur Rechten abgeht, Herr Page, schrie sie ihm nach, und dann, wo sich wieder verschiedene Wege trennen, nehmt den zur Linken." Aber lange schon, bevor sie ihre Nachweisungen beendigt hatte, war der Jüngling weit aus dem Bereich ihrer Stimme.

Als der Morgen dämmerte, befand er sich mit einem müden Pferde und mit bekümmertem Herzen noch in den reizenden Ebenen der herrlichen Tourra. Die ganze Welt lachte froh und glücklich im Morgenlichte. Fröhliche Stimmen erfüllten die Luft, und Lächeln war über die ganze Aussicht verbreitet, so ganz den Gefühlen, welche des armen Jünglings Herz bedrängten, widersprechend. Während er so, in seinen Kummer versunken, und wenig bekannt mit dessen Allgemeinheit, auf den heitern Sonnenschein blickte, welcher sich über die, in seinen Strahlen spiegelnden Hügel und Wälder ergoß, glaubte er, das einzige bekümmerte We-

sen in der Natur zu seyn; und als er die schmetternde Lerche auf ihren zitternden Flügeln sich erheben sah, und die Luft mit ihrem Jubelgesang anfüllen hörte, ließ er den Zaum seines Pferdes fahren und bedeckte seine Augen mit beiden Händen. Ging er doch, wie er glaubte, dem sichern Tode entgegen, mußte er doch das strahlende Licht der Sonne, die Hoffnungen der Jugend, und die Freuden eines kaum begonnenen Daseyns, gegen das kalte Beinhaus, gegen das finstre Grab, gegen die gefühllose Erstarrung des Todes hingeben.

Wankte sein Entschluß etwa? dachte er etwa daran, seinen Herrn und dessen Unternehmen dem Schicksal zu überlassen, und, wie die Lerche sich hoch in die Lüfte erhebend, seine Sorgen hinter sich zurückzulassen? In der That mehr als Einmal, und die Versuchung war um so mächtiger, da niemand um sein Geheimniß wußte. Er hatte also weder Strafe noch Schande, sondern allein die tadelnde Stimme seines Gewissens zu fürchten. Indeß kam ihm der bessere Geist jenes ritterlichen Zeitalters zu Hülfe. Jener hochherzige Grundsatz der Selbstverläug-

nung, jene beständig eingeschärfte Verachtung des Lebens, ohne Ehre, welche den alten Ritter auf einen Gipfel des Ruhmes erhob, den die berechnendste Weisheit nie erlangen konnte, äußerte auch seine Wirkung in der Brust des Pagen, und obgleich er nicht daran zweifelte, daß der Tod die Strafe seines Ungehorsams seyn werde, so stand doch sein Entschluß in ihm fest, seinen Herrn zu retten und sich selbst anzuklagen.

Folgender Umstand schien ihm indeß das Bekenntniß zu ersparen, und geeignet zu seyn, die schändlichen Absichten des Brabançois zu verhindern. Als er nämlich, gegen acht Uhr Morgens, langsam in ein kleines Dorf ritt, sah er ein Pferd an der Thürpfoste eines Hauses am Wege angebunden, welches er sogleich für das Jodelles erkannte. Er dankte St. Martin von Tours inständigst dafür, als ob dieses Antreffen eine Folge der Bemühungen jenes Heiligen sey. Der Plan des Pagen schmeckte indeß etwas nach dem dreizehnten Jahrhundert. „Da ist der Schurke," sagte er, „indem er, sich nach dem nächtlichen Ritt in diesem Hause zu erho-

len sucht. Jetzt möge der gesegnete St. Martin mir nie wieder gewogen seyn, wenn ich ihn nicht angreife, sobald er heraustritt; und obgleich er ein starker Bursche ist, und zweimal so alt als ich, so habe ich es doch im gelobten Lande mit manchem Sarazenen aufgenommen, und mit Gottes Beistand tödte ich den Verräther und mache so sein Unternehmen zu Schanden. Dann kann ich leichten Herzens zum Grafen von Auvergne reiten, und brauche weder ein Wort von diesem Complott, noch von meiner Versäumniß zu sagen.

Ermold de Marcy, denn er war es, besaß ein unerschrockenes Herz, welches sich vor keinem Kampfe scheute, der je in den Schranken gefochten wurde und wäre Jodelle noch zehnmal berühmter gewesen als er es war, Ermold würde ihn ohne Furcht angegriffen haben, obgleich ihn aller Muth verließ, wenn sich ihm der Gedanke an de Coucys Streitart aufdrang; so verschieden ist der Gesichtspunkt, aus welchem wir einen Kampf auf Leben und Tod, und den Tod selbst betrachten.

Indem er bedächtig den Schritt seines Pfer-

des mäßigte, damit nicht das Geräusch Jodelles Aufmerksamkeit auf sich zöge, näherte er sich der Hütte, und um nicht einen ungerechten Vortheil vor seinem Feinde vorauszuhaben, stieg er ab, und knüpfte sein Pferd gleichfalls an den Pfosten der Thür. Dann machte er sich sein Schwert handgerecht, lüftete den Dolch in der Scheide, und schritt auf die Thür zu. In demselben Augenblick aber rief das laute Wiehern des Renners Jodelles, welches wahrscheinlich durch die Nähe seines Cameraden hervorgerufen wurde, jenen selbst an die Thür.

Den Augenblick, als er erschien, stürzte Ermold ohne weitere Umstände auf ihn zu, und indem er ihn mit geballter Faust in's Gesicht schlug, rief er aus: „Ihr seyd ein Schurke!" dann bis auf die Mitte der Straße zurückspringend, um seinem Gegner freien Raum zu geben, zog er sein Schwert mit der Einen und seinen Dolch mit der andern Hand, und erwartete seine Ankunft.

Jodelle, der sogleich den Diener de Coucys erkannte, war über die Partie, welche er zu ergreifen habe keinen Augenblick unentschlossen.

Der Page hatte ihn offenbar wegen irgend eines Verbrechens in Verdacht, welches dieses sey, wußte er freilich nicht. De Coucy lebte der Meinung, daß er verwundet in einem der Häuser von Mirabeau liege, welches Gerücht er selbst vorsichtiger Weise hatte ausſprengen laſſen. Kam der Page nun je wieder nach Mirabeau, ſo kam ſein Verrath ſogleich an den Tag, und ſein Unternehmen mußte mißlingen. Ohne weiteres Zaudern ſtand daher ſein Entſchluß, dem Pagen das Leben zu nehmen, eben ſo feſt, wie der Ermold's, jenem ein gleiches Schickſal zu bereiten, und mit dieſem blutigen Vorſatz waren ſie ſogleich im Kampf auf Tod und Leben begriffen.

Obgleich ein Gefecht zwiſchen einem achtzehnjährigen Jüngling, und einem kräftigen Mann von fünfundzreißig Jahren, auf den erſten Anblick höchſt ungleich, und durchaus zum Vortheile des Letzteren zu ſeyn ſchien, ſo war dies doch nicht ganz der Fall. Indem Ermold ſeit ſeiner früheſten Jugend auf einem ſo berühmten Ritter, als Guy de Coucy, gedient hatte, beſaß er nicht allein eine hinlängliche Er-

fahrung in den Waffen, ſondern auch jene Gewandtheit und Behendigkeit in ihrem Gebrauche, welche nur lange Uebung gewähren kann. Obgleich dieſe übrigens dem Brabançois auch nicht abging, ſo hatte Ermold doch die ſeine in dem gelobten Lande erlangt, wo die ausgezeichnete Geſchicklichkeit der Sarazenen im Gebrauch ihres krummen Säbels für die Kreuzfahrer und ihre Begleiter, beſtändiges Studium und ſorgfältige Uebung des Schwertes nothwendig machte.

Ermold war daher ſo gewandt, wie der Wind, und dieſes glich völlig das Uebergewicht aus, welches Jodelle durch ſeine männliche Stärke beſaß. Der Brabançois hatte aber den Vortheil der Rüſtung voraus, indem er mit einem leichten Haubert *) bewaffnet war, welcher allen

*) Es gibt verſchiedene Meinungen, wem eigentlich der Gebrauch des Haubert zukomme. Ducange meint, aus einer Stelle in Joinville, daß dieſes alte Waffenſtück ein Privilegium der Ritter ſey. Le Laboureur legt es auch den Knappen bei. Die Brabançois aber und andre Banden von Abentheurern unterwarfen ſich in Hinſicht der Wahl ihrer Waffen durchaus keiner Regel, wie es ſich aus tauſend Beiſpielen beweiſen läßt.

A. d. Verf.

Bewegungen seines Körpers nachgab, und mit einer Stahlhaube, welche seinen Kopf schützte, während der arme Page nichts, als sein grünes Oberkleid und ein Barret, mit einer Feder geschmückt, trug. Er wandte daher vergebens alle seine Geschicklichkeit an, indem er jedesmal Einen Hieb des Brabançois, mit zweien von seiner Seite erwiederte; der einzige erreichbare Theil Jodelles war sein Gesicht und dieses wußte er hinreichend zu decken.

Das Geräusch zusammenschlagender Waffen rief die Dorfbewohner vor die Thüren, allein ein solches Ereigniß war in jenen Tagen zu gewöhnlich und jede Einmischung zu gefährlich, als daß jemand sie hätte trennen sollen, obgleich allerdings einige Weiber sich gegen den Mann in völliger Rüstung, vernehmen ließen, daß er gegen den Jüngling im grünen Wamse sein Schwert ziehe.

Ermold war durch den Nachtheil, welcher sich auf seiner Seite befand, keineswegs entmuthigt; und nachdem er nach dem Gesichte Jodelles gezielt, und alle seine Hiebe mit bewundrungswürdiger Ausdauer parirt hatte, dachte

er jetzt daran, auf den Brabançois loszustürzen, indem er überzeugt war, daß wenn er ihm nur einen derben Hieb in die Kehle versetzen könne, der Kampf ein Ende haben würde.

Allein das Gefecht wurde auf eine andre Weise beendet; denn eine Abtheilung Reiter, welche in das Dorf gesprengt kam, befand sich plötzlich nahe bei den Kämpfenden, und indem der Anführer derselben eine Lanze zwischen sie warf, trennte er die Kämpfenden.

„He Leute, was ist das?" rief er in einer gebrochenen Sprache von halb normännsch und halb französisch. „Franzose oder Engländer, gleichviel; aber kämpft gleich, zum Teufel! Nicht ein Mann gegen einen Knaben, und ein Stahlpanzer gegen ein Tuchwamms. Nimm sie fest Robin, und bring sie herein; ich will ihren Streit schlichten.

So sprechend, stieg der englische Ritter, denn ein solcher war es, vom Pferde, und zog in dieselbe Hütte, aus welcher Jodelle, einige Augenblicke vorher, herausgekommen war. Die Hütte schien als ein Ort, wo Gäste einzukehren pflegten, bekannt zu seyn,

obgleich kein Schild oder Aufſchrift den Beruf ihres Eigenthümers ankündigte. Der Ritter, mit dem trotzigen ſonnverbrannten Geſichte eines alten Soldaten, ließ ſich auf einen Seſſel nieder, und begann, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, Ermold und den Brabançois, welche auf ſeinen Befehl vor ihn gebracht wurden, zu befragen.

„Nun Ihr, mit dem Haubert," ſagte er, indem er ſich, mit jener natürlichen Abneigung, welche der Redliche gewöhnlich, gegen den Böſen, ohne zu wiſſen warum, zu fühlen pflegt, an den Brabançois wandte. „Wie könnt Ihr, in Euerm eiſernen Panzer, Euer Schwert gegen einen bartloſen Jüngling ziehen, der Nichts hat, um ſeine Glieder gegen Eure Hiebe zu ſchützen?"

„Obgleich ich Euer Recht, mich zu befragen, nicht anerkenne," verſetzte Jodelle, „ſo will ich doch, um die Sache kurz zu machen, Euch ſagen, daß ich gegen ihn gezogen habe, weil er zuerſt zog, mehr aber, weil er ein Feind meines Herrn, des Königs von England iſt."

„Aber Du biſt ja weder Engländer noch

Normann," versetzte der Ritter. „Deine Sprache verräth Dich. Ich habe hier funfzig Jahr lang, von meinen Kinderjahren an, bis jetzt, die Waffen getragen, und kenne jede Mundart, welche in des Königs Domänen, von Rouen an bis ins Gebirge, gesprochen wird; Deine ist aber nicht darunter. Du bist ein Franzose aus der Provence, oder Deine Sprache lügt."

„Ich kann Franzose seyn, und doch dem Könige von England dienen," versetzte Jodelle kühn.

„Gott verleihe ihm bessere Diener, als Du bist," versetzte der alte Ritter. „Nun Knabe, was sagst Du? Nein sieh deshalb nicht traurig aus; wir thun Dir nichts zu Leide mein Sohn."

„Und dennoch werdet Ihr es thun," antwortete Ermold, wenn Ihr mich hier haltet, daß ich dem Schurken da nicht sein Herz vor die Füße werfen, oder meinem Herrn sagen kann, daß er verrathen ist."

„Wer ist Dein Herr, mein Sohn?" fragte der Ritter. „Engländer oder Franzose, und wie heißt er."

„Franzose," antwortete Ermold unerschrok-

ken, und mit edlem Stolze fügte er hinzu, „es ist der tapfere Ritter Guy de Coucy.“

„Ein braver Ritter,“ sagte der Engländer. „Ich habe die Herolde von ihm erzählen hören. Er soll schon einen Kreuzzug mitgemacht haben, obgleich er noch sehr jung ist. Meiner Treu, ich möchte wohl eine Lanze mit ihm brechen.“

„Ihr braucht Euer Verlangen nicht zu verhehlen, Herr Ritter,“ antwortete der Page schnell. „Mein Herr wird Euch zu Pferde, oder zu Fuß, wo und wann und mit welchen Waffen es Euch beliebt, zu Diensten stehen. Gebt mir nur einen Handschuh zum Pfande, und Ihr werdet nicht lange auf seinen Anblick warten dürfen.“

„So gehört es sich für den Pagen eines so tapfern Ritters,“ versetzte der Engländer, „und ich möchte Dir in allem Ernste willfahren,“ fügte er hinzu, indem er einen seiner Panzerhandschuhe auszog, als ob er ihn an de Coucy senden wolle; aber sey es nun, daß dieses seine erste Absicht gewesen sey, oder nicht, so wurden seine fernern Entschließungen durch Jodelle gestört, welcher ihn plötzlich fragte: „Kennt Ihr die Unterschrift König Johanns, Herr Ritter?“

„Wahrhaftig etwas beſſer, wie meine eigene," verſetzte der Engländer, „welche ich ſeit vierzig Jahren nicht geſehen habe, und welche ich, ſo Gott will, nie wieder zu ſehen hoffe; denn meinen letzten Willen und Teſtament, welche der heilige Clerk vom St. Annenſtift kommenden Michaelis vor anderthalb Jahren niedergeſetzt hat, habe ich blos mit meinem Schwertknopfe beſiegelt, weil ich ſah, daß ich die Eine Hälfte meiner Namensbuchſtaben vergeſſen hatte, und die Andere nicht zu leſen war. Aber auf des Königs Unterſchrift will ich ſchwören."

„Gut alſo," ſagte Jodelle, indem er ihm eine Schrift vorlegte, „ſo müßt Ihr dieſes kennen; und ich fordere Euch bei dieſem Namen auf, nicht allein mich frei zu laſſen, ſondern auch jenen Jüngling als Feind des Königs gefangen zu nehmen."

„'S iſt gewiß genug des Königs Name, und da ſteht auch ſein großes Siegel," ſagte der alte Ritter. „Dies wird Euch ſoweit nützen, Herr, daß Ihr ſelbſt frei ausgehen könnt, was aber jenen Jüngling und ſeine Gefangennehmung anbetrifft, ſo ſehe ich nicht ein warum?

Die Schrift ſagt nichts davon, ſo viel ich ſehe."

„Freilich nicht," ſagte Jodelle, „aber dennoch" —

„Freilich nicht, freilich nicht," ſagte der Engländer, indem er die Schrift zurück gab. „Ich danke Euch wenigſtens, daß Ihr mir das zugebt; denn was das Papier anbetrifft, ſo will ich ſterben, wenn ich ein Wort davon leſen kann."

„So hört wenigſtens," ſagte Jodelle und indem er ſich nahe zu dem engliſchen Ritter niederbeugte, flüſterte er ihm einige Worte ins Ohr.

Der alte Ritter horchte einen Augenblick lang, mit ernſtem aufmerkſamen Geſichte, indem er ſein Ohr etwas gegen den Brabançois neigte; dann aber, plötzlich ſich gegen ihn wendend, betrachtete er ihn mit einem Blick der tiefſten Verachtung vom Kopf bis zu Fuß, und rief mit lauter Stimme ſeinen Leuten zu: „Macht die Thüre auf, um Gotteswillen, oder ich erſticke. In meinem Leben war ich nicht in einem ſo engen Raum mit einem ſo verdammten Schurken zuſammen. Laßt ihn vorbei, und

geht ihm aus dem Wege; nehmt Euch in Acht, daß Euch seine Kleider nicht berühren, Ihr möchtet angesteckt werden; und beim Allmächtigen, ich möchte lieber die Pest bekommen, als ein solcher Schurke seyn."

Während die englischen Soldaten sich erstaunt, und zuerst kaum ihres Anführers Meinung begreifend, vor dem Brabançois zurückzogen, als ob er in der That ein Aussätziger sey, schritt Jodelle zur Thür der Hütte, mühsam den Zorn unterdrückend, den er nicht äußern durfte. Auf der Schwelle indeß hielt er seinen Schritt an, und indem er sich gegen den alter Krieger wandte, als ob er sprechen wolle, warf er einen Augenblick den fürchterlichen Blick eines verwundeten Tigers auf ihn; aber sey es, daß er keine Worte finden konnte, um den Ingrimm seines Herzens auszusprechen, oder die Klugheit über seine Wuth siegte, genug er brachte keinen Laut hervor, sondern plötzlich fortstürzend, ergriff er die Zügel seines Pferdes, schwang sich hinauf, und sprengte in vollem Jagen davon.

„Es thut mir leid, daß ich Dich, ich mag

wollen oder nicht, zurückhalten muß," sagte der alte Ritter. „Ich würde Tadel verdienen, wenn ich Dich gehen ließe, obgleich es verdammt hart ist, daß man einen braven ehrlichen Jungen, wie du bist, halten, und einen Schuft, wie den da, frei ausgehen lassen muß. Allein Du mußt hier bleiben, und wenn Du versuchst zu entkommen, so weiß ich nicht, wie ich gegen Dich verfahren muß. Robin," fuhr er fort, indem er sich an einen seiner Bewaffneten wandte, „bring ihn in die Hinterkammer, die auf das Gäßchen hinausgeht, und gib wohl Acht auf ihn. Ich gehe unterdeß auf das andre Dorf, um nachzusehen, daß die Quartiere Lord Pembrokes bereitet werden; und," fügte er in leiserm Tone hinzu, „laß das Fenster offen, und binde sein Pferd darunter, und hier ist auch ein Gros Tournois für Dich; trink mit den Bauern des Dorfes und den andern Soldaten, des Königs Gesundheit. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, ja," antwortete der Bewaffnete. „Ich habe Euch verstanden, und werde dafür sorgen, daß Euer Gnade Befehle vollzogen werden."

„Es iſt ein guter braver Junge," ſagte der alte Ritter, „und der andre war nichts als ein jämmerlicher Schurke, und wird gehangen werden, wenn in Frankreich noch Holz zum Galgen wächſt. Ich begreife aber nicht, obgleich ich nicht recht thue, daß ich den Jungen laufen laſſe, und obgleich Johann mich einen hartmäuligen alten Narren nennen wird, wie er es Einmal that, ſo begreife ich doch nicht, Robin, warum ich als ehrlicher Ritter den Redlichen gefangen halten und den Verräther frei ausgehen laſſen ſoll. Ich begreife das nicht, Robin."

Indem der ehrliche alte Krieger ſo ſprach, ging er nach der Thür, und der Mann, welchen er Robin genannt hatte, führte den armen Ermold nach einem kleinen Zimmer im Hintertheil des Hauſes, wo er das Fenſter öffnete, und zu ihm etwas ſagte, was ungefähr den Sinn hatte, daß er nicht wünſche, daß die dumpfe Zimmerluft ihn erſticken ſolle. Darauf verließ er ihn, indem er von außen die Thür verſchloß.

Der arme Page indeſſen, verwirrt und betäubt durch Kummer, Anſtrengung und Schlaf-

losigkeit, hatte nur den Befehl, ihn zu bewachen, ohne die spätere leise Wiederrufung desselben, vernommen, und indem er es sich nicht träumen ließ, daß ein Entkommen möglich sey, setzte er sich auf das untere Ende eines Rollbetts, welches den größten Theil des Zimmers einnahm, und überließ sich seinen trüben Gedanken. Einmal fiel es ihm wohl ein, das Fenster zu untersuchen, und zu sehen ob ein Entkommen möglich sey, aber der Ton eines pfeifenden Soldaten, und das Stampfen eines Pferdes überzeugte ihn, daß dort eine Wache ausgestellt sey, und so gab er seinen Vorsatz wieder auf. In diesem Zustand verblieb er, bis Kummer und Müdigkeit seinen Augenliedern zu sehr zusetzten, und er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Unterdeß kehrte der alte Ritter, nach einer mehr denn dreistündigen Abwesenheit, ins Dorf zurück, und indem er an Robin, welcher mit einigen Bauern auf dem Marktplatze zechte, hinanritt, war seine erste Frage: „Wo ist der Gefangene? Ich will nicht hoffen, daß er davongelaufen ist;“ während ein listiges Lä-

cheln den ausgesprochenen Sinn deutlich widerlegte.

„Davongelaufen!" rief Robin aus." Gott segne Euer Gnaden. Er kann nicht davongelaufen seyn, wenn er nicht durchs Fenster gesprungen ist, denn ich habe fünf Leute im vordern Zimmer bei dem Glase zurückgelassen.

„Laß uns nachsehen, Robin, laß uns nachsehen," sagte der alte Ritter, „es geht nichts über die Sicherheit, guter Robin;" und bei der Hütte angekommen, sprang er von dem Pferde, wie ein Jüngling, und nachdem er einem von seinen Leuten den Zaum zugeworfen hatte, schritt er durch das vordere Zimmer nach dem, wo der arme Ermold gefangen saß.

Der Ritter konnte eine leichte ungeduldige Bewegung nicht verbergen, als er ihn auf dem Bette sitzen sah, wie er grade die schweren Augenlieder, bei dem Geräusch des Eintretenden, aufschlug. „Der Junge ist ein Narr," murmelte er in sich, „der Junge ist ein Narr." Dann aber schloß er die Thür, und ging auf den Pagen zu, indem er sagte: „Das ist recht. Du hast keinen Versuch zur Flucht gemacht;

Du biſt ein guter geduldiger Junge; wenn Du aber je unter meiner Wache entwiſchen ſollteſt, denn es iſt unmöglich, jeden Punkt zu bewachen, ſo bringe Deinem Herrn einen Gruß von mir, und ſag ihm, daß ich, Arthur von Onkingham, das Vergnügen haben möchte, mit ihm, in aller Liebe und Höflichkeit, eine Lanze zu brechen.“

Der Page öffnete ſeine Augen weit, als ob er ſeinen Ohren nicht zu trauen wage.

„Wenn er das nicht verſteht,“ ſagte der Ritter zu ſich ſelbſt, „ſo iſt er ein ausgemachter Narr.“ Zum Ueberfluß trat er noch an das Fenſter, und nachdem er ſich einen Augenblick hinausgelehnt und ein Stückchen gepfiffen hatte, fragte er: „Iſt das Euer Pferd? Es iſt ein gutes und ſicherlich ein ſchnelles Thier. Nun Herr Page, lebt wohl,“ fügte er hinzu. „In einer Stunde ſchick ich Euch einen Becher Wein, um Euch zu erquicken,“ und ohne weiteres verließ er das Zimmer, indem er die Thüre hinter ſich zuſchloß.

Ermold ſtand einen Augenblick, als ob ſeine Sehnen vor Erſtaunen erſtarrt wären, dann aber,

sich auf die Fensterbrüstung schwingend, blickte er vorsichtig nach allen Seiten umher, sprang unbekümmert um seine Kleider und seine Person hinunter und auf sein Pferd, und sprengte über die weite unbegrenzte Landschaft dahin, wie Tam o'Schanter*) mit allen den Hexen hinter sich.

Lange ritt er so, ohne es zu wagen, einen Blick hinter sich zu werfen, dann fand er aber, daß niemand ihn verfolge, und so hemmte er den Schritt seines Pferdes in Etwas, um dessen Kräfte zu schonen. In der ersten Hütte, an welche er kam, erkundigte er sich nach Mirabeau, aber die Unwissenheit der Bewohner war so groß, daß sie nicht Einmal den Namen eines solchen Ortes kannten. In den Schlössern wagte er nicht nachzufragen, denn die Barone dieses Landes waren in zwei Parteien getheilt, so daß er eben sowohl erwarten mußte, festgenommen, als auf seine Anfrage berichtet zu

---

*) Tam o'Schanter, der Held eines irischen Feenmährchens.

Anmerk. d. Uebers.

werden. Endlich indeß, als die Sonne ſchon dem Untergange nahe war, traf er eine Bewohnerin jener Gegend, welche ihm einen etwas genauern Beſcheid ertheilte, ihm aber zugleich bemerkte, daß er vor Mitternacht nicht das Ziel ſeiner Reiſe erreichen würde.

Ermold ließ ſich nicht abſchrecken, und vergönnte ſeinem Pferde nur eine halbe Stunde zur Erholung, da das ermüdete Thier kaum noch ſeine Beine bewegen konnte. Dennoch war es in dem Buche des Schickſals beſchloſſen, daß er noch Einmal von ſeinem rechten Wege abkommen ſollte, denn in dem Augenblicke, als eben die Sonne untergehen wollte, ſah er von dem Gipfel eines Hügels herab einen ſtarken Reiterzug ſich unten durch das Thal hinziehen, und die Banner und Fahnen, welche in der Luft wehten, ließen keinen Zweifel übrig, daß es Engländer ſeyen.

Der Page war daher gezwungen, ſeinen Weg zu ändern; da aber eine helle ſternklare Nacht eintrat, eilte er nur mit um ſo größerer Haſt von dannen; denn nach der Anweiſung jener Frau hatte er ſich in grader Richtung ſüdwärts

zu halten, und in Palästina hatte er gelernt, sich auf Reisen nach den Sternen zu richten. Tausend Schwierigkeiten setzten sich ihm noch entgegen; tausendmal zwang ihn die Müdigkeit seines Pferdes, Halt zu machen; aber er ließ den Muth nicht sinken, und zuletzt trug seine Ausdauer den Sieg davon. Als der Tag anbrach, vernahm er das Geläute einer großen Thurmglocke, und in zehn Minuten stand er auf den Höhen vor Mirabeau. Banner und Fahnen flatterten unten im Thale, und der Page hielt einen Augenblick an und ließ seinen Blick über die ganze Scene hinstreifen. Plötzlich bedeckte Todtenblässe sein Gesicht, und die Zügel des Pferdes anziehend, warf er es rechts herum und sprengte, so schnell das Thier laufen wollte, davon.

XI.

Wir befinden uns im Leben ſelten in unangenehmerer Lage, als wenn, wie es oft der Fall iſt, unſer Glück und Schickſal von einer Unternehmung abhängt, an welcher viele andre gemeinſchaftlich Theil nehmen, deren Irrthümer oder Nachläſſigkeiten unſern beſten Bemühungen entgegen arbeiten, und deren Aufführung wir zwar mißbilligeu, aber nicht die Gewalt zu ändern haben.

Genau in dieſem Falle befand ſich de Coucy nach der Einnahme von Mirabeau. Das Schloß hielt ſich noch, und verſpottete die Anſtrengungen der ſo unbedeutenden Macht. Die Hülfstruppen waren noch nicht angelangt. Niemand hatte beſtimmte Nachricht von den Bewegungen der Armee des engliſchen Königs; und dennoch brachten die Ritter von Anjou und Poitou ihre Zeit in Schmauſen und Fröhlichkeit zu, indem ſie bei Tage allerdings die Belagerung kräftig fortſetzten, die Nacht aber in ſchwelgeriſchen

Festen verjubelten, und den Prinzen, in der Sorglosigkeit seiner Jugend, zu derselben unvorsichtigen Ausgelassenheit verleiteten.

Wenn de Coucy sie auf die dringende Gefahr aufmerksam machte, welcher sie sich während der Nacht, bei zerschmetterten Thoren und niedergerissenen Wällen aussetzten und ihnen die Nothwendigkeit ans Herz legte, Wachen und Runden auszustellen, war die einzige Antwort, welche er bekam: „Er solle die Brabançois patrouilliren lassen, die würden für solch einen langweiligen Dienst bezahlt, und es gäbe keine bessern Spione als sie. Er solle sie nur immer Schildwacht spielen lassen. Die Ritter und Soldaten hätten am Tage genug zu thun, und was den englischen König anbetreffe, wer ihn denn fürchte? Er möge nur kommen; sie würden schon mit ihm fechten." So übermüthig hatte sie ihre erste glückliche Unternehmung gegen Mirabeau gemacht. De Coucy indeß theilte diese Sorglosigkeit nicht; sondern jede Nacht, sobald die unmittelbaren Operationen gegen das Schloß beendigt waren, verließ er die Verwundeten in dem Thurme,

und begab ſich mit ſeinen Begleitern nach einem kleinen Poſten, welchen er, einen doppelten Pfeilſchuß von der Veſte, an einer Verſchanzung, errichtet hatte. Seine erſte Sorge hierauf war, ſeine am wenigſten ermüdeten Brabançois um den Platz in kleinen Abtheilungen und in geringer Entfernung von den Mauern herumſtreifen zu laſſen, ſo daß, in ſoweit man ſich auf ſie verlaſſen konnte, die Belagerer gegen jeden Ueberfall geſichert waren.

Außerdem vernachläſſigte der junge Ritter, welcher an Ueberfälle und jede Art von Angriff, von den Kreuzzügen her, gewöhnt war, keine Vorſichtsmaßregel, und indem er eine Patrouille von ſeinen eigenen geprüften Dienern anſtellte, von welchen jeder Einzelne allnächtlich Einmal jeden Poſten unterſuchen mußte, während er ſelbſt nie verſäumte, dieſe Unterſuchung zweimal in der Dämmerung, in eigener Perſon, anzuſtellen, ſchien er auch dadurch die etwas zweifelhafte Treue der Brabançois zu befeſtigen.

Die vierte Nacht nach der Einnahme der Stadt brach an, und ermüdet von den Anſtrengungen des Tags, hatte de Coucy in einer der

kleinen Hütten, aus welchen er jene Verschanzung gebildet hatte, einige Stunden geschlafen. Selbst während des Schlafs indeß hatte er keine Ruhe. Er erhob sich daher gegen eilf Uhr, und begab sich zu dem Wachtfeuer, in einiger Entfernung von welchem der Mann stand, welcher zunächst die Runde zu machen hatte. Die Nacht war schwarz wie Ebenholz. Es war eine Finsterniß, wie mit Händen zu greifen. Die Luft war so warm, daß die Hitze des Feuers fast unerträglich wurde.

„Ist alles gut gegangen?" fragte der Ritter.

„Alles, beau Sire!" antwortete der Soldat" außer daß das Pferd eines Brabançois in ein Loch getreten ist, und sich den Fuß verrenkt hat."

„Habt Ihr nichts von dem Capitän Jodelle gehört? Ist er von seinen Wunden wieder hergestellt? Wir bedürfen aller unsrer Leute."

„Ich habe ihn nicht gesehen, beau Sire," antwortete jener, „weil ich nicht in der Stadt gewesen bin; aber einer von seinen Leuten sagt, daß er noch sehr schlimm sey, daß der Schlag, den Ihr ihm gegeben habt, ihm das Eine Auge ganz aus dem Kopf herausgetrieben habe."

„Das thut mir leid," ſagte de Coucy, „ich hatte nicht die Abſicht, ihn ſo zu treffen. Ich werde ihn morgen vor dem Angriff beſuchen. Sage mir morgen, in welchem Hauſe er liegt, und jetzt ſitz auf und beginne Deine Runde, guter Raoul. Wir wollen dieſe Nacht genau Acht geben. Ich weiß nicht, warum, aber ich fühle eine gewiſſe Vorbedeutung, wie ſonſt nie. Horch, was für ein Geräuſch war das?"

„Das ſind die Leute in der Stadt, beau Sire," verſetzte der Knappe. „Sie haben ſchon 'ne Stunde lang geſungen. Es kommt aus dem Garten des Bürgermeiſters. Ich hörte Savary de Mauléon ſagen, als er bei uns vorbei ritt, daß er der Aebtiſſin vor dem Kloſter dieſe Nacht ein Liedchen ſingen wolle, zur Ehre ihrer ſchönen Augen."

Ein Windhauch brachte die Töne jetzt näher, und de Coucy hörte deutlich, daß es war, wie ſein Knappe geſagt hatte. Die Töne einer Harfe, Singſtimmen, das fröhliche Getöſe vieler lachenden Perſonen und das allgemeine Summen einer ruhigern Unterhaltung überzeugte ihn, daß die muntern Ritter von Poitou ihre Feſt-

lichkeiten bis tief in die Nacht hinein verlängerten.

De Coucy ließ den Knappen seine Runde antreten; und wenige Minuten, nachdem dessen Vorgänger zurückgekehrt war, bestieg er selbst ein neues Pferd, und ritt in verschiedenen Richtungen umher, zuweilen die Posten untersuchend, zuweilen auch seine Nachforschungen bis auf die umliegende Gegend ausdehnend; denn, ohne auf der Welt einen Grund zum Argwohn zu haben, fühlte er sich so ängstlich und unruhig, als ob irgend ein unvermeidliches Schicksal ihn zu zerschmettern im Begriff sey. Um drei Uhr gegen Morgen kehrte er zurück, und fand Hugo de Barre beim Wachtfeuer sitzen und warten, daß die Reihe an ihn komme, die Runde zu machen.

„Was macht Deine Wunde, Hugo?" fragte de Coucy, indem er vom Pferde stieg.

„Nicht der Rede werth, Herr Ritter, nicht der Rede werth," versetzte der brave Knappe. „Gott schicke mir nie schlimmere, und ich will mit dem Contract zufrieden seyn."

„Ist Alles ruhig gewesen?" fragte der Ritter.

„Alles, außer einem leichten Geräusch, wel-

ches ich auf jenem Hügel zu bemerken glaubte. Es klang, wie der ferne Tritt eines Pferdes."

„Du haſt ein feines Ohr, guter Hugo," antwortete der Ritter. „Ich war's; ich ritt über den Hügel vor einer halben Stunde."

„Das macht, weil die Nacht wunderbar ſtill iſt," verſetzte der Knappe; „man könnte eine Mücke 'ne Meile weit ſingen hören; es iſt ſo heiß, wie in Paläſtina. Glaubt Ihr, beau Sire," fügte er plötzlich hinzu, „daß es noch lange währen wird, ehe dies Schloß fällt?"

„Heute übers Jahr, guter Hugo," antwortete der Ritter, „heute übers Jahr, wenn unſre Verſtärkungen nicht ankommen. Wie ſollen wir es nehmen? Wir haben keine Maſchinen. Wir haben weder Catapulte, noch Mangonel's, die Mauern zu beſchießen, noch Leitern, noch bewegliche Thürme, um ſie zu ſtürmen."

„Ich wollte ich wäre auf la Flèche," ſagte Hugo lachend. „Dies Dings da macht mich ungeduldig."

„Und warum auf la Flèche?" fragte de Coucy. „Warum lieber dort, als in jeder andern Stadt von Maine oder der Normandie?"

„Ach, ich habe nicht daran gedacht; Ihr seyd nicht dabei gewesen," sagte der Knappe, „als der Trödler in Tours Ermold de Marcy und mir erzählte, daß der Ritter Julian und das Fräulein Isidora, und Mamsell Alixe, und die kleine Leonore, und die ganze Sippschaft in la Flèche wären."

„Ha!" sagte de Coucy, „und dieses verfluchte Schloß hält uns hier Jahrhunderte lang, und diese zügellosen Ritter liegen dort in der Stadt, und bringen in thörichtem Jubel die Zeit hin, welche hinreichte, zwanzig Schlösser einzunehmen, wenn sie gut angewendet würde."

„Dasselbe sagte Gallon, der Narr, gestern auch," bemerkte Hugo. „Gott verzeihe mir, beau Sire, daß ich Euch mit dem Narren in Vergleich bringe; aber er sagte, wenn diese Ritter von Poitou nur so viele Mauersteine als Kraniche, und Kapaune fressen, und so viel Wasser als Wein aussaufen wollten, so würden sie den Graben ausgetrunken, und das Schloß verschlungen haben, ehe drei Tage herum wären."

„Bei meinem Leben er hat nicht Unrecht,"

ſagte de Coucy.“ Wo iſt der arme Gallon? Ich habe ihn zwei Tage lang nicht geſehen.“

„Er hält ſich zu der Stadt, beau Sire,“ verſetzte Hugo, „um die guten Weiber zu tröſten, wie er ſagt. Aber wenn ich mich nicht irre, ſo kommt da Heinrich Carvel von der Runde. Indeß die Nacht iſt ſo dunkel, daß man ein Kameel auf zwei Schritte nicht erkennen kann. Heda! Steh! Gib Loſung!

„Arthur!“ verſetzte der Soldat, und ſprang beim Wachtfeuer vom Pferde. Hugo de Barre beſtieg das ſeinige, und trat ſeine Runde an, während de Coucy ſich neben dem Feuer niederwarf, und beſchloß, die Nacht vollends bei dem Soldaten zu wachen, welcher als Schildwacht auf dieſen Poſten gerufen war.

Es würde wenig Unterhaltung gewähren, wenn wir jetzt de Coucys Gedanken nachſpüren wollten, ein Ritter jener Tage würde es für eine Schande gehalten haben, wenn er die nothwendigen Sorgen ſeines Waffenſtandes, mit irgend einem Gedanken, außer dem, an die Dame ſeiner Liebe, getheilt hätte. De Coucy wachte und horchte; aber beſtändig dachte er

an Iſidoren und rief ſich ihre Liebenswürdigkeit ins Gedächtniß zurück. Jeder Blick ihrer ſanften dunkeln Augen, jeder Ton ihrer ſüßen Stimme war Nahrung für ſeinen Geiſt, und der junge Ritter hielt dafür, daß, um ſolcher Blicke und ſolcher Töne willen, jeder tapfre Mann eine Welt erobern würde.

Die Nacht war, wie wir geſehen haben, ſchwül und der Himmel ſchwarz. Es war gegen Morgen, aber kein kaltes Lüftchen verkündete das erfriſchende Anbrechen des Tages. Die Luft war ſchwer und dicht, wie mit Stoff für tauſend Stürme geſchwängert, und der Wind ſo ſtill, als ob kein belebender Flügel je die dicke und träge Atmoſphäre erregt habe. Plötzlich ſchien ein rollender Ton die Luft zu erſchüttern, und de Coucy ſprang auf, um zu horchen. Ein augenblickliches Stillſchweigen trat ein, dann blitzte ein leuchtender Strahl auf, dem ein donnerähnlicher Schlag folgte. De Coucy horchte weiter. „Ferner Donner," dachte er, „konnte es nicht ſeyn," er hatte ja früher kein Blitzen bemerkt.

Jetzt vernahm er deutlich den Hufſchlag

eines, auf ihn zukommenden Pferdes, und gleich darauf die Stimme Hugos, welcher mit Jemanden sprach: „Komm mit, Herr Gallon, und das auf der Stelle," rief er, „Du mußt das meinem Herrn selbst sagen. Beim Himmel, wenn es ein Spaß ist, wird er Dir übel bekommen, wo nicht, so muß mein Herr es erfahren.

„Ha, ha," schrie der Narr, „ha, ha, wenn es ein Spaß ist, so ist es der beste, den ich je gemacht habe, denn er ist wahr, und Wahrheit ist der beste Spaß im Kalender. Warum macht man die Wahrheit nicht zu einer Heiligen, Hugo? Ha, ha, wenn ich Pabst werde, geschieht es, und es wird der beste von dem ganzen Gesindel seyn. Ha, ha, ha! aber bei Gott, ein andrer wird mir zum Trotz Sanct Lüge creiren und Niemand nachher mehr zu Sanct Wahrheit beten, ha, ha, ha! Aber da steht de Coucy beim Wachtfeuer, wie ein großer Teufel, der die Seelen der Verdammten brät. Ha, ha, ha!"

„Was gibts Hugo?" fragte der Ritter herankommend, „warum schleppst Du den armen Gallon so vorwärts?"

„Weil der arme Gallon sich davon machte," sagte der Gaukler, indem er sich mit fast unglaublicher Behendigkeit aus den Händen des Knappen befreite. Ha, ha! wo ist der arme Gallon?" und somit rannte er nach dem Platze, wo der Ritter stand, und warf sich neben dem Feuer nieder, indem er ausrief: O, seltsam! ein hübsches Feuer in dieser schwülen Nacht. Friert Euch de Coucy?"

„Ich denke, Herr Ritter, es ist Verrätherei im Werke, sagte Hugo de Barre, indem er an seinen Herrn hinanritt, und mit leiser Stimme sprach. „Ich hatte Euch kaum verlassen, als Gallon auf mich zugesprungen kam, und neben meinem Pferde herlief, indem er in seiner wilden Weise sagte, er wolle mir eine Geschichte erzählen. Zuerst gab ich nicht weiter acht darauf, aber als er mir sagte, daß jener Jodelle gar nicht seiner Wunden halber zu Bette liege, sondern zwei Tage über zu Pferde gewesen wäre, und gestern Abend in der Dämmerung in die Stadt zurückgekehrt sey, da hielt ich es für gut, ihn hieher zu bringen."

„Du hast wohl gethan," rief de Coucy.

„Ich will mit ihm ſprechen. Ich habe einige Bewegung unter den Brabançois bemerkt. Geh ſachte hin, Hugo, und wirf einen Blick in ihre Hütten, ich will unterdeß mit dem Gaukler ſprechen. He, guter Gallon, komm hieher!"

„Wollt Ihr mich nicht ſchlagen," fragte Gallon, „he?"

„Dich ſchlagen, bei meiner Ehre nicht!" verſetzte de Coucy, und der tolle Gaukler kroch auf allen Vieren an ihn heran. „Sag mir Gallon," fuhr der Ritter fort; „iſt das wahr, was Du meinem Knappen von Jodelle geſagt haſt!"

„Der gute König Chriſtoph hatte 'ne Katze!" verſetzte Gallon. „Ihr ſagt, Ihr wollt mich nicht ſchlagen, aber Eure Augen ſehen aus, als ob Eure geballte Fauſt Eure Ehre Lügen ſtrafen wollte."

„Nein, nein," ſagte de Coucy, indem er ſich bemühte, durch Freundlichkeit einen vernünftigen Augenblick von ihm zu gewinnen. „Mein Leben, das Heil unſres Lagers, des Prinzen, und unſers ganzen Heeres hängt von Deiner Antwort ab. Du ſagteſt ja ſonſt, Du ſeyeſt ein Chriſt, und habeſt Deinen Glauben

auch als Sklave unter den Sarazenen bewahrt, so antworte mir denn. Weißt Du gewiß, daß Jodelle abwesend war. Sprich die Wahrheit bei Deiner Seele."

„Nicht bei meiner Seele," rief Gallon. „Was das anbetrifft, das sind Geschmackssachen und höchst ungewiß; aber, was ich gesagt habe, ist wahr, bei meiner Nase, welche mir weder Türke noch Christ, weder Heide noch Philosoph absprechen wird. Bei meiner Nase es ist wahr, de Coucy, bei meiner Nase!"

„Beim Himmel, wenn Du lügst, so haue ich sie Dir herunter," sagte der Ritter.

„Thut das, thut das, beau Sire," versetzte der Narr grinsend, „und wenn Ihr sie habt, so verleihe Euch Gott die Gnade, sie zu tragen."

„Nun, Hugo de Barre?" rief der Ritter, als sein Knappe eiligen Schrittes zurückkehrte.

„So wahr ich auf die ewige Seligkeit hoffe, Herr Ritter," sagte Hugo, „es sind keine zehn Coterels in den Hütten. Diejenigen, welche noch darin sind, schlafen fest genug, aber die übrigen sind alle davon."

„Herr, welch ein Blitz!" rief Gallon, als

ein leuchtender Strahl neben ihnen niederschlug, und auf der Rüstung des Ritters und seines Knappen spielte.

„He, Hugo, siehst Du dort nicht etwas im Thore? fragte der Ritter.

„Lanzen, so wahr ich lebe!" antwortete der Knappe." Wir sind an die Engländer verrathen, Sire."

„Wir können noch die Stadt erreichen, und den Prinzen retten," rief der Ritter aus. „Wecke die Vasallen, und die noch übrigen Brabançois. Der Verräther hielt sie für zu treu, um sie zu versuchen, wir wollen sie auch dafür halten. Schnell vorwärts, aber kein Wort gesprochen!"

Jeder Soldat, wie er erweckt wurde, sprang in seiner Rüstung auf, denn de Coucy hatte ihnen nicht erlaubt, während der Belagerung die Waffen abzulegen, und nachdem sie sich geräuschlos hinter dem Ritter aufgestellt hatten, fing der kleine Zug an, zu Fuß nach der Stadt herabzusteigen, nicht wissend, welchem Schicksale er entgegengehe.

Zwischen dem Schloß und dem Hügel, auf

welchem de Coucy seinen Posten aufgestellt hatte, befand sich ein schmaler Hohlweg, dessen Eingang, wo er der Stadt am nächsten war, dem Bruche, welchen de Coucy in die Mauer gemacht hatte, grade gegenüber war. Am Boden desselben floß ein reißender, aber nicht tiefer, Strom, welcher zwischen einigen großen Steinen hindurch sich brausend gegen das Schloß wälzte, dessen Brunnen er mit Wasser versah. Indem der junge Ritter seine Leute hieherführte, ließ er sie durch den Strom waten, damit das Rauschen desselben das Getöse der Waffen verdecke. Die tiefste Finsterniß hing über ihrem Wege; aber während der vier Tage, welche sie an diesem Platze gewesen waren, hatte jeder eine völlige Kenntniß der Gegend erlangt, so daß sie schleunigst vorwärts schritten, als plötzlich ein schwacher tactmäßiger Klang, wie von, über Moorgrund marschirenden Soldaten, de Coucy anzuhalten vermochte. „Halt," flisterte er. „Sie sind zwischen uns und den Mauern. Werft euch hinter den Büschen zur Erde und wir werden sie sehen. Es muß gleich wieder ein Blitzstrahl kommen."

Wie de Coucy es vermuthet hatte, erschien gleich darauf ein zweiter Strahl, und zeigte ihm eine starke Abtheilung von Fußvolk, welche zwischen dem Fleck, wo er stand, und den Wällen hindurchmarschirte.

„Hugo," flisterte der Ritter, „wir müssen das Aeußerste wagen. Sie umzingeln die Stadt, aber das Süderthor muß noch offen seyn. Wir müssen durch und den Prinzen retten. Ein jeder muß ins Haus des Bürgermeisters zu dringen und Arthur Plantagenet, selbst mit Gewalt, herauszubringen suchen. Tausend Mark Silber dem, welcher ihn durch das Süderthor sicher auf die Straße nach Paris geleitet! Folgt mir ohne Geräusch, bis ich euch das Zeichen gebe."

Diese Anordnungen wurden so schnell wie der Blitz ertheilt, und indem de Coucy nur seinen Leuten eilig, aber vorsichtig voranschritt, konnte er schon den Fußtritt eines jeden einzelnen, in den Reihen des Feindes, und das Geräusch ihrer, sich an einander reibenden Linien vernehmen, als plötzlich das Leuchten des Blitzes auch seinen Zug denen, auf welche er losging, verrieth. Der Strahl verbreitete eine solche

Helle, als ob er mitten unter sie gefahren sey, und zeigte dem Ritter die Bruststücke, Piken und rauhen Gesichter der englischen Soldaten, nur zwanzig Schritt von ihm entfernt, während jene plötzlich eine Abtheilung von Bewaffneten auf sich zukommen sahen, deren Zahl sie, bei dem schnellen Verschwinden des Blitzes, nicht zu berechnen im Stande waren.

„Ein Coucy, ein Coucy!" schrie der Ritter, indem er die Losung zum Vordringen gab, und stürzte mit jenem, Alles vor sich niederwerfenden Ungestüm vorwärts, welcher der angreifenden Partei so sehr zu Gute kommt. Unbekannt mit der Gegend, durch das Erstaunen überwältigt, und nicht wissend, wer oder was ihr Gegner sey, geriethen die englischen und normannischen Soldaten für den Augenblick in Verwirrung. Zwei von ihnen stürzten sogleich von de Coucy's Schwerte zu Boden; ein dritter versuchte, sich mit ihm zu messen, wurde aber sogleich niedergeschmettert; ein vierter zog sich fechtend gegen die Mauern zurück.

De Coucy drang auf ihn ein, wie Einer, dessen Ehre, Glück und Daseyn von diesem ein-

zelnen Gegner abhinge. Hugo und seine Begleiter rückten nach, indem sie den Bruch, welchen er in den Reihen der Feinde gemacht hatte, erweiterten. Der Soldat, welcher ihm gegenüber stand, schlug wild um sich, und taumelte, von Hugo's Hieben betäubt, und stolpernd zwischen die Ruinen des Thurmes, wo er unter die Füße getreten wurde. Immer vorwärts stürmte de Coucy durch die Oeffnung, indem die Dunkelheit, ihn zu sehen, und der Lärm zu hören, verhinderte.

Plötzlich aber zuckte der glänzende blaue Strahl des Blitzes noch Einmal über seinen Pfad hinweg, und seine Augen erblickten den Löwen Englands in dem Bruche aufgepflanzt, und um denselben eine Menge Eisengestalten, und einen Wald von Speeren.

„Zurück, zurück, Herr Ritter!" rief Hugo, „der Weg hinter uns ist rein. Zurück nach dem Hügel, so lange wir noch vorbei können."

Mit der Schnelligkeit des Blitzes richtete de Coucy seine Schritte rückwärts. Jeder Soldat des Zuges mußte voran schreiten, und obgleich sein Durchbruch in einem Augenblick ausgeführt

wurde, und die dadurch hervorgebrachte Verwirrung nicht unbedeutend war, so drangen doch jetzt die englischen Soldaten von allen Seiten auf sie ein, und machten es ihnen schwer genug, sich durchzuwinden. Die Dunkelheit und seine überlegene Kenntniß des Bodens begünstigte den Ritter indeß, und indem er beim Vorwärtseilen sich nur begnügte, dorthin einen Hieb zu führen, wo er auf seinem Wege Widerstand vorfand, brach er sich seine Bahn, schmetterte einen oder zwei nieder, welche ihn zu verfolgen versuchten, erreichte den Hügel, und indem er ihn, mit der Schnelligkeit eines vom Bogen abgeschossenen Pfeiles, bestieg, stellte er zuletzt seine Leute in der Mitte der Hütten, in welche er seine Soldaten nach der Einnahme der Stadt einquartiert hatte, wieder auf.

„Ha, ha, beau Sire, ha, ha!“ rief Gallon, welcher sich nicht von dem Feuer entfernt hatte, obgleich die Hitze unerträglich war. „So seyd Ihr denn zurückgekommen. Aber ich kann Euch sagen, daß, wenn es Euch gefällt, den andern Weg hinunter zu gehen, Ihr ein eben

ſo gutes Gericht Hiebe vorfinden werdet; denn ich ſah juſt in dieſem Augenblick das Hinterpförtchen des Schloſſes offen, und einen ganzen Haufen Speere hinter uns niederziehen. Ha, ha, ha, ha!"

„Jetzt den letzten Verſuch, Hugo!" rief der Ritter; „zu Pferde, zu Pferde!"

Jeder holte ſein Pferd, wo es angebunden ſtand, und ſchwang ſich in den Sattel, indem er nicht zweifelte, daß ihr verwegener Anführer entſchloſſen ſey, ſich durch die Reihen der Feinde Bahn zu brechen; aber de Coucy hatte einen andern Plan.

„Der Tag bricht an," rief er, „wir müſſen eilen! In der Verwirrung, welche in der Stadt herrſchen muß, mag der Prinz vielleicht noch entkommen, wenn wir die Aufmerkſamkeit der Normänner hieher lenken. Gallon, das iſt ein paſſender Auftrag für Dich. Nimm einige dieſer Feuerbrände, und zünde alle Hütten an. Schnell! der Morgen bricht ſchon an!"

„Ha, ha!" rief Gallon froh; und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hatte er die Flamme dem größten Theil der Hütten mitgetheilt

welche, mehrentheils aus trockenen Zweigen verfertigt, sehr leicht Feuer fingen.

„Jetzt," rief de Coucy, „setze jeder sein Horn an den Mund und blase, als begrüße er die königliche Standarte!"

De Coucy selbst machte den Anfang, und die langen, lauten, vereinten Töne erklangen weit über die Stadt.

Die List gelang, und der größte Theil der englischen Ritter und Bewaffneten glaubte den Prinzen außerhalb der Stadt.

Aller Augen wandten sich jetzt gegen den kleinen Hügel, wo in dem rothen Licht der brennenden Hütten, in deutlichen Umrissen, der kleine Haufe stand. Man konnte sie leicht für eine große Abtheilung Ritter halten, und ein kleiner Birkenwald hinter ihnen sah einem bedeutenden Haufen Speeren nicht unähnlich. Lord Pembroke selbst überließ sich so weit der Täuschung, daß er es für nöthig hielt, ein starkes Commando Reiterei, rechts um den Hügel herum, zu schicken, um so die Ritter zwischen der Stadt und dem Schlosse einzuschließen.

De Coucy bemerkte voller Freuden diese Be-

wegung und rührte ſich keinen Schritt, ſo lange das Feuer der Hütten zu leuchten fortfuhr, indem er, ſo weit wie möglich, den Feind durch die Sonderbarkeit ſeines Verhaltens zu verwirren ſuchte, in der ſchwachen Hoffnung, daß jede hinzukommende Urſache der Beſtürzung, verbunden mit der, welche ſchon an und für ſich einen nächtlichen Ueberfall begleitet, das Entkommen des Prinzen einigermaßen erleichtern möchte.

Das Feuer verlöſchte indeß und das graue Licht des Morgens fing an, ſich mehr und mehr über die Scene zu verbreiten, als de Coucy ſein Pferd wandte und zum wenigſten verſuchte, um den kleinen Birkenwald herum, durch die Eisennetze, welche ihm rings umher geſtellt waren, ſich einen Weg zu bahnen. Zu ſeiner Rechten zeigte ihm das Licht der Morgendämmerung den Reitertrupp, welchen Lord Pembroke abgeſchickt hatte. Zu ſeiner Linken lag das Schloß, und grade vor ihm ein Haufen Bogenſchützen, welche, den Grafen von Salisbury und ein halbes Dutzend Ritter an ihrer Spitze, daſſelbe verlaſſen hatten. De Coucy zauderte keinen Augenblick,

ſondern legte ſeine Lanze ein, und ſprengte mit verhängtem Zügel gegen jene an.

. Einer der Ritter eilte voraus, um ihm zu begegnen; aber Pferd und Mann flog von de Coucy's Speer danieder, und der Ritter wälzte ſich, mit der abgebrochenen Lanzenſpitze in der Bruſt, am Boden. De Coucy ſtürmte vorwärts, ſeine Streitart über dem Haupte des Normanns ſchwingend, welcher zunächſt folgte, als unglücklicherweiſe ſein Pferd auf den Körper des Gefallenen trat, ausglitt, ſtürzte und ſeinen Herrn zu Boden ſchmetterte.

Im nächſten Augenblick indeß ſtand er ſchon wieder auf den Füßen, und, das Pferd Lord Salisbury's beim Zügel ergreifend, zerſchmetterte er das Stirnband deſſelben zu Staub, daß das Thier, ſich im Kreiſe drehend, auf ſeine Hinterfüße niederſank. Der Graf ſpornte es wieder in die Höhe. „Ergieb Dich, de Coucy!" rief er, „gute Behandlung, billiges Löſegeld und Wilhelms Freundſchaft! Ergieb Dich, oder Du ſtirbſt!"

„Nimmermehr!" rief de Coucy aus, indem er ſich wandte und mit einem einzigen Schlage

einen Mann zu Fuß niederschmetterte, der ihn hinterwärts angriff, „nimmermehr werde ich Johann von Englands Gefangener!“

„Sey der Meine!“ rief der Graf mit lauter Stimme, begierig, das Leben seines edlen Feindes vor den Lanzen, welche jetzt von allen Seiten auf ihn eindrangen, zu retten. Aber de Coucy wüthete noch, wie ein Löwe in der Schlinge; und allein in der Mitte der Feinde, da die Reihen sich dicht um ihn geschlossen, und ihn sogar von seinem kleinen Haufen abgeschnitten hatten, setzte er noch einige Minuten lang den Kampf gegen die Menge fort, und entfaltete jene furchtbare Tapferkeit, welche ihm einen Namen in ganz Europa erwarb.

Während er auf diese Weise von vorn von drei Lanzen angegriffen wurde, erhob ein stämmiger Bewaffneter hinter ihm eine Keule über seinem Haupte, welche einen Goliath niedergeschmettert haben würde. Der Ritter wandte den Kopf, aber es war unmöglich, den Hieb zu pariren, denn sein Schwert und Schild waren beschäftigt, ihn vor den Speeren der vordern Feinde zu vertheidigen, und er hätte dem Schlage

wie ein mächtiger Stier unterliegen müſſen, wenn nicht Salisbury vom Pferde geſprungen wäre, und ſeinen Schild zwiſchen die furchtbare Keule und de Coucy's Helm gehalten hätte. Der Schlag fiel nieder, und obgleich er durch Salisbury's dreifachen Schild aufgefangen wurde, ſo warf er doch noch des Grafen Arm auf de Coucy's Helm nieder, und machte beide taumeln.

„Salisbury, ich ergebe mich!" rief de Coucy, indem er ſeine Streitart fallen ließ. „Ich bin Dein wahrer Gefangener, und verpfände Dir deshalb mein Wort, edler Feind! Aber, ſo wahr Du ein Ritter biſt, liefere mich nicht Deinem ſchlechten Bruder Johann aus. Man weiß, wie er Gefangene behandelt."

„Salisbury's Ehre für Deine Sicherheit, braver de Coucy," verſetzte der Graf, indem er ihn in ſeine Eiſenarme ſchloß. „Bei Gott, alter Freund, als Du in Paläſtina mir zur Seite fochteſt, warſt Du nur ein junger Wolf; jetzt biſt Du ein Löwe. Aber wißt Ihr nicht, daß die Stadt ſeit einer Stunde in unſern Händen iſt, und daß mein ſchöner Neffe, Arthur,

in ſeinem Bette gefangen genommen worden, ſo wie alle die wilden Zecher von Poitou, ſo voll von Wein wie lederne Schläuche!“

„Ach,“ rief de Coucy aus, „der arme Prinz! Ich fürchte für ihn in den Händen ſeines böſen Oheims.“

„Pſt, pſt!“ verſetzte der Graf. „Johann iſt mein Bruder, obgleich ich nur ein Baſtard bin. Auch hat er, wie ich gehört habe, ſein Wort verpfändet, ſeinen Neffen gut zu behandeln. So laßt uns denn zur Stadt, wo wir mehr hören werden. Unterdeß will ich einen Boten an den Grafen von Pembroke ſenden, denn nach ſeinen Manöuvres zu urtheilen, iſt er eben ſo wenig von dem, was in der Stadt vorgegangen iſt, unterrichtet, als Ihr vorher. Laßt uns denn gehen.“

XII.

Wir müssen wiederum den Schauplatz verändern, und uns nach dem Palaste des Königs Philipp August begeben. — Der Wirbelwind der Leidenschaft hatte sich gelegt, aber der tiefe Schmerz getäuschter Erwartung und die bittern Qualen düstern Argwohns stiegen noch in der Brust des Monarchen auf, wie jene schwerfällig daherrollenden Wogen, welche ein Sturm auf der langbewegten See zurücklässt.

Philipp August stieg langsam die Stufen zu dem großen Schloßthurm hinan, indem er fast bei jedem Schritt stillstand, als ob sogar die Aufmerksamkeit, welche er anwenden mußte, um den Fuß von einer Stufe zur andern zu setzen, den tiefen Gang seiner Gedanken unterbreche. Er bemerkte nicht Einmal die Gegenwart seines Ministers, bis dieser ihn endlich an der Thüre des Zimmers der Königin anredete.

„Bedenkt, Sire," sagte er, „daß in dem Betragen Euerer Gemahlin kein Punkt ist, wel

cher Vorwurf verdiente, und um des Himmels willen, erlaubt Euerm edlen Gemüthe keinen Ausbruch der Leidenschaft, welche Ihr späterhin bereuen müßtet."

„Sey unbesorgt, Guerin," sagte der König. „Ich bin kalt, wie Eis," und indem er die Thür öffnete, schob er den Vorhang zur Seite und trat ein.

Agnes hatte Tritte vernommen, aber sie waren so verschieden von dem gewöhnlichen Gange ihres Gemahls, daß sie dieselben nicht für die seinigen gehalten hatte. Als sie ihn indeß erblickte, verbreitete sich ein Strahl von glänzender, unaussprechlicher Freude, welche an und für sich hinreichend gewesen wäre, jeden Verdacht zu entfernen, über ihr Gesicht.

Philipp blieb vor derselben nicht ungerührt, und als sie ihm entgegen eilte, küßte er ihre Wangen und schloß sie in die gewohnte Umarmung. Aber es gibt auf Erden nichts Hartnäckigeres, als den Argwohn. Es ist der beste und unermüdlichste Diener des Bösen. Wirf ihn mit aller möglichen Kraft von dir, vernichte ihn mit allen möglichen Vernunftgründen; Einmal

in dem menschlichen Herzen erzeugt steigt er auf seiner unsichtbaren Leiter empor, und gießt seine winzigen Tropfen nagenden Giftes in jeden Becher, welchen wir leeren.

Die Frauen der Königin verließen das Zimmer, und Philipp setzte sich neben den Stickrahmen, an welchem Agnes gearbeitet hatte. Er hielt noch ihre Hand in der seinen, während sie neben ihm stand; aber indem er seine Augen auf die Stickerei heftete, war er im Augenblick wieder in seinen kummervollen Gedanken verloren, obgleich seine Hand dann und wann die zarten Finger, welche sie hielt, gleichsam in gewohnter Zärtlichkeit drückte.

Agnes war über diese ungewohnte Stimmung erstaunt und bekümmert, und doch mochte sie es nicht Kälte nennen, oder ein Wort sagen, das ihren Gatten aufreizen konnte, so daß sie ihn lange Zeit auf diese Weise seinem Schweigen überließ, indem sie überzeugt war, daß ihm etwas sehr Schmerzliches begegnet seyn müsse, da es im Stande war, seine Gedanken, sogar an ihrer Seite, so sehr gefangen zu nehmen.

Ohne eine Bewegung zu machen, ihm ihre

Hand zu entziehen, ſank ſie neben ihm leiſe auf die Knie, und indem ſie ihm ins Geſicht ſchaute, fragte ſie: „Liebſt Du mich nicht, Philipp?“ in ſo leiſem und ſanftem Tone, daß er durch ſeine ganze Seele, bis zu allen freundlichen und theuern Gefühlen, in derſelben hinzitterte.

„Dich lieben, Agnes!“ rief er aus, indem er ſeine Arme um die ſchöne Geſtalt ſchlang, und Kuß auf Kuß auf ihre Lippen drückte. „Dich lieben! O Gott wie unendlich!“ Er ſchaute ihr einige Augenblicke, mit einem jener langen ſehnſüchtigen Blicke, welche wir zuweilen auf liebe Verſtorbene werfen, ins Geſicht; dann ſprang er auf, und ſchritt das Gemach auf und nieder, indem er undeutlich mit ſich ſelbſt ſprach, bis zuletzt ſeine Schritte langſamer wurden, ſeine Lippen aufhörten, ſich zu bewegen, und er wiederum in tiefes Nachſinnen verfiel.

Agnes erhob ſich, und indem ſie zu ihm ging, legte ſie ihre Hand theilnehmend auf ſeinen Arm. „Beruhige Dich Philipp. Komm, ſetze Dich wieder, und theile Deiner Agnes mit, was Dich quält, O beruhige Dich.“

„Beruhigen Madam," sagte der König, sich mit kalter zerstreuter Miene gegen sie wendend. „Wie wollt Ihr daß ich mich beruhigen soll?"

Agnes ließ ihre Hand von seiner Schulter fallen, und indem sie an ihren Sitz zurückkehrte, ließ sie das Haupt auf die Brust sinken, und weinte still.

Philipp ging noch Einmal im Zimmer auf und ab, während welcher Zeit er zweimal sein Auge auf die Gestalt seines Weibes richtete. Dann ging er zu ihr, und indem er seinen Arm um ihren Nacken schlang, sagte er: „weine nicht, theure Agnes, ich habe so manches, was mich quält und bekümmert. Du mußt mich ertragen, und meine böse Laune ihren eignen Weg gehen lassen."

Agnes blickte auf, und küßte durch Thränen die Lippen, welche so zu ihr sprachen. Sie that keine weitern Fragen, um nicht von Neuem schmerzliche Erinnerungen in ihres Gatten Gemüth hervorzurufen. Philipp selbst verlor auf einen Augenblick die wahre Ursache seines Schmerzes aus den Augen. In dem Betragen seines Weibes lag etwas so Reines, so Zartes,

ſo Schönes; — etwas, was ſo voll von derſelben Zärtlichkeit war, welche er gegen ſie fühlte, ſo entfernt von dem geringſten Anſtrich von Zwang, welcher einen Zweifel an ihrer Liebe hätte erwecken können, daß ſein Verdacht zu wanken anfing.

„Sollte es allein das Gefühl der kalten Pflicht ſeyn, welches ſie an mich feſſelt?“ fragte er ſich ſelbſt. „Sie führte keinen andern Grund gegen den blaſſen Verführer d'Auvergne an, und doch wie bekümmert iſt ſie um meine Liebe? Wie ſcheint ſie alle ihre Hoffnungen an dieſelbe zu knüpfen? Und wie erſchüttert es ſie, ſie wanken zu ſehen?“

Der Böſe war mit ſeiner Antwort ſchnell zur Stelle. Es konnte ja Stolz ſeyn, die Furcht aus einer Königin von Frankreich, wiederum die Tochter eines unbedeutenden Fürſten zu werden. Es konnte Eitelkeit ſeyn, welche ungern Glanz, Reichthum und die Bewundrung einer Welt verließ, um aus der Gemahlin eines großen Königs die niedrige vergeſſene Verwieſene aus dem Königreich ihres ehemaligen Gatten zu werden. Noch hielt er es indeß für unmög-

lich. Sie hatte ja nie Glanz geliebt, nie nach Bewunderung gebuhlt. Sie hatte ja alle ihre Vergünstigungen nur mit ihm, oder irgend einem andern ihr befreundeten Wesen, selbst aus dem niedrigsten Stande, getheilt. Es war nicht möglich. Und doch gährte das Gift. Er fühlte, daß er ihr Unrecht that; er schämte sich dessen; doch gährte es fort. Sein Gedächtniß verweilte mit schmerzlicher Genauigkeit bei den Worten „was auch immer ihre Gefühle wären, so wolle sie ihn nicht verlassen" und die Einbildungskraft zog daraus mit mehr Geschicklichkeit, als der beste Sophist an dem Hofe des Crösus, reiche Nahrung für tausend Zweifel.

Während er dieses bei sich überlegte, warf er sich auf den Sessel vor dem Stickrahmen und überließ sich, da sein Gemüth für jede bittre und kummervolle Empfindung empfänglich gemacht war, dem düstern Zuge seiner Phantasien, welche ihn von allen Seiten bedrängten: der Aufstand seiner Barone, die Lauheit seiner Verbündeten, der Abfall seiner Freunde, die Erschöpfung seiner Finanzen und zuletzt, aber nicht als das geringste, das schreckliche Inter-

dict, welches sein Königreich von der übrigen Welt abschnitt, und es einem Pesthause gleich machte. Er rief sich alle jene Beweise der päbstlichen Macht, welche er auf seinem Wege gesehen hatte, ins Gedächtniß zurück — Jung und Alt, sich an seine Steigbügel klammernd, und um Hülfe flehend, die Todten, die Sterbenden auf die Heerstraße geworfen, damit sie seinem Blick nicht entgingen, das düstere Schweigen in Städten und Feldern. — Während er an alles dieses dachte, ergriff er fast bewußtlos die Kreide, womit Agnes ihre Stickerei vorgezeichnet hatte, und schrieb gedankenlos auf die Ecke des Rahmen das Wort Interdict.

Agnes hatte über seine Bewegungen gewacht, wie eine Mutter über ihr krankes Kind. Als sie die Buchstaben las, welche er geschrieben hatte, brach ein schwacher Schrei aus ihrer Brust hervor, und sie wurde leichenblaß. Die Ueberzeugung, daß Philipps Festigkeit durch die Donner der römischen Kirche erschüttert sey, bemächtigte sich ihres Herzens, und sie sah, daß der Augenblick gekommen sey, wo sie ihm ihre Ruhe zum Opfer bringen müsse. Sie fühlte ihr

Schicksal entschieden, und ihr Herz gebrochen, und obgleich sie sich sehr oft mit dem Gedanken an diesen Augenblick beschäftigt hatte, wie gering, wie unbedeutend waren doch die bösesten Träume ihrer Einbildungskraft in Vergleich, mit dem Todesschmerz der Wirklichkeit.

Sie unterdrückte indeß noch den halb ausgestoßenen Schrei, und indem sie sich mit festem Entschluß erhob, und gefaßt war, das Aeußerste, was ihr das Schicksal auferlegen könnte, zu ertragen, kniete sie zu den Füßen des Königs, und sagte, indem sie ihre Arzen zu ihm erhob: „Gnädiger Herr, die Zeit ist gekommen, wo ich an Euch eine Bitte thun muß, welche Ihr mir nicht abschlagen werdet. Eure eigene Ruhe, die Wohlfahrt Eures Reiches und der Friede mit der Kirche erfordern es, daß Ihr Euch von einem Wesen trennet, welches nur zu lange die Ursache schmerzlichen Zwiespaltes war. So lange ich glaubte, daß eine solche Trennung blos die Meinung Eurer Prälaten und Pairs sey, dachte ich nicht an die Ausführung derselben, jetzt aber, da Ihr gewiß selbst von der Nothwendigkeit überzeugt seyn müßt, bitte ich

Euch, mir eine hinreichende Wache und Bedeckung mitzugeben, um mich ſicher in die Arme meines Vaters zu geleiten, und daß Ihr zuweilen mit Zärtlichkeit an die denkt, welche Euch ſo ſehr liebte.“

Agnes ſprach ſo ruhig, als ob ſie um irgend ein gleichgültiges Geſchenk gebeten habe. Ihre Stimme war hell und klar, und das Einzige, was ihre Bewegung verrathen konnte, war die äußerſte Schnelligkeit, mit der ſie ſprach, als ob ſie an ihrer eignen Stärke gezweifelt habe, die Bitte zu Ende zu bringen.

Philipp ſchaute auf ſie herab mit einem Blicke, worin ſich Erſtaunen und Todeskampf malten. Seine Wange war blaß wie der Tod, aber ſeine Stirn glühte, und während ſie ſprach, ſtanden dicke Tropfen vor ſeinem Haupte. Als Agnes geendet hatte, beſtrebte er ſich, zu ſprechen; aber kein Laut kam ſeinem Willen zu Hülfe; und indem er, wie um Luft zu ſchöpfen, tief aufathmete, ſprang er auf, ſtieß mit äußerſter Anſtrengung die Worte „O Agnes!“ hervor, und ſtürzte zu der Thür hinaus.

Zehn Schritt von derſelben ſtand Guerin,

des Königs Rückkehr erwartend. Philipp ergriff ihn bei dem Arm und zeigte, indem er kaum wußte, was er that, mit der andern Hand wild nach dem Zimmer der Königin.

„Guter Gott, mein gnädiger Herr!" rief der Minister, der zu genau die heftige Natur der Leidenschaften des Königs kannte; „in des Himmel's Namen, was habt Ihr gethan?"

„Gethan, gethan?" rief der Monarch. „Gethan? Sie liebt mich nicht, Guerin. Sie will mich verlassen. Sie liebt mich nicht, sage ich. Sie liebt mich nicht, mich der ich seine Seele für sie geopfert, den Heiland abgeschworen, den Halbmond angebetet, Europa verwüstet hätte, der ich für sie gestorben wäre. Sie will mich verlassen. Hölle und Teufel!" und indem er beide Hände krampfhaft ballte, stampfte er mit dröhnendem Tritt auf den Boden, daß die gewölbten Dächer des Thurms den Schall tausendmal wiedergaben.

„O, gnädiger Herr, in des Himmels Namen, beruhigt Euch! Sprecht nicht so wilde, verwegene Worte. Bedenkt daß, obgleich Ihr König seyd, es noch einen König über Euch

gibt, der Euch vielleicht grade jetzt züchtigt, weil Ihr Euch seinem hohen Willen widersetzt habt!"

„Fort!" rief der König. „Meistere mich nicht, Bischof. Ich sage Dir, hier ist eine ärgere Hölle, als ob es je einen Himmel gegeben habe;" und er schlug sich mit der Faust gegen seine bepanzerte Brust, mit einer Wuth welche nahe an Wahnsinn grenzte. „O Guerin, Guerin!" rief er wieder nach augenblicklichem Schweigen aus. „Sie will mich verlassen. Hast Du's gehört? Sie will mich verlassen."

„Laßt mich Euch nochmals anflehen," sagte der Minister, beruhigt Euch und laßt, wie ein weiser und guter Fürst, das Unglück und Elend, welches der Himmel über Euch verhängt hat, wenigstens dem Volke zum Nutzen gereichen. So wird Euch auch der Himmel Trost senden."

„Trost!" sagte der König düster. „Ach, Freund, welcher Trost kann mir werden? Sie liebt mich nicht, Guerin. Sie will mich verlassen. Welcher Trost kann mir werden?"

„Wenigstens der Trost, Euerm bekümmerten Volke Glück und Ruhe wieder gegeben zu

haben, verſetzte der Miniſter. „Die Königin ſelbſt will Euch verlaſſen. Sie ſelbſt bittet Euch, dem Anſehen der Kirche nachzugeben. Demnach werdet Ihr keinen fernern Verſuch machen, ſie gegen ihren Willen zurück zu halten; das wäre eine gottloſe Widerſpänſtigkeit gegen die offenbaren Befehle des Himmels; denn ich bin überzeugt, daß nichts als der feſte Glaube an den beſtimmten Willen des Himmels, die Königin je verleiten konnte, Euch verlaſſen zu wollen.

„Meint Ihr, Guerin?" fragte der König nachdenkend. „Meint Ihr? Doch nein, nein, ſie würde mich nie verlaſſen wollen, wenn ſie mich liebte."

„Ihre Liebe zu Euch mag durch den Willen des Himmels bedingt werden;" verſetzte der Miniſter. Denn bis jetzt zeigte ſie nie Mangel an Liebe gegen Euch. Ergebt Euch daher in den Willen des Allerhöchſten. Laßt die Königin zu ihrem Vater ziehen; dadurch, glaube ich, könnt Ihr ſogar Eure ſüßeſten Hoffnungen in Erfüllung gehen ſehen. Unſer heiliger Vater, der Pabſt, wollte ja die Frage über die Scheidung nicht Einmal unterſuchen, ehe Ihr nicht Euern

Gehorsam gegen den Willen der Kirche, durch Eure Trennung von der Königin, an den Tag gelegt hättet. Habt Ihr dies nun gethan, so hat er sich verbindlich gemacht, die Angelegenheit in dem wahren apostolischen Geiste zu untersuchen, und er wird ohne Zweifel dasselbe Urtheil, wie die Bischöfe von Frankreich, aussprechen. Frei von Allen Fesseln könnt Ihr dann die Königin zurückrufen —"

„Aber ihre Liebe," unterbrach ihn der Monarch. „Kann ich je ihre Liebe zurückrufen?"

„Wenn es des Himmels Wille ist," versetzte Guerin, „welcher sie antreibt, Euch zu verlassen, so wird Ihre Liebe zu Euch sich nicht verlieren, sondern tausendfältig wachsen, wenn des Himmels Segen sie heiligt; und der Pabst —"

„Verflucht sey sein Haupt," donnerte Philipp in neuen Zornes-Wahnsinn ausbrechend. „Möge Stolz und Ehrgeiz der ewige Fluch für ihn und seine Nachfolger seyn! Mögen sie nach anderer Gewalt angeln, bis sie ihre eigne verlieren! Möge ein Volk nach dem andern ihr Joch abschütteln, und Herrschbegierde verbunden mit Machtlosigkeit sey ihr Fluch auf ewige

Zeiten! So habe ich ihm denn seinen Fluch zurückgegeben. — Was soll's mit ihm?"

„Nichts, gnädiger Herr, als daß das einzige Mittel, ihn zur Einstimmung in Eure Vereinigung mit der Fürstin zu bewegen, darin besteht, daß Ihr Euch eine Zeitlang von ihr trennt. O gnädiger Herr, wenn Ihr noch nicht eingestimmt habt, so thut es jetzt, ich beschwöre Euch. Sie selbst bittet Euch ja darum; schlagt es ihr nicht ab. Euer Königreich verlangt es, habt Mitleid mit ihm. Eure eigne Ehre erfordert es; denn Eure Barone empören sich, und Ihr könnt sie nie züchtigen, so lange das ganze Königreich durch das mächtige Bindungsmittel gegenseitigen Elends mit ihrer Rache verbunden ist."

„Sie züchtigen," sagte Philipp nachdenkend, indem er sich bei den Ideen aufhielt, welche der Minister in ihm erregt hatte. Dann wandte er sich plötzlich mit gefalteter Stirne, und glühenden Wangen, als ob er mit irgend einem neuen Entschluß kämpfe, an Guerin. „So soll es seyn, Guerin," rief er aus, „so soll es seyn. Das Interdict soll aufgehoben werden. Ich

will einen nach dem andern faſſen. Ich will ſie zu Spreu zerreiben, und den Winden hinſtreuen. Ich will Einmal König von Frankreich ſeyn und wenn unterdeß dieſer ſtolze Prälat mir mein Weib, mein geliebtes Weib, wieder gibt — gut dann! Aber, wenn er ſeine Einwilligung verweigern ſollte, ſo iſt ſein Stuhl auch nur ein ſehr gebrechlicher, wenn ich nur erſt meine rebelliſchen Unterthanen gebeugt habe, ſo will ich nach Rom, und ihn von ſeinem Thron herabſchleudern, und nach den heißen Sandwüſten Paläſtinas ſchicken. Aber halt, Guerin, glaubſt Du, daß er nach Unterſuchung der Sache, der Entſcheidung meiner Biſchöfe beitreten wird, wenn ich eine Zeitlang nachgebe?"

„So glaube ich, gnädiger Herr," verſetzte der Miniſter. „Darf ich der Königin ſagen, daß Ihr ihre Bitte gewährt?" fügte er hinzu, indem er ſich bemühte, Philipps ſchwankenden Entſchluß unwiderruflich zu machen.

„Ja," ſagte der König. „Ja, doch warte, Guerin, warte," und er verfiel wiederum in tiefes Nachſinnen, als plötzlich Jemand mit

Blitzesschnelle die Stufen herauf kam, und sich der kleinen Vorhalle näherte, wo sie standen. „Ha, habt Ihr den Grafen von Auvergne?" rief der König, dessen Augen mit dem ganzen Feuer seiner frühern Wuth blitzten, als er einen seiner Trabanten erblickte.

„Nein, gnädiger Herr," erwiederte dieser. „Man hat nichts von ihm gehört; aber ein Bote vom Bischof von Tours brachte in athemloser Hast dieses Packet. Er sagt Prinz Arthur sey gefangen."

„Das verhüte der Himmel!" rief Philipp aus, indem er ungestüm das Päckchen öffnete. „Nur zu wahr, nur zu wahr," fügte er hinzu, „und die von Poitou in Empörung, indem sie mir, wegen Widersetzlichkeit gegen das Interdict, die Schuld des unglücklichen Ereignisses aufbürden. O Guerin, es muß, es muß geschehen. Das Interdict muß aufgehoben werden, oder Alles ist verloren. Fort, Kerl, verlaß uns!" rief er dem Trabanten zu, welcher keinen zweiten Befehl erwartete. Der König schritt wiederum einige Augenblicke auf und nie-

der, indem er mit ſich ſelbſt ſprach: „Sie will mich verlaſſen. Sie ſagte es ſo ruhig, wie ein Eremit ſeinen Roſenkranz herbetet. Sie liebt mich nicht. O nur zu wahr, ſie liebt mich nicht.“

„Darf ich der Königin Euern Willen in dieſer Hinſicht ankündigen, gnädger Herr?“ fragte Guerin, als der König inne hielt, und bitter über das Vergangene nachgrübelte.

„Frag mich nicht, guter Freund, frag mich nicht!“ antwortete der König, indem er den Kopf wegwandte, gleich als ob er die Handlung nicht ſehen wolle wozu ihn der Miniſter antrieb. „Frag mich nicht. Thu was Du willſt. Hier iſt mein Siegelring, benutze ihn weiſe, aber zerreiß nicht mein Herz, indem Du Befehle von mir verlangſt, die ich nicht ausſprechen kann.“

Indem er ſo ſprach, zog er ſeinen Siegelring vom Finger, und überreichte ihn dem Miniſter. Dann ſtieg er mit ſchnellen, aber ungleichen, Schritten die Stufen hinab, ſchritt durch die Wachen zum hintern Pförtchen

hinaus, und verlor ſich in dem Dickicht des Waldes.

Guerin verzog noch etwas, um ſeine Gedanken zu ſammeln. Er konnte ſich kaum überzeugen, daß er den Sieg davon getragen habe, ſo geringer Anſchein war am Morgen da. Dann näherte er ſich dem Zimmer der Königin, und klopfte leiſe an die Thür. Zuerſt blieb es unbemerkt, als er es aber lauter wiederholte, zeigte ſich eine der Frauen der Königin mit leichenblaſſem Geſichte, während eine andre über ihre Schulter blickte.

„Kommt herein, gnädiger Herr Biſchof, kommt herein. Gott ſey gelobt, daß Ihr gekommen ſeyd. Wir wiſſen nicht was die Königin befallen hat, aber ſie iſt ſehr krank. Sie ſpricht nicht, ſie erhebt den Kopf nicht, und doch zeigt ihr Schluchzen deutlich, daß ſie nicht ohnmächtig iſt. Seht dort liegt ſie.

Guerin trat ein. Nach Philipps Bericht glaubte er die Königin gefaßt, und in ihr Schickſal ſich ergebend, zu finden, aber ein trauriger

und ſehr verſchiedener Anblick ſtellte ſich ihm dar. Agnes hatte dem Anſchein nach, gleich nachdem ihr Gatte ſie verlaſſen hatte, ein Crucifix von einem kleinen, im Zimmer befindlichen Betaltar, herabgenommen, und ſich vor demſelben nieder geworfen, um Troſt im Gebete zu ſuchen. Die Gefühle welche ihre Andacht durchkreuzten, ſind leicht zu begreifen, und hatten ſo mächtig gewirkt, daß ſie, alle andern Gedanken beſiegend, Hoffnung und Vertrauen, ſelbſt auf den Allmächtgen, erſtickt, und das unglückliche Weſen, wie eine geknickte Blume, ſchienen zu Boden geworfen zu haben. Ihr Haupt und ihre ganze Geſtalt war vorüber auf das Kiſſen des Seſſels gefallen, vor dem ſie gekniet hatte. Ihr Geſicht ruhte theils in ihren beiden Händen, theils auf dem Kreuze, welches ſie umklammert hielten, und welches mit ihren Thränen überſchwemmt war; während ein kurzes krampfhaftes Zucken das einzige Lebenszeichen war, welches ſie von ſich gab.

„Hat ſie nicht geſprochen, ſeit der König

ſie verlaſſen hat?" fragte Guerin, zugleich beunruhigt und erſchreckt.

„Kein Wort," verſetzte die Vornehmſte ihrer Dienerinnen. „Wir hörten ſie ein einziges Mal ſich bewegen; nachdem des Königs Stimme verſtummt war, dann erfolgte eine tiefe Stille. Wir wagten es daher, herein zu kommen, damit ſie nicht in einen jener Anfälle verfiele, denen ſie ſeit dem Turnier unterworfen iſt. Wir verſuchten es, ſie zu erheben, und ein Wort aus ihr heraus zu bringen; aber ſie liegt da, ſchluchzt, und antwortet nicht."

„Schickt nach Rigord dem Wundarzt!" ſagte Guerin. „Ich ſah ihn in der Halle. Dann näherte er ſich mit tiefbewegtem Herzen der Königin: „Betrübt Euch nicht, gnädige Frau," ſagte er, mit weicher Stimme. „Ich hoffe dieſe Laſt wird nicht ſo ſchwer ſeyn, als Ihr glaubt. Ich zweifle wirklich nicht, daß eine kurze Trennung von dem Könige, Alles ſeyn wird, was Ihr zu ertragen habt. Nachdem er Einmal, auf Euern heilſamen Rath,

seine Sache der heiligen Kirche anheim gestellt hat, wird unser guter Vater, der Pabst, gewiß milde richten, und ihm den Schatz, welchen er verloren hat, wieder schenken. Ertragt es daher, gnädige Frau, und seyd überzeugt, daß, wo Ihr Euch auch hinwenden werdet, die Segnungen eines ganzen Volkes, welches Ihr durch Eure Aufopferung vor Bürgerkrieg und unendlichem Elend bewahrt habt, Euren Fußtapfen folgen, und Euere Bahn ebenen werden.

Man konnte unmöglich entscheiden, ob Agnes ihn hörte, oder nicht, aber die Trostesworte, welche der gute Bischof vorbrachte, blieben ohne Wirkung. Sie blieb mit dem Gesichte auf dem Kreuze liegen, und tiefes, schnell auf einander folgendes, Schluchzen, war ihre einzige Antwort. Guerin sah, daß alle fernern Versuche, sie zur Theilnahme an Etwas zu bewegen, vergebens seyn würden; er wartete daher nur noch die Ankunft des Arztes ab, um dann das Zimmer zu verlassen.

Rigord, welcher in ſich den Arzt und Hiſtoriographen des Königs vereinigte, folgte der Dienerin der Königin auf dem Fuße nach, und der Miniſter, nachdem er ſich von ihm das Verſprechen hatte geben laſſen, ihn von dem Zuſtande der Königin benachrichtigen zu wollen, zog ſich in ſein eigenes Zimmer zurück, und beeilte ſich den Entſchluß Philipps unwiderruflich zu machen, indem er den Brief der Unterwerfung gegen die römiſche Kirche aufſetzte, welcher auch ſogleich das Interdict in Frankreich aufhob.

XIII.

Schwarzes und düſteres Schweigen herrſchte während der beiden Tage, welche dem Entſchluſſe der Königin, Frankreich zu verlaſſen, folgten, im ganzen Schloſſe von Compiègne. Alle militäriſchen Operationen Philipps wurden vernachläſſigt, alle, ihn unmittelbar betreffenden, Staatsangelegenheiten vergeſſen, und ſeine Stunden verfloſſen in einſamen Wanderungen durch den Wald, oder, indem er ſein Zimmer mit ſchnellen ungewiſſen Tritten auf und ab ſchritt.

Die Gedanken und Gefühle, welche dieſe Stunden ausfüllten, waren indeß, obgleich ſchmerzlich, doch gemiſchter Art. Zuweilen war es das unwillige Anſchwellen eines ſtolzen gebietenden Herzens, gegen die angemaßte Gewalt, welche ihm ſeine glänzendſten Hoffnungen ſtahl; zuweilen der ſchneidende Todesſchmerz des Abſchiedes von allem, was er liebte; zuweilen

der brennende Durst nach Rache, sowohl an dem, welcher die Ursache dieses Elends war, als auch gegen die, welche durch ihren Abfall zur Zeit der Noth ihn diese allein hatten tragen lassen; und zuweilen waren es die wesenlosen Zweifel und Muthmaßungen der wiedererwachten Eifersucht, welche alles in Nacht und Finsterniß versetzten. Immer indeß blieb die tiefe leidenschaftliche Liebe zurück, an welche sich die schwache Hoffnung, den Schatz, welchen er er auf eine Zeitlang geopfert hatte, wieder zu gewinnen, anklammerte.

Während er so, die Arme über seine breite Brust gekreuzt, durch den Wald schritt, entwarf er den schrecklichen aber ins Weite sich verlierenden Plan, seine rebellischen Barone zu zermalmen, sobald nur das Interdict, dieses unglückselige Band, welches sie aneinanderknüpfte, zerrissen seyn würde. Er blickte noch weiter in die Zukunft hinein, und sah noch manche Vereinigung sich gegen ihn in Europa erheben, und von der Römischen Kirche gepflegt und unterstützt werden. In eigner Kraft da-

ſtehend, dachte er mit Freuden des Augenblicks ihrer Annäherung, als des Mittels, durch welches er die, vom Römiſchen Stuhl erlittene Schmach rächen, ſeine Feinde zermalmen, ſeine ungehorſamen Vaſallen beſtrafen, und, indem er ſeine Hoffnungen bis ins Unendliche ausdehnte, noch Einmal ſeine geliebte Agnes an ſein Herz drücken, und die ganze Welt heraus fordern könne, ſie von dort weg zu reißen.

Dies waren die Gedanken Philipp Auguſts, mit den verſchiedenen Leidenſchaften des Ehrgeizes, der Liebe, und des Haſſes unter miſcht.

Gehörten wir zu denjenigen, welche es lieben, die Todespein durch ein Mioroscop zu betrachten, ſo würden wir mit gleicher Genauigkeit die Gefühle Agnes von Meranien darzuſtellen verſuchen, wie ſie mit zertretenen Freuden, getäuſchten Hoffnungen, und gebrochnem Herzen, ſich zu der Reiſe vorbereitete, welche ſie von demjenigen trennen ſollte, den ſie auf Erden am innigſten geliebt hatte. Es würde aber ein zu ſchmerzliches Geſchäft ſeyn, dies

Gemälde zu zeichnen oder nur genau zu betrachten. Es möge daher genügen, zu sagen, daß, nachdem sie sich von ihrer Betäubung erholt hatte, sie in ruhigem tiefsinnigen Schweigen dasaß, während ihre Frauen, nachdem sie von ihrem Entschluß in Kenntniß gesetzt waren, die nothwendigen Anordnungen zu ihrer Abreise trafen. Wenn sie sprach, so geschah es nur, um ihnen Sorgfalt für jeden einzelnen Gegenstand anzuempfehlen, welcher ihr vielleicht später die weniger frohen Stunden, welche sie so innig genossen hatte, ins Gedächtniß zurück rufen konnten. Bald war es irgend eine Zierrath, bald ein Stück ihres Anzuges, entweder ein Geschenk ihres Gatten, oder an einem besonders frohen Tage getragen, welches ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; und wie ein Reisender, welcher gezwungen ist, irgend ein herrliches Land zu verlassen, welches er vielleicht nie wieder erblikken wird, tausend Ansichten und Charten mit sich nimmt, um in spätern Tagen seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, so war Agnes ängstlich besorgt, alles das zu sichern, was ihr

Gedächtniß zu den Freuden, welche sie jetzt verlassen wollte, zurückführen konnte. An jedes unbedeutende Spielwerk war eine Erinnerung geknüpft; und ihr Herz hielt sie heiliger, als je eine Reliquie auf dem Altar.

Es war der zweite Morgen nach dem Tage, an welchem sie ihren Entschluß gefaßt hatte. Mit trauriger Hast, welche aus der Ueberzeugung, daß ihre Kräfte abnahmen, entsprang, betrieb sie die Vorbereitungen zu ihrer Abreise, als sie benachrichtigt wurde, daß der Kanzler Guerin sich einige Minuten Gehör erbitte. Sie hätte es gern verweigert; denn, obgleich sie den Minister wegen seiner unbezweifelten Redlichkeit und Anhänglichkeit an ihren Gatten hochachten mußte, so hatte es sich doch fast immer so gefügt, daß Guerin nur dann sie zu sprechen verlangte, wenn er ihr einige betrübende Nachrichten zu bringen hatte, oder sie zu der Erfüllung einer herben Pflicht überreden wollte. Der Eindruck, den er daher in ihrem Gemüthe zurückgelassen hatte, war nichts weniger, als angenehm; und obgleich sie ihn

schätzte, so liebte sie doch nicht seine Gegenwart. Indeß war sie mit einem zu erhabenen Charakter begabt, als daß sie diesen Gefühlen hätte nachgeben sollen; sie verlangte daher, daß man ihn sogleich vorlassen solle.

Die Verwüstung, welche wenige Stunden in ihrem Gesichte, welches sonst das Vorbild vollendeter irdischer Schönheit war, angerichtet hatten, erschütterte selbst den Minister. Agnes blickte mit einem trüben, melancholischen Lächeln, welches mehr ausdrückte, als die Thränen selbst, auf ihn, und schüttelte das Haupt, indem sie, gleichsam als Commentar zu dem Erstaunen des Ministers, sagte:

„Es ist nicht möglich, daß Jemand sollte das gelitten haben, was ich gelitten habe, ohne nicht die Spuren davon an sich zu tragen. Aber Ihr seyd willkommen. Wie geht es meinem edlen Herrn und Gemahl, dem König? Seit gestern Morgen ist er nicht zu mir gekommen, und doch glaube ich, hätten wir diese unglücklichen zwei Tage besser miteinander, als getrennt ertragen. Wir hät-

ten uns gegenseitig in unserer Entschließung bestärkt."

„Der König, gnädige Frau," versetzte Guerin, „war kaum im Stande irgend Jemand zu sehen. Dreimal hat er mir den Zutritt verweigert, obgleich mein Geschäft eine wichtige Staatsangelegenheit betraf. Er ist bis zum letzten Augenblick allein gewesen."

„Armer Philipp! rief Agnes aus, deren Thränen, aller Anstrengung zum Trotz, aus ihren Augen drangen, und über ihre blassen Wangen flossen. „Armer Philipp! Glaubte er, seine Agnes würde seinen Entschluß zu erschüttern versucht haben, da ihm dessen Behauptung solche Pein verursacht? O nein. Sie würde geholfen haben, ihn zu befestigen und zu tragen."

„Er fürchtete nicht für Eure Standhaftigkeit," versetzte der Bischof von Senlis, sondern für seine eigene. Ich habe gehört, daß Festigkeit die Tugend des Weibes sey, und in der That, jetzt glaube ichs. Aber ich muß meine Botschaft ausrichten; denn wahrhaftig,

gnädige Frau, ich kann Euch nicht weinen sehn," und der gute Minister wischte einen glänzenden Tropfen von seinem kalten Auge. „Als ich zuletzt den König sah," fuhr er fort, „befahl er mir, genau dafür zu sorgen, daß alle, welche Ihr zu Euerm Gefolge ernennen würdet, Euch begleiten sollten, daß die Ausgaben Euers Haushaltes, als Königin von Frankreich, von seinen Domänen bestritten werden sollten, und, da er vor allen Dingen die feste Ueberzeugung hege, daß der Pabst, besänftigt durch seine Unterwerfung unter seinen Willen, den Ausspruch der französischen Bischöfe bestätigen werde, so daß seine Trennung von Euch nur kurz sey —".

„Wie?" rief Agnes aufstarrend, und des Ministers Arm mit beiden Händen ergreifend, während sie ihm mit einem, wie vom Donner gerührten ungläubigen Erstaunen ins Gesicht sah, „was sagt Ihr? Gibt es noch eine Hoffnung, eine Möglichkeit, daß ich ihn wiedersehen, daß ich seine Hand wieder fassen, daß ich ihn wieder an mein Herz drücken soll?

O Gott, o Gott, gesegnet sey dein heiliger Name!" und indem sie sich auf die Knie warf, wandte sie ihre schönen Augen nach oben, und erhob die gefalteten Hände zum Himmel, während ihre Lippen sich in leisem, aber brünstigem, Dankgebete bewegten.

„Doch ach!" rief sie, indem sie aufschaute, und ihren forschenden Blick auf des Ministers Gesicht heftete. „So wahr Ihr ein Diener der Kirche, ein Ritter und ein Mann seyd, hintergeht mich nicht! Gibt es noch eine entfernte Hoffnung? Glaubt Philipp, daß es noch eine gebe?"

„Mir scheint es so, gnädige Frau," versetzte der Minister — „und um keinen Vortheil der Erde mögte ich Euch hintergehen; — mir scheint, daß noch Hoffnung da sey. Der Pabst, unser heiliger Vater, wollte die Angelegenheit nicht eher untersuchen, als bis der Monarch sich der Entscheidung der Römischen Kirche unterworfen hätte, welches, wie er sagte, durchaus erforderlich sey, um über die Frage entscheiden zu können, ein Recht, wel-

thes, seiner Erklärung nach, die Französischen Bischöfe sich unrechtmäßiger Weise zugeeignet hätten."

„Und konnte er," rief Agnes feierlich aus, „seinen Fluch über ein ganzes Land aussprechen, Elend, Verwüstung und Kummer über eine ganze Nation verbreiten, Bürgerkrieg und Aufruhr erregen, und zwei Herzen auseinander reißen, welche sich so innig liebten, blos aus dem leeren Grunde, weil er das Recht hatte, über eine Sache zu urtheilen, welche schon entschieden war, und einen Ausspruch aufzuheben, von dem er nicht wußte, ob er recht sey oder nicht? Ist das der Stellvertreter des Apostels Christi?"

„Leider stehen die Sachen so, wie Ihr sagt," antwortete der Minister. „Aber selbst wenn wir annehmen, daß sein Betragen eine Folge des Stolzes und der Anmaßung sey, vor welchem Glauben mich der Himmel bewahren möge, so würde unsere Hoffnung durch solch eine Meinung bestärkt werden. Denn, zufrieden damit, sein Recht behauptet, und seinen Wil-

len durchgesetzt zu haben, wird er die Untersuchung der Sache einem Concilium auftragen, welches dann nach seiner besten Ueberzeugung entscheiden wird. Wie diese Entscheidung ausfallen mag, weiß nur der dort oben; aber da viele Bischöfe von Frankreich gleichfalls in dem Concilium sitzen werden, so läßt sich nicht erwarten, daß sie zugeben sollten, daß ihr eigner Ausspruch umgestoßen werde."

„Und was glaubt der König?" fragte die Königin gedankenvoll.

„Ich kann Euch keinen bessern Beweis geben, gnädige Frau," versetzte Guerin, „daß er wie ich denkt, als seine Bestimmung, daß Ihr Euch nicht weit von ihm entfernen sollt, so daß, sobald der Pabst zu seinen Gunsten entschieden haben wird, er in die Arme derjenigen eilen könne, welche er stets als seine rechtmäßige Gattin ansehen würde. Er bittet Euch daher, gnädige Frau, dasjenige Königliche Schloß zu nennen, welches Ihr zu Euerm Aufenthalte —"

„Ich brauche also Frankreich nicht zu verlassen!" rief Agnes, in deren Augen Hoffnung und Freude von Neuem aufstrahlten. „Ich brauche nicht weite, entfernte Länder, und eine Reise von manchen mühseligen Tagen, zwischen uns zu legen. O das ist zu viel, das ist zu viel!" und indem sie auf den Sitz, worauf sie, vor des Ministers Ankunft, gesessen hatte, niedersank, bedeckte sie die Augen mit beiden Händen, und ließ den Kampf zwischen Freude und Schmerz, in sanften Thränen ausströmen.

Guerin machte eine Bewegung, sich zu entfernen, aber die Königin winkte ihm mit der Hand. „Bleibt, Herr Bischof, bleibt!" sagte sie. Dies sind Thränen, wie ich sie lange nicht vergossen habe, und sie besitzen eine lindernde Kraft, welche manche Wunde meines Herzens besänftigen wird. Ehe Ihr geht, muß ich Euch an meinen Herrn einige Erwiederung auf seine Botschaft mitgeben. Sagt ihm, wie es die Freude meines ganzen Lebens ausgemacht habe, bei ihm zu

seyn, so bestände auch meine einzige irdi-sche Hoffnung darin, bald wieder mit ihm vereinigt zu seyn. Dankt ihm für den se-ligen Trost, den er mir durch Euern Mund mitgetheilt hat, und sagt ihm, daß dieser allein seine Agnes vom Rande der Verzwei-flung hinweggerissen habe. Sagt ihm fer-ner, daß ich ihn vor dem Abschiede von den Hallen, wo ich so viel Glück genossen habe, gern noch Einmal sehen möchte, wenn es ihm nicht zu großen Kummer verursachen würde. Und jetzt will ich meinen Aufent-haltsort wählen. Laß sehen. Compiègne will ich nicht nennen; denn obgleich es mir sehr theuer ist, und sich mir an dasselbe manche liebe Erinnerung knüpft, so weiß ich, daß Philipp es auch sehr liebt, und ich wünsche, daß er oft einen Platz besuchen möge, wel-cher ihn an mich erinnert. Aber dort, auf dem waldigen Hügel, über Mantes, ist ein Schloß, wo wir in den frühsten Tagen un-serer Ehe, einen seligen Monat hinbrachten; dies soll mein Wittwensitz seyn, bis ich mei-

nen Gatten wiederſehe. O, warum, warum müſſen wir uns überhaupt trennen? Doch nein," fügte ſie feſt hinzu, „es iſt gewiß gut, daß es ſo iſt; und wenn wir auf dieſe Weiſe die ſelige Gewißheit erlangen, unſer Schickſal nie wieder von einander trennen zu brauchen, ſo will ich ſie nicht für zu theuer erkauft halten.

„Vielleicht, gnädige Frau," ſagte der Miniſter, „dürfte die Zuſammenkunft, welche Ihr mit dem Könige verlangt, wohl das Letzte vor Euerer Abreiſe ſeyn müſſen."

Agnes ließ ihr Haupt ſinken. „Abreiſe!" ſagte ſie traurig. „In der That, es wird Ein Schmerz für alle ſeyn. Ich habe meine Abreiſe auf dieſen Abend feſtgeſetzt; denn ich glaubte, je eher ich ginge, deſto eher ſey der Schmerz für Philipp vorüber; aber ach, Herr Biſchof, Ihr wißt nicht, was es heißt, den Entſchluß zu einer ſolchen Abreiſe zu faſſen; auch nur um eine Minute das ſüße Zaudern zu verkürzen, mit welchem wir uns an alle die geliebten Gegenſtände an-

kammern, welche Zeugen unſers Glückes waren; aber es muß und ſoll geſchehen. Meine Sänfte wird eine Stunde vor Abend hier ſeyn. Diejenigen, welche der König und Ihr zu meiner Begleitung beſtimmen werdet, bitte ich, um drei Uhr hier bereit zu ſeyn; aber ich hoffe," fügte ſie in einem faſt flehenden Tone hinzu, „ich hoffe, ich werde meinen Gatten noch Einmal ſehen, ehe ich ihn verlaſſe?"

„Zweifelt nicht daran, gnädge Frau," ſagte der Miniſter. „Ich habe Euern Wunſch nur auszuſprechen. Könnte ich Euch noch ferner in Etwas dienen?"

„In Nichts, guter Biſchof!" verſetzte die Königin, „als daß Ihr über den König, wie ein Vater wacht. Beſänftigt ſeinen ungeſtümen Sinn; beruhigt ſein verwundetes Herz; lehrt ihn, ſeine Agnes nicht zu vergeſſen, und ihre Abweſenheit mit mehr Standhaftigkeit zu ertragen, als ſie die ſeinige; und jetzt," fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Augen trocknete, „will ich gehen, und beten, um Stärke zu

der fürchterlichen Stunde zu erlangen. Ich bedarf ihrer; doch der Himmel wird sie mir nicht versagen, und wenn je das Herz eines Weibes schweigend gebrochen ist, so soll es diesen Abend das meinige seyn."

Guerin nahm seinen Abschied, und begab sich nach dem Cabinet des Königs, wo er ihm einen solchen Bericht, von seiner Unterhaltung mit der Königin gab, wie er ihn für passend hielt, um das Gemüth des Königs zu besänftigen, und zu trösten, ohne ihn indeß in seinem Entschluß, sich, wenigstens auf einige Zeit, von seiner Gattin zu trennen, wankend zu machen. Philipp horchte zuerst in düsterem Schweigen, aber wie dann und wann, durch den trockenen Bericht des Ministers, ein Fünkchen der innigen Zuneigung, welche seine Gattin gegen ihn hegte, hervorleuchtete, rief er aus „ha! sagte sie so? Engel! O Guerin, sie ist ein Engel!" Dann, aus irgend einem plötzlichen Antriebe aufspringend, schritt er das Zimmer mit hastigen ungleichen Schritten auf und ab.

„Schurke!" rief er endlich, „Schurke, Thibalt von Auvergue, nimm Deinen Kopf in Acht! Bei dem heiligen Kreuz, Guerin, wenn ihn meine Hände erfaſſen, will ich ſein Herz aus ſeiner Unheil ſinnenden Bruſt reißen. Teufel, Teufel! Mir eines ſolchen Engels Liebe entreißen zu wollen. Er iſt entflohen, Guerin, er iſt entflohen. Ihr werdet gehört haben, daß er und ſein Gefolge, in fünf Minuten die Stadt verlaſſen hatte. Es war das Bewußtſeyn ſeiner Schandthat, was ihn zur Flucht trieb. Aber ich finde ihn, ſollte ich ihn in dem Herzen Africa's ſuchen. Die Erde ſoll uns Beide nicht tragen."

Guerin bemühte ſich vergebens, das Gemüth des Königs zu beruhigen; und Philipp brachte ſeine Zeit, bis zur Stunde der Abreiſe, mit Rachegelübden gegen ſeine Feinde, oder im Nachdenken über den ſchrecklichen Augenblick zu, der ihm bevorſtand. Endlich konnte er es nicht länger ertragen, und, indem er die Thür ſeines Cabinets aufſtieß, ſchritt er haſtig auf das Zimmer der Königin zu. Guerin

folgte ihm einige Schritte, denn er sah ein, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, welcher entscheiden mußte, ob Frankreich verloren, oder gerettet sey.

Aber ehe Philipp den Vogengang hinter sich hatte, wandte er sich zu dem Minister, und indem er seine Hand erhob, sagte er mit einer Miene strenger Majestät: „Allein, Guerin! Ich muß allein seyn. Um drei Uhr benachrichtige mich;" und so trat er in das Zimmer der Königin.

Die nächste Stunde müssen wir mit Stillschweigen übergehen; denn Niemand war Zeuge einer Scene, deren Ertragung mehr als menschliche Kraft erforderte. Um drei Uhr standen die Sänfte der Königin, die Trabanten zu Roß, und die Pferde der Damen, im Schloßhofe in Bereitschaft. Guerin nahte sich dem Zimmer der Königin mit einem Herzen, welches von heftigern Empfindungen bewegt wurde, als er sie je im Angesichte eines feindlichen Heeres empfunden hatte. Er öffnete die Thür, blieb aber vor der Tapete stehen,

ohne ſie weg zu ſtoßen: und rief: „gnädiger Herr!“

„Herein!“ rief Philipp mit Donnerſtimme und Guerin erblickte, im Eintreten, den König mitten im Zimmer, und die ſchöne ohnmächtige Agnes an ihm hangend, die Arme um ſeine mächtige Geſtalt geſchlungen, wie der Epheu ſich um eine gewaltige vom Sturm bewegte Eiche ſchlingt. Des Königs Geſicht glühte, ſeine Augen waren roth, und die Adern ſeiner Stirn bis zum Zerplatzen angeſchwollen. „Sie wird nicht gehen,“ rief er, als Guerin eintrat, mit einer durch das Uebermaß ſeiner Gefühle zugleich erhabenen und erſchütterten Stimme. „Bei dem Allmächtigen im Himmel, ſie wird nicht gehen!“

Ein faſt bis zum Wahnſinn geſteigerter Nachdruck war in dem Tone ſeiner Stimme, und Guerin, welcher das, was er mit ſo vieler Anſtrengung zu Stande gebracht hatte, durch einen Augenblick zertrümmert ſah, ſchwieg. Aber Agnes ließ leiſe ihre Arme

von dem Halſe des Königs los, erhob ihr weinendes Geſicht von ſeinem Buſen, faltete ihre Hände zuſammen, und ſchaute einen Augenblick, mit tiefem brechendem Gefühl auf ihn; dann ſagte ſie mit leiſer aber entſchloſſener Stimme: „Philipp es muß ſeyn. Leb wohl, Geliebter, leb wohl!“ und indem ſie gegen die Thür eilte, ergriff ſie den Arm einer ihrer Frauen, um ſich darauf zu ſtützen.

Ehe ſie indeß gehen konnte, ſchloß Philipp ſie von Neuem in ſeine Arme, und drückte einen Kuß nach dem andern auf ihre Lippen. „Helft mir, helft mir!“ rief Agnes, und zwei von ihren Frauen machten ſie ſanft aus der Umarmung des Königs los, indem ſie die unglückliche Dulderin in die Sänfte mehr trugen, als führten. Sie hoben ſie hinein, zogen die Vorhänge rund herum zu, und verhüllten ſo ihren fernern Schmerz vor aller Augen.

Als ſie fort war, ſtand Philipp, gleichſam in eine Leere hineinſtarrend. Zweimal

führte er ſeine Hand an den Kopf, that einen Schritt gegen die Thür, taumelte, ſchwankte, und ſtürzte dröhnend auf den Fußboden, nieder, indem das Blut ihm aus Mund und Naſe ſtrömte.

Ende des zweiten Bandes.

In gleichem Verlage und von gleichem Verfasser sind erschienen:

Cardinal
Richelieu.

Eine historisch-romantische Erzählung aus der französischen Geschichte.

3 Bände. 1830. 3 thlr. 18 gr.

Darnley
oder
das Feld von Goldstoff.

Ein historisch-romantisches Gemälde, vom Verfasser des Richelieu.

3 Bände. 1831. 4 thlr.

Unter andern historischen Personen, welche in dem Werke vorkommen sind zu bemerken: Heinrich VIII. — Franz I., König von Frankreich. — Lady Catharine Bulmer. — Cardinal Wolsey. — Der Herzog von Buckingham. — Der Herzog von Suffolk. — Lady Constance de Grey. — Lord Derby. — Der Graf von Surrey. — Lord Howard. — Lord Montague. — Der Graf von Devonshire. — Sir W. Cecil etc.

„Ein belebtes Gemälde jener Zeit: Man kann sich fast keine Periode der Geschichte denken, die der Feder des Novellisten reichern Stoff darböte."

Literary Gazette.

„Eine Geschichte, die vielleicht jedes ähnliche Werk, welches je erschienen, übertrifft, mit einziger Ausnahme von Ivanhoe."

Morning Journal.

De l'Orme.

Historisches Gemälde vom Verfasser von

Richelieu und Darnley.

3 Bände. 1832. 4 thlr.

Ferner ist daselbst erschienen:

Der

Sanculotte.

Nach dem Französischen

des

Maurice Pierret

von

M. Mortonvall

bearbeitet v. L. Kruse.

4 Bände. 1832. 4 thlr. 12 gr.

Der

Maurer

von

M. Raymond.

Nach dem Französischen bearbeitet von

L. Kruse.

4 Bände. 1830. 4 thlr.

Die drei

Gräber auf der Haide

oder

der schwedische Bauernkrieg.

Ein Revolutionsgemälde von

Moritz Reichenbach.

3 Bände. 1832. 3 thlr. 18 gr.

Erzählungen

von

H. Prätzel.

2 Bde. 1832. 2 thlr. 21 gr.

Philipp August

oder

Die Waffenbrüder

von

dem Verfasser von „Darnley, de l'Orme" ꝛc.

Uebersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen

von

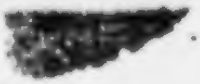
O. L. B. Wolff.

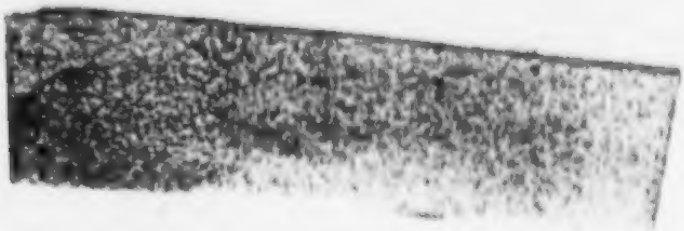
„Schlecht ruht das Haupt, das eine Krone trägt."
Shakespeare Heinrich IV.

Dritter Band.

Ap 15. 2503

Leipzig, 1832.
bei Christian Ernst Kollmann.





UNIVERSITÄTS
BERLIN
MEDIZINISCHE

Philipp August.

Dritter Band.

I.

Der Graf von Auvergne verließ Agnes von Meranien in der äußersten Aufregung seines Gemüthes. Monate lang hatte er sich mit dem Gedanken an diesen Augenblick beschäftigt. Mitten in andern Scenen und Umgebungen hatte seine Seele sich allein auf die Erwartung dieser Stunde beschränkt, und alle seine Kräfte und Fähigkeiten waren angestrengt gewesen, sie ruhig und fest zu ertragen. Jetzt war sein Geschäft erfüllt. Jetzt war es geschehen. Er hatte den Gegenstand seiner frühen, innigen, alles andere verschlingenden Liebe gesehen, den Gegenstand seiner Schmerzen, die unschuldige Ursache alles seines Elends. Er hatte sie in den Armen eines Andern gesehen, in Kummer und Thränen, und hatte selbst ihr Herz zerreißen

helfen, indem er auf ihre Trennung von dem Manne ihrer Liebe drang. Er hatte jeden Zug ihrer innigen Zuneigung gegen Philipp bemerkt. Er hatte jedes froſtige, erkältende Wort, welches ſie an ihn richtete, gefühlt, und dennoch ertrug er es ſtandhaft, wenigſtens ruhig. Gleich den indianiſchen Wilden hatte er Feuer und Marter, ohne ein Zeichen von Schmerz von ſich zu geben, ertragen, aber das Feuer und die Marter hatten ihre Wirkungen auf ſeinen Körper nicht verfehlt.

Die Buchſtaben in dem Briefe, welchen ihm de Coucy's Page gebracht hatte, ſchwammen wirbelnd vor ſeinen Augen, ohne ihren Inhalt ſeinen Sinnen mitzutheilen. Er ſah wohl, daß es irgend ein neuer Schmerz, irgend ein neues Unglück war, aber ſeine Vernunft ſchwankte auf ihrem Sitze, und er konnte ſein Gemüth nicht hinreichend bemeiſtern, um die beſtimmte Beſchaffenheit der Nachrichten, welche er bekommen hatte, aufzufaſſen. Er befahl dem Pagen, mit flüchtiger verwirrter Stimme, ihm zu folgen, und ſchritt ſchnell durch die Halle des Schloſſes in die Stadt, und nach dem Quar-

tiere, wo er seine Begleiter verlassen hatte. Sein Pferd stand gesattelt im Hofe, und alles schien zur Abreise bereit; und ohne zu wissen, warum, sondern aus einem reinen unbestimmten Verlangen, den Schmerzen zu entfliehen, welche ihn verfolgten, bestieg er seinen Renner, und lenkte ihn der Straße zu.

„Sollen wir Euch folgen, gnädiger Herr?" fragte sein Knappe, indem er den Zügel seines Pferdes erfaßte.

„Wie? Ja, folgt mir!" versetzte der Graf, und sprengte, den Brief noch in der Hand haltend, davon. Er ritt mit der Schnelligkeit des Windes vorwärts, stets sein Pferd ansporrend, wenn es je die kleinste Pause machte, als ob der Aufenthalt eines Augenblicks ihn von neuem den finstern Gedanken überlieferte, welche ihn, gleich mächtigen bösen Geistern, verfolgten. Die lange Gewohnheit, seine Gefühle zu beherrschen, kämpfte noch um ihre alte Macht. Er fühlte, daß sein Gemüth niedergedrückt war, und er bemühte sich, es wieder zu erheben. Er versuchte, seine stoische Standhaftigkeit wieder zu erlangen, aber das, worauf er alle seine

Gedanken gerichtet hatte, war erfüllt, der Beweggrund, welcher ihn hatte tragen lassen, war nicht mehr da, seine Standhaftigkeit war gebrochen, und die Vernunft schwebte schwankend über den Gegenständen, welche sich ihr darboten, ohne sie bestimmt zu ergreifen. Während der letzten zwei Jahre hatte er in seinem Gemüthe gleichsam einen starken Damm gegen die Fluth seines Kummers errichtet, und es mit aller Kraft eines gesunden und mächtigen Verstandes befestigt; aber die Fluth war allmählig angeschwollen, bis ihre Gewalt durch Nichts mehr gehemmt werden konnte. Jetzt zerbrach sie jede Schranke, und richtete eine um so grössere Verwüstung an, je mehr Hindernisse sie vorfand.

Es war ein heißer drückender Tag. Die brennende Mittagssonne schoß sengend auf seinen Scheitel herab, und seine Augen wurden wild und angeschwollen; aber er ritt fort, als ob er durchaus nichts von dem bemerkte, was außer der schwarzen Hülle seines Busens vorging. De Coucy's Page war nach seinem Pferde geeilt, und folgte dem Grafen auf dem Fuße

nach, ſobald er ihn davon reiten ſah. Als er aber bemerkte, daß ſeine Gedanken offenbar mit andern Dingen beſchäftigt waren, und daß er den Brief zuſammengeknittert in der Hand hielt, ſpornte er ſein müdes Thier an, und ſagte, indem er ſich dem Grafen näherte: „Iſt wohl Hoffnung da, gnädiger Herr, daß Ihr im Stande ſeyd, meinen Herrn Guy de Coucy zu erlöſen?“

„De Coucy!“ rief d'Auvergne aus, ſein Pferd im ſtärkſten Laufe plötzlich anhaltend und dem Pagen mit ängſtlichem, nachdenkenden Blick ins Geſicht ſehend, als ob er ſich mit allen Kräften bemühe, ſeine Gedanken zu ſammeln, und auf dieſen Gegenſtand zu achten. „De Coucy? Was iſt's mit de Coucy?“

„Erinnert Ihr Euch meiner nicht, beau Sire?“ fragte der Page, erſtaunt über den wilden unſtäten Blick des Grafen, „Kennt Ihr mich nicht, beau Sire? Ich bin Ermold de Marcy, der Page des Ritters Guy de Coucy, welcher jetzt in engliſchen Banden liegt, wie der Brief Euch benachrichtigt.“

„De Coucy in Banden!“ rief der Graf

aufstarrend; dann fügte er, nachdem er einige Minuten lang dem Pagen ins Gesicht geschaut hatte, leise hinzu: „Ach ja, es ist wahr. Mich dünkt, man hat mir schon davon gesagt. In Banden! Ich will hin und ihn befreien!"

„Ach, gnädiger Herr," antwortete der Page, „alle Mächte Frankreichs würden nicht hinreichen, ihn mit Gewalt zu befreien. Er ist in den Händen der englischen Armee, volle funfzig tausend Mann stark; und nur, wenn sein Lösegeld bezahlt wird, kann ich hoffen, ihn auf freiem Fuß zu sehen."

„Du sollst sein Lösegeld bezahlen," versetzte d'Auvergne. „Ja, Du sollst sein Lösegeld bezahlen. Wie viel verlangt der Sultan?"

„Der englische König hält ihn gefangen, gnädiger Herr," antwortete der Page, „nicht der Sultan. Wir sind in Frankreich, beau Sire, nicht in Palästina."

„Nicht in Palästina? Narr!" rief der Graf aus, indem er die Stirn runzelte, als ob der Page seiner spotten wolle. „Fühle ich nicht die heiße brennende Sonne auf meinem Scheitel? Und doch," fügte er hinzu, indem er um

ſich herumblickte, „ich glaube, Du haſt recht. Aber das Löſegeld. Wie viel fordert der Sultan? De Coucy, der edle de Coucy! Gefangener dieſer ungläubigen Sarazenen! Was verlangt dieſer verruchte Sultan?“

Der Page ſchwieg, erſtaunt und beſtürzt, bis der Graf ſeine Frage wiederholte. Indem er aber ſah, daß es verlorne Mühe ſeyn würde, den Ritter von ſeinem Ideengange abbringen zu wollen, antwortete er: „Ich weiß es nicht genau, gnädiger Herr, aber ich ſollte denken, ſie würden einen ſo berühmten Ritter wohl nicht unter zehn tauſend Kronen frei geben.“

„Zehn tauſend Kronen!“ ſagte d'Auvergne, deſſen Geiſt ſich unter der Anſtrengung eines Geſprächs immer mehr und mehr verirrte. „Du ſollſt das Doppelte haben. Mit dem, was übrig bleibt, ſollſt Du Dir eine Heerde Schafe kaufen, und Dir im Gebirge ein Thal ſuchen, wo weder Weib noch Mann je hingekommen; da ſollſt Du Dich mit Deinen Schafen verbergen, bis das Alter Dich bleicht und der Tod Dich niederwirft. Das ſollſt Du, ſage ich Dir, damit die Welt ſagen kann, es gab einen Mann,

welcher in Frieden lebte und ſtarb. Aber komm mit mir nach Jeruſalem, komm! da wirſt Du Dein Geld bekommen. Ich bin durch ein heiliges Gelübde gebunden, in der Einſamkeit unter den grünen Bäumen Libanon's Buße zu thun. Folge mir ſchnell und Du wirſt Dein Geld erhalten."

So ſprechend ritt der Graf voran, und Ermold de Marcy folgte mit der Begleitung.

Ungeachtet der ſonderbaren Richtung, welche das Gemüth des Grafen d'Auvergne genommen hatte, verfehlte er doch nicht die Straße nach Paris. Eben ſo wenig verirrte er ſich in den mannichfaltigen Windungen der Stadt. Im Gegentheil ſchien er, durch irgend ein richtiges, Geiſteskranken oft beiwohnendes Gefühl geleitet, mit mehr als gewöhnlicher Schnelligkeit vorwärts zu eilen, indem er immer die kürzeſten und gradeſten Straßen bis zu dem Hauſe des Canonikus von St. Bertha verfolgte. Nach ſeiner Ankunft daſelbſt begab er ſich gradeswegs nach den Zimmern, welche ihm von den heilgen Vätern angewieſen waren, und nachdem er ſeinen Schatzmeiſter herbeigerufen hatte, verlangte er von ihm die Schlüſſel.

Die Kiſte mit der Summe, womit er ſeine Rückreiſe ins gelobte Land beſtreiten wollte, lag bald darauf offen vor ihm da. Einige Minuten lang blickte er von derſelben auf den Pagen, mit jenem unſtäten kummervollen Blicke eines theilweiſe abweſenden Geiſtes, welcher ſich vergebens bemüht, ſeine noch übrigen Kräfte zu ſammeln, und auf irgend einen Gegenſtand von großer weſentlicher Wichtigkeit zu feſſeln.

„Nimm!“ rief er zuletzt aus. „Nimm, ſo viel Du brauchſt. Sag' Deinem Herrn,“ fügte er mit großer Anſtrengung hinzu, als ob das Anknüpfen einer Idee an die andre eine mühſame Arbeit ſey. „Ich wollte kommen; ich wollte mich bemühen, mich frei zu machen. Ich wollte vieles thun, aber Auvergne iſt nicht mehr, was er war. Mein Herz iſt daſſelbe, aber, aber mein Gehirn, Knabe, mein Gehirn!“ Er brachte ſeine Hand an die Stirne, während ſeine Augen allmählich ſtarrer in die Leere hineinblickten, und fuhr fort, in abgebrochenen Sätzen mit ſich ſelbſt zu ſprechen: „Dieſen Morgen; ja, dieſen Morgen. Die heiße Sonne der Wüſte! und Agnes, — richtig Agnes, und ihre kalten Worte!“

Dann bemerkte er plötzlich, wie die Augen des Pagen auf seinem Gesichte ruhten, und zeigte ärgerlich auf das Gold, indem er ausrief: „Nimm! Warum nimmst Du es nicht? Packe Dich damit zu Deinem Herrn. Willst Du mich verhöhnen? Nimm das Gold und packe Dich, sage ich!“

Der Page kniete, ohne einen fernern Befehl abzuwarten, neben der Kiste nieder und nahm so viele Beutel heraus, als er zur Loskaufung de Coucy's hinreichend hielt, und steckte einen nach dem andern in seine Tasche. Als er damit fertig war, wartete er noch einen Augenblick auf die Erlaubniß, gehen zu dürfen, welche ihm in mürrischem Tone gegeben ward. Dann flieg er die Treppen so schnell wie möglich hinab, und hielt sich nur noch bei den Dienern d'Auvergne's auf, um ihnen anzubefehlen, für ihren Herrn zu wachen, der ohne Frage so toll wie ein Marabout sey. Darauf bestieg er sein Pferd und ritt davon.

Ermold de Marcy wandte den Kopf seines müden Thieres zuerst nach Osten; aber nicht sobald war er aus Paris, als er jene Richtung

gegen eine beinahe ganz westliche umtauschte, und, ohne grade umzukehren, einen ganz entgegengesetzten Weg, als er vorher beabsichtigt hatte, einschlug. Diese rückgängige Bewegung war keineswegs die Folge eines vorher überlegten Entschlusses, sondern ging, der Wahrheit nach, aus seiner völlig geänderten Absicht hervor; denn der arme Knabe war nicht wenig durch das Geschäft, welches er übernommen hatte, in Verlegenheit gerathen.

„Ich habe hier," dachte er bei sich, „zwölftausend Kronen in Gold. Die Straßen sind voll von Coterel's, Routier's und Räubern jeder Art; mein Pferd ist so ermüdet, daß, wenn ich angefallen werde, ich weiter nichts zu thun habe, als stillzuhalten und mich plündern zu lassen. Die Nacht bricht schnell herein, und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt hinlegen, noch was ich anfangen soll. Wenn ich dies Geld so lange mit mir herumschleppen will, bis ich meinen Herrn finde, so wird es bald zum Henker seyn. Beim heiligen Kreuz! ich will zum Eremiten von Vincennes. Er hat sich bei dem Ringe als einen redlichen Mann bewiesen. Ich will das

Geld unter seiner Obhut lassen, bis ich mehr von meinem Herrn, und wem er sich ergeben hat, erfahre."

Diesen Entschluß hatte er grade gefaßt, als er aus dem Thor der Stadt ritt, und draußen schlug er den Weg nach dem Thurm von Vincennes ein. Nicht lange darauf erreichte er die Wohnung des Eremiten in dem Walde von St. Mande. Der Greis empfing ihn mit etwas mehr Höflichkeit, als gewöhnlich, und hörte seine Erzählung in ruhigem Schweigen an. Ermold, welcher den Eremiten wie seinen Beichtvater betrachtete, erleichterte sein Herz von der Last, welche es seit seiner pflichtvergessenen Ausflucht nach dem Städtchen la Flêche niederdrückte, und berichtete umständlich, was ihm begegnet war, seit er seinem Herrn von Paris aus folgte. Er erzählte alle die Versuche, welche er gemacht hatte, um die Verrätherei Jodelle's zu nichte zu machen, und zeichnete, mit der Miene bittern Schmerzes, welche den Greis zu seinen Gunsten einnahm, den Grad von Verzweiflung, welchen er gefühlt hatte, als er auf dem Hügel vor Mirabeau die englische Armee

im Besitz der Stadt und des Landes umher gesehen hatte.

„Und ist niemand entkommen?" fragte der Einsiedler.

„Niemand," versetzte der Page, „als unser toller Gaukler, Gallon, der Narr, welcher, obgleich durch einen Pfeil schwer verwundet, entkam. Von diesem habe ich übrigens nichts erfahren können, denn der Schmerz seiner Wunde hatte ihn so angegriffen, daß er kein vernünftiges Wort sprach; und als ich ihn ernstlich befragte, stieß er sein gewöhnliches teuflisches Gelächter aus, und lief, so eilig er konnte, davon. Ich ritt darauf nach Tours," fuhr der Page fort, „und fand für eine Krone einen heilgen Clerk, welcher mir einen Brief an den Grafen von Auvergne aufsetzte, im Fall ich ihn selbst nicht sprechen könnte. Ich meldete ihm darin meines Herrn Mißgeschick, indem ich seine Hülfe anrief, und keinen Augenblick zweifelte, daß er sogleich selbst nach Tours eilen würde, um seinen Waffenbruder loszukaufen; aber Gott sey ihm gnädig, ich fand seinen Witz ein gut Theil leichter, als da ich ihn das letzte Mal verließ."

„Wie so?" fragte der Eremit. „Was wolltest Du sagen? Warum ging der Graf nicht? Sprich deutlich."

„Ach, guter Vater, er ist so toll, wie der Mond," versetzte der Page. „Etwas, was nach Aussage seiner Begleiter sich heute Morgen in Compiègne zugetragen hat, muß die Ursache seyn, denn gestern war er so vernünftig und ruhig, wie je. Auch heute Morgen noch, sagen sie, sey er ernst und düster gewesen, wie immer, aber nach seiner Rückkunft vom Schlosse war er so verrückt, wie ein Derwisch."

Der Eremit schlug die Hände zusammen und faltete die Stirn. Nachdem er einige Minuten in tiefem Nachdenken verharrt hatte, sagte er, anscheinend mehr als Commentar seiner eigenen Gedanken, als um die Worte des Pagen zu beantworten: „So lernen wir, daß wir aus keinem Grunde, so gut er auch scheinen mag, die breite und offene Straße der Wahrheit verlassen dürfen. Das Wort: Politik hat in der Welt mehr Elend angerichtet, und wird es noch fernerhin, als alle Plagen Egyptens. Ich verschwöre es, und will von jetzt an niemals mit

einer Sylbe etwas billigen, was auch nur scheinbar den geringsten Anstrich von Falschheit an sich trägt. Hintergehe niemanden, Jüngling, selbst nicht, wenn Du glaubst, daß es zu seinem Besten sey; denn Du weißt nicht, welcher kleine, Dir unbekannte Umstand eintreten kann, der alle guten Zwecke in die Winde streut, und blos den Betrug zurückläßt, um so boshafter zu wirken. Ein Sandkorn in dem Rohre einer Wasseruhr hemmt alle ihre Verrichtungen, und unterbricht ihre mannichfaltigen und complicirten Bewegungen. Wie viel mehr ist es daher nicht zu vermuthen, daß ein kleiner unvorhergesehener Zufall in den verschlungenen Windungen dieser irdischen Maschine unsre besten Berechnungen verwirren, und uns durch unsre eigene Politik züchtigen kann. O, mein Sohn, betrüge niemals, Betrug ist an und für sich etwas Böses, und keine gute Absicht kann ihn besser machen."

Obgleich der Eremit es machte, wie viele Leute, welche, wenn sie sich auf einem Fehler ertappen, andre dagegen warnen, so war doch in der That seine Predigt gegen ihn selbst ge-

richtet, denn in des Pagen Bericht von d'Auvergne's Geistesabwesenheit erkannte er, obgleich fälschlicherweise, die Wirkung jenes von ihm gebilligten, zur Befreiung des Landes von dem Interdict ersonnenen Plans. „Es ist ein unglückliches Ereigniß," wandte er sich wieder an den Pagen, „daß Dein Herr gefangen ist, und sein Waffenbruder nicht im Stande ist, ihm zu helfen, aber wir müssen uns nach den Mitteln zu seiner Loskaufung umsehen, und mit Gottes Hilfe werden wir sie herbeischaffen."

„Die sind schon da, Vater Eremit," versetzte der Page. „Der edle Graf hat seine Liebe für meinen Herrn nicht zugleich mit seinem Verstande verloren, und obgleich er nicht im Stande war, die Angelegenheit der Loskaufung selbst zu betreiben, so gab er mir doch hinreichend Geld. Dort in jener Tasche liegt es; zwölftausend Kronen in Golde. Nun aber wage ich nicht, mit solch einer Summe die Reise zu machen, und so habe ich sie Euch zum Aufbewahren gebracht, während ich zurück eile, um den Grafen von Salisbury zu suchen, welcher, wie ich erfahren habe, ein alter Waffengefährte meines Herrn

im gelobten Lande war. Der wird mir ſagen, in weſſen Hände mein Ritter gefallen ſey. Ich will jetzt mein Pferd nach dem Dorfe neben Vincennes zurückführen, denn tragen kann es mich nicht mehr, und obgleich ich mich allenfalls für die Nacht in dieſer Hütte ausſtrecken könnte, ſo gibt es doch keinen Stall in der Nähe, und mein armes Thier würde vor Tages Anbruch von den Wölfen gefreſſen ſeyn. Morgen breche ich mit dem erſten Sonnenſtrahl auf, um meinen Herrn zu ſuchen, und Mittel zu ſeiner Befreiung zu finden. Es iſt 'ne lange Reiſe, und 'ne lange Unterhandlung mag es koſten. Gebt mir daher zwei Monate Zeit; komme ich dann nicht zurück, ſo glaubt nur, daß die Routier's mich geſchlachtet haben, und ſendet zum König Philipp, daß mein Herr ausgelöſt werde."

„Warte, Knabe," ſagte der Eremit, „Du ſollſt nicht alleine gehen. Morgen früh eile nach Paris; ſuche Franz de Rouſſy Mountjoy, den Waffenkönig, auf; ſag' ihm, ich ſchickte Dich. Theile ihm die Lage Deines Herrn mit, und verlange von ihm einen Herold, zur Begleitung auf Deiner Reiſe. So wirſt Du ſie ſchneller

und sicherer vollenden, und dem Herold wird sein Lohn auch nicht entgehen, wenn er zurückkehrt."

Der Page faßte diesen Gedanken begierig auf, und die übrigen Anordnungen zwischen ihm und dem Eremiten waren schnell beendet. Nach dem Abzuge einiger zur Reise des Pagen bestimmten Goldstücke wurde die Tasche sicher unter dem Mooslager des Einsiedlers verwahrt, welcher Platz schon Einmal, wie wir gesehen haben, zu einem ähnlichen Zwecke gedient hatte. Ermold de Marcy empfing darauf den Segen des Greises und indem er ihm Lebewohl sagte, überließ er ihn seinen Betrachtungen über die so eben erhaltenen Nachrichten.

Nachdem seine Gedanken, welche durch die Gegenwart des Pagen de Coucy's natürlich vorzüglich auf die Gefangenschaft des Ritters gerichtet waren, diesen Gegenstand verlassen hatten, wandten sie sich gegen das unglückliche Schicksal Arthur Plantagenet's. Er hielt seine Arme nachdenkend über die Brust gekreuzt, indem er aus den Ansprüchen jenes unglücklichen Prinzen an die Krone von England, verbunden

mit der gegenwärtigen Lage der Dinge und der bekannten Grauſamkeit ſeines Oheims, trübe Schlüſſe zog. Es war allerdings Hoffnung vorhanden, daß die engliſchen Barone ſich hineinlegten, oder daß Furcht und Schaam die gewiſſenloſe Hand Johanns noch zurückhalten möchte; aber dieſe Ausſicht ſtand auf ſehr ſchwachen Füßen, und als der Greis die Rückſeite des Gemäldes betrachtete, überfiel ihn ein unwillkührlicher Schauder. Er ſank vor dem Crucifix auf die Knie und ſchickte ein leiſes Gebet zum Himmel, um Schutz für die Unglücklichen, welche dem Ehrgeiz des feigen und gewiſſenloſen Tyrannen blosgeſtellt waren.

II.

An den Ufern der Seine ſtand in alten Zeiten ein großer ſtarker Thurm, welcher der Stadt Rouen eins der äußerſten Schutzmittel gegen den Andrang des Waſſers gewährte. Er iſt jetzt ſchon lange zerſtört; aber ich habe eine Abbildung jener Hauptſtadt der Normandie geſehen, welche zu der Zeit verfertigt war, als der Thurm noch ſtand; und obgleich der Maler ihn ſelbſt damals ſchon als zerſtört und verfallen darſtellte, ſo lag doch in ſeinem Anblick noch eine Art drohender Düſterkeit, welche ihn als ein Gebäude zu bezeichnen ſchien, deſſen Kerker von manchem Elend erzählen könnten.

In dieſen Thurm wurden, ohngefähr vier Monate nach den Begebenheiten, welche wir am Schluſſe des letzten und im Anfange dieſes Bandes erzählt haben, zwei Perſonen eingeſchloſſen, von denen wir ſchon oft geſprochen haben — Arthur Plantagenet und Guy de Coucy.

Das Zimmer, welches ſie bewohnten, war

eben so wenig geeignet, durch seine lichtvolle Luftigkeit das Gemüth der Gefangenen zu erheben, als durch den Anblick der freien Welt ihren Kummer zu beschwichtigen. Der Erbauer schien bei dessen Gründung die Absicht gehabt zu haben, Gram und Schrecken in den Gemüthern der Bewohner desselben hervorzurufen, und wahrlich, das Herz mußte mehr als menschliche Stärke besitzen, welches sich unter dem Einfluß seiner drückenden Atmosphäre lange aufrecht erhalten konnte.

Seine beste Empfehlung war seine Geräumigkeit, indem er fast dreißig Fuß im Quadrat hatte. Dieser Vortheil verschwand aber wieder durch die Niedrigkeit des Daches, dessen äußerste Höhe am Gipfel, wo die Bogen, welche es trugen, zusammentrafen, kaum etwas über acht Fuß vom Fußboden aus betrug. In der Mitte erhob sich eine kurze Säule, ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, von welcher, nicht viel höher, als eine Elle vom Boden, die Segmente von Mauerwerk zu entspringen begannen, und die niedrigen zugespitzten Bogen der Wölbung bildeten.

Fenſter waren nicht vorhanden; aber im oberſten Gipfel war in einen der mächtigen Bogen eine enge Spalte, eine Art von Guckloch, angebracht, welches hinreichendes Licht hereinließ, um die Gegenſtände ſo eben ſichtbar zu machen, mehr aber nicht.

Das Ameublement dieſer Wohnung des Elends war ſo dürftig, als möglich, obgleich ihr der Vorzug beſonderer Bequemlichkeit beigelegt worden, da es von einem Prinzen bewohnt werden ſollte. Auf der einen Seite befand ſich ein Bündel Stroh, von welchem de Coucy ſein Lager bereitet hatte, und in einem andern Winkel ſtand ein etwas beſſeres Bett, mit zwei Teppichen verſehen, zum Gebrauch für Arthur. Ferner befanden ſich noch zwei Seſſel im Zimmer, zu jenen Zeiten ein ungeheuerer Luxus in einem Gefängniſſe, und an der maſſiven Säule im Mittelpunkt ſtand ein kleiner eichener Tiſch.

Zur Seite dieſes letzteren Hausgeräths ſaß, die Arme auf daſſelbe geſtützt, und das Geſicht mit den Händen bedeckend, Arthur Plantagenet. Es ſchien an einem jener ſchönen ſonnigen Tage zu ſeyn, welche der Monat Februar zuweilen

mit ſich bringt, und ein glänzender Lichtſtrahl fand ſeinen Weg durch das enge, obenerwähnte Guckloch, und fiel auf die gebeugte Geſtalt des unglücklichen Jünglings, indem er das zerriſſene und beſchmuzte Anſehen ſeiner einſt ſo glänzenden Kleidung und die nachläſſige Unordnung ſeiner reichen gelben Locken, welche in glänzender Verwirrung über ſeine ſchönen Wangen fielen, bloßſtellte. Dann beſchien er den Pfeiler, und zeigte einen roſtigen Eiſenring, welcher mit Klammern tief in den Stein hinein gefügt war. Verſchiedene Ringe einer zerbrochenen Kette hingen noch daran. Obgleich der Prinz aus dem Anblicke jener Marterwerkzeuge früherer Einwohner dieſes Gefängniſſes jenen Troſt hätte ſchöpfen ſollen, welchen uns ſtets der Anblick größern Elends, als das unſre iſt, gewährt, ſo unterdrückten doch ſeine übrigen ſchmerzlichen Empfindungen die aus dieſer Vergleichung hervorgehenden Beruhigungen nur zu ſehr, und er ſchien in einer Umgebung, wo jeder ihm aufſtoßende Gegenſtand ihm irgend einen neuen Kummer aus der Vergangenheit zurück, und eine Befürchtung in die Zukunft hervorrief, ſeine

Augen verzweiflungsvoll von allem, was ihn umgab, abzuziehen.

Ein wenig weiter im Hintergrunde ſtand, in gebückter Stellung, mit der Hand an einer Leiſte der Dachwölbung angeklammert, de Coucy, in dem trüben Halblichte, welches jeden Theil des Zimmers erfüllte, wohin der vorerwähnte Strahl nicht fallen konnte. Mit einem Blicke tiefer ſchwermüthiger Theilnahme betrachtete er ſeinen jungen Mitgefangenen, deſſen Schickſal ihn mehr zu bekümmern ſchien, als ſein eigenes.

Während der erſten wenigen Tage ihrer Gefangenſchaft waren alle diejenigen, welche dies Loos in Mirabeau getroffen hatte, von dem liſtigen Johann mit Güte und Auszeichnung behandelt worden; beſonders Arthur und de Coucy, wenigſtens ſo lange Wilhelm mit dem langen Schwerte, und mehrere andre der unabhängigern Barone des engliſchen Adels in der Nähe des Königs waren. So lange dies dauerte, erlangte das jugendliche Gemüth Arthurs einigermaßen ſeine Haltung wieder, obgleich der unglückliche Ausgang ſeiner Unternehmung ihn faſt zur Verzweiflung niedergebeugt hatte.

Johann brachte es indeß unter mancherlei Vorwänden dahin, daß alle, welche ſich ſeinen Planen widerſetzen konnten, auf entfernte und langwierige Unternehmungen ausgeſandt wurden, und frei von dem Zwange ihrer Gegenwart, zauberten ſeine wahren Geſinnungen gegen Arthur und diejenigen, welche ihm Vorſchub geleiſtet hatten, nicht länger, ſich ungehindert zu zeigen.

Obgleich ihm jene Weisheit fehlte, welche uns eben ſowohl, unſer eigenes Betragen zu ordnen, als dasjenige, andrer zu leiten und zu regieren, lehrt, ſo beſaß er doch jenen Blick in die menſchliche Natur, jene ſchlaue Kenntniß der menſchlichen Schwachheiten, welche zu oft fälſchlicherweiſe für Weisheit genommen wird. Er wußte ſehr gut, daß ſelbſt in einem Zeitalter, wo Tugend ein Haupterforderniß der Ritterſchaft war, und Schutz des Unterdrückten unſterblichen Ruhm nach ſich zog, auch der Edle und Brave Gewalt und Grauſamkeit ungeahndet hingehen läßt, wenn nur die Zeit den erſten rauhen Anſtrich von der That abgeſtreift hat. Er wußte, daß das, was heute tauſend

Stimmen gegen ihn aufbringen würde, morgen nur noch ein Geflüster blieb, und übermorgen ganz vergessen seyn werde. Er urtheilte, daß, obgleich das erste Gerücht von seiner Strenge gegen seinen Neffen für den Augenblick den Unwillen seiner Barone erwecken möchte, verschiedenartige Interessen und neuere Begebenheiten ihre Gedanken, ehe sie selbst auf dem Schauplatz vereinigt wären, ganz in Anspruch nehmen würden.

Lord Pembroke wurde daher nach Guyenne geschickt; mit ihm verschiedene jener Unbeugsamen, deren grades Ehrgefühl eine gefährliche Klippe für alle bösen Ansichten ist. Lord Salisbury wurde zum Schutze Tourraine's mit sehr unbedeutenden Kräften daselbst zurückgelassen, und Johann selbst zog sich mit den Gefangenen und dem Kern seiner Armee über die Loire zurück.

Jeder Tag des Marsches änderte jetzt sein Betragen gegen Arthur und seine unglücklichen Gefährten. Seine königliche Höflichkeit wurde allmählich sparsame Güte, offenbare Vernachlässigung, und zuletzt schlechte, harte Behand-

lung. Die empörten Barone von Poitou hatten dem Könige, wenigſtens gegen ſich, hinreichende Urſache zur Strenge gegeben, und mit ſehr weniger Berückſichtigung der Zeit und Sitte, wurden ſie für verſchiedene Gefängniſſe beſtimmt, und in Maine und Bretagne vertheilt. Dem Prinzen Arthur und dem Ritter, welche unter ſtarker Bedeckung der engliſchen Armee folgten, wurde noch einige Tage lang eine Art von Freiheit bewilligt, indem ſie noch die freie Luft einathmen, und ſich an dem Anblick der ſchönen Natur ergötzen durften. Als aber die Armee durch die Normandie marſchirte, verließ die Bedeckung, welche deshalb ſchon mit Befehlen verſehen war, ihre Marſchroute, und transportirte ſie nach dem Schloſſe von Falaiſe, von wo ſie, mitten im Winter, nach Rouen gebracht, und in dem oben beſchriebenen Zimmer eingeſchloſſen wurden.

Arthurs Gemüth war zu Falaiſe noch u gebeugt, obgleich er freilich den Einſturz ſeiner erſten glänzenden Hoffnungen betrauerte, und die Unbequemlichkeiten der Gefangenſchaft, den Mangel jeder körperlichen Uebung, den trüben

einförmigen Wechsel der Stunden, das gänzliche Entbehren jeder Abwechselung, und das ermüdende Anhalten einer und derselben Gedankenfolge mit der ungestümen Ungeduld der Jugend ertrug, blieb doch noch Hoffnung und Erwartung lebendig in ihm, und er baute ohne Unterlaß jene lieblichen Luftschlösser, welche die schönen Umrisse entfernter, aber nicht für immer verschwundener, Glückseligkeit, wie das Portrait eines abwesenden Freundes, ausmalen. Die Luft dieses Gefängnisses war frisch und hell, die Miene des Aufsehers mild und menschlich, und obgleich er hier von de Coucy getrennt gehalten wurde, so unterlag doch sein Geist nicht Einmal der Einsamkeit.

In Rouen indeß, obgleich der Kerkermeister die beiden Gefangenen, mehr seiner eigenen Bequemlichkeit wegen, als um ihnen einen Trost zu verschaffen, in ein und dasselbe Zimmer gebracht hatte, so war doch Arthurs Frohsinn gänzlich dahin; seine Gesundheit nahm ab, und seine Hoffnungen und Aussichten verschwanden gleich Träumen, woraus sie bestanden. Die Luft, obgleich kalt, war dicht und drückend,

und das trübe, graue Licht des Zimmers, schien jeden melancholischen Gedanken aufzumuntern.

Wenn de Coucy sich bemühte, ihn zu trösten, schüttelte er ungeduldig das Haupt, als ob schon der bloße Gedanke an bessere Tage eine Verspottung seiner Hoffnungslosigkeit sey; und zu andern Zeiten saß er schweigend Stunden lang in Angst und Verzweiflung da, indem eine Thräne nach der andern auf seine schönen blassen Wangen herabfiel, als ob Weinen seine einzige Beschäftigung geworden sey. Das einzige Zeichen von Theilnahme an dem, was sich draußen in der geschäftigen Welt kund that, waren die Fragen an den Kerkermeister, wenn dieser ihnen Morgens und Abends ihre Speise brachte. Er pflegte sich dann ängstlich nach der Rückkehr seines Oheims zu erkundigen, und zuweilen über die Antwort Auslegungen zu machen; aber seit einiger Zeit war auch dies unterblieben, und alle seine Kräfte schienen durch die Verzweiflung betäubt zu seyn.

Nach Sonnenuntergang schien er indeß etwas zu erwachen; und nur, wenn der Tag entschwunden war, und de Coucy ihm bei dem

Schein der Lampe von manchem Kampf, und Abentheuer im gelobten Lande erzählte, wenn er ihm Szenen der Gefahr und des Schreckens, Thaten der Stärke und Tapferkeit, mit dem romantischen Rittergeist jener Zeit ausgeschmückt, und angehaucht mit jenem wilden fantastischen Aberglauben, welcher über alle Erzählungen jener Tage einen Schleier von unbestimmter geheimnißvoller Größe wirft, mittheilte, nur dann zeigte er einiges Interesse an etwas, was nicht unmittelbar mit seinem Schicksal zusammenhing. Dann erglühte seine Wange in fieberischem Roth, und er that manche begierige Frage, und lauschte den langen umständlichen Beschreibungen, welche das Ohr jedes spätern Zeitgenossen ermüden würden, und am Ende wünschte er, statt seine Hoffnungen der gefährlichen Unternehmung, verlorne Königreiche wieder gewinnen zu wollen und seine Erbschaft dem Usurpator zu entreißen, anvertraut zu haben, sein Leben und Hoffen der Befreiung des heiligen Grabes und Kreuzes des Erlösers gewidmet zu haben.

Dies indeß fand wie gesagt nur statt, wenn die Sonne untergegangen, und die Lampe ange-

zündet war; denn es schien, daß, wenn dieselbe Finsterniß jedem Menschen zugetheilt war, und wenn jeder sich einen Zufluchtsort innerhalb der Mauern seiner Wohnung suchte, er alsdann seine Gefangenschaft nicht so schmerzlich empfand, als wenn der Tag, welcher keine seiner Freuden für ihn mitbrachte, angebrochen war. Er konnte nicht die heitre Luft genießen, und die Strahlen der jungen Frühlingssonne auffangen; er konnte seine matten Glieder nicht dem stärkenden Morgenthau aussetzen, und nicht schauen auf alle unerreichten Erzeugungen der kunstreichen, alles verschönernden Hand Gottes. Das Licht des Tages war ihm genommen, und selbst der Sonnenstrahl, welcher seinen Weg durch das Guckloch im Mauerwerke fand, schien ihm nur deshalb gewährt zu seyn, um ihn mit der Erinnerung an Freuden zu kränken, welche er nicht genießen konnte. Daher wandte er ihm den Rücken zu, und indem er seine Augen mit den Händen bedeckte, überließ er sich der Erinnerung an seine zerstörten Hoffnungen und verschwundenen Visionen, von Macht und Herrschaft, seiner aufgeregten Ruhm- und

Ehrbegierde, seinen Plänen von Gerechtigkeit, Billigkeit und allgemeinem Wohlwollen, und allen jenen, der Jugend so eigenthümlichen glänzenden Ideen, von denen der Mann so wenig übrig behält, die er ins höhere Alter übertragen kann. Mächtige Gefühle und hochherzige Vorsätze gleichen leider nur zu sehr der Verlassenschaft eines Knickers in den Händen eines verschwenderischen Erben, welche in der Jugend an Kleinigkeiten verschwendet wird, im Alter nöthig wäre, aber nicht mehr vorhanden ist.

Niemand hatte in dieser Hinsicht eine reichere Erbschaft gethan, als Arthur Plantagenet; aber es schien der Wille des Schicksals ihm dieselbe Stück für Stück zu entziehen, und seine Seelenkräfte in demselben Augenblick zu zertrümmern, wo es ihm das Recht zu herrschen entzog; und als er daher über alles nachdachte, was er einst gehofft hatte, mischte sich ein Anstrich von Bitterkeit in seinen Kummer, bei dem Gefühl, daß die edelsten Wünsche nur die Zielscheibe und Beute des Schicksals sind. Geboren um zu herrschen, war er jetzt in einen Kerker gesperrt; schon als Kind die

Bahn des Mannes betretend, hatte er die glänzenden Hoffnungen der Jugend mit den stolzen Entwürfen der Reife vertauscht; und nun lag seine Kindheit unter dem Unglück des Mannes begraben.

De Coucy schaute mit tiefem und schmerzlichem Gefühl auf ihn. Seine Jugend und sein Elend, sein niedergedrücktes Gemüth und dessen frühere edle Stärke, drängten sich dem Ritter in widerlichem Contrast auf, als er gegen den Bogen gelehnt, den unglücklichen Prinzen betrachtete, dessen abgemagerten bleichen Hände, unter den Locken seines blendenden Haars, deutlich die Verwüstungen aussprachen, welche Kummer und Gefängniß bei ihm angerichtet hatten.

Der Ritter war im Begriff zu sprechen, als sich nahende Stimmen durch die niedrige enge Thür ihres Zimmers, welche auf eine steinerne Gallerie ging, vernehmen ließen. De Coucy horchte.

„Du bist ein verwegener Kerl, sagt einer, draußen vor der Thür. „Sprich mir nicht von andern Gefangenen. Du hattest den gemessenen Befehl, ihn allein einzuschließen. Was ging

es Dich an, wenn der tolle de Coucy mit funfzig andern in einer Höhle vermodert wäre? Du haſt Dein Amt verloren. Kein Wort. Geh. Gib mir die Schlüſſel. Du, Humbert, ſtelle Dich mit Deinen Leuten hier auf. Lauſcht nicht, aber wenn ich rufe, ſo ſtürzt herein. Hörſt Du, wenn ich laut ſpreche, ſtürzt herein!"

Die Riegel wurden weggeſchoben, der Schlüſſel umgedreht, und nachdem die Thür geöffnet war, trat Johann, König von England, indem er ſich vorüberbeugte, um durch den niedrigen Bogen des Thürgangs zu ſchreiten, ins Zimmer. Arthur hatte ſchon bei dem erſten Laute emporgeblickt, und ſeine blaſſe Wange wurde noch bläſſer. Als aber Johann endlich eintrat, ſchüttelte ein heftiger Schauder die Geſtalt ſeines Neffen, als ob eine gewiſſe angeborne Antipathie das Schlachtopfer von der Gegenwart ſeines beſtimmten Mörders benachrichtigt habe.

Nachdem der König einige Schritte in das Gemach vorwärts gegangen war, hielt er inne, und betrachtete ſeinen Neffen, welcher von ſeinem Sitze aufgeſtanden war, mit einem kalten forſchenden Blicke. Ein leichtes Lächeln der

Zufriedenheit ſchwebte über ſeinen Lippen, als er den bleichen und abgezehrten Zuſtand bemerkte, in welchen Gefängniß und Verzweiflung, eine noch vor drei Monaten an Leben, Kraft und Schönheit überreiche Geſtalt, verſetzt hatten.

Das Lächeln verſchwand indeß bald von einem Geſichte, welches ſo wenig gewohnt war, ſeine wahren Gefühle auszudrücken; aber Johann fuhr noch fort, ſeinen Neffen zu betrachten, indem er wirklich an der Veränderung, welche er wahrnahm, wenig Theil zu nehmen ſchien; entweder weil er muthmaßte, daß durch ſie eine hinreichende Niedergeſchlagenheit in dem Gemüthe Arthurs hervorgebracht ſey, um ihn zur Abtretung aller ſeiner Anſprüche bewegen zu können, oder weil er hoffte, daß Krankheit einen eben ſo guten Verbündeten abgeben würde, als ein Mord, welcher unvermeidlich Vorwurf und Gefahr nach ſich ziehen mußte. Sein Auge ſchweifte weiter durch die finſtern Wölbungen des Zimmers, bis es mit einer Art von ängſtlicher Berechnung, als ob es den genauen Inhalt des Raumes zwiſchen ihm und dem Ritter, ausmeſſen wolle, auf de Coucy

ruhte. Hierüber beruhigt, wandte er es wieder auf Arthur.

„Nun, mein ſchöner Neffe," ſagte er, mit jener Ironie, welche er nie von ſeinen Lippen verbannte, „drei Jahre lang habe ich Euch vergebens gebeten, meinen armen Hof mit Euerer edlen Gegenwart zu beehren. Endlich ſeyd Ihr gekommen, und ohne Zweifel iſt die Aufnahme von der Art, daß Ihr nie daran denken werdet, einen Ort zu verlaſſen, wo man Euch lebenslänglich mit gleicher Gaſtlichkeit bewirthen wird. Wie gefallen Euch dieſe Mauern, ſchöner Neffe?"

Arthur antwortete nicht, ſondern indem er ſich wieder auf ſeinen Seſſel warf, bedeckte er ſeine Augen wie vorhin, und weinte bitterlich.

„Herr König," ſagte de Coucy voller Unwillen, „Du biſt alſo noch grauſamer, als Dein Ruf Dich nennt. Mußt Du noch den Hohn Deiner Worte der Tyrannei Deiner Thaten hinzufügen? Im Namen des Allmächtigen, Du ſchlechter Mann, verlaß dieſen Ort des Unglücks, und gönne Deinem Neffen wenigſtens die Ruhe, welche ein Gefängniß gewähren kann."

„Aha, beau Sire de Coucy!" rief Johann mit unverändertem Tone. „Wenn ich nicht irre, seyd Ihr der tapfere Ritter, welcher meinen Neffen im Herzen Mirabeau's zum König von England ausrief. Sein Königreich ist ganz hübsch," fuhr er fort, indem er in dem Zimmer umher blickte, „freundlich und geräumig. Er ist Dir großen Dank dafür schuldig. Laß Dir sagen, Herr Ritter," fügte er hinzu, indem er seine Stimme erhob, und die Stirne faltete, „Deinen und Deines gleichen bösen Rathschlägen verdankt Arthur Plantagenet sein Unglück und seine Gefangenschaft. Ihr habt sein Ohr gegen seine Verwandten vergiftet, Ihr habt ehrgeizige Gedanken in ihm erweckt, welche ihm nicht zukommen, Ihr habt ihn gelehrt, sich für einen König zu halten, und Ihr habt ihn aus einem Prinzen zum Gefangenen gemacht."

Johann sprach zornig und laut. Die Thür des Zimmers wurde aufgestoßen und zeigte die Gestalt eines Bewaffneten im Begriff, mit seinen Begleitern hereinzutreten; aber der König winkte mit der Hand zurück und wandte sich wiederum an Arthur: „Höre mich, Neffe. Der

Weg zu Deiner Befreiung und zur Rückkehr in die ſchöne Welt, welcher Dir bis jetzt abgeſchnitten iſt, ſteht Dir offen.“ *)

Arthur erhob ſein Haupt.

„Gib Deine Anſprüche an ein Königreich auf, welches Du nie beſitzen wirſt, und wirf die Hoffnungen von Dir, welche Du nie erfüllt ſehen wirſt, und morgen ſollſt Du frei ſeyn. Ich will Dich in Dein Herzogthum Bretagne wieder einſetzen, Dir den, eines Plantagenet würdigen, Antheil auszahlen und Dich gütig, wie meines Bruders Sohn, behandeln. Was willſt Du mehr? Du wirſt die Freundſchaft und den Schutz des Königs von England genießen.“

„Lieber wollte ich die Feindſchaft des Königs von Frankreich!“ rief Arthur aufſpringend, als er die Erinnerung an die unzähligen Treuloſigkeiten des Königs mit der jetzigen Freundſchaftserbietung vermiſchte, auf ihn einſtürmte. „Lieber die Feindſchaft des Königs von Frank-

---

*) Die Chroniken jener Zeit ſetzen dieſe Unterredung vor die Abführung Arthurs nach dem Thurm von Rouen. A. d. Verf.

reich! Auf den Edelmuth eines wahren Ritters kann man ſich ſtets verlaſſen.“

„Du biſt ein Narr, widerſpenſtiger Knabe!“ rief Johann, deſſen Augen bei der kühnen Antwort Arthurs ſtrahlten. „Du biſt ein widerſpenſtiger Knabe. Sind nicht die Könige von Frankreich die Erbfeinde unſers Stammes?“

„Philipp von Frankreich iſt mein Pathe in der Ritterſchaft,“ verſetzte Arthur, indem er ſich wie zum Schutz gegen den, auf ſeines Oheims Stirn ſich erhebenden Zorn etwas näher nach de Coucy hinzog, „und lieber vertraue ich ihm, als einem, der meinem Oheim Richard und meinem Vater Gottfried Böſes gethan, und in Beziehung auf mich ſein Wort gebrochen, indem er mich in ein Gefängniß hat werfen laſſen, da er doch ſeinen Baronen verſprochen hat, wie ſie ſelbſt ausgeſagt haben, mich frei zu laſſen und gut zu behandeln. Wer ſein Wort bricht, iſt kein guter Ritter, und ich ſage Dir, Johann von Anjou, Du biſt falſch und meineidig!“

Johann verlor bei dem Uebermaaße ſeines Zornes ſeine gewöhnliche Herrſchaft über ſein

Geſicht, und ſeine Züge ſchienen wirklich unter der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft ſich zu ändern. Er knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fauſt, als ob er die Nägel ſeiner Finger in die Haut eingraben wolle, und indem er mit der Rechten unter ſeinen Carmoiſin-Mantel fuhr, zog er offenbar irgend eine Waffe aus ihrer Scheide. In dieſem Augenblick aber that de Coucy einen Schritt vorwärts, und ſtellte ſich zwiſchen den König und ſeinen Neffen. Das Haupt zurückgeworfen und die breite Bruſt darbietend, hielt er ſich bereit, auf jede Gefahr hin den Tyrannen anzugreifen und ihn zu Staub zu zerſchmettern, wenn er irgend Gewalt gegen den unglücklichen Jüngling, den das Schickſal in ſeine Macht gegeben hatte, ausüben würde.

Johann hatte indeß nicht das Herz, und wäre er vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet geweſen, es mit dem unbewaffneten Ritter aufzunehmen; er ſteckte daher den Dolch wieder in die Scheide.

„Bei St. Paul!“ rief er aus, indem er ſich bemühte, keine zu plötzliche Kälte zu affectiren, damit nicht der ſchnelle Uebergang die

Falschheit derselben an den Tag legte, sondern vorsichtig ließ er seinen Aerger nach und nach verschwinden. „Bei St. Paul, Arthur Plantagenet, Du wirst mich noch toll machen. Wärst Du nicht meines Bruders Sohn, so würde ich Dir mit meinem Dolche antworten. Ich kam zu Dir, Dir die Freiheit zu geben, wenn diese Gefängnißprobe Dich gelehrt haben würde, Deine leeren Ansprüche an eine, für Dich unerreichbare Krone aufzugeben, und Du begegnest mir mit Schmähungen und Beleidigungen. Die Folgen mögen auf Dein Haupt fallen, mein Schätzchen. Ich habe noch tiefere Kerker, als diesen, und Ketten, welche diesen gebrechlichen Gliedern etwas sehr schwer erscheinen werden."

„Weder Kerker, noch Ketten, noch der Tod selbst sollen mich je bewegen, meinen Ansprüchen zu entsagen," versetzte der brave Jüngling fest. „Ihr haltet mich der Thränen wegen, welche ich jetzt vergieße, für feige; aber ich sage Euch, obgleich ich durch Gefängniß und Kummer niedergebeugt bin, so fürchte ich doch nicht, lieber den Tod zu umarmen, als das fahren zu lassen, was mir die Ehre zu behaupten auferlegt.

England, Anjou, Guyenne, Tourraine gehören mir von meinem Vater; Bretagne habe ich als rechtmäßiges Eigenthum von meiner Mutter, und selbst im Grabe sollen meine Gebeine diese Länder zurückverlangen und Dich einen Räuber nennen."

„Haha!" sagte Johann mit höhnischer Bedeutung, welche späterhin nur zu unglücklich sich aufklärte. „Wie Du willst," fügte er mit finsterm boshaftem Lächeln hinzu, und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

„Haltet, Herr, einen Augenblick," sagte de Coucy. „Ein Wort über meine Angelegenheit. Als ich mein Schwert dem Grafen Salisbury, Euerm edlen Bruder, übergab, geschah es mit dem ausdrücklichen Versprechen, daß ich gut und ritterlich behandelt werden solle, und er war verpflichtet, als er mich Euch übergab, dieselbe Bedingung festzusetzen. Hat er dies gethan, so habt Ihr Euer Wort gebrochen, hat er es nicht gethan, so hat er das seinige gebrochen, und einen von Euch werde ich an jedem Hofe Europas einen falschen Verräther nennen."

Johann hörte ihn bis zu Ende an, und öff-

nete mit einer Miene bitterer triumphirender Verachtung die Thür, ohne den Ritter der geringsten Antwort zu würdigen. Die Thür schloß sich hinter ihm, die gewichtigen Riegel wurden vorgeschoben, und Arthur und de Coucy befanden sich wieder allein, und abgeschnitten von aller Welt.

Der junge Gefangene schaute mit einem Blick, worin sich der Kampf eines niedergedrückten Gemüthes, mit einem Gefühl von Würde und Standhaftigkeit vermischt, malte, auf seinen Unglücksgefährten.

De Coucy versuchte ihn zu trösten, aber der Prinz erhob seine Hand mit bittender Miene, als ob der bloße Name des Trostes ein Spott sey. „Habe ich gut gehandelt, Herr Ritter?“ fragte er, „habe ich gesprochen, wie es mir zukam?“

„Gut und edel habt Ihr gehandelt, braver Prinz,“ versetzte de Coucy, „mit einem Muthe und einer Würde, Eurer Geburt und Eurem Stande angemessen.“

„Das ist genug,“ sagte Arthur, und tief und schmerzlich aufseufzend warf er sich wieder

auf seinen Sitz; und indem er von Neuem sein Gesicht mit den Händen bedeckte, ließ er den Tag an sich vorüberfliehen, ohne nur seine Lage zu verändern.

Unterdeß schritt de Coucy, die Arme über die Brust gekreuzt, im gewölbten Zimmer auf und nieder, indem fast eben so bittere Gedanken *seine* Brust bestürmten, als die seines Mitgefangenen. Mirabeau war *ihm* so verhängnißvoll geworden, als dem Prinzen. Auch ihm hatte es sein Alles genommen. Arthur hatte um Königreiche gekämpft, *er* um Ruhm und Glück. Glückseligkeit war das Streben beider gewesen, obgleich den Einen der Ehrgeiz und den Andern die Liebe dazu antrieb. Beide hatten ihr Alles aufs Spiel gesetzt und beide hatten es verloren. Die letzten Hoffnungen des Ritters, der blühende Traum von Liebe und alle lieblichen Gebilde seiner Phantasie waren verschwunden. Sein Herz wollte ihm brechen, wenn er an alles das Elend dachte, womit eine lange Gefangenschaft den schwachen Hoffnungsschimmer, welcher noch auf seinem Lebenspfade schien, gänzlich auszulöschen drohte. So ver-

ſchwanden die Stunden, bis die Nacht herein-brach. Das Gejauchze der Schiffer auf dem Fluſſe, das Getrappel der Pferde in der Stadt, die Stimmen der Kaufleute auf den Straßen, der rauſchende Schritt der Hin- und Hereilen-den, welches alles, den Tag über, wie ein ver-wirrtes Summen das Zimmer erreicht hatte, erſtarb nach und nach, und zuletzt hörte man nichts mehr, als das Rauſchen der Seine, de-ren Gewäſſer, da grade Fluth war, den Fuß des Thurms beſpülten.

Es war um die Stunde, in welcher ihnen gewöhnlich eine Lampe gebracht wurde, und Ar-thur erhob den Kopf, als ob er ängſtlich deren Ankunft erwarte.

„Enguerand kommt heute ſpät," ſagte er, „doch ich habe vergeſſen, daß mein Oheim ihn abgeſetzt hat. Vielleicht gibt uns der neue Auf-ſeher gar kein Licht. Allein, horch, ich höre ſeinen Fußtritt. Er zündet die Laterne auf dem Gange an."

So ſchien es in der That der Fall zu ſeyn; denn Schritte näherten ſich, welche dann und wann anhaltend, als ob ſie irgend eine gewohnte

Pflicht zu erfüllen hätten, dann näher kamen, und endlich vor der Thür ihres Gefängnisses Halt machten. Die Riegel wurden fortgeschoben, und ein Fremder, mit einer Lampe in der Hand, zeigte sich ihnen. Sein Gesicht war allerdings nicht sehr einnehmend, aber auch nicht grade das Gegentheil, und Arthur, der mit scharfem, aber furchtsamen Auge jeden Zug des Fremden untersuchte, fing an, sich einigermaßen über den Wechsel seines Kerkermeisters Glück zu wünschen, als der Fremde sich wandte und ihn mit leiser, etwas unsicherer Stimme anredete:

„Gnäd'ger Herr," sagte er, „Ihr müßt mir folgen, da ich Befehl habe, Euch in ein besseres Zimmer zu führen. Sire de Coucy muß hier bleiben, bis das obere Zimmer im Stande seyn wird."

Bange Furcht bemächtigte sich plötzlich Arthur's. „Ich will ihn nicht verlassen!" rief er aus, indem er um den Pfeiler herumlief, und sich an de Coucy's Arm hing. „Dies Zimmer ist gut genug, ich brauche kein besseres."

„Eure Hand ist nicht sicher, Kerl," sagte

de Coucy, indem er dem Fremden die Lampe wegnahm und ihm damit in ſein blaſſes Geſicht leuchtete. „Eure Lippe zittert und Eure Wange iſt ſo bleich, wie der Mantel eines Templers.“

„Das kommt vom kalten Fieber, das ich auf den Märſchen bei Du Clerc bekommen habe,“ verſetzte der Andre. „Aber was hat dies mit der Angelegenheit des Prinzen zu thun?“

„Viel. Weil wir irgend eine ſchmuzige Geſchichte befürchten,“ verſetzte der Ritter, „und Ihr nicht mit der Kühnheit eines reinen Gewiſſens ſprecht.“

„Wenn etwas Böſes gegen Euch oder den Prinzen im Schilde wäre,“ antwortete der Andere etwas gefaßter, „ſo wäre es leicht auszuführen, ohne dieſe Weitläuftigkeit. Eine Sendung Pfeile durch Eure Thür würde Euch beide ſo kalt machen, wie die Heiligen in ihren Gräbern.“

„Allerdings wahr,“ ſagte de Coucy, indem er auf Arthur blickte, welcher noch an ſeinem Arm hing. „Was meint Ihr, mein Prinz?“

„Es macht wenig aus, was der Herzog

meint, beau Sire," versetzte der Kerkermeister, „denn er muß kommen. Mehrere angesehene Barone sind früher an den Hof zurückgekehrt, als der König sie erwartete, und es scheint, als ob er nicht möchte, daß sie Arthur hier fänden. Will er also nicht mit Gutem folgen, so muß ich die Wache rufen und Gewalt brauchen."

„He!" rief Arthur aus, indem er den Arm de Coucy's etwas los ließ. „Wer sind die zurückgekehrten Barone?"

„Ich weiß es nicht genau," sagte der Kerkermeister nachlässig. „Lord Pembroke habe ich vorbeigehen sehen, und von Wilhelm mit dem langen Schwerte habe ich sprechen hören. Die Namen der Andern habe ich indeß nicht behalten, obgleich man sie mir genannt hat."

Arthur blickte Rath fragend auf de Coucy.

„Dein Fieberanfall ist wunderbar schnell vorübergegangen," sagte de Coucy, indem er seine Augen durchdringend auf den Fremden heftete. „Beim heiligen Kreuz, wüßte ich, daß Du falsch spieltest, so wollte ich Dir Dein Gehirn gegen die Mauer zerschlagen."

„Ich spiele nicht falsch," sagte der Andre ungeduldig. „Kommt, gnädger Herr," fuhr er, sich an Arthur wendend, fort. „Kommt schnell; denn kommen müßt Ihr doch Einmal. Ihr werdet in Euerm andern Zimmer bessere Bequemlichkeit vorfinden. Morgen, heißt es, solltet Ihr an den Hof, denn diese stolzen Barone sollen schon über Eure Gefangenschaft murren."

In de Coucy's Gemüth hatte ein unbestimmter Verdacht irgend einer Verrätherei Wurzel gefaßt. Zwar war die Geschichte des Fremden mehr als wahrscheinlich, dennoch konnte der Ritter, weshalb, wußte er selbst nicht, ihr keinen Glauben beimessen. Auf Arthur verfehlte sie indeß ihres Zweckes nicht. Er wußte, daß Lord Pembroke, in Vereinigung mit verschiedenen andern Baronen, lange vor dem Entsatz Mirabeau's, dem König Johann das Versprechen, nichts gegen seine Sicherheit unternehmen zu wollen, abgepreßt hatten, und er zweifelte daher nicht, daß er die anscheinende Verbesserung seines Gefängnisses ihren Vorstellungen zu verdanken habe.

„Es thut mir leid, beau Sire, daß ich Euch verlassen muß," sagte der Prinz. „Ich bliebe gern hier, aber ich fürchte, aller Widerstand wird vergebens seyn."

„Das fürchte ich auch," sagte der Ritter. „Lebt wohl denn, edler Prinz. Wir werden oft an einander denken, sind wir gleich getrennt. Lebt wohl!"

De Coucy schloß den unglücklichen Jüngling in seine Arme, und drückte ihn an sein Herz, als ob er von einem Bruder oder Sohne scheiden müsse. Seine Gefühle in diesem Augenblick waren ihm selbst unerklärlich. Beide hatten gemeinschaftlich jene bittern Stunden mit einander getragen, welche mehr, wie selbst Tage ungetrübten Glückes, dem Menschen seinen Mitbruder theuer machen; aber in seinem Busen regte sich etwas ganz andres, als der Schmerz über den Abschied eines Freundes, dessen Schicksal noch eben mit dem seinigen vereinigt war. Er fühlte, daß er Arthur Plantagenet zum letzten Male sah, und von ihm den Scheidekuß eines Sterbenden empfing.

Er mochte indeß seine Befürchtungen dem

Prinzen nicht mittheilen, und, indem er ihn aus seinen Armen entließ, beobachtete er ihn, der mit unentschlossenen Schritten sich der Thür näherte.

Der Kerkermeister war gefolgt und hatte die Thüre geöffnet. Arthur zauderte noch einen Augenblick, und warf einen furchtsamen Blick auf de Coucy, als ob auch in seiner Seele eine Ahnung aufkeime; dann fuhr er plötzlich mit der Hand über die Stirn, als ob er seine Unentschlossenheit wegwischen wolle, und schritt zur Thür hinaus.

Sobald er in den Eingang derselben getreten war, fuhr er mit dem Ausrufe: „Mein Oheim!" zurück, und versuchte, wieder in das Zimmer zu dringen; allein ehe er dies bewerkstelligen, oder de Coucy ihm zu Hilfe eilen konnte, schob der neue Kerkermeister den unglücklichen Prinzen über die Schwelle hinaus, und verschloß die Thür.

„Nun, mein Schätzchen," rief eine Stimme draußen, welche de Coucy für die des Königs erkennen mußte, „wirst Du mir noch trotzen, wie diesen Morgen? Packe Dich, Schuft!"

fügte er anscheinend gegen den Schließer hinzu. „Schnell, packe Dich!“ und dann, sich wiederum an seinen Neffen wendend, überhäufte er ihn mit einem Strom bittrer Schmähungen.

In jenem finstern Zeitalter konnte ein solches Verfahren nur Einen Zweck haben, und de Coucy begriff ihn sehr leicht. Er ließ daher seinen Blick in dem Zimmer umherschweifen, um irgend eine Waffe zu finden, womit er die Thür erbrechen könne; aber vergebens. Nichts bot sich ihm dar. Die Thür war mit eisernen Stangen versehen und die Stärke eines Herkules würde sie nicht aus ihren Angeln gehoben haben. Mit stieren Augen stand er, wie ein Löwe in seinem Käfig, vor der Thür, und horchte auf den Ausgang. Sein Herz schwoll vor Unwillen und Abscheu, und dennoch war er nicht im Stande das Verbrechen zu verhindern, welches sogleich begangen werden sollte.

„Johann von Anjou,“ schrie er, „blutdürstiger Tyrann. Sieh Dich vor, was Du thust, Du wirst Deine Niederträchtigkeit bitter bereuen, wenn Du nur Einem Haar auf sei-

nem Haupte etwas zu Leide thust. Ich will durch ganz Europa Deinen Namen mit Schande brandmarken. Ich habe Dich gehört, Schurke, und Deine Schandthat soll offenbar werden."

Aber in der fürchterlichen Szene, welche draußen stattfand, schienen weder Neffe noch Oheim auf seinen Ruf zu achten. Es erklang wie ein Kampf, in welchem der König sich von der verzweiflungsvollen Umklammerung des Prinzen loszumachen strebte, dessen ohnmächtige Stimme den hartherzigen Tyrannen, in dessen Händen er sich befand, vergebens um Gnade anflehte; der Kampf schien nach und nach schwächer zu werden. Ein lauter schrecklicher Schrei wand sich, wiederhallend, durch die Gänge hindurch. Ein schwerer tödtlicher Fall, als ob eine unelastische Masse plötzlich gegen die Täfelei des Fußbodens geschleudert werde, ließ sich vernehmen. Einige tiefe Seufzer folgten, und dann ein deutlicher Stoß, als ob ein durch einen weichern Gegenstand gestoßenes Schwert, zuletzt gegen einen Stein abprallt. Schritte entfernten sich — Stimmen flister-

ten — kurz darauf plätſcherte ein Boot in dem Waſſer am Thurm — ein ſchwerer Fall in den Strom ward gehört und alles war ſtill. *)

---

*) Die Franzöſiſchen Schriftſteller jener Zeit ſtimmen faſt alle darin überein, daß ſie den Tod Arthurs Johanns eigener Hand zuſchreiben. Die Engliſchen Schriftſteller läugnen es nicht gradezu und wir haben die unläugbarſten Beweiſe, daß dieſes Gerücht durch alle Städte und Schlöſſer des damaligen Europas verbreitet war. Siehe Guill. Guiart. Guill. de Nangis. Guill. le Breton. Mat. Paris etc.

A. d. Verf.

III.

Keine Sprache vermag, die Freude auszudrücken, welche sich über ganz Frankreich verbreitete, als das erste Geläute von den Kirchthürmen verkündigte, daß das Interdict aufgehoben sey, daß die Nation wieder für ein christliches Volk gelte, und daß die Schranke, welche es von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hatte, aufgehoben sey. Arbeit, Kummer und Sorge schien ausgesetzt zu seyn. Das ganze Land ertönte von Freudengeschrei, und so voll waren bei ihrer ersten Oeffnung die Kirchen, daß einige hundert Leibeigene, bei dem Bestreben hineinzukommen, zu Tode gedrückt wurden.

Jedes Herz stand offen, jedes Antlitz strahle von Entzücken, und der Anblick des ganzen Landes war so lauter Wonne, als ob die Segnungen der Religion eben erst auf die Erde herabgekommen wären. Es gab nur zwei Wesen, denen in dem ganzen Königreiche der Ton der Glocken nicht wie ein freudiger, sondern

wie der trübe Ton der Todtenglocke erklang. Agnes von Meranien vernahm ihn auf ihren Knien, und vermischte ihre Gebete mit Thränen. Philipp August hörte es mit finsterer Stirn an, und indem er seine einsame Halle auf und niederschritt, begleitete er jeden zu ihm hereindringenden Jubelruf mit manchem bittern Gedanken: „Sie freuen sich über mein Elend," sagte er zu sich selbst. „Sie lassen die Glocken ertönen, um mein Unglück zu feiern, aber jeder Glockenschlag zerbricht ein Glied jener Kette, welche sie zusammenhielt, und vor meiner Rache schützte. Seht Euch vor, Ihr stolzen Ritter und rebellischen Barone, daß nicht jenes Geläute das Grabgeläute manches unter Euch werde."

Philipps Berechnungen waren gut. Während des Interdicts war die Widersetzlichkeit der Barone Frankreichs gegen ihren Monarchen durch ein, verschiedene Partheien umschlingendes Band aufrecht erhalten worden, welches aber mit Philipps Unterwerfung gegen den Pabst durchschnitten wurde. Das erste Bindungsmittel war der allgemeine Aberglaube,

welcher aber kaum zu ihrer kräftigen Vereinigung ausgereicht haben würde, wenn dem Ungehorsam Philipps gegen die Kirche, eine andre Ursache, als eine rein persönliche, zum Grunde gelegen hätte. In seiner Aufregung vergaß der König seine Politik, und fügte dem schon vorhandenen Bande noch ein anderes hinzu. Anstatt nämlich sich um die Unterstützung der öffentlichen Meinung zu bewerben, hatte er seine mißmüthigen Barone zur Mitwirkung zu seinem Widerstande gegen die Kirche zu bewegen gesucht, und so durch Strenge und Unterdrückung, wo er Widerstand fand, das Band der Vereinigung unter seinen Vasallen, welche das Interdict nur lose geknüpft hatte, auch fester zugezogen.

Sobald indeß der Bann des Pabstes aufgehoben war, fielen alle, welche nicht unmittelbar durch den Zorn des Königs gelitten hatten, von der Verschwörung gegen ihn ab, und viele andre, die sein Unwille wirklich getroffen hatte, glaubten, entweder aus blinder Furcht, oder hellsehender Politik, daß eine fernere Sicherheit nur in seiner Freundschaft zu finden

sey, und thaten den ersten Schritt, seinen Zorn zu versöhnen.

Philipp wies Niemanden ab. Die, auf deren Dienste er sich am mehrsten verlassen, und deren Beistand ihm am nützlichsten werden konnte, behandelte er mit Artigkeit und Freimüthigkeit, erließ ihnen die Geldstrafen, setzte sie von Neuem in ihre in Pfand genommenen Lehen ein, und, indem er so aus freien Stücken seine Strenge wieder gut machte, gewann er in der öffentlichen Meinung bei Weitem mehr, als ihm seine Strenge eingebracht haben würde. Diejenigen aber, welche noch murrten, oder im Widerstande beharrten, verfolgte er ohne Erbarmen. Er zerstörte ihre Burgen, legte Beschlag auf ihre Lehen, und, indem er auf diese Weise seine Rache mit der Politik verband, vergrößerte er seine eigne Macht, strafte er die Rebellen, schreckte er seine Feinde, und fügte manches schöne Stück Landes seinen eignen Domänen hinzu.

Die Augen des Pabstes hafteten noch auf Frankreich, und indem er sah, daß die Macht, um welche er so viel gekämpft hatte, grade

durch ihre eigne Höhe ſinken wollte, als er ſah, daß die Barone anfingen, in Uebereinſtimmung mit dem Könige zu handeln, und daß die, welche noch in ihrem Widerſtand beharrten, die volle Wirkung ſeines Zorns erfahren mußten, ſo beſchloß er, durch Privatintriguen, und durch eine neue Ausübung ſeiner Macht, ſich das zu ſichern, was er ſchon gewonnen hatte.

Unter den in Frankreich noch übrigen Mißvergnügten ließ er kein Mittel unverſucht, ihre Unzufriedenheit aufrecht zu erhalten, und unter Philipps auswärtigen Feinden ſtreute er den Samen jenes furchtbaren Bündniſſes aus, welches, wie eine Lawine wachſend, alles mit ſich fortriß, und ſogar der Anſtrengungen ſpottete, welche Innocenz ſelbſt ſpäter, ſie einzuhalten, machen mußte, als er fand, daß die mächtige Maſchine, welche er in Bewegung geſetzt hatte, ihn ſelbſt zu zerſtören drohte. Zugleich bereitete er ſich, um dieſen Plänen Zeit zur Reife zu gönnen, und das Band der Vereinigung, welches ein Krieg jedesmal um eine brave Nation und ihren kriegeriſchen Monarchen ſchlingt, zu zerreißen, ſich in die Feindſeligkeiten Johanns

von England und Philipps von Frankreich zu mischen, und dem letztern, unter neuer Androhung der Excommunication, anzubefehlen, den ruhmvollen Pfad zu verlassen, den er auf der rechten Seite der Loire in Person verfolgte, während er den Prinzen Arthur den Krieg auf der linken Seite führen ließ.

Es war ungefähr um die Zeit, als die in unserm letzten Capitel erzählten Begebenheiten statt fanden, und die Ankunft des Winters den König Philipp gezwungen hatte, den Feldzug, welchen er mit seiner gewohnten Thätigkeit gegen Johann unternommen hatte, zu beschließen, als eines Morgens, während er über seine kriegerischen Plane für das nächste Jahr brütete, folgende Unterhaltung zwischen ihm und Guerin vorfiel.

— „Und dann, was Rouen anbetrifft," sagte der König, „wenn es auf diese Weise von aller Hülfe abgeschnitten, und mit einer solchen Armee belagert wird, als ich gegen dasselbe zu führen im Stande bin, kann es sich keinen Monat halten. Aber unsre Bewegungen müssen plötzlich geschehen, und Niemand muß unsre

Abſichten merken, bis wir vor dem Platze ſtehen, damit nicht Johann unſern armen Arthur wegſchafft, und uns ſo in dem wichtigſten Punkte unſerer Unternehmung verletzt. Noch drei ſolcher ſonnenklaren Tage, als heute, und ich berufe meine Leute zur Muſterung. Gott verleihe uns nur ein zeitiges Frühjahr!"

„Ich fürchte ſehr," verſetzte der Miniſter, „daß der Pabſt ſich hineinmiſcht. Couriere eilen zwiſchen Rouen und England hin und her. Er hat ſchon heftig gegen den Krieg geſprochen, und ich zweifle nicht, daß er ihm auf alle Weiſe Einhalt zu thun verſuchen wird."

„Ha, meinſt Du?" ſagte der König. „Gott gebe, daß er ſich hineinmiſcht. Er hat Einmal über mich triumphirt; jetzt iſt die Zeit für mich da."

„Aber ſeyd Ihr auch überzeugt, Sire, daß Ihr es im Stande ſeyn werdet?" fragte Guerin mit ſeiner gewohnten einfachen Freimüthigkeit, indem er die nackte Wahrheit ohne beſchönigenden Zuſatz vor des Königs Augen legte. „Das Vergnügen des Widerſtandes würde, dünkt mich, auf Koſten eines zweiten ähnlichen Sieges

zu theuer erkauft seyn. Der Pabst verstärkt sich durch Bündnisse, und gestern benachrichtigte mich der Herzog von Burgund, daß innerhalb eines Monats sechs aufeinanderfolgende Boten des Pabstes durch seine Besitzungen gekommen seyen, und alle, entweder für den Kaiser Otho, oder Ferrand, Grafen von Flandern, bestimmt gewesen wären. Ich fürchte, daß Euer kühner Widerstand gegen den Willen des Pontifex Euch zu Rom einen Feind erzeugt hat, welcher nicht leicht zu besänftigen seyn wird."

„Gott gebe es, Guerin, Gott gebe es!" war alles, was der König antwortete.

Der Minister war stumm, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen von beiden Seiten sprang Philipp, gleichsam ungeduldig über das lange Stillschweigen, in die Höhe und wiederholte mit lauter Stimme: „Gott gebe es, sage ich; denn wenn er den großen Mißgriff begeht, sich in Sachen zu mischen, wo ihm kein religiöser Vorwand zu Hülfe kommt, die Augen der abergläubischen Menge zu blenden, beim lebendigen Gott, so zertrete ich ihn, wie eine Hornisse, welche mich gestochen hat!"

„Aber, gnädiger Herr, bedenkt!“ sagte Guerin, „bedenkt, daß —“

„Bedenken!“ unterbrach ihn der König. „Ich habe bedacht. Glaubst Du, ich sey blind, Freund? Ich sage Dir, Guerin, ich durchschaue die Machinationen dieses Pabstes so klar, als je ein Prophet des Alterthums die Zukunft. Er haßt mich, das weiß ich, mit allem Gifte eines stolzen, leidenschaftlichen Herzens, und ich ihn nicht weniger. Gott sey dafür gepriesen; ich möchte ihm in Nichts nachstehen, und ich sage Dir, Guerin, ich sehe alles, was dieser Haß hervorbringen kann.“

Der König hielt inne, und schritt das Zimmer einige Male auf und ab, als ob er sich sammeln und seinen Gedanken eine bestimmte Gestalt geben müsse, denn das bloße Andenken an den Haß zwischen ihm und dem Pabste hatte ihn in keinen geringen Zorn versetzt. Nach einigen Minuten setzte er sich wieder und blickte, über seine eigene Heftigkeit lächelnd, auf den Minister. Dennoch ließ die Erinnerung an die Begebenheiten, welche zuerst seinen Zwiespalt mit dem Pabste erregt hatte, einen bittern Aus-

druck in seinen Mienen zurück. Indeß auch dieser verschwand, und indem er den Kopf auf die Hand stützte, blickte er in die Höhe und bezeichnete die nachdrücklichsten Stellen seiner Rede mit der Hand, welche er dann und wann auf den Aermel vor des Ministers Gewand legte.

„Ich durchschaue das Ganze, Guerin," sagte er, „und bin auf Alles vorbereitet. Dieser anmaßende Prälat, dessen Stolz durch seinen neulichen Triumph über mich zugenommen hat, und dessen Herz mit Bitterkeit über meinen Widerstand angefüllt ist, wird alles anwenden, um mich zu unterdrücken. Zuerst wird er sich Mühe geben, meine Unternehmungen gegen den schlechten unritterlichen König Johann von Anjou aufzuhalten, aber er irrt sich; denn meine Barone haben schon die Rechtmäßigkeit des Krieges eingesehen, und ich habe schon schriftliche Versprechungen von ihnen in Händen, mir gegen die Kirche beizustehen, falls sie mir Hindernisse in den Weg legen sollte. Hier die Zusage des Herzogs von Burgund. Lies!"

Guerin ergriff das bezeichnete Pergament, und fand darin die deutliche und bestimmte Er-

klärung des Herzogs von Burgund, dem König mit allen seinen Rittern und Vasallen, selbst gegen die Diener der römischen Kirche, beizustehn; auf seinen Befehl zu marschiren, und zu kämpfen, so lange der Krieg dauern würde, und nie, weder die Waffen niederzulegen, noch Frieden oder Bündniß zu schließen, weder mit dem König von England, noch mit dem Bischof von Rom, ohne ausdrücklichen Befehl Philipps.

Guerin war erstaunt; denn, obgleich er wohl wußte, daß der König den größern Theil seiner höhern politischen Unternehmungen selbst ausführte, ohne daß Jemand, außer ihm, Kenntniß davon hatte, so konnte er doch kaum begreifen, daß solche wichtige Anordnungen gänzlich ohne sein Wissen gemacht worden seyen. Indeß war es so, und Philipp, welcher des Ministers Erstaunen nicht bemerkte, fuhr fort, den Brief zu erläutern.

„Zehn solcher feierlicher Versprechungen habe ich von meinen großen Vasallen erhalten," sagte er, „und jeder kann volle zwei tausend Mann ins Feld stellen. Nicht aber diese so ungeheure

Macht, Guerin, größer, als ich sie je besessen habe, seit ich auf dem Throne von Frankreich saß, ist es, welche mir dabei das größte Vergnügen gewährt, sondern weil diese Macht der erste Keim der Fehde gegen das päbstliche Ansehen ist, und ich will ihn so hegen und pflegen, daß er zu einem großen Baume heranwachsen soll, unter dessen Schatten ich ruhig sitzen kann. Merk auf, Guerin: Von jetzt an wird nie wieder ein Interdict auf Frankreich ruhen; nie wird ein Pabst oder Prälat es wagen, einen französischen König zu excommuniciren, und sollte ein solch Ding zufälligerweise versucht werden, so wird es nur ein eitler Hauch seyn, der seine eigne Nichtigkeit verspottet. Dies ist der Keim," fuhr er fort, indem er stolz auf das Pergament schlug; „hier ist der Keim, und er soll sich weit und breit ausdehnen."

„Aber selbst, wenn der größte Theil Eurer Barone das Bündniß eingeht," bemerkte Guerin, „könnt Ihr durch Verschwörungen von Aussen überwältigt werden. Ich will nichts Uebles prophezeihen, allein ich betrachte die Frage von allen Seiten. Könnte nicht alsdann die Coa-

lition des Pabſtes mit dem König von Eng=land und dem Kaiſer —"

„Den Krieg gegen mich unternehmen? Ja, aber nie ſiegen," antwortete Philipp, „ſo lange Frankreich ſich ſelbſt treu bleibt. Guerin, ich ſage Dir, daß eine feſtverbundene Nation nie unterjocht werden kann, noch wird, ſo lange die Welt ſteht. Das Schickſal einer Nation liegt immer in ihrer eigenen Hand. Laß ſie ſtand=haft ſeyn und ſie blüht."

„Aber unglücklicherweiſe wiſſen wir," ſagte der Miniſter mit zweifelhaftem Kopfſchütteln, „daß Frankreich nicht vereinigt iſt. Vielen der königlichen Vaſallen, und zwar den mächtigſten, iſt nicht zu trauen. Ferrand, Graf von Flan=dern, zum Beiſpiel. Ich brauche Euch nicht zu ſagen, daß er nur auf eine Gelegenheit war=tet, um ſeine Lehnspflicht abzuſchütteln. Graf Julian vom Berge iſt öffentlich im Gefolge von Johanns Hofſtaat geweſen, und, obgleich er ſich jetzt in ſeinen Ländern befindet, um ohne Zweifel Alles zum Aufruhr vorzubereiten, ſo hat er doch ſeine Tochter, wie man ſagt, zum Gewähr für ſeine Treue, am Hofe von Rouen

zurückgelassen. Läßt es sich nicht vermuthen, daß, wenn der Augenblick kommt, welcher der Menschen Herzen bewährt, wir Tausende finden werden, welche entweder aus Furcht vor der Rache des Pabstes, oder aus persönlicher Feindschaft, oder aus Liebe zum Verrath und Wankelmuth, oder aus tausend andern Gründen, welche in Zeiten der Gefahr Verrath und Verwirrung erzeugen, von Euch in dem Augenblick, wo Ihr ihrer am nothwendigsten bedürft, abfallen und zu den Reihen der Feinde übertreten werden?"

„Das glaube ich nicht," versetzte Philipp gedankenvoll, „das glaube ich nicht. Das Ansehen des Pabstes in einem Kriege, der nichts mit der Kirche zu thun hat, wird von geringer Wirkung seyn, gleich dem Rohre in der Hand eines Knaben, welches beim ersten Streich zerbricht. Außerdem zweifle ich, daß der Pabst seine Macht gegen mich wenden wird, wenn es zu Gunsten Otho's von Sachsen geschehen muß. Er haßt mich freilich mehr als irgend einen andern König, aber dennoch, Guerin, sehe ich einen Faden sich durch das Gewebe der Politik

jenes Pabſtes ziehen, welcher das Ganze zu zerſtören droht. Wiederum iſt der Krieg gegen Johann ein nationaler und muß ein volksthümlicher werden. Ich werde Sorge dafür tragen, daß er nicht ausgedehnt wird, bis Frankreich ſeiner müde iſt, und Johanns Schwäche, verbunden mit Innocents Unverſchämtheit, wird ihn ſchnell zu einem Kriege gegen die Nation im Allgemeinen, nicht blos zu einem Kriege gegen den König, perſönlich machen. Die Barone werden finden, daß, indem ſie mich vertheidigen, ſie ſich ſelbſt vertheidigen, und ich werde die Beſitzungen der Verräther unter diejenigen vertheilen, welche treu bleiben. Ich ſage Dir, Guerin, ich möchte um die Welt nicht, daß dieſer Pabſt ſeine Hand abzöge, oder einen Gran von ſeinem Stolz herabließe. Er ſäet Feinde, und wird Eiſen erndten."

Philipps Auge glänzte, wie ſeine Gedanken ſo in die Zukunft ſchweiften. Seine Stirn lag in düſtern Falten, ſeine Hand hatte krampfhaft die Ecke des Tiſches erfaßt, an dem er ſaß, und nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Laß ihn mir nur die Mittel darreichen, meine

Barone an Widerstand gegen seine angemaßte Gewalt zu gewöhnen — Einen Sieg nur — und dann —!"

„Was dann, Sire?" fragte der Hospitaliter ruhig, dessen leidenschaftloses Gemüth den lebhaften blitzschnellen Wendungen der Gefühle Philipps nicht folgte, „was dann?"

„Agnes!" rief der König aus, indem er aufsprang und des Ministers Arm ergriff „Agnes und Rache, beim Himmel, es erfüllt mir die tiefste Seele mit Entzücken, wenn ich die Machinationen des Papstes gegen mich herankommen sehe, welche entweder durch die Undankbarkeit andrer, oder durch meine Rache, wie ein Donnerkeil auf sein Haupt zurückfallen werden. Laß ihn den prachtliebenden Otho, jene nichtige Satyre auf einen Cäsar, aufreizen. Laß ihn den listigen, wankelmüthigen, blutdürstigen Johann, mit seinen rebellischen, unzufriedenen Baronen herbeirufen. Laß ihn diese alle mit dem großprahlerischen Ferrand von Flandern paaren. Laß ihn italiänische Hinterlist mit deutscher Unbeugsamkeit verbinden. Laß ihn das ganze Gewicht seiner Macht in die Wagschale

werfen, ich verpfände mein Daſeyn dagegen, und bin entſchloſſen, die erlittene Unbill zu rächen, um wieder zu erlangen, was ich verloren habe, oder zu ſterben."

„Ich fürchte, gnädger Herr" — ſagte Guerin.

„Sprich nur nicht von Furcht," unterbrach ihn der König. „Ich ſage Dir, daß ich, ſo lange ich lebe, nur einen Mann gekannt habe, der es mit einem Könige aufnehmen konnte, Richard von England. Er iſt dahin, Gott ſeye ſeiner Seele gnädig; aber er war ein guter Ritter und tapferer Krieger, und wäre ein guter König geworden, wenn das Schickſal ihn ſo lange verſchont hätte, bis die Zeit ihm die ſchlimmern Eigenſchaften des Löwen genommen, und mehr beſonnene Weisheit auf ſeine Stirn gelegt haben würde. Aber er iſt dahin, und hat Seinesgleichen nicht zurückgelaſſen. Was die andern anbetrifft, ſo will ich auf ihrem Nacken zu der Höhe hinanklimmen, von welcher mein Arm nach Rom reichen kann.

„Der Weg nach Rom iſt lang," — ſagte Guerin — „und mancher hat ſeinen Arm ver-

gebens danach ausgestreckt. Ich brauche Euch nicht den Kaiser Friedrich in's Gedächtniß zurückzurufen —"

„Noch Philipp von Frankreich, wollt Ihr sagen," unterbrach ihn der König mit einem trüben Lächeln, worin sich mehr Kummer als Zorn spiegelte. „Philipp von Frankreich," wiederholte er, „welcher nur, das Weib seines Herzens sich zu bewahren, kämpfte; als ein stolzer Priester ihm befahl, sie von sich zu stoßen, und doch vergebens. Aber Philipp von Frankreich lebt noch, und zwischen heute und morgen, woraus Leben und Tod besteht, kann vieles geschehen. Ich bin besiegt, Guerin, das ist wahr, aber durch meine eigne Schuld. Meine Augen waren durch Leidenschaft verblendet, und ich beging manchen großen Fehler; aber jetzt ist mein Blick klar, meine Lage hat sich geändert, und alle meine Kräfte sind angespannt, von den Irrthümern Andrer Vortheil zu ziehen, und gegen meine eignen auf der Hut zu seyn. Aber laß uns abbrechen. Sollte es mir Krone, Leben und Ruf kosten, so würde ich doch Gott für die Mittel danken, wenig-

ſtens Einen Streich für Liebe und Rache führen zu können. Doch genug davon. Der Tag geht zu Ende."

Es bedurfte nicht der Erfahrung eines alten Hofmannes, um den Sinn der letzten Worte des Königs zu verſtehen. Guerin nahm ſogleich Abſchied, und ließ den Monarchen allein.

Andere Gedanken, als die des Ehrgeizes, der Politik und der Rache, bemächtigten ſich jetzt der Bruſt des Königs. Er gedachte ſeiner Agnes. Dieſe zarte Saite war in der Unterhaltung mit dem Miniſter tauſendmal erklungen, und bei jeder Erwähnung ihres Namens, bei jedem Gedanken, der ihn an ihr unglückliches Schickſal erinnerte, beſtürmte neuer Kummer und neuer Schmerz ſeine Bruſt, und nahm alle ſeine Gefühle in Anſpruch. Sobald der Miniſter ſich entfernt hatte, rief der König einen Pagen, und hieß ihm nachſehen, ob der Kanonikus vom Stift zur heil. Bertha im Vorzimmer ſey. Der Knabe kehrte nach einigen Minuten mit dem verſchlagenen Prieſter, von dem wir ſchon als von dem Beichtvater der Königin geſprochen haben, zurück. Philipps

Gefühle gegen ihn waren sehr verschieden von denen, welche er gegen Guerin hegte. Er empfand jenes Mißtrauen gegen ihn, welches der Verschlagene, wenn er sein Herz auch noch so sehr verschleiert, gewöhnlich zu erregen pflegt. Philipp hatte keine Ursache zum Mißtrauen, und doch traute er ihm nicht. Eben so wenig gefiel ihm jene pedantische Beredtsamkeit, welche des Priesters größten Stolz ausmachte, und daher behandelte er ihn mit jener hohen, kalten Würde, welche dem Unterthan nur wenig Gelegenheit übrig ließ, seine Rednergaben gegen den König anzuwenden.

„Guten Morgen, Vater," sagte er, indem er die Stirne bei dem Eintritt des Priesters faltete. „Als ich Euch zuletzt sah, wolltet Ihr mir in Gegenwart von Leuten, welche ich nicht gerne zu Vertrauten in meinen Privatangelegenheiten habe, Mittheilungen über die Königin machen. Jetzt antwortet mir, wie ich Euch frage, und bedenkt, eine kurze Antwort ist die beste. Wann saht Ihr die Königin?"

„Es war am fünften Tage der letzten Woche," versetzte der Kanonikus in leisem sanften

Tone, „und es war nicht ohne Kummer und Hoffnung, daß ich sah —"

„Richtet Eure Antworten nach meinen Fragen ein," sagte der König strenge. „Ich verlange weder Euern Kummer noch Eure Hoffnungen zu wissen. Wie befand sich die Königin?"

„Sehr schwach, nach ihrem Aeußern zu urtheilen," erwiederte der Priester. „Sie sah sehr blaß aus; aber sie sagte, sie befände sich wohl, und in der That glich sie, um mich eines Bildes zu bedienen —"

„Spart Euch die Mühe," unterbrach ihn der König. „Verschafft sie sich Bewegung?"

„Nur zu viel, fürchte ich, beau Sire," versetzte der Kanonikus. „Stundenlang schweift sie in den einsamsten Theilen des Waldes umher, indem sie alle ihre Begleiter fortschickt."

„Wie, allein?" rief der König aus. „Geht sie allein?"

„Ganz allein, beau Sire," versetzte der Geistliche, der seine Hoffnungen auf ein Bisthum in Istrien noch nicht aufgegeben hatte. „Ich sprach darüber mit dem Arzt Rigord, der von

Euch den Befehl hat, über ihre Gesundheit zu wachen, und er leugnete nicht, daß das Nothwendigste zu ihrer Heilung, die Luft ihres Vaterlandes und die Pflege ihrer eigenen Verwandten sey; denn er schließt aus ihren einsamen Gängen, daß ihr Gemüth verletzt sey, und der Ruhe und Entfernung von dem geräuschvollen Treiben der Welt bedarf, gleich wie man das Zimmer eines Kranken vor dem Glanz der Mittagssonne verwahrt."

Philipp hörte ihn aus, und heftete sein Auge auf das Gesicht des verschmitzten Priesters, um darin die Hinterlist zu erforschen, welche, wie er überzeugt war, in seinem Herzen wohnte; aber der Blick des Kanonikus ruhte beim Sprechen am Boden. Sobald er geendet hatte, erhob er, in der Ueberzeugung, daß seine Worte dem Könige gefallen, weil ihm eine längere Erlaubniß zum Reden, als gewöhnlich, geworden war, seine Augen, mit einem Blick demüthigen Selbstvertrauens, welcher zwar nichts von seinen innersten Wünschen verrieth, eben so wenig aber bei dem Könige einen günstigen Eindruck für ihn hervorbrachte.

„Fort!“ ſagte der Monarch nicht in dem allerhöflichſten Tone. Sogleich aber fühlte er, daß ſein Widerwille gegen den Prieſter ungerecht ſeyn konnte, und daß ſeine hochmüthige Behandlung deſſelben zum wenigſten unedel ſey. „Verlaßt mich, Vater,“ fügte er daher ſanfter hinzu, „ich will allein ſeyn. Vernachläſſigt Eure Pflicht nicht, und Ihr werdet des Königs Dankbarkeit kennen lernen.“

Der Kanonikus machte eine tiefe ſchweigende Verbeugung, und entfernte ſich, indem er mit nicht geringer Kränkung den anſcheinend ſchlechten Erfolg ſeiner Pläne überlegte. Allerdings waren dieſe, mit den Augen der jetzigen Welt betrachtet, einfach genug; allein Hinterliſt und Falſchheit, welche jetzt, wie jede Kunſt, einen hohen Grad der Verfeinerung erlangt haben, ſtanden damals noch auf der Stufe der Kindheit.

Unterdeß ſtand Philipp ſinnend auf demſelben Flecke, wo der Prieſter ihn verlaſſen hatte. „Allein!“ murmelte er. „Allein! Ich habe ein heiliges Gelübde gethan, ſechs endloſe Monate lang, weder ihre Lippen zu berühren, noch ihre Wohnung zu betreten, noch ein Wort mit ihr

zu wechseln, wenn nicht vor dieser Zeit etwa ein Concilium meine Scheidung bestätigt hat. Aber ich habe nicht gelobt, sie nicht zu sehen. Ich trage es so nicht länger. Jener Priester martert mich mit Erzählung von ihrer Krankheit, er muß irgend einen schwarzen Beweggrund haben. Aber sie kann ja auch wirklich krank seyn. He! Ihr da draußen!"

Der Page, welcher zuvor den Kanonikus hereingeführt hatte, erschien.

„Gilbert!" sagte der König. „Komm näher, mein Sohn. Du bist von edler Geburt, und treu und ehrlich, will ich glauben. Nun wirst Du sicher so viel von den Pflichten eines Ritters gelernt haben, daß Du weißt, wie der Page, welcher seines Herrn Handlungen ausplaudert, für niedrig und ehrlos gehalten wird. Fürchte Dich nicht, mein Sohn, ich zürne nicht mit Dir. Wenn Du Dich verschwiegen beweisest, soll diese Hand Dir einst den Ritterschlag ertheilen; schwatzest Du aber, so wird sie Dir das Ohr vom Kopfe hauen und Dich wie einen Sclaven aufs Feld schicken. Dies laß Dir gesagt seyn! Jetzt eile in die westliche Halle der

Rüſtkammer. In dem dritten Fenſter, von der Thür an, linker Hand, findeſt Du einen Helm, mit einem, wie ein Kreuz ausgeſchnittenen, Viſier, einen ſtählernen Haubert, ein zweihändiges Schwert, einen unbemalten Schild und andre paſſende Waffenſtücke. Dieſe bring mir, und ſchnell!“

Der Page eilte, entzückt, von dem Monarchen zu einer Sendung gebraucht zu werden, welche gewöhnlich nur den angeſehenſten Knappen zukam, hinweg, und kehrte nach einigen Minuten mit dem Haubert allein zurück; denn die ganze Ladung würde ihm auf Einmal zu ſchwer geworden ſeyn. Ein zweiter Gang brachte Helm und Schwert, und ein dritter die Armſchienen und einen glattpolirten Schild, ohne Wappenzierrath, une table d'attente genannt. Die ganze Rüſtung beſtand aus jenen ſchmuckloſen Waffenſtücken, welche in der erſten Hitze der Kreuzzüge ſehr in Gebrauch waren, wo auſſer dem Zeichen des Kreuzes jede Zierde überflüſſig ſchien.

Mit Hülfe des Pagen, deſſen Hände vor Wonne über ihre neue Beſchäftigung zitterten,

bekleidete Philipp sich mit den herbeigeholten Waffen, und indem er sorgfältig alles entfernte, was ihn hätte kenntlich machen können, setzte er den Helm auf, welcher eigentlich kein Visier hatte. Er verdeckte aber dennoch das Gesicht des Königs durchaus, und nur eine enge Oeffnung in Form eines Kreuzes war angebracht, um Luft und Licht hereinzulassen. Nachdem dies geschehen war, schrieb er auf ein Stückchen Pergament die einfachen Worte: „Der König will allein seyn," und gab es dem Pagen als Vollmacht, jeden während seiner Abwesenheit von seinem Zimmer abhalten zu dürfen. Dann befahl er ihm, über die, zwischen der Insel und dem Thurm des Louvre befindliche Brücke zu gehen, um ein gewisses Pferd, welches er ihm beschrieb, aus den Ställen des dortigen Palastes zu holen, und an das Ende des Gartens zu bringen. Einige Augenblicke nach der Entfernung des Pagen erhob sich der König und schritt dann, indem er die am wenigsten besuchte Treppe des Schlosses wählte, auf die Straße hinab.

Im Hofe begegnete er verschiedenen seiner

Trabanten, welche gleichgültig auf den sonderbaren Ritter schauten, der, so ganz in Stahl gekleidet, durch sie hinschritt, ohne Gruß zu geben oder zu empfangen. Von hier begab er sich in die geschäftigen Straßen, wo er, so stark ist die Macht der Gewohnheit, mehr als Einmal über den Mangel der gewohnten Ehrenbezeigungen auffuhr, und sich erst seine Verkleidung ins Gedächtniß zurückrufen mußte, ehe er die unabsichtliche Vernachlässigung des ihm gebührenden Respects sich erklären konnte.

An dem bezeichneten Platze fand er den Pagen mit dem Pferde. Aber der hartnäckige Stallknecht, welcher die Aufsicht über die Ställe hatte, stand gleichfalls da, und war fest entschlossen, das Pferd ohne hinreichende Vollmacht von Niemandem besteigen zu lassen, und nicht eher, als bis ein Blick auf den königlichen Siegelring ihm zeigte, in wessen Gegenwart er sich befinde, gab er nach. Seine Einbildungskraft schuf ihn sogleich zu einer Person von ungeheurer Wichtigkeit um, indem er gewissermaßen der Theilnehmer eines königlichen Geheimnisses geworden war. Er winkte daher dem Pagen, und hielt

dem Könige die Steigbügel. Philipp schwang sich in den Sattel und legte, zur Anempfehlung des tiefsten Schweigens, seinen Finger an die Oeffnung des Helms. „Bei Euerm Leben!" fügte er mit strengem Ton hinzu, und sprengte davon.

IV.

Es macht einen sonderbaren Eindruck auf uns, wenn wir die Beschreibung von Ländern, wie sie sonst waren, lesen, und die Gemälde, welche alte Schriftsteller davon entworfen haben, mit den jetzt vor uns befindlichen Scenen vergleichen. In der Nachbarschaft großer Hauptstädte pflegt die Hand des Menschen einen beständigen Krieg mit der Natur zu führen, und wollte ich eine Beschreibung der Landschaft liefern, durch welche Philipp August ritt, als er seinen Weg gegen Mantes nahm, so würde ein heutiger Reisender, welcher jene Straße betreten

hat, in ſeinem Gedächtniß vergebens nach Gegenſtänden ſuchen, welche nicht mehr da ſind. Unergründliche Moräſte, alte Wälder, ſteile Hügel und tiefe Thäler, mit kleinen, hin und wieder zerſtreuten Dörfern, umgaben den Monarchen auf ſeinem Wege, und wo man jetzt kaum hundert Schritt reiſen kann, ohne einer Menge der verſchiedenſten Individuen des zweibeinigten Geſchlechts zu begegnen, ritt Philipp viele Stunden lang, ohne auch nur den Schatten eines menſchlichen Weſens zu erblicken.

Das Herz des Königs ſchlug ſchneller bei dem Gedanken, daß er die Geliebte, wenn auch nur auf einen Augenblick, und aus der Entfernung, ſehen ſollte. Zugleich empfand er in der Ueberzeugung, daß er vor der ganzen Welt verborgen, und durch die ihn deckende einfache Rüſtung von allem Zwange der Etikette befreit ſey, eine Art von romantiſchen Entzückens, welches wir alle mehr oder weniger Einmal im Leben empfunden haben.

So ritt er unter alten ſchattigen Eichen, welche ihre Zweige über ſeinen Pfad ausſtreckten, dahin, mit Träumen und Abentheuern be-

schäftigt, welche des Ritters von La Mancha nicht unwerth waren, welche aber in diesem Zeitalter leichter ins Leben treten konnten, als in den Tagen, wo Cervantes lebte.

Solche Träume verzögerten indeß keineswegs die schnelle Fortsetzung seiner Reise. In beinahe einer Stunde war es Mittag, und eine lange Reise von vierzig engl. Meilen lag noch vor ihm. Seine einzige Hoffnung bestand darin, daß er zu der Stunde, wo Agnes, nach des Kanonikus Bericht, im Walde zu wandeln pflegte, dort eintreffe. Er sprengte deshalb mit verhängtem Zügel dahin, und indem er die Städte so viel wie möglich vermied, befand er sich um drei Uhr nahe bei der Stelle, wo jetzt Rosny steht.

Die Hügel, welche den Lauf der Seine beschränken, ziehen sich hier in einem Halbkreise von den Ufern derselben zurück, und lassen sie ohngefähr eine halbe Stunde lang ein reiches Thal durchwandern, worauf sie bei Rolleboise sich wieder dicht an den Fluß anschließen.

Hier werden jedoch die Kalkufer steil und abschüssig, und lassen an manchen Stellen nur

einen engen Pfad zwiſchen ſich und dem Waſſer übrig; wiewohl der Fluß auf andern Stellen oft einen weiten Kreis beſchreibt und eine breite Wieſe zwiſchen ſeinen Lauf und die Klippen legt.

In jenen Tagen war die ganze Oberfläche dieſer Landſchaft mit Gehölz bedeckt. Die Hügel, die Thäler und die Ebenen um Rosny und Rolleboiſe waren waldiger Boden, und die Bäume tauchten ſich gänzlich in die Seine ein. Linker Hand, ehe man die Kapelle zur heiligen Jungfrau von Rosny erreichte, wandte ſich die Straße, welche Philipp bis jetzt verfolgt hatte, in das Herz der Normandie hinein, und dies war der grade Weg nach dem Schloſſe, welches Agnes von Meranien zu ihrem Aufenthalt erwählt hatte. Rechter Hand, aber beinahe in derſelben Richtung, wie die jetzige Straße nach Rouen, lief noch ein kleinerer Pfad, welcher den Wald unmittelbar bei dem Schloſſe durchkreuzte. Dieſen Weg beſchloß Philipp zu verfolgen.

Zuerſt wandte dieſer ſich längs den Ufern der Seine hin. Bei dem kleinen Dörfchen Rolleboiſe verließ er den Fluß, lief den ſteilen Hügel

hinan und senkte an der andern Seite sich schnell bergab, ging dann zwischen den hohen Kalkufern zur linken, und einer kleinen Ebene von Unterholz zur rechten Seite wieder dem Flusse zu.

Mitten unter den Klippen sah man damals, wie jetzt, verschiedene Höhlen ausgegraben, welche von den heidnischen Normanen, bei ihrem ersten Einfall in Frankreich, angelegt seyn sollen.

Zur Seite einer der größten stand eine ungeheure Eiche, welche mit ihren weit ausgebreiteten Armen um den Eingang eine Art schattiger Laube bildete. Verschiedene Merkmale verkündeten dem Könige, daß sie bewohnt sey. Ein deutlich sichtbarer Fußsteig führte von der Mündung nach der Straße, und Spuren von Feuer fanden sich vor; da es aber zu jener Zeit in Frankreich kaum einen einzigen Wald gab, der nicht seinen Eremiten gehabt hätte, so erregte dieser Anblick weiter keine Verwunderung in der Brust des Königs. Sonderbar aber war es, daß an einem niedrigen Eichenzweige der Handschuh eines Ritters hing, so daß Philipp fast an die Verwirklichung einer der Romanzen des Tages glaubte, und im nächsten Augenblick erwartete

er einen mächtigen Zauberer, oder einen tiefsinnigen Weisen aus dem Laubdache am Felsen hervorkommen zu sehen, welcher ihm irgend ein wichtiges und gefährliches Abentheuer zu bestehen auftrage.

Er setzte indeß seinen Weg fort, ohne eine solche Unterbrechung anzutreffen, und da er mit jedem Wege im Walde genau bekannt war, begab er sich an eine Stelle, wo er das Schloß und die verschiedenen Straßen, welche zu demselben führen, übersehen konnte. Er trieb sein Pferd unter die blätterlosen Zweige des Unterholzes und harrete mit ängstlicher Hoffnung, nur einen Blick auf die Geliebte seines Herzens werfen zu können.

In solchen Augenblicken der Erwartung ist die Phantasie am ängstlichsten beschäftigt, besonders wenn sie einen, auch noch so unbedeutenden, Grund hat, worauf sie ihre Befürchtungen weiter fortbauen kann. Philipp malte sich seine Agnes in dem vollen Glanze der Jugend, Schönheit und Gesundheit, wie er sie zuerst gesehn hatte. Dann gedachte er ihrer in dem Augenblicke, wo sie ihn verließ, wo der Kum-

mer und die Angst weniger Wochen die Rosen auf ihren Wangen verwischt und das Feuer ihrer Augen verlöscht hatten. Doch fühlte er, daß er sie, blaß und verwelkt, wie sie war, inniger, schmerzlicher liebe, als da er sie zuerst in dem ganzen Glanz ihrer Liebenswürdigkeit in seine Arme geschlossen hatte. Die Schnelligkeit, womit jener Wechsel stattgefunden hatte, ließ ihn manchen trüben Schluß auf das ziehen, was jetzt aus ihr geworden seyn möchte, nachdem sie unter schmerzlicherem Elend geseufzt hatte. Während er so wartete, beschwor er manchen schmerzlichen Zweifel herauf, so, daß die Wirklichkeit schwerlich seiner vorgefaßten Furcht hätte gleich kommen können.

Keine Agnes erschien indeß, und der König fing schon an, in den Bericht des Beichtvaters Mißtrauen zu setzen, als er plötzlich auf den Zinnen des Schlosses weiße Gewänder hin und her flattern sah. Bei fast jedem Menschen steht irgend ein Sinn gleichsam in besonderm Zusammenhange mit dem Gedächtnisse. Bei einigen ist es das Ohr. Bei ihnen erwecken früher gehörte Töne glänzende Erinnerungen an

Länder, Szenen und Stunden, von denen sie durch manche mühselige Meile, und durch manches zerstörende Jahr getrennt waren. Bei andern ist es das Auge, und eine nur flüchtig gesehene Gestalt bleibt ihnen unvergeßlich. Es bedarf des kleinsten zufälligsten Blickes, um diejenigen wieder zu erkennen, die in näherm Verkehre mit ihnen standen, sey auch die Entfernung noch so groß, und ihr Erscheinen noch so vorübergehend. Dies war der Fall mit Philipp, und obgleich er auf dem schwarzen Hintergrunde der Schloßmauern nur einen schwankenden weißen Punkt unterscheiden konnte, so bedurfte es doch keines zweiten Blickes, um ihn zu überzeugen, daß es Agnes sey. Er band sein Pferd an einen Strauch, und eilte mit klopfendem Herzen auf die Straße, um einen nähern und befriedigendern Blick von derjenigen, welche er auf Erden am heißesten liebte, aufzufangen.

Sicher, unter der Hülle der Rüstung nicht erkannt zu werden, nahte er sich dem Schlosse, und stand unter der Mauer, als Agnes oben auf den Zinnen das Gesicht wandte. Ihre

Wange war in der That leichenblaß, und die schöne Linie ihrer dunklen Augenbraunen deutlicher als je auf dem weißen Marmorgrunde ihrer Stirn ausgedrückt. Sie ging mit gefalteten Händen, und ihre Haltung sprach die äußerste Verzweiflung an allem Irdischen, und an jeder Rettung diesseits des Grabes aus. Ihre Augen hafteten unbeweglich am Boden.

Als Philipp vorschritt, weckte der Ton seiner Sporen die Königin aus ihren Träumereien. Sie wandte ihre Augen dorthin, wo er stand. Der Himmel weiß, ob sie ihn erkannte, oder nicht; aber plötzlich stand sie still, und indem sie ihre gefalteten Hände gegen ihn ausstreckte, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte, stieß sie einige unverständliche Töne aus, und fiel in die Arme der ihr folgenden Dame zurück.

Philipp stürzte nach dem Schloßthor, und stand schon unter dem Bogen der Brückenschanze, als sein, dem Pabste gegebenes Gelübde, vor der Entscheidung seiner Angelegenheit, ihre Wohnung nicht betreten zu wollen, ihn wie ein Blitzstrahl durchzuckte, und er plötzlich anhielt. Gegen das Versprechen, daß jene Entscheidung

nicht länger als ein halbes Jahr ausbleiben ſollte, hatte er ſein Ritterwort verpfändet, ſo lange auszuhalten; aber das halbe Jahr war noch nicht vorüber, und er wagte nicht ſein Ritterwort zu verletzen, wie mächtig auch die Verſuchung ſeyn mochte.

Das Thor der Brückenſchanze ſtand offen und innerhalb derſelben ſtanden mehrere Soldaten von der Wache mit dem Schloßvogt, und nicht geringes Erſtaunen erregte das plötzliche Erſcheinen eines bewaffneten Ritters.

„Was ſucht Ihr hier," fragte der Schloßvogt, „was ſucht Ihr hier, Herr Ritter?"

„Nachrichten, das Befinden der Königin betreffend," verſetzte der Monarch. „Ich darf das Thor nicht überſchreiten, aber ich bitte Dich, Herr Schloßvogt, erkundige Dich, wie die Königin ſich heute befindet."

Der Offizier entfernte ſich und kam ſogleich mit der Antwort zurück, daß die Königin vor wenigen Minuten wieder einen ihrer Anfälle gehabt, ſich aber ſchon erholt habe, und ſich wohl und heiter befinde. „Dies wären ihre eigenen Worte, und

ein sicherer Beweis für die Wahrheit derselben; denn im Allgemeinen pflege sie mit Niemanden zu sprechen."

Ein lindernder Balsamtropfen fiel auf das Herz des Königs. Es war etwas in ihm, das ihn überreden wollte, daß er erkannt worden sey, und daß dieser romantische Beweis seiner Liebe auf das Gemüth der Königin einen beruhigenden heilsamen Einfluß gehabt habe; daß sie für und mit ihm gefühlt, und daß sie jene Antwort selbst ausgesprochen habe, um seinem Busen die Linderung zurückzugeben, welche seine Ankunft dem ihrigen verschafft hatte. Unter diesen Gedanken fiel er in ein tiefes Nachsinnen, und stand, unbekümmert um die Augen, welche auf ihn blickten, noch immer vor der Brückenschanze. Endlich wandte er sich, und stieg langsam den Hügel hinab in das Dickicht, wo er sein Pferd gelassen hatte. Den Zügel über seinen Arm geworfen, führte er es denselben Weg zurück den er gekommen war.

„Der Grobian!" sagte einer von den Soldaten, ihm nachblickend. „Er bedankte sich nicht Einmal für unsre Gefälligkeit."

„Es iſt auch ein Verrückter, verſichere ich Euch," ſagte ein andrer.

„Der iſt nicht verrückt," ſagte nachdenkend der Schloßvogt. „Legt den Finger auf die Lippen, und ſchweigt ihr guten Leute. Ich habe dieſe Stimme ſchon Einmal gehört," und indem er bedeutſam das Haupt wiegte, ſchritt er zur Brückenſchanze hinaus, und überließ die Soldaten ihrem eigenen Nachgrübeln über ſein Geheimniß.

Unterdeß ſetzte der König, ſeinen Gedanken nachhängend, langſam ſeinen Weg fort, bis er wieder an die Höhlen gelangte, welche er vor einer Stunde verlaſſen hatte. Alles war noch in demſelben Zuſtande, und kein menſchliches Weſen zu ſehen. Der Handſchuh hing noch an dem Zweige, und ſchien nur vom Winde berührt worden zu ſeyn. Kaum wiſſend, was er that, näherte ſich Philipp dem Baume, und nahm den Handſchuh von dem Zweige, an welchem er hing, herab.

Ein Geräuſch in der Höhle überzeugte ihn, daß ſeine Handlung nicht ohne Zeugen geblieben ſey, und gleich darauf ſtürzte ein großer kräfti-

ger Mann hervor, und schritt auf ihn zu. Er war mit einer etwas rostigen Stahlrüstung angethan, woran noch Spuren von ehemaligen goldenen Verzierungen sichtbar waren. Die Sporen und der Schwertgurt kündigten den Fremdling als einen Ritter an. In der Hand hielt er einen Helm, dessen Riemen er im Vorschreiten aufzuknüpfen beschäftigt war. Sein Haupt war unbedeckt. Langes dunkles Haar, welches grade anfing, einen leichten Anstrich von Grau zu bekommen, fiel in Unordnung auf seine Schultern hinab. Sein Gesicht war blässer wie eine Leiche, und in seinen großen Augen erglänzte ein durchdringendes flackerndes ungewisses Feuer, welches man für nichts anders als Wahnsinn halten konnte.

Der König blickte auf ihn, und erkannte die Gestalt; allein kaum wollte er glauben, daß der wilde Wahnsinnige vor ihm, der ruhige kalte Thibalt von Auvergne sey.

Unterdeß war der Graf herangekommen, indem er vor Ungeduld, die Riemen des Helms zu lösen, sie nur noch mehr verwirrte.

„Jetzt, Du unhöflicher Ritter," rief er aus,

indem er den König anſtarrte, „jetzt will ich mit Dir über meine Behauptung kämpfen, und Du ſollſt bekennen, daß ſie Königin von Frankreich iſt, und die rechtmäßige Gemahlin Philipps. Warte nur, bis ich meinen Helm angeſchnallt habe, und zu Fuß, und zu Pferde will ich Dich Lügner heißen. Wie, hat der Pabſt Dich endlich zum Berg Libanon geſandt, um mich herauszufordern? Ich ſage Dir, Ungläubiger, ich will es gegen ihn und alle ſeine Schaaren beweiſen.“

Der erſte Gedanke, welcher ſich Philipps bemächtigte, war ſein alter Haß gegen den unglücklichen Grafen von Auvergne, und der wieder erwachende Rachedurſt für die Beleidigung, welche jener, ſeiner Meinung nach, ſich gegen ihn ſchuldig gemacht habe. Dieſe Gefühle verließen den König indeß bald, und Mitleid mit dem unglücklichen Zuſtande, in welchem er den Grafen erblickte, ſetzte ſeinem Zorne Schranken. „Ich komme nicht, Euch heraus zu fordern, Herr Ritter,“ ſagte er. „Ihr verkennt mich, ich bin nur ein Wanderer, welcher zufällig dieſes Weges kommt —“

„Der Handſchuh, der Handſchuh!“ rief der

Graf ihn unterbrechend. „Ihr habt den Handschuh herabgenommen. Ihr habt meine Ausforderung angenommen. Habe ich es nicht über den ganzen Libanon verkündigt, daß, wer sie nicht als *seine* rechtmäßige Gemahlin anerkennt, sterben muß? Wenn Ihr nicht ziehen wollt, so strecke ich Euch, wie einen Verräther nieder, und nenne Euch noch einen Feigen. In Jerusalem und Askalon, vor den Schaaren des Halbmondes und des Kreuzes, will ich Euch als einen Niederträchtigen und feigen Verräther brandmarken. Zieht, zieht, wenn Ihr ein Ritter seyd!"

So sprechend, warf er seinen Helm von sich, und stürzte sich, mit gezogenem Schwerte und mit der Wuth eines Löwen auf Philipp. Der König mußte an seine Vertheidigung denken, denn er wußte sehr wohl, daß er es mit einem der besten und gewandtesten Ritter der Christenheit zu thun habe, dessen Wahnsinn seiner Geschicklichkeit in den Waffen keinen Abbruch that. Er zog daher sein Schwert, und bereitete sich auf den Angriff seines Gegners vor.

Es war ein langer und verzweifelter Kampf, obgleich der König, wenn ihn nicht die natür-

liche Großmuth seines Herzens abgehalten hätte, einen unendlichen Vortheil über den Grafen hatte, dessen Haupt, wie wir erzählt haben, ganz unbedeckt war. Er vermied es auch, nur Einen Hieb auf jenen verwundbaren Theil seines Gegners zu führen, welche Schonung ihm fast selbst das Leben gekostet hätte, indem die Ringe seines Haubert auf der Schulter sich öffneten, und der Graf von Auvergne welcher diesen Vortheil bemerkte mit aller Wuth des Wahnsinns auf den König eindrang und zugleich sein eigenes Haupt gänzlich ungedeckt ließ. Die Hitze des Gefechts hatte den König aufgeregt, und er sah die Nothwendigkeit ein, jede Nebenrücksicht seiner eignen Sicherheit, und der Erhaltung seines Lebens aufzuopfern. Er hielt daher sein Schild den donnernden Schlägen seines Feindes entgegen, und indem er sein zweischneidiges Schwert über das nackte Haupt des Grafen erhob, würde er dessen Leiden für immer ein Ende gemacht haben, wenn nicht der Hieb durch einen Umstand, welchen wir später erzählen werden, aufgehalten worden wäre.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

V.

In der großen Halle des herzoglichen Palastes zu Rouen saß König Johann, jetzt unbestrittner Besitzer des englischen Thrones; und, obgleich noch das Blut seines Neffen an seinen Fingern klebte, und das Gerücht von seiner Schandthat noch frisch in den Gemüthern der Menschen lebte, so saß doch auf seinen Lippen dasselbe nachlässige Lächeln, dessen fürchterlicher Leichtsinn durch den Gegensatz der unergründlichen Bosheit seines Herzens nur um so schrecklicher wurde. Er saß auf einem elfenbeinernen Thron, unter einem purpurnen Baldachin, nach der Sitte jener Tage prachtvoll ausgeschmückt, und umgeben mit allem Pomp eines Königs. Zu seiner Rechten stand der Graf von Pembroke, mit bitterm Schmerz und Unwillen im Gesichte, welchen die Blicke des Lord Bagot, des Grafen von Essex und fast eines jeden anwesenden englischen Großen zu theilen schienen.

Johann bemerkte ihre finstern unzufriedenen

Mienen, und verſtand ſehr wohl deren Bedeutung; da aber die Haupturſache ſeiner Furcht, durch den Tod Arthurs beſeitigt war, fühlte er über den Schmerz ſeiner Barone, eine Art triumphirender Freude und verließ ſich darauf, ihren Zorn leicht dämpfen zu können, ehe ſich eine neue Gefahr gegen ihn erheben würde.

So hatte er wirklich, nach ſeiner gewöhnlichen falſchen Art zu rechnen, ſchon den Plan zu einer neuen Niederträchtigkeit gelegt. Er hoffte nämlich, durch die Beſtrafung desjenigen, welcher durch ſeine Verrätherei den Tod Arthurs herbeigeführt hatte, die Gemüther derer, welche darüber entrüſtet waren, einigermaßen zu beruhigen. Freilich fiel es ihm, dem das Wort Tugend ein bloßer Schall war, nicht ein, daß in den Augen des Redlichen Eine Schandthat nicht durch eine andre wieder gut gemacht werden kann.

Dicht vor dem Könige, auf dem Teppich, welcher über die Stufen des Thrones ausgebreitet war, ſtand kein Geringerer, als der Brabançois Jodelle. Er war mit einer ſchönen Purpurtunica bekleidet, und ein Schwert mit

Kreuzgriff hing ihm an einem golddurchwirkten Wehrgehänge zur Seite.

Seine Miene war unverkennbar die eines Parvenü's, in welcher ſtarker und doch ſchwankender Eigendünkel ſich bemüht, die Stelle der zur Gewohnheit gewordenen Selbſtbeherrſchung zu erſetzen. Eine unbegränzte Eitelkeit kann oft, mit Anmuth verbunden, hohe Geburt vergeſſen machen; wer aber nur den geringſten Zweifel an ſich behält, iſt verloren. So ſtand Jodelle da, ſich ſonnend, ſeiner Meinung nach, in der Fülle der Königlichen Gnade. Dennoch warf er von Zeit zu Zeit ſein Auge, mit einer reizbaren Kenntniß der Unzulänglichkeit ſeiner Rechte, in ſolcher Verſammlung zu erſcheinen, auf jeden einzelnen der ſtolzen Barone umher, welche mit Sorgen würdigerer Art beſchäftigt, ſich kaum herabließen, ihn zu verachten.

Unterdeß ergötzte ſich König Johann an dem dünkelhaften Weſen Jodelles, welcher durch die Beute Mirabeaus und verſchiedener anderer Städte in Poitou bereichert, jetzt erſchienen war, um die höhern Belohnungen, welche ihm für ſeine Verrätherei verſprochen worden, in

Anſpruch zu nehmen. Der König lächelte, und doch beſtimmte er in den finſtern Schlupfwinkeln ſeines grauſamen Herzens den Mann in demſelben Augenblick zum Tode, in welchem er mit ihm, wie mit einem Favoriten, geſcherzt hatte.

Das Gleichniß von Katze und Maus iſt beinahe ſo abgenutzt, wie Hamlets Sprichwort und doch bezeichnet vielleicht keines beſſer die Art und Weiſe, wie Johann mit dem Verräther ſpielte.

„Nun, beau Sire Jodelle," ſagte er, nachdem dieſer ſeine Verbeugung gemacht hatte, „zweifelsohne habt Ihr Unſre königliche Erlaubniß, zu plündern, gegen unſre geliebten Unterthanen von Poitou benutzt. Ja, ja, Euere ſchönen Federn ſprechen dafür. Als ich Euch zuletzt ſah, wart Ihr nicht ſo befiedert. Aber, Ihr gedenkt des Sprichworts: Schöne Federn, ſchöne Vögel. Iſt es nicht ſo, Lord Pembroke?"

„Nicht immer, Sire," erwiederte der Graf unerſchrocken. „Ich habe einen Geier mit Adlerfedern gekannt, der aber keine Taube betrog."

Die Stirn Johanns umzog ſich. Im Au-

genblick aber war ſie wieder unumwölkt wie immer, und er erwiederte: „Es beliebt Euch, ein Gleichniß ſo hart zu verfolgen, wie ein Falke eine Feldmaus. Was meint Ihr Jodelle? Haben unſre engliſchen Herrn nicht hübſchen Witz? Wahrhaftig, wenn der eurige eben ſo gut geweſen wäre, würdet Ihr Euch in hübſcher Entfernung von uns gehalten haben; denn es gibt einige unter uns, die Euch nicht lieben, und Ihr könntet zufälligerweiſe Euren Hals durch eine jener ſympathetiſchen Schlingen ſtecken müſſen, die ſich um ſo feſter zuziehen, je mehr Ihr daran zerrt.“

„Ich fürchte nichts, Sire,“ ſagte Jodelle, obgleich in des Königs Lächeln ein höhniſcher Doppelſinn war, der ihn zittern machte. „Ich fürchte nichts, indem ich überzeugt bin, daß Ihr mir Euern königlichen Schutz gewähren werdet.“

„Das will ich, das will ich,“ verſetzte der Monarch, „und noch überdies Euch erhöhen“ fügte er hinzu, indem er ſeine Augen über die Verſammlung hinſtreifen ließ, um zu ſehen, ob ſein Scherz verſtanden und anerkannt ſey. Einige

von den Hofleuten lächelten, aber der größere Theil verharrte in ſeinem finſtern Ernſt und Johann fuhr, zum Coterel gewendet, fort. „Nun, beau Sire, was verſchafft uns denn jetzt das Vergnügen Euerer angenehmen Gegenwart? Irgend ein Geſchäft von ſeltener Wichtigkeit ohne Zweifel? Die Ausführung irgend einer edlen und ritterlichen Unternehmung?“

„Ich bin ſtets bereit, beau Sire,“ verſetzte Jodelle, „Euch die geringen Dienſte zu leiſten, welche in meinen Kräften ſtehen. Ich komme daher, Euch zu ſagen, daß ich die Brabançois, zu deren Aushebung Ihr mir Eure Königliche Erlaubniß gabt, zuſammengebracht habe, und bitte Euch, Befehl zu ertheilen, daß ihnen ihr Sold ausgezahlt werde.“ *)

„Dein Verlangen ſoll pünktlich erfüllt werden,“ ſagte Johann in ernſtem herablaſſenden

---

*) Man hat behauptet, daß dieſe Truppen keinen Sold bekommen, und blos von Beute gelebt hätten. Ich habe ſie indeß mehr als Einmal als Söldlinge angeführt gefunden, welches deutlich beweiſt, daß ſie um Lohn gedient haben.

A. d. Verf.

Tone, welcher darauf berechnet war, jede Furcht in dem Gemüthe Jodelles zu unterdrücken. „Meiner Treu, wir werden Soldaten genug gebrauchen; Vaſallen oder Brabançois gleichviel; denn Philipp von Frankreich droht laut. Nun, Sire Jodelle, was weiter?"

„Nur noch dieſe Anweiſung an Eure Schatzkammer," verſetzte Jodelle, gänzlich beruhigt durch die letzten Worte des Königs. Euer Schatzmeiſter weigert ſich, dieſelbe, ohne eine directe Vollmacht von Euch, zu honoriren."

„Zeig Einmal," ſagte der König, und ſtreckte ſeine Hand aus. Jodelle überreichte ihm etwas zögernd die Anweiſung auf zehntauſend Kronen, welche ihm als Preis ſeiner Verrätherei verſprochen waren. „Jetzt," fuhr Johann fort, „wollen wir die Sache ſogleich ins Reine bringen; denn ſchnelle Gerechtigkeit iſt eine Tugend, welche allen Menſchen, und beſonders einem Riter, wohl anſteht. Zuerſt, was die Beſoldung der freien Cameraden anbetrifft, ſo befehlen wir Euch, Wilhelm Humet *),

*) Im Jahre 1200 und folgenden Jahren Conne-

ſie ſogleich zu den Schaaren Unſers ſehr lieben Mercader zu ſchicken, und ſie einzeln unter dieſelben zu ſtecken, damit ſie unter guter Anleitung uns treu dienen mögen.“

„Aber, Sire,“ verſetzte Jodelle blaß wie der Tod.

„Still, ſtill!“ rief der König. „Wir werden dafür ſorgen, daß jedermann zufrieden geſtellt werde. Hör uns bis zu Ende an. Was dieſe Anweiſung auf unſre königliche Schatzkammer betrifft — tritt näher, Johann von Wincaunton, Ihr ſeyd abgeordneter Profoß, nicht wahr?“

Eine kurze ſtämmige Perſon trat hinter dem Throne hervor und ſtellte ſich dem Brabancois zur Seite, indem er ſtatt der Antwort ſich gegen den König verneigte.

„Nun,“ ſagte der König, „bei meiner Treue, Ihr müßt auch Einmal als Schatzmeiſter dienen, aus Mangel eines Beſſern.“

---

table der Normandie, wie aus einem zwiſchen Johann und Philipp zu Gueuleton geſchloſſenen Traktat hervorgeht.

A. d. Verf.

Johann von Wincaunton, welcher dieſe Art des Königs zu ſcherzen ſehr ſchnell begriff, verbeugte ſich von Neuem, und indem er einigen, hinter dem Kreiſe der Vornehmen befindlichen Bewaffneten durch das Emporhalten zweier Finger der linken Hand ein Zeichen gab, legte er die Rechte auf Jodelle's Arm, worauf ſogleich zwei kräftige Bewaffnete herbeiſtürzten und ihn von hinten ergriffen. Dieſe Vorſichtsmaßregeln waren indeß gänzlich überflüſſig, denn die erſte Berührung des Arms Jodelle's wirkte auf dieſen, wie Proſpero's Zauberſtab. Alle Kraft und Stärke ſchien die Glieder des Brabançois zu verlaſſen; ſeine Arme hingen ſchlaff am Körper nieder, ſeine Knie ſchlotterten und ſeine Unterlippe zitterte.

„Packt den Hund!“ ſagte Johann, indem er mit grimmigem Blick auf ihn blickte. „Packt ihn, Profoß. Bringt ihn an die Grenze der Normandie und dort ſeht zu, daß Ihr mich aller Verbindlichkeit gegen ihn quitt macht. Henkt ihn zwiſchen Frankreich und der Normandie, damit beide Länder die Art ſehen, wie Wir ihn belohnen. Obgleich wir zuweilen ſolcher Schur-

ken aus tiefen politiſchen Gründen bedürfen, ſo wollen wir doch ihren Wachsthum nicht begünſtigen. Fort mit ihm!"

Jodelle verſuchte zu ſprechen, aber ſeine Zunge ſchien am Gaumen gefeſſelt zu ſeyn, und ehe er ein Wort hervorbringen konnte, zog ein Geräuſch am andern Ende der großen Halle die Aufmerkſamkeit eines Jeden auf ſich.

„Herr König! Hört mich, Herr König, um aller Barmherzigkeit willen!" ſchrie der Brabançois, als er fortgeſchleppt wurde. Johann achtete nicht weiter auf ihn, ſondern heftete ſeine Augen auf die Geſtalt des Grafen Salisbury, welcher in völliger Rüſtung, aber ohne Helm und mit Staub bedeckt, ſich durch den Haufen der Diener, welche am äußerſten Ende des Gemaches ſtanden, Bahn brach. Einige andre, deren Rüſtung eben ſo beſtäubt war, folgten ihm. Seine Wange glühte, ſeine Stirn lag in Falten, und ohne das Ceremoniel zu beobachten, ſchritt er bis in den Mittelpunkt der Halle, betrat die Stufen des Thrones und bückte ſich zum Könige nieder, den er mit leiſer, aber wie es ſchien, zorniger Stimme anredete.

Seine Ankunft und die verwegene unehrerbietige Weise, mit der er sich dem Könige näherte, schien auf Einmal alle Ceremonial-Gesetze des Hofes aufgehoben zu haben. Die Herzen beinahe aller Anwesenden waren mit Unwillen über die Ermordung des unglücklichen Arthurs, welche jetzt bekannt geworden war, und von den Meisten dem Könige selbst zugeschrieben wurde, angefüllt. Durch den sichtbaren kühnen Zorn des natürlichen Bruders des Königs noch mehr aufgemuntert, verließen sie den Kreis, welchen sie gebildet hatten, und indem sie sich dicht zusammendrängten, flisterten sie in aufgebrachtem Tone unter einander, während William mit dem langen Schwerte fortfuhr, den blutdürstigen Tyrannen auf dem Throne mit einem Strom von bittern Vorwürfen zu überschütten.

Diese kümmerten Johann wenig; aber sein Auge blickte erschrocken auf den Haufen seiner unruhigen Barone. Er wußte, daß jeder der Anwesenden ihn verabscheute. Außer einigen wenigen feigen Schmeichlern war ihm Niemand so zugethan, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Er wußte, welche plötzliche und ge-

waltsamen Entschlüsse oft in solchen Augenblicken der Erregung gefaßt wurden, und indem er das lebhafte heftige Geflüster, die funkelnden Augen und gerunzelten Stirnen seiner gereizten Barone bemerkte, fühlte er seine Krone auf seinem Haupte wanken. Seine letzte Hoffnung war die Anhänglichkeit und Großmuth seines Bastardbruders. Er ergriff daher die Hand des Grafen und zeigte, ohne auf dessen Beschuldigung zu antworten, auf die Gruppe neben ihm, indem er ihr Geflüster mit dem lauten Ausruf: „Sieh, sieh, sie revoltiren! Wilhelm, willst Du mich auch verlassen?" unterbrach.

Der Graf warf einen Blick auf sie und begriff sogleich die Furcht des Königs. „Nein!" sagte er mit lauterer Stimme als bisher. „Nein, ich verlasse Dich nicht, weil Du meines Vaters Sohn, und der letzte dieses Stammes in grader Linie bist; aber Du bist ein —" Er neigte sich gänzlich zu dem Ohre Johanns hin, so daß jener Zusatz nur von dem, an welchen er gerichtet war, verstanden werden konnte. Daß es kein sehr freundlicher Ausdruck war, ging aus der Art und Weise, wie er ausge-

drückt und aufgenommen wurde, deutlich hervor. Der Graf ſchritt die Stufen des Thrones hinab, und, indem er mitten in die Verſammlung trat, nahm er Lord Pembroke, und verſchiedene Andre einen nach dem andern bei der Hand.

„Pembroke!“ ſagte er, „Arundel, ich bitte Euch, ſeyd ruhig! Es iſt eine ſchlimme Geſchichte, und muß ein andermal unterſucht werden, wenn unſre Gemüther ruhiger ſind, um darüber berathen zu können. Aber ich bitte Euch Alle, ſeyd ruhig, mir zu Liebe!“

„Dir zu Liebe! ſagte der Graf von Pembroke lächelnd. „Beim Himmel, Salisbury, wir ſagten eben, daß der beſte König, welcher je auf dem engliſchen Thron ſaß, ein Baſtard war, und wir ſehen nicht ein, warum das nicht zum Zweitenmale der Fall ſeyn kann! Warum ſollte Roſamunde von Woodſtock nicht einen eben ſo guten Sohn geboren haben, als die Mutter Wilhelm's, des Eroberers.“

„Still, ſtill, kein Wort weiter, Freunde!“ ſagte Salisbury ſchnell. „Ich möchte nicht um aller Kronen von Europa willen meines Vaters

Sohn ein Leides zufügen; auch bin ich nicht zu einem Könige gemacht; aber nichts mehr davon. Nehmt Eure Ordnung wieder ein, ich bitte Euch; denn ich habe eine Pflicht als Ritter zu erfüllen, und möchte gerne, daß es gebührend geschähe, obgleich mein Blut durch das, was ich bei meiner Ankunft hörte, aufgeregt iſt."

Die Barone, deren Stirn noch gefaltet blieb, und deren Augen fortfuhren, am Boden zu haften, als ob ſie über ihr ferneres Benehmen mit ſich ſelbſt noch nicht im Reinen ſeyen, bildeten jetzt einen, etwas regelmäßigern Kreis um den Thron. Salisbury ſchritt vorwärts, und redete noch Einmal den ſchwachen und grauſamen Monarchen an, welcher auf ſeinem Throne ſaß, als das Verworfenſte, was die Erde hevorzubringen vermag, als ein verachteter und verabſcheuter König.

„Gnäd'ger Herr," ſagte Wilhelm mit dem langen Schwerte, faſt zum Mitleid bewegt durch die niedergeſchlagene Miene, welche jetzt in dem wandelbaren Geſicht des leichtſinnigen Souveräns lag. „Als ich Euch in Touraine verließ, übergab ich Euerm ungeſtümen Verlangen mei-

nen edlen Gefangenen, Sire de Coucy. Ihr verſpracht, daß Ihr ihn pflegen und ehren würdet, und gabt vor, Ihr wünſchtet ihn für Euch zu gewinnen. Ich behielt mir indeß immer das Recht vor, ſein Löſegeld zu beſtimmen und ſeine Freigebung nach deſſen Bezahlung verlangen zu können. Wie wenig Wahrheit an jenem Vorgeben war, und wie ſchlecht Ihr Euer Verſprechen gehalten habt, wißt Ihr ſelbſt am beſten. Ich würde, um mich von dem Schandfleck, den Ihr mir aufgedrückt habt, zu reinigen, den tapfern Ritter ohne alles Löſegeld frei geben, wenn nicht ein ſolcher Vorſchlag einem Krieger als Beleidigung ſeines Ruhms erſcheinen müßte. Ich habe die Summe von ſieben tauſend Kronen feſtgeſetzt, und hier ſteht ein Page, bereit, ſie auszuzahlen, ſobald ſein Herr frei iſt. Ich fordere ihn daher von Euern Händen zurück; denn obgleich ich erfahren habe, daß er in jenem unglückſeligen Thurme ſitzt, deſſen bloßer Name ein ewiger Flecken an Englands Ehre ſeyn wird, ſo glaube ich doch nicht, daß der Mann lebt, welcher es wagen ſollte, Hand an das Leben meines Gefangenen zu legen.“

„Mylord von Salisbury," verſetzte Johann, indem er das Haupt erhob, und ſich bemühte, die Würde anzunehmen, welche er zuweilen in ſeiner Gewalt hatte; allein ſeine Augen begegneten den finſtern kühnen Blicken des Grafen und ſeiner unzufriedenen Barone. Er änderte daher ſeinen Vorſatz, indem er fand, daß Verſtellung, ſein gewöhnliches Hilfsmittel, jetzt durchaus nothwendig geworden war. „Mylord von Salisbury," wiederholte er, etwas ſanfter, als vorher, „Du biſt unſer Bruder, und ſollteſt uns doch weniger vorſchnell verurtheilen, als jene, welche uns weniger genau kennen. Ein Schurke, welcher unſere Befehle nach der Bosheit ſeines ſchwarzen Herzens deutete, hat innerhalb der Mauern dieſer Stadt eine höchſt ſchändliche und verruchte That begangen, welche von einigen Verräthern mir zugeſchrieben wird. Obgleich es nun wider unſre königliche Würde iſt, das Murren jedes Narren, welcher ohne Ueberlegung ſpricht, zu beachten, ſo laſſen wir uns doch gern herab, Euch, meinem theuern Bruder und meinen ſehr lieben Baronen von England, zu beweiſen, daß wir grade das Ge-

genthell befohlen haben. Bei einer passendern Gelegenheit behalten wir es uns vor, Euch auf das Bündigste davon zu überzeugen.“

Während Johann so sprach, und bemerkte, daß er gehört wurde, nahm sein Muth zu, und er fuhr fort. „Was die Anwendung unsrer Zeit während jenes unglücklichen Tages, der uns unsern theuern Neffen raubte, anbetrifft, so könnten wir, sollte eine so unkönigliche Untersuchung gegen uns angestellt werden, über jede Minute Rechenschaft geben. Den größern Theil derselben brachte ich mit meinen Lords, Arundel und Bagot zu, indem ich mit ihnen Briefe von Rom und Deutschland las.“

„Außer zwei Stunden Vormittags, gnädiger Herr, und von sechs bis neun Nachmittags, wo ich zu Euch zurückkehrte und Euch merkwürdig blaß und aufgeregt fand,“ versetzte Lord Bagot mit bedeutsamem Blick.

„Unser vortrefflicher Freund und tapferer Ritter, Wilhelm de la Roche Guyon, war zu beiden Zeiten, wovon Ihr sprecht, bei uns,“ sagte der König, indem er sich an den jungen provencalischen Ritter, welcher mit freundlicher

und zufriedener Miene neben ihm ſtand, wandte. „War es nicht ſo, edler Ritter?“

„Es war ſo, wie Ihr ſagt,“ ſtotterte William de la Roche Guyon, „aber —“ Bei dem Tone dieſes Worts hefteten alle Barone die Augen auf den Ritter, als ob jetzt das Geheimniß im Begriff ſey, an den Tag zu kommen; allein Johann nahm ſeine Rede auf und fuhr fort: „Aber, wollt Ihr ſagen, Ihr gingt am Morgen mit mir in den Thurm, wo der arme Jüngling ſaß. In der That, das thatet Ihr, es iſt wahr, meine Lords. Aber hörtet Ihr nicht, wie ich dem Capitain des Thurms bittere Vorwürfe machte, daß er den Sire de Coucy und den Herzog von Bretagne, zum Nachtheil ihrer beiderſeitigen Geſundheit, in Ein Zimmer gebracht habe? Und ſetzte ich ihn nicht ab, weil er dem Prinzen keinen beſſern Aufenthalt angewieſen hatte? Und habt Ihr mich nach der Veſper wohl den Palaſt verlaſſen ſehen? Sprecht, ich befehle es Euch!“ Bei dieſen Worten heftete er ſein Auge finſter auf das weibiſche Geſicht des jungen Ritters.

William de la Roche Guyon wurde etwas

blaß, bestätigte aber dennoch die Behauptung des Königs, und Johann fuhr fort, indem er während dem Reden Muth und Vertrauen wieder gewann. „Genug für jetzt!“ sagte er; „später mehr davon. Aber wehe dem, der noch ein verrätherisches Wort über diesen Gegenstand laut werden läßt, wenn wir uns vollständig werden gereinigt haben. Was Euern Gefangenen anbetrifft, Mylord von Salisbury, so wünschten wir vor seiner Freilassung —“

„Nichts vor seiner Freilassung, Mylord,“ sagte der Graf finster. „Der Gefangene gehört mir. Ich habe seine Ranzion festgesetzt. Hier steht sein Page, bereit, die Summe auszuzahlen, und ich verlange, daß er mir diesen Augenblick ausgeliefert werde.“

„Gut, gut, theurer Bruder!“ antwortete Johann. „Es geschehe, wie Du willst. Nach Tische werde ich den Befehl besorgen lassen.“

„Ha, ha, ha!“ schrie jemand im Hintergrunde der Halle, „und vielleicht wird de Coucy vor Tische besorgt werden.“

„Bei meiner Ritterschaft, der Narr hat Recht,“ sagte der Graf. „Mylord, da wir zu

unglückliche Beispiele haben, daß ein mißverstandener Befehl in den Mauern eines Gefängnisses die übelsten Folgen haben kann, so erlaubt uns, den Ritter ohne weitern Aufschub zu befreien. Ich selbst will hingehen und dafür sorgen."

„Nehmt wenigstens," sagte der König, „um nur einen Anstrich von Respect zu bewahren, welchen Ihr mir in der That sehr wenig zu beweisen scheint, einen königlichen Befehl seiner Freilassung mit Euch. Schreiber, setzt ihn auf!"

Der Schreiber vollzog den Befehl, und Johann überlaß die Schrift mit einer absichtlichen Langsamkeit, welche nicht wenig den Argwohn Salisburys aufregte. Endlich hatte er geendigt. Er untersiegelte den Befehl, und überreichte ihn dem Grafen, indem er sagte: „Da, befreie ihn meinethalben selbst — Gott gebe, daß er sein Mittagsmahl gegessen hat!" murmelte er zwischen den Zähnen, während Wilhelm das Papier nahm, und sich eilends wandte, um seinen Inhalt vollziehen zu lassen. „Wilhelm, Wilhelm von Salisbury!" rief Johann ihm

nach, ehe er die Hälfte der Halle zurückgelegt hatte. „Welches ist der Page? Soll er das Geld aufzählen, während Ihr fort seyd?"

„Dort steht er," sagte der Graf ärgerlich, und zeigte auf Ermold de Marcy, welcher in Begleitung eines Herolds und Gallons des Narren am äußersten Ende der Halle stand. Zwei Soldaten neben ihm trugen Beutel mit Geld.

„Dort steht er. Laßt ihn meinethalben das Geld aufzählen. Ich werde sogleich zurück seyn. Es sind nur zehn Schritt bis zum Thurm. Dort steht der Page," wiederholte er, als er Johann im Begriff sah, eine neue Frage hinzu zu fügen.

„Und der Herr mit der Nase?" fragte der leichtsinnige Monarch, unfähig, unter irgend einem Verhältnisse seinen Character zu verläugnen. „Und der Herr mit der Nase, der Schnauze dem Elephantenrüssel, wenn Ihr mich lieb habt, so sagt mir wer er ist?"

Aber Salisbury war fort, und Gallon, wie gewöhnlich, übernahm es selbst, zu antworten. „Gott erhalte Eure Mächtigkeit," sagte er,

„ich bin der Zwillingsbruder Johanns, des Königs von England. Die Natur hat unser beider Köpfe aus demselben Lehmkloß geformt. Sie machte aus ihm einen größern Schurken als Narren, und aus mir einen größern Narren als Schurken, und wahrscheinlich, weil sie ihm eine Krone aufs Haupt setzte, mir aber nicht, versah sie mich zur Entschädigung mit einem zwei Fuß längern Stück Nase.“

„Du bist ein spitziger Narr, wer Du auch seyn magst,“ versetzte der König, froh die Zeit auszufüllen, wo er die Gegenwart seiner Barone, und die Ungewißheit, was der Befehl zu de Coucys Freilassung für Wirkungen hervorbringen würde, ertragen mußte.

„Komm her, Herr Narr, und Du, Page, zähl Dein Geld auf. Nun Narr, willst Du bei mir Dienste nehmen? Willst Du nicht lieber einem Könige, als einem einfachen Ritter dienen?“

„Ha, ha, ha, ha!“ antwortete Gallon, in ein unbändiges Gelächter ausbrechend, als ob in jenem Vorschlage etwas durchaus Lächerliches liege. „Ha, ha, ha, ich bin freilich ein Narr,

aber doch nicht närriſch genug, um einem Könige dienen zu wollen!"

„Und warum nicht?" fragte Johann. „Das kommt mir nicht ſehr närriſch vor. Warum nicht, Burſche?"

„Ha, ha!" antwortete Gallon. „Eines Königs Lächeln iſt zu koſtbar für mich, und das iſt doch die Münze womit ſie bezahlen, wenn andre Leute mit Gold bezahlen. Außerdem ſind die Könige ſeit Noahs Zeiten ſtets undankbar gegen ihre beſten Unterthanen geweſen."

„Wie ſo?" fragte der König. „Ich habe wahrhaftig nicht gewußt, daß der Patriarch ein Thier wie Dich in ſeiner Arche gehabt hat."

„War nicht die Taube, das erſte Geſchöpf, welches er ausſtieß?" fragte Gallon, mit einem affectirten Blick ſpöttiſcher Einfalt, welches auf den Geſichtern der ernſthafteſten Barone ein Lächeln hervorrief.

„Wie?" ſagte der König, „hältſt Du Dich für eine Taube? Dem Geſichte nach gleichſt Du ihr allerdings."

„Nicht weniger wie Du einem Löwen," antwortete Gallon unerſchrocken, und doch ſollſt

Du Einmal mit einem ſolchen verwandt geweſen ſeyn. Ha, ha, ha, ha, ha!" und ſomit ſprang er einen Schritt zurück, als ob er befürchtet hätte, daß Johann nach ihm ſchlagen würde.

Wir müſſen einen Augenblick die Unterhaltung verlaſſen, welche Johann aus verſchiedenen Gründen mit dem Gaukler fortſetzte, obgleich deſſen Antworten einen beißendern Character an ſich trugen, als ihm gerade lieb war und müſſen den Lord Salisbury nach dem Gefängniſſe begleiten.

Es war etwas über die frühe Tagsſtunde hinaus, an welcher man damals zu Mittag zu ſpeiſen pflegte, und als der Graf von Salisbury das düſtere Gemach des Ritters betrat, fand er ihn vor einem Tiſche ſitzend, welcher unter der für ein Gefängniß ungewöhnlichen Laſt von Speiſen ſeufzte.

De Coucy hatte indeß nichts berührt, obgleich die vor ihm befindlichen Gerichte den Gaumen eines Mannes, welcher Monate lang wenig mehr, als Waſſer und Brot genoſſen hatte, wohl hätten verſuchen können.

„Salisbury!“ rief der Ritter aus, als der Graf eilig ins Zimmer trat. „Salisbury, kommt Ihr endlich!“

„Still, still!“ rief der Graf, indem er des Ritters Hand ergriff. „Verurtheilt mich nicht, ohne mich gehört zu haben. Johann überredete mich, daß er Euch für seine Partei zu gewinnen suchen wollte, und versprach mir feierlich Euch nicht allein als Freund, sondern als Günstling zu behandeln. Ich bin nicht der Einzige, den er betrogen hat. Indeß glaubte ich, daß er Euch, wie er damals erklärte, seit vierzehn Tagen nach England gebracht habe. Euer Page suchte mich mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit mitten unter den neulichen Unruhen in Touraine auf, und bot mir an, auf der Stelle Euer Lösegeld zu bezahlen. Ich ließ Euch in England suchen, allein mein Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß Ihr hier wäret, und so, indem ich irgend einen Schurkenstreich befürchtete, machte ich mich auf, Euch zu befreien. In jeder Stadt hörte ich Schlimmeres und Schlimmeres von meines Bruders Aufführung — Gott sey gedankt, ich bin nur

ein Baſtard! — und als ich hier ankam, erfuhr ich, daß der unglückliche Arthur fort ſey und ſich, Gott weiß wo, befinde."

„Ich will Euch ſagen, wo Ihr ihn ſuchen müßt, Salisbury," ſagte der Ritter, indem er des Grafen Hand ergriff, und ſeine Augen feſt auf deſſen Geſicht heftete. „Am Boden der Seine."

„Ich vermuthete es," verſetzte der Graf, indem er mit den Zähnen knirſchte, und zum Himmel aufblickte, als ob er dort Geduld ſuche. Wißt Ihr, wer es gethan hat? Man ſagte mir, Ihr Beide hättet Ein Gefängniß getheilt."

„Wer es gethan hat!" rief der Ritter aus. „Johann von Anjou, Euer Bruder, ſein Oheim."

„Doch nicht mit eigener Hand," rief der Graf von Salisbury ſchaudernd aus.

„So wahr ich Vergebung meiner Sünden hoffe," verſetzte de Couch, „glaube ich, daß er es mit eigener Hand that! Wenigſtens geſchah es ſicher unter ſeinen Augen." Darauf theilte der Ritter ihm umſtändlich alles mit, was er damals vor ſeiner Thür vernommen hatte. „Vor

jenem Tage," fuhr er fort, „wurde mir Waſſer und Brot, oder etwas, das doch nicht viel beſſer war, vorgeſetzt; ſeitdem aber, ſeht ſelbſt wie man mich bewirthet. Ich begnügte mich jeden Morgen mit einer Hälfte eines ſolchen Weißbrodes; zuerſt, weil dieſes kein Platz iſt, welcher großen Hunger erregt, und dann, weil ich nicht gerne wie eine Ratte auf einem Kornboden ſterben möchte."

Der Graf ſtand einige Augenblicke lang geſenkten Hauptes in tiefem Stillſchweigen da, dann ergriff er wiederum die Hand de Coucys und ſagte: „kommt, guter Ritter, geſchehene Sachen ſind nicht zu ändern. Man wirft ſie wie altes Geräthe in die große Polterkammer der Vergangenheit, um neuern, theils beſſern, theils ſchlechtern Begebenheiten Platz zu machen. Ihr wart gefangen, jetzt ſeyd Ihr frei und glaubt mir bei meiner Ehre, ich wollte lieber meine rechte Hand unter die Axt eines Büttels gelegt haben, als daß mein edler Freund eine ſolche Behandlung erdulden mußte. Aber kommt, Euer Löſegeld wird aufgezählt ſeyn, und Eure Diener warten Eurer in der Halle

des Palaſtes. Vor allen Dingen aber müßt Ihr mit mir in meine Wohnung nach Rouen, und meine beſte Rüſtung anlegen, Pferde, die ſeit Monaten nicht beſtiegen ſind, ſind in meinen Ställen. Wählt ſelbſt, und der Himmel geleite Euch; denn obgleich es kein gaſtlicher Wunſch iſt, ſo möchte ich Euch doch gern mit dem Rücken gegen die Normandie gewandt ſehen.“

De Coucy nahm das Anerbieten des Grafen dankbar an und folgte ihm die Stufen des Gefängniſſes hinab in die freie Luft. Er ſchritt mit der ſtolzen Haltung eines Freigebornen einher. Der Anblick der lebenden Natur entzückte und die friſche Himmelsluft wirkte ſegnend auf ihn, und als er ſich von Neuem mit ſchimmernder Rüſtung angethan ſah, war es ihm, als ſey der kühne Geiſt ſeiner früheſten Tage mit verdoppelter Stärke wieder in ſeiner Bruſt eingekehrt.

Als ſie über den Platz ſchritten, welcher die Wohnung des Grafen von dem herzoglichen Palaſte trennte, fuhr Wilhelm mit dem langen Schwerte fort, dem Ritter einen umſtändlichen

Bericht von den Schritten zu geben, die sein Page zu seiner Rettung unternommen hatte, welchen wir indeß nicht wiederholen, da es hinreichend ist, wenn man weiß, daß der Ritter befreit worden.

Salisbury und de Coucy stiegen die Stufen zum Palaste mit schnellen Schritten hinan. An der Thür der Halle hielten sie einen Augenblick an, und de Coucy sagte zu dem Grafen. „Salisbury, ich muß meine Pflicht als Ritter erfüllen."

„Thut es," sagte Salisbury traurig, aber fest, indem er wohl die Absicht des Ritters begriff. „Thut es, de Coucy. Gott verhüte, daß ich einen wahren Ritter von Ausführung seiner Pflicht abhalten sollte."

So sprechend schritt er voran in die Halle.

Johann scherzte noch mit Gallon, dem Narren. Die Barone standen um ihn herum. Einige horchten auf die Unterredung des Königs mit dem Gaukler, andre sprachen leise mit einander. An einem Tische an dem andern Ende der Halle saß ein Secretair, und neben ihm stand Ermold de Marcy mit einem Herold.

Ein groſser Haufe Goldſtücke und ein lederner Beutel, worin ſie enthalten geweſen waren, lag zwiſchen dem Pagen und dem Schreiber auf dem Tiſche, und hinter ihnen ſtand noch einer, welcher einen ähnlichen Beutel hielt, um von deſſen Inhalte noch hinzuzuthun, wenn es nöthig ſeyn ſollte. —

De Coucy ſchritt bis an den Tiſch vor, und begrüſste ſeinen Pagen mit freundlichem Lächeln, während der Herold mit lauter Stimme, um die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden zu erregen, ausrief: „Hört, hört!“ — Darauf bot er das Löſegeld in gebührender Form dar, und verlangte die Freilaſſung de Coucy's. Die Ranzion wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten angenommen und dem jungen Ritter ſicheres Geleit durch die Staaten des Königs von England verſprochen. Nachdem das beendigt war, ſchritt de Coucy von dem Tiſche bis in die Mitte der Halle vor.

Was bis jetzt ſich zugetragen hatte, war in ſolcher Entfernung von dem Throne geblieben, daſs es für den König ein Leichtes war, ſeinen Augen, während er mit Guillaume de la Roche

Guyon sich unterhielt, eine andre Richtung zu geben. Der Narr hatte sich bei seines Herrn Ankunft von dem Throne entfernt, und stand jetzt bei dem Tische, indem seine Nase bei dem Anblick des aufgezählten und von dem Sekretair in Empfang genommenen Goldes mit grauenhafter Behendigkeit hin und her wedelte. Der Monarch hatte sich auf diese Weise die Miene gegeben, als ob er den jungen Ritter kaum bemerkt habe. Jetzt aber schritt de Coucy grade auf ihn zu. Der Herold hatte ihn bis hieher Schritt vor Schritt begleitet. Geleitet durch jene instinctartige Kenntniß jedes ritterlichen Gefühls, welche ihnen zu jenen Zeiten beigelegt wurde, trat dieser, als sie sich dem Throne näherten, schnell einen Schritt vorwärts, und rief, ohne den Befehl dazu bekommen zu haben, mit lauter Stimme: „Höre, Johann, König von England, höre!“

Johann blickte auf und warf einen zornigen Blick auf de Coucy. Der Ritter pflegte indeß nicht durch Blicke erschüttert zu werden, kamen sie auch von einem Könige. Er begann daher mit langsamer deutlicher Stimme: „Johann von

Anjou, falſcher Verräther und Meuchelmörder! Ich, Ritter Guy de Coucy, klage Dich hier in Deinem Palaſte und auf Deinem Throne des Mordes Deines Neffen, Arthurs von Plantagenet, rechtmäßigen Königs von England, an, und nenne Dich in Deinen Hals hinein einen meineidigen Verräther und gottloſen Mörder, einen falſchen Ritter und verrätheriſchen König. Ferner erkläre ich, daß, wer den Mord, deſſen ich Dich beſchuldige, leugnet, in ſeinen Hals hinein lügt, was ich mit meiner Hand gegen ſeine, nach den Geſetzen der Waffen, beweiſen will."

„Iſt denn keiner von meinen edlen Baronen edel und tapfer genug," rief der König aus, „die ihrem Könige in ihrer Gegenwart von dieſem franzöſiſchen Maulhelden zugefügte Beleidigung zu beſtrafen?"

Einige traten aus dem Kreiſe hervor, und de Coucy warf ſeinen Handſchuh auf den Boden; aber Lord Pembroke winkte ihnen mit der Hand zurück und ſagte: „Haltet, Ihr Lords und Ritter! Wir müſſen uns nicht zu Kämpfern bei einer ſchlechten Sache hergeben; das iſt nicht

der wahre Muth eines echten Ritters. Mylord König! Die Edlen von England sind stets nur zu bereitwillig erfunden worden, Gut und Leben an die Vertheidigung ihrer Könige zu setzen, und es ist keiner unter uns, der in einer guten Sache nicht dem besten Franzosen, der je geboren worden, in den Waffen begegnen möchte. Sobald Ihr daher Euch von dieser Anklage gereinigt habt, werden die Schwerter von tausend brittischen Rittern aus ihren Scheiden fliegen, um Euern Streit auszufechten. Ich, als Euer Lord Marschall, will der Erste seyn."

„Mit aller möglichen Achtung, Mylord de Coucy," fügte er hinzu, während Johann sich bitter gekränkt auf die Lippen biß, „nehme ich Euern Handschuh auf, und verpfände mich, Euch binnen drei Monaten in den Waffen zu begegnen, wenn ich Ursache finde, Eure Worte für falsch und unwahr erklären zu können. Wo nicht, so übergebe ich das Pfand jedem wahrhaften Ritter, der nach seinem besten Gewissen es mit Euch aufnehmen kann, oder liefere es Euch ehrenvoll zurück, wenn sich kein solcher findet. Ich bin von Herzen gern bereit, mit

jedem braven Manne zu kämpfen, aber ich wäre nicht im Stande, zu fechten, wenn mir der Geiſt Arthurs unaufhörlich zuriefe, daß meine Sache eine ſchlechte ſey."

So ſprechend nahm er den Handſchuh auf. De Coucy, welcher einen Blick tiefer Verachtung auf den König warf, verneigte ſich gegen Lord Pembroke und begab ſich aus der Halle nach dem Platze, wo er Wilhelm von Salisbury verlaſſen hatte. Der Graf hatte die Anklage ſeines Bruders, die er nicht widerlegen, folglich auch nicht beſtrafen konnte, nicht mit anhören wollen.

De Coucy fand ihn an den Stufen des Palaſtes, woſelbſt auch ein Pferd für ihn bereit ſtand. Die Thiere Ermold's de Marcy, Gallon's, des Narren, und der beiden Bewaffneten, welche das Löſegeld des Ritters gebracht hatten, befanden ſich ebenfalls daſelbſt. Eine Abtheilung berittener Bogenſchützen war bereit, den Ritter ſicher durch das engliſche Gebiet zu geleiten, welche Höflichkeit de Coucy indeß ablehnte. Dann ergriff er die Hand des Grafen von Salisbury, in deſſen Herzen, wie in ſeinem eignen,

jene gegenseitige Achtung lebte, welche edle Gemüther stets für einander empfinden, schwang sich in den Sattel und sprengte zur Stadt hinaus.

VI.

Die Straße, welche de Coucy verfolgte, schien bei ihrer Anlegung keineswegs die Absicht gehabt zu haben, nach Paris zu gelangen, obgleich sie wirklich zuletzt daselbst endete; sondern ihr hauptsächlichstes Augenmerk schien darauf gerichtet gewesen zu seyn, jeden möglichen Ort am Wege zu besuchen, und auch dem kleinsten Dorfe in einem meilenweiten Umkreise keine Ursache zu geben, sich über Vernachlässigung zu beklagen. Anstatt nämlich Winkel abzuschneiden, und wie die närrischen Verbesserungen unsrer Tage sonst noch heißen mögen, lief sie an den Ufern der Seine dahin, und folgte mit lobenswerther Beharrlichkeit allen Wendungen und Krümmungen derselben.

Eine ſolche Straße, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit dieſer Geſchichte hat, iſt ohne Zweifel höchſt angenehm, wenn man Muße genug hat, die Schönheiten bald dieſer, bald jener Ausſicht zu genießen, vom Pferde zu ſteigen und eine Blume am Ufer zu pflücken, unter einem ſchattigen Baum zu ruhen und mit ſeinem Thiere die friſche Luft einzuathmen. Sobald man aber Eile hat, gefällt Einem die neuere Art abzuſchneiden doch beſſer. Daſſelbe Mittel muß auch ich ergreifen; denn da ich noch einen langen Weg, und nur wenig Zeit übrig habe, ſo muß ich de Coucy's Reiſe ſo viel wie möglich abkürzen. Ich werde daher nur zwei Begebenheiten, welche ihm unterwegs aufſtießen, erwähnen, und mich beeilen, ihn ſammt den übrigen zu jenem Punkt hinzubringen, nach welchem doch alle ihre Geſchichten ſtreben.

Wir übergehen daher die Thorheiten Gallon's, welcher trotz aller ſeiner wahnſinnigen Bosheit über die Befreiung ſeines Herrn eine unbeſchreibliche Freude empfand; ferner den Bericht des Pagen über ſeine Kreuz- und Queerzüge und Unterhandlungen, ſammt den freudigen Gefühlen

des Ritters über seine Freiheit, und den traurigen bei der Nachricht, welche ihm Ermold de Marcy über den Grafen von Auvergne mittheilte, und versetzen die ganze Gesellschaft sogleich auf jenen hohen Hügel, von welchem die Straße steil in die kleine schmuzige altmodige Stadt, Pont de l'Arche, hineinläuft.

Die Grenze Frankreichs, welche während der letzten Jahrhunderte bald hier, bald dort war, befand sich zu jenen Zeiten grade bei dieser Stadt. Da jener Hügel also die äußerste Grenze der normanischen Besitzungen Johanns ausmachte, so fanden de Coucy und seine Begleiter den abgeordneten Profoß des Königs Johann von Wincaunton bei der preiswürdigen Beschäftigung, den Brabançois Jodelle an eine der höchsten Ulmen in der Gegend aufzuknüpfen.

Indeß war der Act selbst noch nicht vollzogen; denn obgleich der Profoß mit sechs oder sieben zum Henken ihrer Nächsten wie ausgesuchten Kerlen um den Brabançois unter dem Baume herumstanden, während einer von ihnen das Ende einer starken Schlinge an einen Ast befestigte, so war doch Jodelle's Hals noch un-

geſchmückt von jenem unangenehmen, und Leuten ſeines Gewerbes ſo verhaßtem Zierrath.

Es gibt verſchiedene Arten von Tapferkeit, und Jodelle war in gewiſſer Hinſicht ein tapferer Mann. Er hatte nie vor dem Tode gezittert, und doch erfüllte ihn der Gedanke, gehangen zu werden, mit tödtlicher Furcht. Es läßt ſich nicht entſcheiden, ob er ſich jene ſonderbare Lage als angenehm oder nicht dachte, ſo viel iſt aber gewiß, daß, obgleich er in der Schlacht dem Tode ſtets dreiſt ins Auge geblickt hatte, ſein Geſicht jetzt doch das eines Leichnams war, und daß, bei dem Anblicke jener ſchrecklichen Vorbereitungen, ſeine Glieder zitterten und ſeine Zähne zuſammenſchlugen.

Hoffnung klammert ſich an Alles. Selbſt der Anblick de Couch's, den er ſeinen Feinden verkauft hatte, erweckte einen Traum von Hoffnung in der Bruſt Jodelle's, und mit jämmerlichem Geſchrei beſchwor er den Ritter, ihn aus den Händen ſeiner Henker zu befreien.

Die Leute des Profoß griffen zu ihren Waffen; allein die Antwort des Ritters bewies ihnen bald, daß ſie nichts von ihm zu befürchten

hätten. „Schurke!“ ſagte er, „wenn ich Dich aus ihren Händen befreite, geſchähe es nur, Dich lebendig aufzuſpießen. Jeder Tropfen Bluts des unglücklichen Arthur ſchreit um Rache gegen Dich, und beim Himmel, ich möchte es ſelbſt abwarten, um Dich hängen zu ſehen.“

„Ha, ha!“ rief Gallon, der Narr. „Ha, ha, beau Sire Jodelle, es rührt mich, daß ſie Dich aufknüpfen wollen! Leg Deinen Ringkragen ab, Beſter, man wird Dir einen von feſterm Stoffe geben. Ha, ha, Sire Brabançois, ha, ha! warum bittet Ihr de Coucy nicht mehr? Vielleicht läßt er ſich noch bewegen. Oder warum bittet Ihr mich nicht? Ich bin der einzige, der Euch retten kann. Ha, ha, ha, ich könnte Dich retten, wenn ich wollte.“

„Du wollteſt nicht, wenn Du könnteſt, Satan!“ ſchrie Jodelle, indem er mit Augen auf ihn blickte, worin Wuth mit Schreck kämpfte, denn die Soldaten waren eben im Begriff, die verhängnißvolle Schlinge ſeinem Halſe anzupaſſen. Seine gefeſſelten Hände zitterten in dem ſchrecklichen Vorgefühl des nächſten Augenblicks. „Jetzt halte ich Dich wirklich für den Teufel,

wofür Du Dich ausgabſt, denn kein andrer könnte in ſolch einem Augenblicke ſeinen Spott mit mir treiben."

„Ha, ha, ha, ha, ha! meinſt Du?" antwortete Gallon. „Nun gut, dafür will ich Dich retten," und indem er an den Profoß hinanritt, ſteckte er ſeine ungeheuere Naſe in deſſen Ohr und fliſterte einige Worte, über deren Wahrhaftigkeit derſelbe zuerſt zweifelhaft ſchien. „Es iſt wahr!" rief Gallon aus. „Es iſt wahr, Du Ungläubiger. Ich habe es ſelbſt gehört, wie der Befehl ertheilt wurde. Sieh dahin! da kommt der Bote durch's Thal geſprengt. Ha, ha, ha, ihr Narren, denkt ihr, König Johann könnte einen ſo brauchbaren Spitzbuben entbehren?"

Der Profoß blickte nach der vom Gaukler angezeigten Richtung und befahl ſeinen Leuten, mit den Vorbereitungen, welche ſie mit höchſt unziemender Eile fortgeſetzt hatten, einzuhalten. Gallon ſetzte mit einer Protectionsmiene gegen den Brabançois und unter lautem Gelächter ſeinen Weg fort, und folgte dem Ritter, welcher die beredte Unterhaltung zwiſchen dem Gaukler

und Jodelle nicht abgewartet hatte. Am Fuße des Hügels indeß wandte ſich der junge Ritter noch Einmal zurück, indem er durchaus nicht zweifelte, daß er die Geſtalt ſeines ehemaligen Dieners an der Ulme hängend erblicken werde; allein zu ſeinem Erſtaunen ſah er, wie zwei von den Bewaffneten den Coterel auf ein Pferd ſetzten, und die Uebrigen ebenfalls ihre Thiere beſtiegen, während ein Berittener angelegentlich mit dem Profoß ſprach.

„Beim heilgen Paulus!" rief de Coucy aus, „wenn Du den Schurken aus den Händen des Henkers gerettet haſt, biſt Du in der That ein Gaukler, und noch dazu ein unheilvoller, Freund Gallon."

„Ich habe ihn nicht gerettet, Freund Coucy," erwiederte Gallon, der ſich in einem etwas vernünftigern Zuſtande, wie gewöhnlich, befand. „Unſer guter Freund und Patron, der König von England, hat es gethan; und ich will Dir was ſagen, de Coucy, wenn Du mich wieder ſchlecht behandelſt, wie Du manchmal thuſt, ſo nehme ich beim König Johann Dienſte, und verlaſſe Dich, ha, ha, ha! Was meinſt Du dazu?

Oder ich bleibe bei dem ſchönen Guillaume de la Roche Guyon, der mich ſehr liebt. Da werde ich immer bei der hübſchen Iſidore vom Berge ſeyn, die der gute König von England dieſen Morgen dem ſchönen Guillaume de la Roche Guyon zugeſagt hat, weil er ihm in ſeinen Nöthen beigeſtanden habe, wie er ſagte. Sie fliſterten zwar nur zuſammen, aber ich würde es gehört haben, und hätten ſie noch Einmal ſo ſachte geſprochen; denn mein Ohr iſt ſo vortrefflich als meine Naſe."

Gallon erzählte dieſe erbaulichen Neuigkeiten mit einem nichtsſagenden glanzloſen Blicke, woraus alles Denken verbannt zu ſeyn ſchien, ſo daß man aus ſeinem Geſichte nicht errathen konnte, ob die Erzählung wahr oder falſch, ob ſie fürchterliche Wirklichkeit oder der Scherz eines Narren ſey. Bei dem erſten Worte aber hatte de Coucy ſchon den Zügel ſeines Pferdes angehalten. „Was ſagſt Du?" rief er aus. „Um des Himmels Willen, guter Gallon, ſprichſt Du im Ernſte?"

„Guter Gallon, ha, ha!" antwortete der Gaukler. „Guter Gallon! Bald wird er mich

auch, hübſcher Gallon nennen. Ha, ha, ha, de Coucy Ihr ſeyd toll."

„Um Gottes willen!" rief der Ritter dringend aus. „Mach mich nicht im Ernſte toll; ſondern verſuch es Einmal, mir eine zuſammenhängende Antwort zu geben. Sag mir, was ſagte der verrätheriſche König jenem bartloſen, weibiſchen, feigen Guillaume de la Roche Guyon?"

„Euch eine zuſammenhängende Antwort zu geben?!" wiederholte Gallon, plötzlich einen ungewohnten Ernſt annehmend, „wie könnt Ihr daran zweifeln? Ich bin nicht toll, de Coucy. Ich will Euch erzählen, was der König ſagte, und zwar eben ſo vernünftig, wie er ſelbſt. „William de la Roche," flüſterte er und ſah dabei aus, wie eine Katze, wenn ſie einen Topf voll Sahne ausleckt. „William de la Roche, Ihr habt mir heute in meiner Noth beigeſtanden; ich werde es Euch nicht vergeſſen." Obgleich das Geſicht des Narren dem des Königs von England ſo unähnlich war, wie nur möglich, ſo ahmte er doch den Blick und die Manieren deſſelben ſo täuſchend nach, daß kein

Zweifel übrig blieb, der König habe es wirklich gesagt, und zwar auf die vorgestellte Weise.

„Gut!“ fuhr der Gaukler fort. „Der edle König befahl ihm nun, die schöne Isidore von dem Schlosse Moulineaux nahe bei Rouen zu entführen, woselbst ihr Vater Graf Julian der Weise sie unter dem Schutze der Dame Plumbumgling, oder wie sie sonst heißen mag, zurückgelassen hat, und dann solle er sie so schnell wie möglich hinbringen, wo es ihm gefalle. Der liebe Potentat Johann fügte aus wahrer königlicher Rücksicht gegen die Zufriedenheit seiner Lehenspflichtigen noch den weisen Rath hinzu, daß er das Mädchen heirathen könne, wenn er wolle. Falls ihm aber mehr an Liebeszeitvertreib gelegen sey, als an reichen Ländereien, so könne er sie ja zu seinem Schätzchen machen.“

„Bei Gott, Narr, wenn Du mich belügst, sollst Du es bitter bereuen!“ rief de Coucy aus. „Ich glaube Dir nicht. Wie hätte ihr Vater sie aus seinen Augen lassen können?“

„Ich fürchte, Herr Ritter, Gallon hat Recht,“ sagte Ermold de Marcy. „Auf meinen Kreuz- und Queerzügen habe ich mancher-

lei vom Grafen Julian und ſeinen Unternehmungen gehört. Gleich nach Eurer Gefangennehmung verließ er den Hof des Königs von England, um alle ſeine Vaſallen zu dem groſſen Bündniſſe, welches gegen Philipp von Frankreich im Werke ſeyn ſoll, aufzubringen, und ließ Fräulein Iſidore als Geißel für ſeine Treue bei der Lady Plymlymman von Cornuaille, Herrin des Schloſſes Moulineaux, zurück. Gallons Erzählung ſcheint daher nur zu wahr zu ſeyn."

Während der Page ſprach, richtete der Gaukler beide Augen auf de Coucy, indem er mit einer Art teufliſchen Vergnügens auf des Ritters Geſicht die Wirkungen aller jener mächtigen Gefühle beobachtete, welche er durch ſeine Nachrichten erregt hatte. Endlich brach er in ein lautes Gelächter aus. „Ha, ha!" ſchrie er, „ha, ha, ha, de Coucy iſt wüthend. Nun Coucy denk doch daran, wie Du Guillaume de la Roche Guyon am beſten vom Scheitel bis zur Sohle ſpalten kannſt. Ha, ha, ha! O ſeltſam! Zerſchmettere ſeinen Schädel wie eine Wallnußſchale, und laß ihm nicht mehr Gehirn als in einem Meilenſteine iſt. Ha, ha, ha, ha!"

VII.

Ein Haufen Reiſender wand ſich durch die ſchönen Thäler und über die reichen Hügel, welche zwiſchen Pacy und Rolleboiſe liegen, langſam und ruhig vorwärts, nicht aber ohne einige Aengſtlichkeit blicken zu laſſen, als ob ſie nicht gänzlich frei von jener Furcht ſeyen, welcher Reiſende jeder Art in dieſen Zeiten unterworfen waren. Ueberdies ſchienen ſie noch durch die Anweſenheit einer Perſon beunruhigt und gehindert zu werden, deren Alter oder Geſchlecht kein ſchnelleres Vorſchreiten geſtattete.

An der Spitze des Zuges erblickte man verſchiedene jener leichten Gewänder in dem Winde ſpielen, welche zu allen Zeiten dem weiblichen Geſchlechte das Anſehen eines flatternden Schmetterlings gaben, der zur Verfolgung auffordert. Ihnen zu Liebe ſchienen die in Eiſen gehüllten Krieger, welche die größte Zahl bildeten, ſo langſam und bedächtig fortzuſchreiten.

Der ganze Zug beſtand ungefähr aus funf-

zig Perſonen. Vier bis fünf unter ihnen gaben ſich durch ihre Fähnchen und Waffen als Ritter zu erkennen, während man bei den übrigen nur das Schwert und Schild des Knappen, oder den Köcher, Bogen und die Tartſche des Bogenſchützen erblickte. Außer einem Kundſchafter, welcher den Weg unterſuchte, führte der weibliche Theil der Geſellſchaft den Zug an, welcher überhaupt nur jenen zur Eskorte zu dienen ſchien.

Einer der Ritter, deſſen Helm mit Federn prangte und deſſen Rüſtung von Gold blitzte, ritt dann und wann vorwärts, und richtete mit leiſer wohlklingender Stimme einige Worte an das ſchöne weibliche Weſen, welches an der Spitze des Zuges ritt. Bald fragte er ſie, ob ſie müde ſey, oder Kälte empfinde, bald verſprach er ihr baldige Erholung und bald bewirthete er ſie mit einigen galanten Gemeinplätzen, deren Inhalt ſtrahlende Augen, Roſenlippen und bezauberndes Lächeln ausmachten.

Auf die Fragen der erſten Art antwortete die Dame ſo kurz und kalt, als die Höflichkeit

nur immer erlaubte, und ſeine Zärtlichkeiten konnten in dem kalten unveränderten Blick ihres großen dunklen Auges ihre Erwiederung leſen, wenn der Ritter überhaupt ein ſolcher geweſen wäre, welcher ſich leicht abweiſen läßt. Die einzigen Worte, welche ſie aus freien Stücken an ihn richtete, beſtanden darin, daß ſie ihn fragte, wo ihr Vater beſchloſſen habe, ihr zu begegnen. Des Ritters Antwort lautete: daß ihm ein Ort, Namens Drocourt, ungefähr fünf Stunden weiter, genannt ſey; und die Dame beharrte wieder in ihrem Schweigen.

Obgleich der junge Ritter nach jedem vergeblichen Verſuche, die Gunſt der Dame zu gewinnen, die Miene finſterer Verzweiflung annahm, ſo kehrte er doch ſtets auf daſſelbe Thema zurück, indem er dafür hielt, daß Beharrlichkeit in allen Kämpfen mit der Schönheit eine der beſten Tugenden ſey, und ſetzte, trotz allen kalten Blicken und kurzen Antworten, ſeine Aufmerkſamkeiten fort, bis endlich die Straße ſich zu ſenken und an den Ufern der Seine ſich hinzuziehen anfing.

Seine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt mehr

auf die Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall, und seine zunehmende Eile schien anzuzeigen, daß er sich auf feindlichem und gefährlichem Boden zu befinden glaube.

„Siehst Du keine Fähre?" fragte er. „Sieh nach, Areoul, sieh nach, wir müssen so schnell wie möglich über den Fluß."

„Die Fähre liegt an der andern Seite jener waldigen Landzunge," erwiederte der Gefragte. „Es ist nur noch eine halbe Stunde bis dahin, und keine Stadt mehr dazwischen, so daß wir ungestört dahin kommen können." Der Zug trieb daher die Pferde an und betrat den Weg, welcher sich jetzt zwischen dem Strom und den hohen Kalkfelsen hinzog.

Des Ritters Aufmerksamkeiten gegen die Dame, um deren Gunst er sich so ängstlich zu bewerben schien, hatten wieder den gewohnten Erfolg gehabt und er zog sich zu seinen Gefährten zurück und unterhielt sich mit ihnen in leisem Tone, als plötzlich aus einem Hinterhalt im Walde ein Haufen Reiter mit solchem Ungestüm auf sie losstürzte, daß der weibliche Theil des Zuges gänzlich von seiner Escorte abgeschnitten wurde.

Dies war das Werk eines Augenblicks; aber wirklich bedurfte es eines ſo ungeſtümen Angriffs, um die Unternehmer deſſelben vor dem Vorwurf der Tollheit zu ſchützen; denn als die Escorte ſich einigermaßen von ihrem Erſtaunen erholt hatte, fand ſie, daß der ganze Trupp, welcher ſie ſo in Verwirrung gebracht hatte, aus ſieben Mann beſtand. Ehe dies aber klar wurde, ließ der Führer der angreifenden Partei ein lautes „Ein Coucy, ein Coucy!“ ertönen und ſtürzte wie ein Blitz auf den vorerwähnten Ritter, den er mit einem Hiebe ſeiner Streitaxt zu Boden ſchmetterte. Ein Knappe hinter jenem hatte daſſelbe Schickſal, dann ein Soldat; und jeder von de Coucy's Begleitern focht, als ob er von derſelben Tapferkeit angehaucht ſey, welche ſeinen Herrn begeiſterte, ſo daß die Escorte die Straße zurückgetrieben wurde und fünf bis ſechs Sättel leer laſſen mußte. Jetzt aber wandte ſich das Gefecht. Die Ritter, welche die Hand voll Leute bemerkten, von denen ſie angegriffen wurden, und ſich ſchämten, einem ſo ſchwachen Feinde einen Fuß breit zu weichen, vereinigten ſich, vier an der Zahl, gegen de

Coucy, während ein fünfter die Verſprengten ſammelte.

Wie wir erzählt haben, war die Dame mit ihren Frauen von der Escorte abgeſchnitten, und verſuchte jetzt, ganz dem Schauplatz des ſo plötzlich entſtandenen Kampfes zu entkommen; allein der Kundſchafter, welcher bei dem erſten Erſcheinen der Feinde ſeinen Vorpoſten verlaſſen hatte, hielt ihr Pferd am Zügel, und ließ es, trotz ihren Bitten und Beſchwörungen, nicht los.

Die Gefahr war übrigens nicht groß, da grade in dieſem Augenblick der erſte ungeſtüme Angriff de Coucy's und ſeiner Begleiter die Escorte hinter den Vorſprung des Waldes zurückgetrieben hatte, und man von dem Verlauf des Kampfs weiter nichts, als das Getrappel der Pferde und das Geſchrei der Kämpfenden vernahm.

„Fräulein Iſidore!“ rief eine ihrer Begleiterinnen, „es iſt de Coucy. Hört Ihr nicht ſeinen Schlachtruf? und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo habe ich Ermold de Marcy einen Bogenſchützen, zweimal ſo groß, wie er ſelbſt, niederſchmettern ſehen. Gott verleihe ihnen den Sieg!“

„Still, thörigtes Mädchen," ſagte Iſidore vom Berge, indem ſie das Haupt vorbeugte, um zu horchen. „Horch, ſie kommen hieher! Laß die Zügel los, Soldat. Laß die Zügel los, um's Himmels willen. Wie kannſt Du, Sclave, Dich unterſtehen, mich gegen meinen Willen zu halten? Du wirſt es bereuen, welche Partei auch immer ſiegen mag."

Der Soldat indeß bekümmerte ſich eben ſo wenig um ihre Bitten, als um ihre Drohungen, obgleich es ſein Glück geweſen wäre, wenn er es gethan hätte, denn in demſelben Augenblick erſchien de Coucy, durch die überlegene Macht zurück getrieben, an dem Vorſprung des Waldes, indem er einen donnernden Hieb auf den Helmbuſch eines ihm hart zuſetzenden Ritters führte, während drei andre ungefähr auf vier Pferdelängen von hinten auf ihn eindrangen.

Nicht ſobald hatte der Hieb ſein Ziel getroffen, als des Ritters Blick auf Iſidoren fiel. „Flieht, Iſidore, flieht!" rief er. „Ihr ſeyd in den Händen von Verräthern. Flieht auf dem Wege zur Rechten dort nach jenem Schloſſe auf dem Hügel." Aber indem er ſo ſprach, be-

merkte er den Soldaten, welcher den Zügel ihres Pferdes hielt und es auf einen Damm, welcher außerhalb des Kampfplatzes lag, hinziehen wollte. Mit Blitzesſchnelle warf de Coucy ſeinen Renner herum, und indem er durch dieſe Wendung einem Hiebe entging, welchen Einer ſeiner Gegner nach ſeinem Helm führte, ſchwenkte er ſeine Streitart und ließ ſie mit ſicherer Hand auf den unglücklichen Soldaten niederfallen. Es bedurfte eines muthigen Herzens und einer feſten Hand, um ſo nahe bei der Perſon der Geliebten die fürchterliche Waffe zu gebrauchen; aber de Coucy beſaß beides, und zwei Fuß von Iſidoren vom Berge traf die Wucht der Streitart den Soldaten in den Nacken und ſchmetterte ihn als einen entſtellten Leichnam vom Pferde herab.

„Flieht, Iſidore, flieht!“ wiederholte de Coucy, indem er zugleich ſein Schwert zog und ſeinen Renner wüthend gegen den erſten ſeiner Gegner antrieb. „Flieht nach der rechten Seite, nach dem Schloſſe auf dem Hügel!“

Iſidore erwartete keine zweite Aufforderung, ſondern verließ in Haſt den Schauplatz des Kam-

pfes, während de Coucy mehr denn Menſchliches verſuchte, um den Feind zurückzutreiben.

Obgleich ſie ſo Zeit zur Flucht bekam, ſo war doch ſeine Tapferkeit und Geſchicklichkeit umſonſt, da ſeine Gegner ihm an Muth nicht nachſtanden, und gleich ihm mit Eiſen verpanzert waren. Alles, was er thun konnte, war, daß er ſeinen zerſtreuten Begleitern Zeit verſchaffte, ſich zu ſammeln, und zufrieden, wenigſtens die Geliebte befreit zu haben, begnügte er ſich, das Gefecht vertheidigungsweiſe fortzuführen.

Aber auch dieſes war ſchwer auszuführen, indem der ihm [illegible] ſehr an Zahl überlegne Feind vor Begierde brannte, die Seinigen zu rächen, und noch mehr durch die Ueberzeugung angefeuert wurde, daß er ſich auf feindlichem Boden befinde, und daher ſchnell oder nie ſiegen müſſe. Die vier Ritter drängten von allen Seiten auf ihn ein, um ihn zu Boden zu werfen. Seine Rüſtung war an vielen Stellen zerhackt und zerſplittert. Sein Schild war durch den Hieb einer Streitart beinahe mitten auseinander geſpalten. Einige Bügel ſeines Viſiers waren zer-

ſchlagen, ſo daß ſein Geſicht faſt unbedeckt war. Aber noch zog er ſich langſam zurück, das Geſicht gegen den Feind gewandt, indem er ſein Schlachtgeſchrei anſtimmte, um den Muth der Seinigen anzufeuern, und fürchterliche Hiebe auf ſeine Gegner führte, wenn ſie einen Hauptangriff auf ihn machten.

Einer dieſer vereinten Angriffe hätte indeß bald einen ſchlimmen Ausgang für den tapfern jungen Ritter genommen; denn indem er plötzlich ſein Pferd zurückriß, um einem ſolchen auszuweichen, ſtieß der Renner gegen einen im Wege liegenden Baumſtamm und ſtürzte. „Ein Coucy, ein Coucy!“ ſchrie der Ritter, indem er ſich bemühte, es in die Höhe zu ſporen; aber alle vier Gegner ſtürzten zugleich auf ihn, und ſchmetterten ihn mit zahlloſen Hieben zu Boden, als plötzlich zwei neue Kämpfer ſich zeigten, nämlich Philipp Auguſt und Thibalt von Auvergne.

Beide, welche wir im vorigen Kapitel im Kampf mit einander begriffen ſahen, gaben ihn ſogleich auf und eilten vorwärts, um an de Coucy's Seite zu fechten. Der Graf von Auvergne, welcher durch de Coucy's wohlbekanntes

Schlachtgeschrei von seines Freundes Gefahr benachrichtigt war, stürzte sich mit unbedecktem Haupte mitten in das Gefecht, und schmetterte sogleich mit aller Kraft des Wahnsinns den vordersten Ritter zu Boden. Der König, welcher sie sogleich wegen der normannischen Gestalt ihrer Harnische für Begleiter seines Feindes Johann hielt, schwang sich auf sein Pferd; und mit demselben ritterlichen Geiste, der ihn in frühern Tagen antrieb, bei Courcelles König Richards ganze Armee mit kaum zweihundert Rittern anzugreifen, warf er sich auch jetzt in die vorderste Reihe des Kampfes, und gebrauchte seine Waffe selten vergebens.

Der Kampf wurde jetzt durch seine größere Gleichheit um so verzweifelter; aber er blieb nicht lange unentschieden. Ein Haufen Reiter kam mit verhängtem Zügel von dem Schlosse herabgesprengt. Die normänischen Ritter, welche Guillaume de la Roche Guyon gefolgt waren, beeilten sich, jetzt ihren Rückzug ins Werk zu stellen, indem sie wohl wußten, daß, was für neue Truppen auch immer ankommen würden, sie nur die Stärke ihrer Feinde vermehren

mußten. Sie verſuchten indeß vorher, ihren Gefährten, welcher von Thibalt von Auvergne niedergeſchmettert war, mit ſich zu nehmen; als ſie aber die Unmöglichkeit einſahen, wandten ſie die Pferde um und zogen ſich deſſelben Wegs zurück, den ſie gekommen waren. An der Stelle, wo das Scharmützel ſeinen Anfang genommen hatte, hielten ſie etwas an, um Guillaume de la Roche Guyon hülfreiche Hand zu leiſten, welchen, wie wir geſehen haben, ein Hieb von de Coucy's Streitart vom Pferde ſchleuderte. Von ſeinem Fall etwas betäubt, ſaß er an der Straße. Seine glänzende Rüſtung war gänzlich dahin.

„Ha, ha!" ertönte es aus der Spitze eines nahen entlaubten Baumes, und gleich darauf warf Gallon, der Narr, einen von den ſchönen Panzerhandſchuhen ſeinem eigenen Beſitzer auf den Kopf, und ſchlug, als er die ſchönen Züge des Ritters mit Blut bedeckt ſah, ein gellendes Gelächter auf, welches die Felſen erklingen machte. Die Normänner hatten keine Zeit zur Rache, denn de Coucy's Partei, welche durch die vom Schloſſe kommende Truppe verſtärkt war, ſaß ihnen auf den Ferſen und gönnte ihnen we-

der Ruhe noch Raſt, bis die früh einbrechende Februarnacht die Erde in Schatten hüllte. Ermüdet durch den langen Kampf wandten die Verfolger ihre Pferde und ließen den Feind entkommen.

So heiß war die Verfolgung geweſen, daß zwiſchen de Coucy's Partei und ſeinen neuen Gefährten kaum ein Wort gewechſelt war, bis ſie wie durch allgemeine Uebereinkunft ihre Pferde anhielten.

Die beiden Waffenbrüder wandten ſich gegen einander und ergriffen beide mit allem Feuer alter Liebe die Freundeshand. „D'Auvergne!" rief de Coucy, indem er ſeinem Freunde ins Geſicht blickte, von welchem das Blut aus einer Wunde in der Schläfe herabrieſelte, welches ſeinen entſtellten bleichen Zügen in dem Zwielicht des Abends eine mehr als menſchliche Bläſſe verlieh.

„De Coucy!" verſetzte d'Auvergne, indem er ſeine Augen auf die zerſplitterten Bügel an deſſen Helm richtete. „De Coucy!" wiederholte er, und indem er das Geſicht in ſchmerzlichem Bewußtſeyn abwandte, legte er die Hand an

die Stirne und fügte hinzu: „Ich bin krank gewesen, Freund; die heiße Sonne der Wüste, und Agnes, und ihre kalten Worte, als ich ihr ihres Vaters Botschaft überbrachte —"

„Ha! so war es doch nicht —" rief Philipp heftig aus; „aber laßt uns einen Ruheplatz suchen," fügte er hinzu, als er sich seiner Verkleidung erinnerte, und ein Gespräch abbrechen wollte, welches ihm so schmerzlich seyn mußte. „Laßt uns einen Ruheplatz suchen. Wir sind Euch Dank schuldig, Herr Ritter," fügte er hinzu, indem er sich an den Anführer der vom Schloß gekommenen Reiter wandte, „wir sind Euch Dank schuldig für Eure Hülfe zu rechter Zeit."

„Nicht doch, beau Sire," versetzte der Ritter, sich verneigend. „Wir wurden durch eine Dame, welche auf unserm Schlosse eine Zuflucht suchte, von dem Streit benachrichtigt, und wir kamen sogleich herab, um für Frankreich zu fechten."

„Ihr habt wohl gethan," versetzte der König. — „Hört Einmal, Herr Ritter," fuhr er fort, indem er sich demselben näherte und

einige Augenblicke lang leise mit ihm sprach, worauf jener die Worte: „Eure Befehle sollen vollzogen werden," erwiederte.

Unterdeß begannen die Soldaten mit den Begleitern de Coucys, nachdem sie sich etwas erholt hatten, ein Gespräch über die eben vorgefallenen Begebenheiten und deren Ursachen; und bald stellte sich jenes Lärmen und Schreien der Verwunderung, der Fragen, Antworten und Aufschneidereien ein, welches gewöhnlich auf jedes etwas lebhafte Scharmützel zu folgen pflegt. Im Laufe dieses Charivaris wurde de Coucys Name, Lage und Character, die schlimmen Nachrichten, welche er über Guillaume de la Roche Guyon erhalten, und die Mittel, welche er angewandt hatte, um ihn zu überfallen und Isidoren zu befreien, Jedem, welcher Lust hatte es zu hören, mit jener beinahe kindlichen Aufrichtigkeit und Einfalt erzählt, welche ein hauptsächliches Kennzeichen des Ritterzeitalters ausmachte.

Der König hörte aufmerksam zu; dann wandte er sich an de Coucy, und sagte: „Dieses Abentheuer, Ritter Guy de Coucy, ist Eurer

übrigen Thaten nicht unwürdig. Erlaubt mir, unter Eurem Gefolge nach Paris zu reiten, wohin Ihr wahrscheinlich geht. Dieser gute Ritter," fügte er hinzu, indem er auf den Anführer der neu hinzugekommenen zeigte, „benachrichtigt mich, daß die Dame, welche Euer gutes Schwert von dem Verräther Guillaume de la Roche Guyon befreit hat, sich bei der schönen Königin Agnes in Sicherheit befindet, und daß letztere streng verboten habe, einen Mann außer der Besatzung des Schlosses in die Mauern zu lassen."

„Wenn dies der Fall ist," antwortete der Ritter, muß ich gehorchen; und doch möchte ich gern einige wenige Worte mit Fräulein Isidoren sprechen, um sie zu unterrichten, warum ich ihre Bedeckung überfallen habe; denn wahrscheinlich hat man sie unter irgend einem schlauen Vorwande vom Schlosse Moulineaux hinweggelockt."

„Ich werde dafür Sorge tragen, beau Sire," versetzte der Anführer, „daß Euer Betragen gerechtfertigt werde. Was aber eine Unterredung mit Fräulein Isidoren anbetrifft, so fürchte ich,

es wird nicht angehen, denn die Königin hat gelobt, daß während ihrer Trennung von unserm edlen Herrn dem Könige kein Mann die Thore ihres Schlosses betreten darf, außer denen, welche der König selbst zu ihrer Umgebung bestimmt hat. Seyd übrigens überzeugt, daß die Dame ehrenvolle Behandlung genießen wird, und daß Euerer hohen Thaten und Tapferkeit in geziemenden Ausdrücken gedacht werden soll."

„Gut denn!" sagte de Coucy. „Was seyn muß, muß seyn. Auf also nach Paris; denn ich habe für den König wichtige und betrübende Neuigkeiten."

„Ha!" rief der König aus. Sogleich aber seiner Verkleidung eingedenk, fügte er hinzu: „sind sie der Art, daß ein Fremder sie hören darf?"

„Wohl sind sie es, mein unbekannter Herr Ritter, und man wird bald weit und breit davon hören; aber des Königs Ohr muß das erste seyn, welches meine Erzählung hört. — D'Auvergne," fügte er hinzu, „ich bitte Dich, laß meinen Pagen Dir die Wunde an der Schläfe verbinden. Wenn das blasse Licht mich nicht

trügt, so strömt das Blut noch immer herab. Laß ihn es aufhalten, ich bitte Dich."

„Nicht doch, nicht doch, Freund," versetzte der Graf, welcher während der vorhergegangenen Unterredung an eine Eiche gelehnt gedankenvoll auf den Boden gestarrt hatte. „Nicht doch, es thut mir wohl. Mich dünkt jeder Tropfen, welcher zu meinen Füßen in den Staub fällt, nimmt etwas Feuer aus meinem Gehirn mit fort. — Ich bin wahnsinnig gewesen, fürchte ich, de Coucy, und ich bin wohl noch nicht ganz wieder hergestellt; aber ich weiß und fühle, daß ich diesen guten Ritter beleidigt habe. Verzeiht mir, Herr Ritter," fügte er hinzu, indem er dem König seine Hand reichte, „verzeiht mir, so wahr Ihr ein tapferer und wahrhaftiger Ritter seyd."

„Von ganzem Herzen!" versetzte der Monarch, indem er die dargebotene Rechte des Grafen erfaßte, und zugleich alle Gefühle der Feindschaft von sich warf. „Von ganzem Herzen! Aber Ihr schwankt, Ihr werdet ohnmächtig. Schnell verbindet seine Wunde. Hemmet das Blut; er hat schon zu viel verloren."

Der Monarch sprach in einem befehlenden Tone, welcher schnellen Gehorsam verlangte. Des Grafen Wunde wurde sogleich verbunden. Ehe aber dem Bluten Einhalt gethan werden konnte, fiel er in Ohnmacht, und wurde in diesem Zustande in die Höhle getragen, aus welcher er vorher herausgekommen war, um den König anzugreifen. Dort wurde er auf ein Bett von Stroh und Moos gelegt, welches sein gewöhnliches Lager gewesen zu seyn schien. Mit einiger Schwierigkeit wurde er wieder ins Leben zurück gerufen.

Als de Coucy seinen unglücklichen Freund so weit wieder hergestellt sah, verließ er ihn, um so schnell wie möglich dem Souverän von Frankreich die Kunde von Arthurs Ermordung zu überbringen. Er ließ daher einen Pagen zur Pflege des Grafen zurück, und begab sich mit dem Könige auf den Weg nach Paris.

Zwei Gefangene und ein schwer verwundeter von de Coucys Begleitern wurden unter der Obhut des Schloßkastellans zurückgelassen, welcher gleichfalls versprach das Begräbniß einiger, in dem Treffen Gebliebenen, zu besorgen.

VIII.

Die Reiſe de Coucy's nach Paris bietet nichts Erzählenswerthes dar. In einem Dorfe bei Meulan hielt er zwei Stunden an, um den ermüdeten Pferden einige Ruhe zu gönnen.

Das Betragen de Coucys war dem Könige einigermaßen auffallend. Es lag darin eine Art ſchweigender Hochachtung, welche, wie Philipp glaubte, der junge Ritter ihm nicht gezollt haben würde, hätte er ihn nicht an einem jener Zeichen erkannt, welche einem ſcharfen durchdringenden Auge keine Verkleidung verbergen kann.

De Coucy verrieth indeß weder durch unbeſcheidene Worte, noch bedeutſame Blicke, daß er genauere Kenntniß von dem Stande des Königs habe. Er ſprach offen und freimüthig über jeden Gegenſtand, und verwies ſeine Hochachtung in die Schranken ernſter Höflichkeit, ohne durch irgend eine formelle Ehrfurchtsbezeugung die Aufmerkſamkeit der Uebrigen rege zu machen.

Es gab aber einen unter dem Gefolge, welcher weniger vorsichtig war.

Gallon der Narr, den wir auf einem hohen Eichbaume sitzend verließen, wohin er Stück vor Stück die reiche Rüstung Wilhelms de la Roche Guyon, nebst einer schönen gemsledernen Tasche, geschleppt hatte, war wieder zu der siegreichen Gesellschaft gestoßen, und hatte seine Beute in einem Bündel hinter sich aufs Pferd gepackt, nicht unähnlich jenem, womit wandernde Minnesänger in jenen Tagen zu reisen pflegten.

Auf dem Wege war er still und nachdenkend, entweder aus Müdigkeit, oder weil er den Werth seiner Beute überrechnete; als aber die Gesellschaft anhielt, nahm er die Gelegenheit wahr, als de Coucy in den blassen Mond schaute, und sich solchen Gedanken überließ, welche dieses bleiche Licht allein begünstigt. Der Gaukler schlich sich zu seinem Herrn, blickte ihm listig ins Gesicht, und sagte mit leiser Stimme: „O Coucy, Coucy, ich könnte Euch ein Stückchen lehren, um einen Löwen zu zähmen, und zugleich zeigte er mit dem Daumen rückwärts über die Schulter nach dem Könige.

„Still, Narr," sagte der Ritter in strengem Tone, dann fügte er hinzu. „Was meinst Du, Gallon?"

„Habt Ihr ihn nicht „„Denis Montjoy"" rufen hören, als er zum Treffen kam?" fragte der Narr. „Coucy, Coucy, Ihr könntet einen Löwen zähmen, wenn Ihr wolltet."

De Coucy faßte Gallon am Arm, und flisterte ihm eine harte Drohung ins Ohr, wenn er nicht schweigen würde. Darauf wandte er sich an den König, und sagte mit lauter Stimme: „Wir thäten besser, tapferer Ritter, wir bestiegen die Pferde. Es wird spät ehe wir die Stadt erreichen."

„Ha, ha!" stieß Gallon aus, „ha, ha!" und fortspringend war er der Erste im Sattel.

Im Angesichte der Stadt dankte der König dem Ritter für das Vergnügen seiner Begleitung und indem er hinzu fügte, daß sie sich ohne Zweifel bei Hofe treffen würden, verließ er den jungen Ritter, als ob seine Straße eine ganz andre sey, und ritt fort, indem sein Pferd aus allen Kräften dem wohlbekannten Stalle zueilte. Der junge Ritter folgte langsamer,

und als er die Brücke hinter sich hatte, richtete er seine Schritte nach dem Palaste der Insel.

In dem Hofraume traf er eine Menge von Geistlichen mit der Robe und Stola angethan, mit Kreuzen und Bannern, und mit aller Pracht römischer Herrlichkeit, mitten unter den königlichen Trabanten, und zahlreichem Gefolge verschiedner Kronvasallen, welche sich grade am Hofe befinden mußten. Der junge Ritter sprang mitten unter ihnen vom Pferde, und ließ den König wegen einer wichtigen Angelegenheit um Gehör bitten.

Die Antwort lautete, „Ritter Guy de Coucy sey dem Könige stets willkommen," und so wurde er sogleich ins Audienzzimmer geführt.

Philipp stand am äußern Ende der prächtigen gothischen Halle, wovon noch ein Theil in dem alten Palaste der Könige von Frankreich steht. Er war mit einer weiten, reichen, seidenen Purpurtunica bekleidet, die durch ein goldenes Wehrgehänge, an welchem sein Staatsschwert hing, zusammen gehalten wurde. Am Halse und an den Ermeln war sie mit Gold gestickt, von seinen Schultern herab hing ein

langer mit Hermelin besetzter Mantel von rothem Zindel, welcher in weiten Falten bis auf den Fußboden fiel. Auf dem Kopfe trug er ein mit Juwelen besetztes Sammtbarett von carmoisinrother Farbe, unter welchem die langen wallenden Locken seines schönen Haars hervorquollen, und in einiger Unordnung über seine Schulter fielen. Bei jedem andern würde die Eile, womit er sich hatte anziehen müssen, durchgeblickt haben, aber Philipp war auch dem Aeußern nach zum König geboren, und nie bemerkte man in der leichten Grazie seiner Gestalt, in dem würdigen Anstand seiner Haltung, irgend eine Nachlässigkeit.

Er stand mit einem Fuße etwas vor, die Brust und den Kopf zurück geworfen, während seine Adleraugen auf einen infulirten Prälaten, den Abt von der Abtei der drei Brunnen, gerichtet waren, welcher vor de Coucys Eintritt gesprochen zu haben schien. Guerin der Kanzler stand noch immer in der einfachen Kleidung eines Hospitaliter-Ritters neben dem Könige, und um ihn herum befand sich ein Kreis von Adeligen, unter denen man auch die Herzoge

von Burgund und Champagne, die Grafen von Nevers und Dampierre und den unglücklichen Grafen von Toulouse, welcher ſpäterhin als ein Opfer der Intoleranz der römiſchen Kirche fiel, erblickte.

„Was bedeutet das?“ ſagte Philipp grade als der junge Ritter hereintrat. „Will denn Rom ſich niemals zufrieden geben? Erregt das, was ich mit zerriſſenem Herzen nachgegeben habe, nur neue Forderungen? Was gehen dem Papſt die Kriege Philipps von Frankreich mit ſeinem verrätheriſchen Vaſallen Johann von der Normandie an? Welchen Vorwand kann er in der Autorität der Kirche und ihren Rechten finden, um einen Monarchen von der Beſtrafung ſeiner Vaſallen abzuhalten? Beim heiligen Kreuz, er muß ſich auf irgend einen uns unbekannten Glaubensartikel ſtützen, welcher ſowohl in weltlichen als in geiſtlichen Dingen einen unbedingten Gehorſam gegen unſern gemäßigen, genügſamen, heiligen Vater, Innocenz den Dritten und ſeine Nachfolger auf ewige Zeiten verlangt. Wir erſuchen Dich, Herr Abt, uns alle Sätze dieſer vortrefflichen Lehre mitzutheilen, und uns

zu sagen ob sie durch Eingebung oder Offenbarung auf den Pabst gekommen."

„Du sprichst verächtlich," sagte der Abt sanft, „und auf eine etwas unheilige Weise; aber Du kennst sehr wohl die Ursache des heiligen Vaters, warum er den Vermittler machen will, wenn zwei getaufte Könige ihr Blut und ihre Zeit in eitlen gottlosen Kriegen verschwenden, während das heilige Grab noch immer eine Beute der Ungläubigen ist, und während das Land des segensreichen Erlösers, worin so viele Heilige starben, und für welches so mancher Held blutete, unter der Hand der Heiden und Lästerer seufzt, und deshalb brauche ich Dir keinen andern Beweggrund seines christlichen und heiligen Eifers anzugeben."

„Seines christlichen und heiligen Eifers!" rief der König aus. „Ja, Abt, fuhr er mit bitterm Lächeln fort, „ich kenne die Ursachen und die Christenheit soll erfahren, daß ich sie nach Würden schätze. Statt aller Antwort auf die Friedensermahnungen des Pabstes sagt ihm daher, daß Philipp König von Frankreich sey, und daß, obgleich ich in allem was die Kirche

ſelbſt anbetrifft, dem oberſten Biſchoff ſchuldige Ehrfurcht und Unterwerfung beweiſen will, ich doch ſeine eiteln Drohungen verachten, und meinen Weg mit Gottes Hülfe fortſetzen werde, als ob es weder Prieſter noch Prälaten in der Welt gäbe, wenn er es wagt, bei meinen gerechten Kriegen ſich des Worts befehlen zu bedienen, oder mich von der Beſtrafung meiner Vaſallen abzuhalten. Nun, tapferer Guy de Coucy, ſeyd mir willkommen," fuhr er fort, indem er ſich von dem Abt an den Ritter wandte. „Wir rüſteten uns eben, Euch und unſern lieben Vetter Arthur Plantagenet zu befreien. Welche Neuigkeiten bringt Ihr uns von ihm?"

„Ich wünſchte" verſetzte de Coucy mit ſchmerzlicher Miene, „daß die Fama, welche ſchlimme Neuigkeiten gewöhnlich nur zu ſchnell zu verbreiten pflegt, mir dies harte Geſchäft erſpart hätte. Der, nach dem Ihr fragt, iſt nicht mehr. Er wurde von ſeinem eignen Oheim in den Kerkern zu Rouen auf eine niederträchtige Weiſe ermordet."

Vorher ſchon war die Stirn Philipps umwölkt geweſen, jetzt aber lagerten ſich neue

Schatten darauf, und drängten ſich wie eine Wolke die andere am gewitterſchwangern Himmel.

Zugleich traten alle Edeln Frankreichs einen Schritt vor, und blickten mit vor Schreck ſtarren Augen auf de Coucy.

„Gott des Himmels!“ rief der Monarch aus. „Was ſagt Ihr? Irrt Ihr Euch auch nicht? Doch nicht mit eigener Hand? Seinen Neffen, ſeines Bruders Sohn, einen ſo edlen Jüngling, als je Einer zum Himmel emporblickte. Sagt, ſagt, Herr Ritter. Auf welche Weiſe ſtarb er? Laßt aber jedes Wort auf ſichre Wahrheit begründet ſeyn, denn an Euern Lippen hängt das Schickſal von Tauſenden.“

De Coucy erzählte umſtändlich alles, was ſich an dem Tage der Ermordung Arthurs zugetragen, was er geſehen, was er gehört hatte, und vermied mit gewiſſenhafter Sorgfalt, ſeiner Ausſage das kleinſte Körnchen ſeines eigenen Verdachtes hinzuzufügen. Er malte deutlich jeden Umſtand, und überließ es ſeinen Zuhörern, den Schluß daraus zu ziehen.

Die Edlen Frankreichs blickten einander ſchweigend an, und jeder las in dem Geſichte des an-

dern dieſelben Gefühle des Unwillens und Abſcheus, welche ſeine eigne Bruſt erfüllten. Der König warf einen durchdringenden Blick im Kreiſe umher, um zu unterſuchen, ob alle daſſelbe Rachegefühl, welches durch die Erzählung des jungen Ritters in ihm entflammt worden war, mit ihm theilten.

„So wollen wir denn bei den Gebeinen aller Heiligen," rief er aus, „in dieſer Stunde, nein in dieſer Minute jenem niederträchtigen König einen Herold ſenden und ihn in's Feld fordern. Holla, Trabant, ſchick mir Montjoy!"

„Ich habe den ſchändlichen König," ſagte de Coucy, „im Angeſichte ſeines ganzen Hofes des Mordes angeklagt, und ihn und alle ſeine Barone, welche die Sache läugnen, herausgefordert."

„Nun," rief Philipp begierig aus, „was antworteten ſeine Edlen? Glaubten ſie Eure Anklage? Nahmen ſie Euern Handſchuh auf?"

„Es ſcheint, Sire," verſetzte der Ritter, „daß das Gerücht von des Prinzen Ermordung ſich ſchon unter die Engliſchen Barone verbreitet hatte, und ſo viel ich bemerken konnte, hat-

ten ſchon einige von ihnen vor meiner Ankunft den König angeklagt. Den Handſchuh wollten einige Ritter aufnehmen, denn, um den Engländern Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſie ſind nie läſſig, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, in gerechter und ungerechter Sache; aber Lord Pembroke trat dazwiſchen, und nahm ihn auf, indem er ſagte, daß er ihn in allen Ehren bewahren würde, bis der König ſich zu ihrer aller Zufriedenheit von meiner Beſchuldigung gerechtfertigt habe. Er äußerte aber einigen Zweifel, daß jener es im Stande ſeyn würde. Indeß verſprach er mir, entweder in den Waffen mit mir zuſammenzutreffen, oder mir mein Pfand zurückzuſtellen, wenn er des Königs Sache für ſchlecht erkannt haben würde."

„Es iſt offenbar genug!" rief der König aus. „Die Barone von England, welche ſtets bereit ſind, ihrem Monarchen in jeder gerechten Sache beizuſtehen," fügte er mit beſonderm Nachdruck hinzu, nicht grade im Tone des Vorwurfs, doch ſo, daß die, welche es hörten, ſich eine Vorſtellung von den Erwartungen des Königs machen konnten. „Die Barone von Eng-

land ſind ſchon unterrichtet von dieſer gehäſſigen That, ſonſt würde nicht ein einziger einen Augenblick zaudern, ſein Schwert zur Vertheidigung ſeines Königs zu ziehen. Armer Arthur," fuhr er fort, indem er das Auge zu Boden ſchlug und ſeine Gedanken über die Vergangenheit dahinſchweifen ließ, armer Arthur, du warſt ein ſo hoffnungsvoller Jüngling, als womit je eine Mutter geſegnet war, und jetzt hat die Deinige den Sohn eben ſo verloren, wie früher den Gemahl. Ich hoffte dich auf den Thron Deiner Vorfahren zu ſetzen, und deiner Mutter Herz durch den Anblick deines neuen Glücks zu erheben; aber du biſt dahin, armer Jüngling, und haſt Wenige zurück gelaſſen, welche dir an Edelmuth und Bravheit gleichkommen. In der That, ihr Herren, ich könnte weinen über ſeinen Verluſt," ſagte der König, indem er eine Thräne in ſeinem ſtolzen Auge zerdrückte. „Seine Jugend verſprach ſo viel, daß ſein reiferes Alter gute Früchte getragen haben müßte. Herr Abt," fügte er ernſt hinzu, indem er ſich an den Abt von den drei Brunnen wandte, Ihr habt geſehen, was ſich hier zugetragen hat.

Ihr habt gehört, was ich gehört habe, und wenn es für den, welcher Euch zu mir schickte, um mich von der Bestrafung meiner rebellischen Vasallen abzuhalten, noch einer andern Antwort bedarf, so sagt ihm, daß Johann von Anjou noch einen Mord zu seiner Verrätherei hinzugefügt habe, und daß Philipp von Frankreich nicht eher sein Schwert in die Scheide stecken würde, bis er den Tod Arthurs von Plantagenet vollständig gerächt habe."

„Ich habe allerdings mit Schaudern angehört, was sich zugetragen hat, Sire, versetzte der Abt, aber doch muß ich bemerken, daß dieser tapfere Ritter, ohne übrigens seiner Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe im Mindesten zu nahe treten zu wollen, nicht selbst den Mord begehen sah."

Philipp faltete die Stirn, und biß sich in die Lippen, indem er seine Augen mit einem verächtlichen und bedeutsamen Lächeln in dem Kreise umherschweifen ließ und zu sich selbst sagte: „Römische Spitzfindigkeit, römische Spitzfindigkeit!"

Der Abt welcher es vielleicht nicht hörte,

nahm sogleich einen höhern Ton an. „Ihr zürnt mir, Sire," sagte er, „weil ich Wahrheit spreche, aber Ihr müßt noch mehr hören: Nachdem der Pabst, das heilge Oberhaupt der allgemeinen christlichen Kirche, sich berufen gefunden, alle ihm anvertraute Gewalt zur Befreiung des heiligen Grabes anzuwenden, hat er beschlossen, alle christlichen Könige zu zwingen, ihre Privatstreitigkeiten beizulegen, bis das große Werk der Befreiung des Grabes Christi vollendet sey."

„Zwingen!" sagte Philipp mit flammenden Augen. „Beim Himmel, Priester, den König den er zwingen kann, das Schwert der Rache gegen einen Mörder in die Scheide zu stecken, ist von anderm Stoff geformt, als Philipp von Frankreich. Das sag Deinem Bischof. Meinethalben mag er das Land noch Einmal mit dem Interdict belegen. Vor den Thoren Roms, mit der Lanze in der Hand, und dem Schild auf der Brust werde ich ihn bitten, es aufzuheben. Die Stimme der Trompeten soll mein Mund seyn, und mein Knieen das Trampeln meines Schlachtrosses im Hofe des Capitols.

Was sagen meine Barone, habe ich gut gesprochen?"

„Gut, gut, gut!" erschallte es von den Lippen aller Pairs, deren Zorn über des Priesters Vertheidigung eines Mörders keine Grenzen mehr kannte. In demselben Augenblicke legte der Herzog von Burgund mit einem bedeutsamen Blicke gegen den König seine Hand auf den Griff seines Schwertes.

„Ja Burgund, edler Freund, Du hast Recht," rief der König aus. „Mit unsern Schwertern wollen wir unsere Freiheit behaupten. Seht nicht so ängstlich aus, Herr Abt, aber wißt auch, daß wir nicht solche Kinder sind, welche sich mit Fabeln von heiligen Kriegen hintergehen lassen, wenn es sich darum handelt, einen Mörder zu bestrafen. Weg mit solchen Vorwänden. Dieser Krieg, gegen den Meuchelmörder meines lieben Arthur von Bretagne ist ein heiliger Krieg, und nie gab es einen gerechtern. Ha, Montjoy!" fügte er hinzu, als der Waffenkönig eintrat. „Wir haben ein Geschäft für Dich, das eines so edlen Ritters und geschickten Herolds würdig

iſt. Johann von Anjou hat ſeinen Neffen Arthur von Plantagenet im Gefängniß ermordet. Hier ſteht als Zeuge davon Guy de Coucy.

„Ein ſo braver und edler Ritter, wie je einer lebte," ſagte der Herold, indem er ſich gegen de Coucy verneigte.

„Geh alſo zu dem falſchen Verräther Johann," fuhr der König fort. „Fordere ihn in Unſerm Namen heraus. Sag ihm, daß wir Blut für Blut verlangen, und daß der Tod aller der Tauſende, welche in dieſem ungerechten Kampfe fallen werden, auf ſein Haupt käme. Sag ihm, daß wir das Schwert nicht einſtecken, ſo lange er noch einen Fußbreit Landes in Frankreich beſitzt, und daß, wenn wir ihn über das Bollwerk der See zurückgetrieben haben, wir auch dieſe überſpringen werden, und ihn mit dem Racheſchwert in dem Herzen ſeines eigenen Landes heimſuchen werden. Doch halt," rief Philipp, indem er ſich in der Mitte der Leidenſchaften unterbrach, in welche er ſich ſelbſt hineingebracht hatte, und ſeinen Zorn zügelte, um ihn im Verfolge ſeiner größern Zwecke gebrauchen zu können, wie ein geſchickter Wagenlenker

das ungestüme Feuer seiner Pferde bändigt, damit sie mit desto siegreicherer Schnelligkeit ihn an das Ziel bringen, welches er im Auge hat. „Doch halt," sagte er, und legte die Hand an die Stirn, als ob er, wie durch Eingebung, die Umrisse jenes glänzenden politischen Streichs entwarf, welcher mehr als irgend etwas in seiner Regierung dem Monarchen Frankreichs die Obergewalt der Herrschaft sicherte, nämlich die Vorladung Johanns von Anjou des mächtigsten Vasallen der Krone, um vor den versammelten Pairs von Frankreich zu erscheinen.

Sobald er den Krieg gegen Johann von Anjou zu einer Privatsache machte, würde er freilich auch von seinen Baronen unterstützt worden seyn, sobald er aber Johann, als Herzog der Normandie, wegen Felonie vor seinen obersten Gerichtshof lud, so befestigte dies seine Jurisdiction über seine mächtigen Vasallen, welche nach einem solchen Beispiele nicht wagen konnten, sich zu widersetzen. Es bewirkte noch mehr. Denn, wenn Johann von den Französischen Pairs, woran Philpp keinen Augenblick zweifelte, verdammt wurde, so mußten sie spä-

terhin ihrem eignen Ausspruch Nachdruck verschaffen, und das Band zwischen ihnen und ihm blieb nicht mehr die lockere Willkühr, nach der man ihm Dienste leisten und auch verweigern könnte; sondern es wurde eine reine Feudal-Pflicht, zu deren Erfüllung ihr ganzes Interesse sie antreiben mußte.

Philipp bemerkte mit Einem Blicke den ungeheuren Zuwachs der Macht, welchen ihm diese Ausübung seiner Rechte verschaffen mußte, und befürchtete nur, daß seine Barone eben so weit sehen, und sich ihm widersetzen möchten. Sein Recht, den König Johann vorladen, und von seinem Hofe richten zu lassen, war indeß klar und unläugbar; er beschloß daher, es auf alle Fälle durchzusetzen, nur mit der Vorsichtsmaßregel, daß er es seinen Baronen aus dem Gesichtspunkte vorstellte, als sey es eine Begünstigung, welche er ihren Privilegien erwies...

Was dem langsamen Auge und der noch langsamern Feder langweilig vorkommt, ist dem Geiste das Werk eines Augenblicks. Ein einziger reichte hin, daß der König alles, was den

Gegenſtand ſeines Nachdenkens betraf, überlegte, und ſein Betragen beſtimmte.

„Halt!“ ſagte er zu dem Herold. „Halt, meine Herren,“ fügte er hinzu, indem er ſich an ſeine Barone wandte. „In meinem erſten Zorn gegen dieſen niederträchtigen Mörder hätte ich bald vergeſſen, daß, obgleich ich das unbeſtreitbare Recht habe, ihm als Monarch den Krieg anzukündigen, ich ihn doch, genau genommen, wegen ſeiner Lehensuntreue nicht beſtrafen kann, bevor Ihr nicht ſein Urtheil geſprochen. Ich möchte nicht gerne einem Eurer Privilegien zu nahe treten, und deshalb übergebe ich die Sache dieſes Johann von Anjou in Eure Hände, Ihr Herzöge von Burgund und Champagne, und in die Eurigen, meine Pairs von Frankreich. Ich will ihn laden, binnen zwanzig Tagen vor meinen Pairs zu erſcheinen, und ſich gegen die Beſchuldigung zu verantworten. Die Pairs von Frankreich werden ihn nach Ihrer Ehre und ſeinen Thaten richten, und ich werde mit den Waffen in der Hand nach der Vollſtreckung des Urtheilsſpruchs ſehen.“

Die Pairs von Frankreich konnten nicht füglich

ihren Beistand in der Untersuchung, zu welcher Philipp sie aufforderte, ausschlagen, selbst wenn sie es gewollt hätten; im Gegentheil aber gaben sie dem Monarchen, dem sie weit an Einsicht nachstanden, in ihrer blinden Wuth über die Schändlichkeit Johanns ihren vollkommenen Beifall zu erkennen, und machten sich von Neuem anheischig, ihm in seinem Kriege gegen den englischen König beizustehen, gleich viel ob er als Folge ihres Ausspruches ausbräche, oder nur eine Fortsetzung des schon begonnenen sey.

Der Herold wurde darauf nach Rouen gesandt, um am Normannischen Hofe die Anklagepunkte gegen den König abzulesen, und ihn aufzufordern, am zwanzigsten Tage in Paris zu erscheinen, um sich zu verantworten. Der Legat des heiligen Stuhls, welcher sehr wohl einsah, daß in dem gegenwärtigen Falle die Donner der römischen Kirche, wenn auch mit noch so zorniger Hand geschleudert, wirkungslos zu den den Füßen Philipps niederfallen würden, verließ den Monarchen mit mißmuthiger Miene. Als er zur Halle hinausschritt, glänzte das

Auge Philipps im Vorgefühle seines Triumphes über den stolzen Priester, welcher so sehr die Ruhe seines häuslichen Glücks getrübt hatte.

„Beau Sire de Coucy," sagte der König, indem er sich mit einem gütigen Lächeln an den jungen Ritter wandte. „Ungeachtet der trüben Nachricht, welche Ihr uns gebracht habt, seyd Ihr am Hofe Frankreichs herzlich willkommen. Wir werden nicht ermangeln, Euere ausgestandenen Drangsale so weit wie möglich wieder gut zu machen. Zugleich ersuchen wir Euch, so lange, bis wir bei dem Schall der Trompeten, und mit eingelegten Lanzen, zur Züchtigung des Mörders des unglücklichen Prinzen aufbrechen, unseren Palast als den Eurigen anzusehn. Ihr sollt alle die tapfern Truppen der Länder des Grafen von Tankerville, volle zweitausend Bogenschützen und zweihundert Ritter stark, anführen, und zur Rache eilen, wonach Ihr, wie ich weiß, gleich mir dürstet. Zu Abend, edle Herrn," fügte der König hinzu, „hoffe ich, werden alle hier Anwesenden meinen Tisch mit Ihrer Gegenwart beehren. Bis dahin habe ich noch ein bittres Geschäft zu erfüllten, einer

zärtlichen Mutter den Tod ihres edlen Sohnes zu berichten, und den Schmerz einer hülfloſen Wittwe zu lindern."

IX.

Ueber dem Leben der unglücklichen Agnes von Meranien ſchwebte beſtändig eine einzige ſchwarze Wolke. Die Hoffnung, daß das zuſammenberufene Concilium ein, ihren Wünſchen günſtiges Urtheil ausſprechen werde, ſchwand nach und nach gänzlich dahin, bis das flackernde ungewiſſe Licht faſt ſchmerzlicher war, als die Finſterniß der Verzweiflung ſelbſt. Die unendlichen Weitläuftigkeiten der römiſchen Kirche, die ermüdende Kleinigkeitskrämerei ihrer ceremoniellen Formen, die zahlloſen Kunſtausdrücke und Wortklaubereien zerſtörten ihr Inneres und Aeußeres, und ſie ſchwand wie eine Roſe im Spätherbſt.

Nichts freute ſie mehr, was ſonſt ihre größte

Ergötzlichkeit gewesen war. Die knospenden Blüthen des Frühlings, der melodische Gesang der Waldvögel, das lebenskräftige Aufglühen der ganzen Natur, nach dem langen kalten Winter, brachte ihr kein Glück. Ihr Herz hatte seine jugendliche Spannkraft verloren. Ihre Augen waren mit einem trüben schattigen Schleier bedeckt, welcher allem, was sie sahen, seine düstere traurige Farbe mittheilte. Ihre Ohren waren gegen jeden Laut, welcher von Freude, Vergnügen und Hoffnung sprach, verschlossen. Ihr Leben war Ein langer finsterer Traum von langverschwundenen Freuden und nie wiederkehrendem Glücke.

Stundenlang pflegte sie durch den Wald zu wandeln; wenn sie aber sah, wie die jungen Blätter aus der sicheren Decke, womit die vorsorgende Natur ihre Kindheit geschützt hatte, hervortraten, da rief sie sich die Zeit zurück, wo sie mit ihrem geliebten Gatten die zarten Fortschritte des Frühlings beobachtet hatte, und Thränen entströmten ihren Augen, daß er nicht mehr ihr zur Seite stand, und daß ihr Blick in die Zukunft nur auf eine ewige, kalte Leere

traf. Zuweilen beſtieg ſie den Gipfel eines benachbarten Hügels, und ſchaute über den untenliegenden wogenden Wald, über die Hügel, Thäler und Ebenen jenſeits, über die Windungen des Stromes durch das reiche Thal, über die Thurmſpitzen hinaus, welche ſich über der glänzenden Oberfläche Frankreichs verbreiteten; dann ſeufzte ſie, wenn ſie das ſtolze Königreich ihres Philipps ſah, und ſchauderte vor der weiten Ausdehnung jener Scene in die engen Grenzen der kummervollen Gefühle ihres Herzens zurück.

Ihre Frauen folgten ihr in einiger Entfernung, denn ſie ſahen, daß ihre Geſellſchaft die Königin beläſtige, und nur wenn eine Botſchaft vom Könige ſelbſt, oder ein Bericht über den Fortgang ſeiner Unternehmungen anlangte, unterbrach ſie ihre Träumereien. Dann horchte ſie, als ob ihre ganze Seele die Erzählung aufnehmen wolle, und hörte nicht auf, den Boten ſeinen Bericht mit den kleinſten Nebenumſtänden wiederholen zu laſſen.

Man hatte auch bemerkt, daß, je öfter in einem ſolchen Berichte der Name Philipps vor-

kam, sie desto aufmerksamer zuhörte und desto umständlicher nachfragte. Wenn irgend ein bedeutender Erfolg seine Unternehmungen gekrönt hatte, theilte ein sanfter Strahl ihren Augen eine Heiterkeit mit, welche sie den ganzen Tag über nicht zu verlassen pflegte.

Sonst sprach sie wenig, denn es schien sie anzugreifen; und obgleich ihre Frauen aus der Röthe ihrer Wangen, welche jeden Abend strahlender zu werden schien, und aus einer Art Glanz in ihren Augen den Schluß zogen, daß ihre Gesundheit zurückkehre, so nahmen doch ihre Kräfte sichtbar ab, und jene liebliche Hand, deren schmales rundes Ebenmaß das Thema der meisten Poeten Frankreichs gewesen war, wurde blaß und hager, so daß der geliebte Ring beinahe von dem Finger, an dem er hing, gefallen wäre.

Obgleich sie selbst die Gesellschaft ihrer unmittelbaren Dienerinnen, von denen einige ihr aus ihrem Vaterlande gefolgt waren, vermied, so wurde doch Isidore vom Berge, von der Zeit an, wo sie Zuflucht in dem Schlosse gesucht hatte, von der Königin manchmal mit einem

Lächeln begrüßt, deſſen ſich die andern nicht rühmen konnten.

Vielleicht beſtand das Geheimniß darin, daß Iſidore ſie nie zu tröſten verſuchte, daß ſie zu fühlen ſchien, wie der Name „Troſt" unter ſolchen Umſtänden bloßer Spott ſey, und obgleich ſie ſich bemühte, das Gemüth der unglücklichen Fürſtin von dem unmittelbaren Gegenſtande ihres Kummers liebreich abzuziehen, ſo verſuchte ſie es doch nur in ſanften Uebergängen, und äußerte niemals eine Fröhlichkeit, die ſie ſelbſt nicht fühlte, und welche, wenn andere ſie ihr zu Gefallen annahmen, in ſo grellem Mißklange mit allen Gefühlen der Königin ſtand.

Eines Morgens, gegen Ende des März, trat Iſidore in das Gemach der Königin, und fand ſie, den Kopf auf die Hand geſtützt und die Augen auf den kleinen goldenen Reif, welcher ſie an Philipp gefeſſelt hatte, geheftet. Tropfe auf Tropfe drängte ſich durch ihre langen Augenlieder und fiel auf den Ring. Als Iſidore ſah, daß die Königin weinte, war ſie im Begriff ſich zurückzuziehen, denn es liegt

etwas Heiliges in einem Kammer gleich dem ihrigen, dem ein fühlendes Herz seine Ehrfurcht nicht versagen kann.

Die Königin indeß winkte ihr, und wischte die Thränen ab. „Man muß einen hohen Gipfel des Unglücks erreicht haben," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, „wenn selbst unbelebte Gegenstände zu Verräthern werden, und uns verlassen. Dieses kleine magische Sinnbild" fügte sie hinzu, indem sie einen Finger auf den Ring legte, „dieses Feengeschenk, welches gewöhnlich bestimmt ist, zwei Herzen nach Beschaffenheit der Tugend des Gebers und Empfängers glücklich oder elend zu machen, ist mir diesen Morgen vom Finger gefallen, obgleich es in mancher bittern Stunde mein einziger Trost war. Ist das nicht eine Vorbedeutung Isidore?"

„Doch keine böse, will ich hoffen, gnädige Frau," versetzte Isidore. „Glaubt mir es bedeutet weiter nichts, als daß Ihr ihn unter glücklichern Auspicien wieder anlegt."

„Im Himmel also, versetzte Agnes, indem sie ihre Augen auf die zarte, schöne Hand, wel-

che auf dem Tiſche lag, feſſelte. „Im Himmel alſo! — Hintergeht auch Ihr euch Fräulein? Iſidore, Iſidore, der Wurm des Kummers hat nicht allein die Blätter der Blüthe abgenagt, er hat ſie bis ins Innerſte vernichtet. Ich möchte nicht ſterben, wenn ich dem Schickſal entgehen könnte, denn das würde Philipp ſchmerzen. Aber für mich, Fräulein — für mich iſt das Grab der einzige Friedensort. Die Sorge mußte zuvor das ihrige gethan haben, ehe der Ring, um den ſonſt das Fleiſch in die Höhe wuchs, als wenn es ſein Eigenthum auf immer ſichern wolle, mit ſeinem eignen Gewicht zu Boden fallen konnte.“

Iſidore ſenkte ihr Haupt und ſchwieg; denn ſie ſah, daß es ſchlimmer als vergebens ſeyn würde, in dieſem Augenblicke von Hoffnung zu reden.

„Ich verſuchte,“ ſagte die Königin, mit ſchmerzvoller Zärtlichkeit bei dem Gegenſtande verweilend; „ich verſuchte, etwas an Conſtanze von Bretagne zu ſchreiben, das ſie wegen des Verluſts ihres armen Knaben Arthur tröſten ſollte. Aber umſonſt beſudelte ich manche Sei-

te, und fand, wie ſchwer es iſt, ein Wort des Troſtes bei wirklichem Schmerz zu ſagen. Ich weiß nicht, ob es daher kam, daß mein Geiſt ſich eigennützig zu meinem eignen Kummer wendete und mir die Kraft, Andere zu tröſten, nahm, oder ob es wirklich keinen Troſt auf Erden gibt; aber während ich ſchrieb, fand ich jede Zeile mehr berechnet, traurig zu machen, als zu erfreuen. Zuletzt gab ich die Arbeit auf, und da ich meine Hand, die das Papier gehalten hatte, an mir niederfallen ließ, fiel dieſes treuloſe Pfand einer ſo wahren Liebe, als je eine zwei Herzen band, von meinem Finger, und rollte von mir hinweg. O, Iſidore, es war gewiß ein böſes Zeichen! Doch nicht das war es, was mich weinen machte. Als ich den Ring wieder anſteckte, gedachte ich des Tages, an dem er zuerſt an meiner Hand geglänzt hatte, und alle Bilder des verlorenen Glücks erſchienen um mich herum, wie die Geiſter todter Freunde, und forderten mich auf, der Vergangenheit zu gedenken; und ach! welcher Abſtand zwiſchen den glänzenden und goldenen Formen jener ſonnigen Tage und dem kalten, ſchweren Kummer jeder Stunde der

Gegenwart. Ach, Iſidore! nicht die Gegenwart, glaub' ich, macht unſer Elend aus; es iſt der Contraſt mit dem Vergangenen — es iſt der Verluſt irgend einer Hoffnung — geſtörte Freude — getäuſchte Erwartung, oder der Schmerz der Erinnerung. Die Gegenwart iſt nichts — nichts — nichts, außer in ihrer Beziehung zur Zukunft oder Vergangenheit."

„Wie peinlich muß daher dieſer Contraſt der armen Herzogin von Bretagne ſeyn," ſagte Iſidore, die die Erwähnung, deren die Königin von Conſtanze that, benutzte, ihren Geiſt von der Beſchauung des eignen Schmerzes abzuleiten. „Wie bitter müſſen die Thränen um den ritterlichen jungen Prinzen Arthur ſeyn, wenn ganz Frankreich um ihn weint. Im ganzen Lande iſt kein Schloß, das nicht, wie man ſagt, von der Erzählung ſeiner Ermordung ertönt; kein Buſen, der nicht mit Unwillen gegen den Mörder ſchlägt. Ich habe eben gehört, daß Herr Guy de Coucy, der ſein Mitgefangner war, den Johann ohne Land in der Mitte ſeiner Barone herausforderte und ſeinen Handſchuh grade vor dem Fuße des Thrones niederwarf. Der Bote,"

fuhr sie fort, indem sie ihre Augen niederschlug, da die Königin die ihrigen hob, denn es kam eine verrätherische Röthe in ihre Wange, als sie von Guy de Coucy sprach, die sie nicht gern bemerkt haben mochte; „der Bote, den Ihr an den Kanonikus von St. Bertha schicktet, ist eben zurückgekehrt und bringt Nachrichten von Paris, das Gericht betreffend, das die Pairs über den Mörder gehalten haben, und bestätigt, daß er sich geweigert hat, vor den Baronen Frankreichs zu erscheinen — wenigstens sagt das mein Mädchen Lenore."

Die Nachricht von Arthur's Tode und verschiedene Einzelheiten darüber hatten sich auf jedes Schloß in Frankreich verbreitet. Die Erzählung hatte viele abweichende Gestalten angenommen, aber natürlich war sie an Agnes von Meranien und ihr Gefolge in einer authentischeren Gestalt gelangt. Was Philipp einigermaßen betraf, war ihr natürlich eine Sache von hohem Interesse. Isidore's Absicht, ihr Gemüth für den Augenblick von ihr selbst abzulenken, hatte daher ihre volle Wirkung, und sie befahl sogleich, daß der Bote zu ihr gebracht werde,

damit ſie von ihm erfahre, was ſich am Pairshofe zugetragen, in welche Verſammlung wir jedoch den Leſer ſelbſt einführen wollen.

X.

Denen, die den Geiſt des Feudalſyſtems nicht ſtudirt haben, würde es eine außerordentliche und faſt unbegreifliche Unregelmäßigkeit ſcheinen, daß Ein ſouveräner Fürſt die Gewalt gehabt haben ſoll, einen Andern, deſſen Gebiet kaum geringer an Umfang iſt, als ſein eignes, vor ſein Gericht zu laden und wegen Lehnsuntreue in Unterſuchung zu ziehen. Aber die Verhältniſſe des Vaſallen und Lehnsherrn waren nicht ſo unzuſammenhängend und unbeſtimmt, als man ſich vorſtellen mag. Jeder Beſitzer eines Lehnguts übernahm bei ſeiner Beleihung gewiſſe Pflichten gegen den Lehnsherrn, von denen ihn nichts befreien konnte, ſo weit ſie dieſes Lehngut betrafen; und wenn er ſich weigerte, oder

vernachläſſigte, dieſe Pflichten zu erfüllen, fiel das Lehngut an den Lehnsherrn zurück.

Um aber das Recht zwiſchen Vaſallen und Lehnsherrn zu ſichern — da beide gleichmäßig betheiligt waren — wurde es nöthig, daß eine dritte Perſon, oder Perſonengemeinſchaft, die Macht hatte, alle Streitigkeiten zwiſchen den beiden Anderen zu entſcheiden. So wurde es ein Hauptgrundſatz des Feudalſyſtems, daß ein Vaſall nur durch ſeine Pairs gerichtet werden konnte, — das heißt durch Perſonen, die in demſelben Verhältniß, wie er, von demſelben Lehnsoberen abhängig waren. Um dieſe Urtheile zu fällen, hielt jeder große Baron von Zeit zu Zeit ſein Lehnsgericht, das aus den Vaſallen beſtand, die unmittelbar von ihm abhingen; und auf gleiche Weiſe war der Hof der Pairs des Königs befugt, alle Streitigkeiten in Betreff der Lehen zu unterſuchen, die unmittelbar von der Krone abhingen.

Daher wurde Johann vor das Gericht Philipp Auguſts gefordert, nicht als König von England, welches eine unabhängige Herrſchaft war, ſondern als Herzog der Normandie und

Herr von Anjou, Poitou und Guyenne, welche Lehen der franzöſiſchen Krone waren. Niemand bezweifelte daher die Zuſtändigkeit des Gerichts und Johann ſelbſt wagte nicht, deſſen Befugniß zu leugnen.

Der Palaſt des Louvre bot an dem zur Unterſuchung beſtimmten Morgen einen prächtigen Anblick dar. Jeder der großen Barone von Frankreich hatte, beſorgt, es möge ihn Einer ſeiner Pairs durch den Glanz ſeines Gefolges übertreffen, alle ſeine reichſten Anhänger zuſammengerufen und erſchien am Hofe des Königs in Begleitung einer großen Anzahl von Rittern und Edlen, die in die anmuthigen wallenden Gewänder der damaligen Zeit gekleidet waren, von Gold und Juwelen glänzten, und mit allen bunten Farben prunkten, die damals die Färbekunſt hervorbringen konnte. Seide und Sammet, und ſilberne und goldne Kleider ſtritten in prächtiger Eiferſucht in den Höfen und Vorzimmern des Palaſtes. Flaggen und Fähnchen, Panniere und Standarten flatterten im Winde, während die ſchönſten Pferde, die man haben konnte, in den verſchiedenen Zügen durch Pagen und Schild-

knappen reiterlos mitgeführt wurden, als ob ihre schönen Formen zu edel wären, selbst die Last eines Fürsten zu tragen.

In der großen Halle selbst war die Scene feierlicher, aber nicht weniger prächtig. Rund herum, in der Mitte der prächtigen Verzierungen eines königlichen Hofes am Tage einer feierlichen Ceremonie, saßen alle die Vornehmsten und Edelsten Frankreichs, gekleidet in die glänzenden Gewänder von Hermelin, die, abgesehen von ihrem Werthe, bloß durch ihre schneeige Weiße und die dichten Falten, in die dieses Pelzwerk vorzugsweise fällt, eine Idee von Majestät und Größe geben, die keine andre Kleidung gibt. Jeder trug an seiner gekrönten*) Stirn die Linien ernster und Eindruck machender Würde; denn alle fühlten tief, wie feierlich die

---

*) Seldon hat gesagt, daß die Sitte der Pairs, kleine Kronen zu tragen, einer späteren Zeit angehöre. Doch ist er hierin offenbar im Irrthum, was man weitläufig bei Ducange, Dissert. XXIV. R. Hoved. 792. bewiesen sehen kann. Die Sache ist unbedeutend, so weit sie nicht die Darstellung der Sitten der Zeit beeinträchtigt.

Gelegenheit war, bei der ſie zuſammen gekommen waren, wie ſchrecklich die Urſach ihrer Zuſammenkunft war, und wie gewaltig die Folgen ihrer Entſcheidung ſeyn würden. Das Gefühl grenzte an Schauer, und Manche der jüngeren Pairs ſchienen kaum zu athmen, damit ſie das Schweigen nicht ſtörten.

Im Centrum, umgeben von allen Inſignien der königlichen Würde, auf einem Throne, der einige Stufen höher, als die Halle ſtand, und unter einem Baldachin von Carmoiſin und Gold, ſaß Philipp Auguſt — ein Herrſcher in der That, durch Geſinnung, Perſon und Blick. Seine Stirn umgab eine einfache goldne Binde*), mit Lilien verziert und mit ſchönen ungeſchnittenen Steinen beſetzt; aber der kleine Unterſchied zwiſchen ihr und den Kronen ſeiner Pairs hätte ſchwerlich den Herrſcher bezeichnet. Wenn aber auch das Aeußere eigentlich kein Zeichen weder der Würde des Geiſtes, noch des Standes iſt, ſo war Philipp Auguſt doch nicht

*) Die geſchloſſene Krone wurde erſt unter Ludwig XII., oder Franz I. eingeführt.

zu verkennen. Königswürde lag in seinem Blick und in seinem Benehmen. Die Gewohnheit, zu gebieten, sprach aus jeder Miene, und obgleich viele edle und fürstliche Personen anwesend waren, so war doch keiner ihm gleich.

Zur Linken des Königs stand Montjoy, der Wappenkönig, ein Pergament in der Hand, welches die Klage Constanzens, Herzogin von Bretagne, auf die Bestrafung Johanns, der mit Unrecht König von England hieß, wegen der Ermordung des Arthur Plantagenet, seines Neffen und gebornen Herrschers, ihres Sohnes, enthielt.

Zur Rechten stand de Coucy, weder bewaffnet, noch in seinen Kleidern als Pair, obgleich seine Ländereien, die zwar klein, aber frei waren und unter Keinem standen, ihm das Recht dazu gaben; aber weil er als Hauptkläger gegen Johann zugegen war, saß er natürlich nicht unter denen, die berufen waren, ihn zu richten.

Einige Pairssitze waren leer, und ehe man zu dem Geschäft schritt, zu dem das Gericht sich versammelt hatte, wurden mehre Vo-

ten vorgelaſſen, die Entſchuldigungen der einzelen Barone vorzubringen, die aus Mangel an Macht oder Neigung nicht in Perſon zugegen waren. Die Entſchuldigungen der Meiſten waren genügend, doch bei den Namen Einzeler verdüſterte ſich des Königs Stirn und er warf einen bedeutungsvollen Blick auf ſeinen Kanzler Guerin, der in einiger Entfernung ſtand.

Als dieſer Theil der Ceremonie vorüber war, gab Philipp dem Wappenkönig ein Zeichen, und nachdem dieſer ſeine Hand erhoben, um ein leiſes Murmeln, das durch das Erſcheinen der Botſchafter veranlaßt war, zu ſtillen, begann er die Bittſchrift Conſtanzes von Bretagne zu leſen; hierauf ging er begleitet von einer Schaar von Herolden und Marſchällen nach der großen Pforte der Halle, die bei ſeiner Annäherung geöffnet wurde, und mit lauter Stimme forderte er Johann, Herzog der Normandie, auf, vor den Pairs von Frankreich zu erſcheinen und auf die Klage Conſtanzens, Herzogin von Bretagne, zu antworten.

Dreimal wiederholte er die Ladung als eine ceremonielle Sache; und zwiſchen jeder Wieder-

holung ertönten die Trompeten, und hielten ein, auf Antwort wartend.

Endlich, nach einer kurzen Unterredung mit einigen Leuten vor der Halle, kamen die Herolde zurück, und führten zwei Personen herein als Deputirte Johanns, der, wie Jedermann schon wußte, nicht gegenwärtig war, noch seyn wollte. Die eine war ein Bischoff in den Kleidern seines Amts, und die andre der wohlbekannte Hubert de Burgh.

„Meine Herren Deputirten, Ihr seyd willkommen," sagte der König, während die beiden Normannen nach dem Ende der Tafel in der Mitte der Halle gingen. Gebt uns die Ursach' an, weshalb Johann von Anjou sich nicht vor seinen Pairs stellt, die Klagen gegen ihn zu beantworten? — Sprecht, ist er krank auf den Tod? oder wagt er es, die Competenz meines Hofes abzuleugnen?

„Er ist weder krank, Sire, erwiederte der Bischoff, noch bestreitet er als Herzog der Normandie das Recht der Pairs von Frankreich, über alle Streitigkeiten innerhalb der Grenzen dieses Königreichs zu richten." Philipps Stirn

erheiterte ſich — „Aber, fuhr der Biſchoff fort, ehe er ſich in eine Stadt und in ein Land wagt, wo er viele bittre Feinde hat, verlangt er, daß der König von Frankreich ihm ſeine Sicherheit verbürgen ſoll.“

„Gern, erwiederte Philipp; laßt ihn kommen! Ich ſtehe dafür, daß ihm kein Schade und keine Ungerechtigkeit wiederfährt.“

„Doch wollt Ihr Euer königliches Wort zum Pfande ſetzen? fragte der Biſchoff mit einem ſcharfen Blick auf den König, als fürchte er Betrug — Gebt Ihr Euer königliches Wort, daß er wohlbehalten in ſein eignes Land zurückkehrt?“

„Er ſoll wohlbehalten zurückkehren, erwiederte der König mit heller, markirter und deutlicher Stimme, wenn es ihm das Urtheil der Pairs erlaubt.“

„Doch, wenn die Pairs ihn verurtheilen, fragte der Biſchoff, wollt Ihr ihm ſicheres Geleit geben?“

„Nein! beim Herrn des Himmels und der Erde!“ donnerte der König. — Nein, wenn ſeine Pairs ihn verurtheilen, ſoll er die Strafe

leiden, die seine Pairs ihm zuerkennen, und sollten sie ihn zum Block, Strick oder Rade verdammen! Ihr Ausspruch soll buchstäblich vollzogen werden."

„So wißt Ihr wohl, Herr König," erwiederte der Bischof ruhig, „daß Johann, König von England, sich Eurem Gericht nicht unterwerfen kann. Das Königreich England kann nicht unter die Verfügung der Barone von Frankreich gestellt werden, indem sich sein König ihrem Urtheil unterwirft; und unsre englischen Barone würden das nicht zugeben."

„Was geht das mich an?" schrie Philipp. „Weil mein Vasall, der Herzog der Normandie seine Domainen vergrößert, verliere ich, als sein Lehnsherr, darum meine Rechte! Bei der Hostie, nein! — Geht Herolde, auf die Höfe, Brücken und Landstraßen, und fordert Johann von Anjou auf, sich vor seinen Pairs zu stellen! Herr Bischoff, Ihr habt Eure Botschaft überbracht, und wenn Ihr nur noch eine halbe Stunde wartet, werdet Ihr das Urtheil hören, das unser Hof in der Sache, wegen deren wir versammelt sind, fällen wird.

Aber der Bischoff und sein Gefährte empfahlen sich und gingen weg. Der Bischoff beugte sich tief in Ehrfurcht gegen das Gericht; der stolze Hubert de Burgh wendete sich ab, nach einem ruhigen Blick auf den Kreis der Pairs von Frankreich, als hätte er eben eine unnütze Ceremonie beendigt, die ihn von Herzen gelangweilt.

Einige Augenblicke nach dem Weggange der Abgeordneten setzten die Barone flüsternd eine Unterhaltung fort, während Philipp ohne zu reden dasaß und sein lebhaftes scharfes Auge von einem Angesicht zum andern wendete, als wolle er im Voraus die Urtheile erfahren, die sie nachher aussprechen würden. Allmählig verbreitete sich wieder vollständige Stille über die Versammlung; ein Baron nach dem andern ließ das Gespräch mit seinem Nachbar fallen, bis Alles still war. Es liegt immer etwas Ehrfurchterregendes in einem sehr tiefen Schweigen; aber wenn das Schweigen der Erwartung bei einer wichtigen Gelegenheit eine Zeit lang hinausgedehnt worden ist, dann wird es eine Art von peinlichem Zauber, welchen zu brechen kein geringer Entschluß nöthig ist.

So saßen die Pairs von Frankreich, nachdem die vollständige Stille eingetreten war, ohne zu reden oder sich zu bewegen, und erwarteten die Rückkehr der Herolde, eben durch die Ruhe in Ehrfurcht erhalten. Manche der Besorglicheren und Unentschiednen hätten gern ihre Nachbarn um Rath gefragt, hätten sie es gewagt, den Zauber zu brechen, der über der Versammlung zu hängen schien.

Mancher unbestimmte Zweifel und manche Besorgniß hing sich an die Pflicht, die sie zu erfüllen aufgefordert waren; denn grade jetzt war es nicht leicht zu verantworten, wenn man eine Welt unter Wasser setzte, und die Sündfluth des Blutvergießens erneuerte, das erst vor Kurzem aufgehört hatte. Von Zeit zu Zeit blickte, durch diese Gefühle veranlaßt, ein Pair auf die Mienen seiner Gefährten, zu sehen, ob sie von denselben Bedenklichkeiten erschüttert wären, als er selbst. Aber immer ist es der Kühne, der vorangeht; und hie und da, unter der Versammlung zerstreut, sah man Gesichter, die sich nach keinem um Rath oder Beistand wendeten; sondern die Augen auf den Boden

heftend, die Stirn vorwärts gebeugt, die Lippen geschlossen, schienen sie ein Bild ernsten festen Entschlusses zu geben; diese Männer waren es, die die Berathungen des Tages entschieden. Denn Alle warteten ihre Meinungen ab, und alle Stimmen folgten ihrem Vorgange.

Endlich öffneten sich die Pforten der Halle wieder, und Montjoy, der Wappenkönig, erschien, dem Gericht anzuzeigen, daß er Johann von Anjou, den Herzog der Normandie, in den Höfen, auf den Brücken und den Landstraßen vorgeladen habe, und daß derselbe nicht erschienen sey.

Nun entstand eine tiefe Pause und Philipp wendete seine Augen auf den Herzog von Burgund. Dieser war ein Mann von düstrem, schwermüthigem Aussehn, kräftig, ja dick; lange Augenbrauen hingen über seine dunklen Augen, aber seine Nase war groß und fein gebildet, sein Mund klein und hübsch, so daß sein Gesicht ernst war, ohne mürrisch zu seyn, bedeutend, aber nicht gerade schön.

Der große Baron erhob sich von seinem Sitze, während rings herum athemlose

Stille herrſchte; und ſeine Hand auf ſeine Bruſt legend, ſagte er mit hellem, feſten Tone: „Ich erkläre Johann von Anjou für ſchuldig des Mords und des Ungehorſams; ich halte ihn für einen verruchten und ſchändlichen Verräther; und ich erkläre, daß wegen dieſer Verbrechen ſeine Lehngüter, die Normandie, Anjou, Poitou, Maine und Guyenne ſeinem Oberlehnsherrn verfallen ſind und er ſelbſt den Tod verdient, bei meiner Ehre!“

Ein Gemurmel des Beifalls folgte hierauf, denn eine große Anzahl der Barone hatte ſich ſchon für ein ähnliches Urtheil entſchieden; und diejenigen, welche unentſchloſſen geblieben, waren froh, daß Einer da war, nach deſſen Meinung ſie die ihrige bilden konnten. Es erhob ſich nun Einer nach dem Andern, und ohnerachtet der Unentſchloſſenheit, in der Mancher ſich einen Augenblick vorher befunden hatte, war nicht eine Stimme gegen die Verurtheilung, die der Herzog v. Burgund ausgeſprochen hatte. Wäre nur Einer zugegen geweſen, der mit ſtarkem Geiſte widerſprochen hätte, die Hälfte der Pairs wären ihm gefolgt, wie eine Heerde Schafe,

aber es war Keiner da; und ſo ſprachen ſie Alle ungeſtüm und faſt ſtürmiſch das Urtheil gegen Johann von Anjou aus, indem ſie ihn einſtimmig in den Verluſt aller ſeiner Lehne und in jede Strafe, die auf Lehnsuntreue ſteht, verdammten.

Auf die Stille folgte ein ganz ungewöhnlich lautes Schwatzen; aber einen Augenblick nachher hörte man die Stimme des Königs vor den Uebrigen, und Alles war wieder ſtill.

Was in unſrer Zeit wie Bühneneffect ausſehen würde, war in vollſtändigem Einklang mit den Sitten, Gebräuchen und Gefühlen der damaligen Zeiten, wo ein uns unbekannter Geiſt — ein belebendes Princip, deſſen Kraft jetzt erſchöpft iſt oder nur ſchwach in den Herzen weniger gefühlt wird — der Geiſt der Chevalerie, den Menſchen zu Allem trieb, was außerordentlich und überraſchend war.

Philipp ſtieg majeſtätiſch von ſeinem Throne, zog ſein Schwerdt aus der Scheide und trat an den Tiſch, auf den er die bloße Waffe niederlegte. Dann ringsherum die Pairs anblikkend rief er aus: „Zu den Waffen, zu den

Waffen! Edle von Frankreich, Euer Urtheil ist ausgesprochen! Es ist Zeit, es mit dem Schwerdte zu vollziehen! — Zu den Waffen, zu den Waffen! verliert keine Minute mit eitlen Worten. Ruft Eure Vasallen zusammen. Philipp von Frankreich geht, Euren Spruch gegen Johann von Anjou zu vollziehen, und er fordert seine Barone auf, ihre Sentenz zu unterstützen! Der Tag der Versammlung ist der zehnte von heute, der Musterungsplatz unter den Mauern von Schloß Gailliard! Laßt die Feigen mich verlassen, und die Braven mir folgen! und ich will den Verräther bestrafen, ehe ein Jahr um ist."

So sprechend begrüßte er seine Pairs mit der Hand und verließ die Halle der Versammlung, und es folgten ihm die Herolde und Bewaffneten.

Die jüngeren und weniger hellsehenden Pairs nahmen Philipps kurzen Aufruf mit lautem Beifall auf; aber es lag in der That ein triumphirender Ton darin, der den tiefer denkenden Baronen auffiel, und vielleicht sie fürchten ließ, daß sie heute eine Macht geheiligt

hätten, die früher oder ſpäter gegen ſie ſelbſt gebraucht werden könne. Die Ungewißheit hieß ſie jedoch ſchweigen, und ſie gingen auseinander, um ſich zu dem bevorſtehenden Zuge zu rüſten.

Philipp Auguſt verlor keine Zeit. Kaum hatte der Herold dem Johann von England die Nachricht von ſeiner Verurtheilung durch das Lehnsgericht überbracht, als jeder Theil ſeiner Beſitzungen in Frankreich mit einem mächtigen Heere überſchwemmt war.

Unzufrieden mit ſeiner Niedrigkeit, ſeiner Verrätherei und mit ſeinem Leichtſinn, leiſteten ihm die Barone von England nur wenig Beiſtand und die mehrſten Edlen ſeiner franzöſiſchen Beſitzungen gingen freiwillig zum König von Frankreich über, der ihnen Freundſchaft und Schutz verſprach, worauf ſie bauen konnten. Die größeren Städte in Maine und der Normandie hielten zwar noch zu Johann und zeigten einigen Widerſtand; aber theils durch größere Macht und Geſchicklichkeit im Kriege, theils durch politiſche Vergünſtigungen war der größere Theil bewogen, ſich Philipp zu unter-

werfen, ehe noch zwei Monate verflossen waren.

Der Krieg wurde natürlich, wie es in jenen Zeiten immer der Fall war, durch Heerden von Plünderern begonnen, die bei dem ersten Aufruf „zu den Waffen" die Normandie überschwemmten, plünderten, verwüsteten und zerstörten, weder Geschlecht noch Alter schonten und durch ihre Frevel das Volk zwangen, sich freiwillig der Macht des französischen Königs zu unterwerfen, der allein ihnen hinreichenden Schutz zu gewähren im Stande war. Den Städten gab Philipp das Versprechen, daß sie freie Gemeinden unter königlichen Schutzbriefen werden sollten; den Baronen gab er Sicherheit in allen ihren Rechten und Privilegien; und dem Volke Frieden und Sicherheit. Bei diesen Versprechungen und da man sah, daß sie gehalten wurden, wo sie angenommen waren auf der einen Seite, und einer unermeßlichen siegreichen Armee auf der andern, war es durchaus nicht wunderbar, daß Triumph die königlichen Fahnen Frankreichs überall begleitete.

Johann floh furchtsam nach Guyenne, wäh-

rend der Graf von Salisbury mit geringer und wirkungsloſer Macht bemüht war, einigermaßen die Fortſchritte des Königs von Frankreich aufzuhalten. Schlachten fielen nicht vor; denn die Ungleichheit der beiden Armeen hinderte Wilhelm mit dem langen Schwerte, ein allgemeines Gefecht zu wagen; aber Belagerungen und Scharmützel folgten raſch hintereinander, und de Coucy hatte nun Gelegenheit, aus dem Becher des Ruhms zu trinken, nach welchem er ſo lange gedurſtet hatte.

An der Spitze der Vaſallen des Grafen von Tankerville, welche einen ſo glänzenden Zug bildeten, als irgend einer in der Armee, konnte er die hohen kriegeriſchen Talente entfalten, die bisher immer auf einen engeren Kreis beſchränkt geweſen waren. Er ließ keine Gelegenheit dazu unbenutzt, und in Paläſten und Häuſern durch ganz Frankreich hindurch, wo man nur von großen Thaten redete, ward der Name Guy de Coucy wiederholt.

Unterdeſſen hörte Iſidore vom Berge, die ſich noch auf dem Schloſſe Rolleboiſe befand, von Tag zu Tage von ihres Geliebten Waffen-

thaten; und wenn sie auch zuweilen für seine Sicherheit zitterte, mit der schüchternen Furcht, von der das Frauenherz auch in den Zeiten des Ritterthums nicht ganz frei war, so war sie doch, bekannt mit der Anregung, die ihn vorwärts trieb, stolz auf die Neigung, die sie eingeflößt hatte und erwiederte, und so oft der Name des jungen Ritters genannt wurde, funkelte ihr Blick, und ihre Wange glühte von Liebe, Hoffnung und Erwartung.

Ihr Vater, glaubte sie, werde nach dem schändlichen Versuche, den Wilhelm de la Roche Guyon sie zu entführen gemacht hatte — wovon sie die einzelen Umstände jetzt ganz genau kannte — sie nie zwingen, einen so niedrigen Verräther zu heirathen — und wer zeichnete sich so aus, um den Platz, den jener verloren hatte, zu gewinnen, wie Guy de Coucy? So flüsterte die Hoffnung; doch anders sprach die Furcht, und vielleicht hörte sie so oft auf die eine, als auf die andre.

Während dieser Zeit war der Graf von Auvergne von seiner Wunde genesen; und unter der Sorge seiner eignen Diener, die ihn nach

der von de Coucy gegebenen Anleitung wieder zu sich gebracht hatten, erlangte er bald neue Stärke — wenigstens des Körpers. Doch bemerkte man, daß zwar bei der außerordentlichen Erschöpfung durch den Blutverlust sein Geist weit heller und gesammelter gewesen war; daß aber seine geistigen Kräfte wieder abnahmen, wie er an Körperstärke zunahm. Sein Gefolge, das, ungeachtet der finstern Kälte seines Benehmens, mit treuer Vasallenliebe an ihm hing, bewachte ihn beständig; aber das war vergebens. Mit einer gewissen Verschlagenheit, die oft mit dem Wahnsinn verbunden ist, bemühte er sich, alle Augen zu täuschen, und er entfloh noch Einmal, ohne eine Spur zurückzulassen, auf der man ihn hätte verfolgen können.

Dies war die Lage aller Personen, die in dieser Erzählung vorkommen, gegen das Ende des Monats Junius. Da hörte plötzlich der Graf von Salisbury mit der Hand voll Leute, die ihn begleitet hatten, auf, um die königliche Armee herum zu schwärmen, und sie mit unaufhörlichen Scharmützeln zu plagen, wie er bisher gethan, und verschwand ganz, indem er

die Normandie offen und unvertheidigt ließ. Auf der Stelle verbreiteten sich tausend schwankende Gerüchte im Heere; aber die einzige richtige Nachricht war die, die man in des Königs Zelt brachte, als er nach dem Morgenmarsch mit Schreiben beschäftigt war:

„Nun," schrie Philipp, als Einer seiner thätigsten Spione vor ihn geführt war, „was hört man vom Grafen Salisbury? Nichts von Vermuthungen mehr! Gebt mir einige Gewißheit."

„Gnädiger Herr," antwortete der Mann, „ich bin jetzt gewiß; denn ich sah den Nachtrapp seiner Armee in vollem Marsch nach Boulogne. Indem ich das Kauderwelsch der Normannen nachmachte, sprach ich mit Einigen von den Leuten, und fand, daß das ganze Heer für Flandern bestimmt ist."

„Ha, so bald!" rief der König. „Ich wußte nicht, daß sie schon so weit gerüstet wären."

Aber um des Königs Worte zu erklären, müssen wir uns zu den Begebenheiten wenden, die außerhalb der unmittelbaren Grenzen Frankreichs vorgefallen waren und welche, während er in seinen eignen Landen von Sieg zu Siege

eilte, ihn durch das heimliche Bündniß seiner auswärtigen Feinde mit allen seinen unzufriedenen Vasallen zu überwältigen drohten.

XI.

Während der Kriege in Maine und in der Normandie war Johann abwesend, aber nicht unthätig gewesen; und was er durch seine Macht nicht bewerkstelligen konnte, beschloß er durch ein Bündniß zu Stande zu bringen. Viele Gründe zur Feindschaft gegen Philipp August gab es unter allen Monarchen, von deren Ländern sein Königreich umgeben war, und nicht weniger unter seinen eignen unmittelbaren Vasallen, und Johann sah ein, daß seine einzige Hoffnung, die Lehen wieder zu erlangen, die Philipp ihm entriß, nur darin bestehe, daß er seine Macht mit denen aller Feinde des französischen Königs vereinige, und ihn mit ihren gesammten Kräften vom Throne stoße.

Der König von England fand keinen Widerspruch gegen diese Pläne der Politik. Otto Kaiser von Deutschland, hatte an Philipp einen unablässigen und unversöhnlichen Gegner gefunden. Philipp war es, der sich vorzüglich seiner Wahl widersetzt hatte, Philipp war der, welcher Bewerber nach Bewerber gegen ihn erhoben hatte. Es war Philipp, der seine letzten Streitigkeiten mit dem reizbaren Pabst benutzt, ihm selbst nach seiner Krönung einen Nebenbuhler entgegen gestellt und den größeren Theil des oberen Deutschlands in die Hände Friedrichs von Sicilien gegeben hatte. Daher dürstete Otto nach Rache, und der Vorschlag eines allgemeinen Bundes gegen den König von Frankreich erfüllte nun seine Hoffnungen und kam seinen Bemühungen zuvor.

Ferrand, Graf von Flandern, war nicht weniger leicht für die Theilnahme gewonnen. Einer der größten Vasallen der französischen Krone, mit Besitzungen von größerer Ausdehnung, als das königliche Erbgut selbst, war er immer eifersüchtig auf Philipps wachsende Macht gewesen, und hatte durch manchen Bruch seiner Lehns-

pflichten ſich bemüht, das Band lockerer zu machen, das ihn an ſeinen Lehnsherrn knüpfte. Aber aus dem Beiſpiele Johanns ſah er jetzt, daß ſolche Pflichtübertretung nicht ungeſtraft hingehen werde. Zum Haſſe und zur Furcht geſellten ſich noch ehrgeizige Hoffnungen. Er hatte die Ausſicht auf Unabhängigkeit und unermeßliche Vergrößerung ſeiner Ländereien, als die unausbleibliche Folge von Philipps Sturz, und daher war er Einer der Erſten, die in den Bund traten. Da ein ſo bedeutendes Bündniß Einmal geſchloſſen war, traten tauſend kleinere Fürſten dazu, die begierig waren, die Beute zu theilen. Die Herzöge von Brabant und Limburg, die Grafen von Holland, Namur und Boulogne, Vaſallen des Königs von Frankreich, oder nicht, Alle fanden einen Beweggrund, ſich gegen ihn zu vereinigen, und eine Entſchuldigung für ihr Gewiſſen, indem ſie die Ergebenheit, die ſie gelobt, aufgaben.

Zu gleicher Zeit war die Unzufriedenheit der Vaſallen Philipps im Innern des Königreichs groß und im Wachſen. Die unermeßlichen Schritte, welche die Gewalt des Alleinherrn unter ſei-

ner Leitung gethan hatte, das schnelle Wachsen der Gewalt, die sie selbst durch ihr Urtheil gegen Johann in seine Hände gegeben hatten, das bedeutende Wachsen des unabhängigen Kronguts, welches seine schnelle und glückliche Vollstreckung jenes Urtheils ihm gegeben hatte, ließ jeden Baron für seine eigne Macht zittern, während zugleich Philipps Beschützung der Gemeinden, seine Einmischung in Sachen der Justiz und des allgemeinen Rechts, und die Klagen, die er in seinem Gericht als Oberherr gegen die Entscheidungen seiner großen Vasallen zuließ, machten auch jeden für das Bestehen des Feudalsystems zittern.

Johann trug Sorge, die Unzufriedenheit und Furcht zu vergrößern. Tausend Gerüchte wurden über Philipps Pläne und Absichten verbreitet. Einige erklärten, daß sein ehrgeiziges Gemüth nie Ruhe haben werde, bis er das Reich Karls des Großen wieder hergestellt — bis er die Macht der Barone gebrochen, und die Verwaltung der Justiz in ihren Territorien ihren Händen entrissen haben würde. Einige sagten, daß seine Pläne schon entworfen seyen, ihre

Burgen nieder zu werfen und ſich ihrer Länder zu bemächtigen; und es gab in der That kein Gerücht, ſo übertrieben es auch ſeyn mochte, das die Beſorgniſſe und Eiferſucht der franzöſiſchen Edlen gegen ihren König erregen konnte, das nicht klug erſonnen und emſig in Umlauf gebracht wurde.

Einige glaubten, und Einige gaben vor zu glauben; und man hörte aus allen Theilen des Königreichs von nichts, als von Vorbereitung zur Empörung.

Unterdeſſen verfolgte Philipp, wie wir ſchon gezeigt haben, unabläſſig ſeine Operationen gegen Johann, um ſo beſorgter wegen des glücklichen Fortgangs, weil er wußte, daß eine einzige Niederlage auf Einmal das Ungewitter auf ſein Haupt herabrufen werde. Er ließ ſich von ſeinem Unternehmen durch keine Drohungen irgend einer Art abbringen, da er ſich hinreichende Unterſtützung unter ſeinen Baronen geſichert zu haben glaubte, um ſeine auswärtigen Feinde zurückzuſchlagen und Empörung im Innern zu beſtrafen. Auch ſah er mit der durchdringenden Klugheit, die eine ſeiner Haupteigenſchaf-

ten war, daß ſich Leidenſchaften unter den Bund ſeiner Feinde miſchten, die ihre Kraft ſchwächen, wo nicht ſie ganz entzweien würden. Dieſe Leidenſchaften waren nicht das Mißtrauen und die Eiferſucht untereinander, die oft die edelſten Bündniſſe zerſtören; ſondern vielmehr jenes wilde und begierige Trachten nach den großen und bedeutenden Umgeſtaltungen, welche nur durch das Hinzutreten vieler unbedeutenden aber zuſammenwirkenden Urſachen hervorgebracht werden können.

Die Pläne der Verbündeten wurden größer, als ſie ihre Macht wachſen ſahen. Ihr erſter Zweck war nur, Philipp Auguſt zu bekriegen. Vielleicht war der urſprüngliche Plan nur geweſen, ſeine Macht zu beugen und ihn auf den Standpunct ſeiner Vorfahren zurückzuführen. Allmälig aber beſchloſſen ſie, ihn und ſein Geſchlecht vom Throne zu ſtoßen, und da ſie auf ſicheren Erfolg rechneten, theilten ſie in einem Vertrag ſeine Länder unter ſich. Otto erhielt ſeinen Theil, Johann den ſeinigen, Ferrand von Flandern verlangte Paris und das ganze umliegende Land für ſich. Alle von Philipp ein-

geführten Geſetze und Gebräuche ſollten abgeſchafft, und das Feudalſyſtem ſo wieder hergeſtellt werden, wie es vor einem und einem halben Jahrhundert geweſen war. Man beſchloß noch verſchiedene andere Veränderungen; aber was hauptſächlich darauf berechnet war, ihren Bund zu zerſtören, war der Beſchluß, die Macht der Kirche anzugreifen, und ihre Beſitzungen unter die Barone und Ritter zu vertheilen.

Johann hatte die Geißel einer päbſtlichen Strafe gefühlt; und obgleich die kirchliche Gewalt ausgeübt wurde, um Otto auf den Kaiſerthron zu erheben, hatte er ſeitdem auch die Größe der Herrſchaft der Kirche kennen gelernt, und war ein Feind der Regierung geworden, die ihn früher unterſtützt hatte. Man ſprach von nichts Geringerem, als von einer Einſchränkung der päbſtlichen Macht und daß man ſich der unermeßlichen Reichthümer der Geiſtlichkeit bemächtigen wolle.

Pabſt Innocenz hörte das und zitterte; und obgleich er den erſten Grund zu dem Bunde gegen den König von Frankreich gelegt hatte, ſah er nun Folgen, die darüber hinausgingen und

gab ſich alle Mühe, den Bund in ſeinem Fortſchreiten aufzuhalten, den Haß, den er gegen Philipp in ſeinem Gebiet entzündet hatte — die Furcht, die er erregt, und die Eiferſucht, die er gereizt hatte, trugen jetzt ihre Früchte, und ſie verſprachen eine bittre Ernte gegen ihn ſelbſt. Wenn er den bevorſtehenden Krieg betrachtete, der mit unbegreiflicher Schnelligkeit den Gipfel der Wuth erreichte, ſo drohte Gefahr, welche Partei auch ſiegen würde. Den König von Frankreich vermeinte er jedoch einigermaßen in ſeiner Gewalt zu haben, ſo lange die Scheidungsfrage noch unentſchieden blieb, und daher wurden die Zweifel und Zögerungen der römiſchen Kirche noch über ihr gewöhnliches Maas hinausgezogen.

Der Bund war nicht ſo heimlich zu Werke gegangen, als daß das Gerücht davon nicht die Ohren Philipp Auguſts hätte erreichen ſollen. Doch hatte man Sorge getragen, daß die unmittelbaren Zurüſtungen ſo heimlich als möglich gemacht wurden, und ſo erhielt er den erſten Wink, daß die Bundestruppen wirklich gegen ihn im Felde wären, durch die Bewegung des Grafen von Salisbury nach Flandern zu.

Von dieſem Augenblick aber kam Poſt über Poſt hageldick, und meldete die verſchiedenen Bewegungen der Armee. Hundert und funfzig tauſend Mann waren ſchon an den Ufern der Schelde verſammelt. Johann von England war mit dem Heere zu Poitou, und mehr als zwanzig feſte Plätze hatten ſich ihm ohne Schwertſtreich unterworfen. Otto's kaiſerliches Banner flatterte im Winde, und jede Stunde ſtrömten neue Tauſende herbei, als ob ſein gothiſcher Name die Myriaden des Norden zu einem neuen Einfall in die civiliſirtere Welt zuſammen gerufen.

Gleichzeitig offenbarten ſich Aufruhr und Unzufriedenheit in jedem Theile von Languedoc, und einige der nächſten Verwandten und älteſten Freunde des Königs von Frankreich vergrößerten die Reihen ſeiner Feinde. Dies waren die Nachrichten, die jeder Courier brachte, und ſo waren die Mächte, die das Königreich Frankreich zu überſchwemmen und ſeinen Thron umzuſtürzen drohten, beſchaffen.

Es wäre unrichtig, zu ſagen, daß Philipp Auguſt eine ſo mächtige Verbindung gegen ſich

ohne Unruh sah; aber es war nicht die Unruh eines schwachen und ohnmächtigen Geistes, der Schwierigkeiten nachgibt und vor Gefahr zurückbebt. Er hatte nicht sobald von der Größe gehört, zu der die Rüstungen seiner Feinde angewachsen waren — eine Größe, die man nicht ganz vorher erwartet hatte — als er sein Aufgebot ergehen ließ und den Ban und Arrièreban von Frankreich berief, bei Soissons sich zu versammeln und alle Guten und Getreuen in seinem Lande zur Hilfe entbot.

Wenn auch die Armee, die er musterte, an Zahl der seiner Feinde nachstand, so war sie doch nicht ganz unbeträchtlich. Da zeigte sich die Dankbarkeit der Gemeinden gegen den König, der sie frei gemacht hatte. Durch ihre Schutzbriefe waren sie gehalten, eine gewisse Anzahl von Bewaffneten in Zeiten der Noth zu stellen; aber bei dieser Gelegenheit hat man allen Grund zu glauben, daß sie bei weitem mehr als ihren Antheil stellten.

Auch der Edlen und Ritter waren nicht wenige, die bei der Musterung zu Soissons erschienen. Selten hat sich die französische Ritter-

ſchaft in einem ſchöneren Glanze gezeigt, und daß ſie an Zahl weit geringer waren, wurde mehr als aufgewogen durch ihren Eifer und ihren Waffenruhm.

Zuerſt zog vor dem König, der auf ſeinem Schlachtroß ſaß, umgeben von den Truppen ſeines Kronguts, ſein getreuer Vaſall Eudes, Herzog von Burgund, vorüber, und ihm folgten alle ſeine Vaſallen, Vavaſſoren und Ritter mit einem langen Zuge von vielen tauſend Bogenſchützen und Bewaffneten aus allen Ländern des königlichen Herzogthums.

Hierauf kam Thibalt von Champagne, noch ein Knabe, aber begleitet von ſeinem Oheim Philipp und von einem Gefolge von Rittern und Soldaten, das für ſich eine Armee bildete. Dann folgten die Grafen von Dreux, Auxerre, Pouthieu und St. Paul, jeder mit einem langen Zuge von Bewaffneten. De Coucy führte die Truppen von Tankerville, die Herren von Montmorency, Malvoiſin, St. Valary, Mareſul und Roye, mit dem Vicomte von Melun, und dem berühmten Guillaume des Barres, folgten. Die Truppen, welche die Geiſtlichkeit freiwillig

ausgehoben hatte, und die Bogenschützen und Bewaffneten, die von den freien Städten gestellt wurden, schlossen den Zug, und bildeten eine Armee von wenigstens achtzig tausend Mann, alle geschmückt mit glänzenden Pannieren und wehenden Helmbüschen, die dem Ganzen das Ansehn von Glanz und Gepränge gaben, welches Enthusiasmus erregt, und Hoffnung nährte.

Des Königs Augen glänzten vor Freude, als er auf sie sah, und da er sich seiner eignen großen Geisteskräfte bewußt war, die edle Armee vor ihm zum besten Gelingen zu führen, zweifelte er nicht länger am Siege.

„Nun," sagte er bei sich selbst, da er an Alles dachte, was die letzten wenigen Jahre ihm gebracht hatten — die Demüthigung, die ihm der Pabst zugefügt hatte — den Schmerz bei der Trennung von Agnes — das Gelübde, welches ihm abgenöthigt worden war, sie nicht sehen zu wollen, bis das Concilium seine Scheidung anerkannt hätte, wenn dies Urtheil in sechs Monaten gefällt seyn würde — das lange Zögern der römischen Kirche, die ihre Berathungen fast über diese Periode hinausgedehnt hatte —

der Verrath, den das Verfahren des Innocenz unter seinen Vasallen veranlaßt hatte, untermischt mit der Erinnerung an zerrissene Liebe, und manches bittre Unrecht; — „nun wird es an mich kommen, zu triumphiren. Agnes! bald werde ich dein seyn, oder im Grabe! Den Mann will ich sehen, Prälat oder Fürst, der, wenn ich Einmal wieder deine Hand fest halte, es wagt, sie mir zu entziehen! Nun, nun!" murmelte er, „jetzt kömmt es an mich!"

Während er einen Theil seines neuen Heeres abschickte, die Truppen des Königs Johann in Poitou aufzuhalten, marschirte Philipp August, ohne einen Augenblick zu verziehen, gegen die Hauptarmee der Verbündeten in Flandern.

Alle Schrecken eines großen Kriegszuges folgten bald den Haufen der Plünderer und Abentheurer, die vor der Armee einherzogen, und Alles verbrannten, plünderten und zerstörten, sobald sie das Gebiet des Königs verlassen hatten. Die Armee fand nichts mehr, als dampfende Ruinen, verwüstete Felder und die Leichname von Weibern und Kindern unter halbverzehrten todten Vieh und den zerbrochenen Geräthen der

Industrie und häuslicher Bequemlichkeit. Es war ein mitleidswerther und trauriger Anblick, alle schönen Wohnungen eines Landes zerstört, die Hoffnungen von eines Jahres Arbeit ganz verwüstet, die geschäftigen menschlichen Ameisen, die dort gearbeitet und sich gefreut hatten, hinweggerafft zu sehen, als ob der Flügel der Pest die Oberfläche der Erde abgekehrt hätte, oder sie ermordet in ihren verlaßnen Wohnungen liegend zu finden.

Philipp August, gebildeter als seine Zeitgenossen, bemühte sich, die Grausamkeit des Kriegs durch manche Proclamationen gegen alle unnützen Gewaltthätigkeiten zu mildern, aber in jener Zeit war eine solche Proclamation vergeblich; und schon das Entblößen von des Krieges Flammenschwerte verbrannte das Land, ehe es schlug.

Unterdessen marschierte das kaiserliche Heer, das zu mehr als zwei hundert tausend Mann angewachsen war, eifrig gegen den König, und fast zu gleicher Zeit kamen alle Heere in der Gegend von Tournay an.

Beide Anführer verlangten nach einer

Schlacht, doch war der Muth von Philipps Truppen seit dem Weggange von Soissons einigermaßen gesunken. Ferrand von Flandern und seine Verbündeten hatten mit außerordentlicher Kunst Einige von den Anhängern des französischen Königs, auf ihre Seite zu ziehen gewußt und Mißtrauen und Verdacht in vielen Andern erregt, so daß Philipps Vertrauen auf seine Truppen erschüttert und die Meisten der Führer unter einander uneinig waren.

So zweifelhaft stand es um die königliche Armee, als Philipp zu Tournay ankam und erfuhr, daß der Kaiser mit seiner ganzen Macht in dem Dorfe Mortain, zehn Meilen von der Stadt, ein Lager aufgeschlagen hatte; aber noch immer war der König entschlossen, Alles auf eine Schlacht zu setzen; denn wenn schon seine Truppen schwächer waren, so fühlte er, daß sein eigner überlegner Geist eine Armee war, und er sah, wenn die Unzufriedenheit, von der man sprach, unter seinen Baronen wirklich herrschte, werde Zögern sie nur zehnfach vergrößern.

Der Abend war hereingebrochen und alle

Vorbereitungen waren gemacht; er hatte seine Barone in einer Stunde zur Berathung berufen, saß in einem großen Zimmer des alten Schlosses zu Tournay und hatte Befehl gegeben, daß man ihn nicht stören solle.

Er fühlte ein Verlangen nach ruhigem Nachdenken. Die letzten Monate waren ganz der Kraft des Handelns geweiht gewesen; seine Ueberlegungen waren nichts als ewige Berechnung — Beschlüsse über seine eignen Bewegungen, und Enträthselung derer des Feindes — Pläne zu Schlachten und politischen Maaßregeln und alle die tausend Sorgen die auf dem Feldherrn einer großen und schlecht organisirten Armee lasten. Es ist wahr, er hatte tief und beständig nachgedacht; aber er hatte keine Zeit zu den großen und bedeutenderen Gedanken, die den Geist immer erheben und veredeln, wenn er ihnen nachhängt. Obgleich auch Agnes noch immer der geheime Gegenstand war, der seiner Kraft Leben und Bewegung gab, — obgleich er sie noch mit der tiefen mächtigen Liebe liebte, die das Herz nur selten mit dem Ehrgeiz theilen darf — obgleich sie wirklich das Ziel

seines Ehrgeizes war, und obgleich die Schlacht, zu der er sich anschickte, wenn sie gewonnen wurde, eine Macht in seine Hand geben mußte, daß Niemand es wagen würde, sie ihm zu entreißen — so hatte er bisher doch keinen Augenblick auf diese ruhigeren, süßeren, freundlicheren Gedanken zu verwenden gehabt, wo das Gefühl sich mit Ueberlegung vermischt und den Geist nach kleinlicher Berechnung und Alltagssorgen erquickt. Gewiß es sind in der menschlichen Seele zwei einzelne Theile zusammen gekettet — Fühlen und Denken: — das Denken, das empfängt, trennt, forscht und schließt; — das Gefühl, welches hofft, wünscht, genießt und schafft.

Philipp August aber empfand einen Drang nach dem ruhigen Nachdenken, woran das Gefühl den meisten Theil hat; und seine Augen mit seinen Händen bedeckend, gab er sich demselben gänzlich hin. Der nächste Tag sollte ein Tag des Blutvergießens und des Kampfes werden — ein Tag der ihn vom Throne stoßen oder mit unsterblichem Ruhm krönen konnte, — ihn als Leichnam auf dem Schlachtfeld lassen,

oder seine Macht und seinen Ruhm vergrößern und ihm Agnes wiedergeben konnte. Er dachte lange und tief darüber nach. Er dachte an Agnes Schmerz, wenn sie erführe, daß ihr Geliebter, ihr Gemahl, durch seine Feinde gefallen sey und er quälte sein eignes Herz, indem er sich ihren Schmerz malte. Dann kamen wieder angenehmere Erscheinungen. Die Hoffnung stieg in ihm auf, und wuchs zur Erwartung; er stellte sich ihre Freude vor, wenn er mit dem Lorbeer des Sieges gekrönt und den machtlosen Donner der römischen Kirche verlachend, sie noch einmal in seine Arme schließen und auf den Nacken seiner Feinde treten lassen könnte. Seine Brust war vielleicht nicht frei von Ehrgeiz und seine Gedanken richteten sich auf zukünftige Eroberungen und mächtige Pläne von Verbesserung und Vergrößerung; aber immer hatte Agnes Theil daran. Auf dem Siegeswagen, oder auf dem kaiserlichen Throne, setzte sie die Phantasie immer an seine Seite.

Sein Traum wurde durch einen lebhaften Fußtritt und die Worte „mein Herr," unterbrochen, und indem er die Augen öffnete, er-

blickte er Guerin, der hinter der Tapete hervorkam, die über die Thür herabfiel.

„Was giebt's, Guerin?" rufte der König etwas ungeduldig, „was giebt's?"

„Gnädiger Herr," entgeguete der Miniſter, „ich würde nicht geſtört haben; doch habe ich eben einen Mann geſehen, der Nachrichten aus dem feindlichen Lager bringt, von ſolcher Wichtigkeit, daß ich glaubte, Ihr würdet ihm gern Euer Ohr leihen."

„Kennſt Du den Mann?" fragte Philipp: „ich liebe Spione nicht."

„Ich kann nicht mit Gewißheit ſagen, daß ich ihn ſchon einmal geſehen habe, antwortete der Miniſter, obgleich mir ſein Geſicht bekannt vorkömmt. Doch ſagte er, daß er Fußknecht des Prinzen Arthur geweſen ſey, der ihn zu Tours gemiethet habe, und er gibt eine ſo anſchauliche Erzählung von der Einnahme von Mirabeau und den hierauf folgenden Unglücksfällen, daß ſeine Erzählung nicht zu bezweifeln ſcheint. Er ſagt ferner, daß er dort mit den Uebrigen gefangen wurde und Lord Saliſbury ihn bei ſich behielt, eines ſeiner Pferde zu be-

sorgen, bis er, sich der königlichen Armee so nahe befindend, als ein ehrlicher Mann entflohen sey."

„Laßt ihn herein," sagte der König; „seine Erzählung ist wahrscheinlich."

Guerin entfernte sich auf einen Augenblick, und kam dann mit einem derben, gewaltigen Mann zurück, dessen kurzes abgeschnittenes Haar und langer Bart seinem Gesicht ein Aussehn gaben, das von dem eines damaligen Franzosen ganz verschieden war: so daß Philipp ihn mit einigen Zweifeln ansah.

„Wie, Kerl! rief er, Du bist gewiß ein Polak, kein echter Franzos mit Deinem Eremitenbarte und dem Igelhaar."

Des Mannes Zunge bewies aber sogleich, daß er Frankreich mit Recht sein Vaterland nannte, und sein ungewöhnliches Aussehn sey, erzählte er, eine Wunderlichkeit des Grafen von Salisbury.

„So antworte mir," sagte der König mit einem etwas finstern Blick auf ihn. „Wo waren Eure Zelte in dem feindlichen Lager aufgeschlagen? — Ihr werdet sehen, daß ich ihre

Stärke eben ſo gut kenne, als Ihr, und wenn Ihr mich täuſcht, ſterbt Ihr.“

„Die Zelte des Grafen von Salisbury ſind aufgeſchlagen zwiſchen denen des Grafen von Holland und den Truppen des Kaiſers,“ Euch zu dienen, Sire, erwiederte der Mann kühn. „Ich kam, die Wahrheit zu ſagen, nicht, Euch zu betrügen.“

„In Einem habt Ihr die Wahrheit geſagt,“ erwiederte der Monarch. „Noch eine Frage,“ fuhr er fort, indem er auf einige Notizen ſah, die auf dem Tiſche lagen — „noch eine Frage und Du ſollſt Deine Erzählung auf Deine eigne Weiſe erzählen. Welche Truppen liegen hinter denen des Herzogs von Brabant und wie ſtark ſind ſie an Zahl?“

„Die nächſten Zelte hinter denen des Herzogs von Brabant,“ entgegnete der Mann, „ſind die des Herzogs von Lothringen, die ſich, wie man im Lager ſagt, auf neun hundert Ritter und ſieben tauſend Bewaffnete belaufen.“

„Die Stellung haſt Du richtig angegeben und die Zahl beinahe,“ ſagte der König. „Daher will ich Dir glauben. Nun wiederhole die

Nachrichten, die Du diesem guten Ritter mitgetheilt hast.“

„Euch zu dienen, Sire,“ erwiederte der Mann mit einer Kühnheit, die fast erzwungen schien; „in letzter Nacht wurde im Zelte des Kaisers Rath gehalten, und der Graf von Salisbury wählte mich, sein Pferd nahe am Eingang des Zeltes zu halten — denn er ist ein so stolzer Engländer, als je einer Sporen angelegt hat; und obgleich alle andern Fürsten sich begnügten, ihre Pferde vor der zweiten Wache zurück zu lassen, mußte er bis zur Thür des Zeltes reiten und sein Pferd dort halten lassen, bis er herauskam.“

„Bei meiner Ehre! das sieht ihrem Inselstolze ähnlich!“ sagte der König. „Jeder Engländer dünkt sich einem Fürsten gleich. Aber fahre in Deiner Erzählung fort, und sey kurz, denn die Stunde der Versammlung kömmt heran.“

„Meine Geschichte ist sehr kurz, Sire,“ entgegnete der Mann, „denn ich hörte nur wenig. Als sie aber im Zelte einige Zeit leise gesprochen hatten, ertönte des Kaisers Stimme sehr laut,

als wenn Jemand ihm widerſprochen hätte, und ich hörte ihn ſagen: Er wird gegen uns ziehen, wie groß auch die Gefahr ſeyn mag — ich kenne ihn; und dann wollen wir ſie im Engpaß von Damarets niederhauen, Mann für Mann, denn Herr Guy de Coucy hat verſprochen ihren Rückzug mit den Leuten von Tankerville zu verhindern; — und er wird ſein Wort halten! ſchrie der Kaiſer laut, als wenn jemand ungläubig geſchienen hätte, denn wir haben ihm die Hand ſeiner Geliebten, der Tochter Julians vom Berge verſprochen, wenn wir den Sieg gewinnen."

„Ha!" ſchrie der König, ſeine Augen von dem Geſichte des Erzählers auf Guerin wendend, — „Ha! das iſt Verrath, in der That! Sagten ſie ſonſt noch etwas, Kerl, was Ihr hörtet?"

„Sie ſprachen davon, daß in Eurem Heere viele Verräther ſeyen, Sire," antwortete der Mann; „aber ſie nannten keinen außer Guy de Coucy, und grade da hörte ich den Grafen von Salisbury reden, als wenn er auf die Oeffnung des Zeltes zuginge. Wenn Philipp ſeinen Ver-

rath entdeckt, ſagte er, wird er ihm den Kopf abſchlagen und dann iſt Euer Plan zu nichte gemacht. Im Sprechen kam er heraus, und da er mich nahe am Zelte ſtehen ſah, befahl er mir zornig, weiter hinwegzugehn, ſo daß ich nichts mehr hörte."

„Nehmt Herrn Guy de Coucy in Haft," ſagte der König zu Guerin. „Beim heiligen Kreuz! wir wollen des Grafen von Salisbury Rath befolgen und haben dann einen Verräther weniger im Lager!"

Als er dieſe Worte hörte, funkelten die Augen des Erzählers von einer Freude, die dem ſcharfen beobachtendem Blicke des Königs nicht entging; aber weil er gewiſſere Kunde zu bekommen hoffte, dankte er ihm mit herablaſſender Würde für die gegebenen Nachrichten, und hieß ihn unter den Soldaten unten warten, bis die Verſammlung vorüber ſeyn werde, wo dann der Kanzler ihm zur Belohnung für ſeine Dienſte eine Börſe mit Gold geben werde. Der Mann entfernte ſich mit einem tiefen Bückling. „Folgt, Guerin," ſchrie Philipp eilig. „Laßt Einige der Trabanten genau auf ihn Acht geben, aber

laßt ihn gut behandeln. Wenn's möglich iſt, bringt ihn zum Schwatzen. Aber laßt ihn auf keinen Fall entkommen. Nehmt den de Coucy doch in Haft, obgleich ich die Erzählung in Zweifel ziehe.

Guerin wendete ſich ab, um zu gehorchen; aber in demſelben Augenblick öffneten die Pagen von Außen die Thüren des Zimmers und ließen die Barone, die zur Verſammlung berufen waren, eintreten.

Es folgte ein Augenblick der Unordnung; und ehe Guerin den König verlaſſen konnte, war der Mann, der die eben gehörte Erzählung gebracht hatte, hinweg und nirgends zu finden.

Ein ſo verdächtiger Umſtand bewog Guerin, die ſtrengen Maaßregeln, die der König gegen de Coucy befohlen hatte, unbefolgt zu laſſen, bis er mit dem König über dieſe Sache geſprochen haben würde. Er ſchickte aber nach des jungen Ritters Wohnung, daß derſelbe zu einem wichtigen Geſchäft nach dem Schloſſe kommen ſolle; da brachten ſeine Diener die Nachricht zurück, daß de Coucy ſelbſt, ſein Diener Hugo de Barre, der damals durch ſeinen Herrn los-

gekauft war, sein Page und ein kleiner Haufe von Lanzenknechten, seitdem das Lager fertig sey, abwesend wäre und niemand wisse, wohin sie gegangen seyen.

Guerin runzelte die Stirn; denn er hätte viel auf de Coucy's Ehre gebaut; aber seine Abwesenheit in einem so entscheidenden Augenblick war schwer zu entschuldigen. Er kehrte sogleich zu Philipp zurück, und fand die Versammlung noch bei den Berathungen: Einige waren der Meinung, daß es besser sey grade vorwärts nach Mortain zu marschieren, und den Feind ohne Zeitverlust anzugreifen; andere riethen zum Rückzug nach Perronne.

Gewichtige Gründe waren auf beiden Seiten vorgebracht worden, und in dem Augenblick wo Guerin eintrat, war Alles still geworden, weil man des Königs Entscheidung abwartete. Aber Guerin trat zu dem Monarchen, beugte sich neben ihm nieder und unterrichtete ihn mit leiser Stimme von dem, was er eben gehört hatte.

Der König hörte zu, runzelte die Stirn und heftete seine Augen auf den Tisch, bis Guerin zu Ende war. Dann richtete er den Kopf in

die Höhe, dachte einen Augenblick nach, und ohne von dem, was der Miniſter geſagt hatte, unmittelbar Notiz zu nehmen, ſprach er ſeine Entſcheidung vor der Verſammlung aus.

„Edle Herren,“ ſagte er, „wir haben Eure Meinungen über die Führung des Krieges angehört und erwogen; aber verſchiedene Umſtände bewegen uns, beide zu verändern, oder vielmehr eine Mittelſtraße zwiſchen ihnen zu wählen. Ziehen wir gegen den Feind bei Mortain, ſo ſetzen wir uns einem außerordentlichen Nachtheil im Engpaß von Damarets aus. Dieſe Betrachtung ſtellt ſich auf der einen Seite entgegen; was die andre Seite betrifft, ſo ſoll man nie ſagen, daß Philipp von Frankreich vor ſeinen Feinden floh, wenn er von ſo vielen braven und getreuen Pairs, als wir hier um uns ſehen, unterſtützt war;“ und der Monarch ließ ſein Adlerauge ſchnell von Angeſicht zu Angeſicht ſtreifen mit einem Blick, der, ohne Zweifel zu zeigen, mit einem Male den Ausdruck eines Jeden, als er ſprach auffaßte. „Unſer Entſchluß iſt demnach, morgen früh aufzubrechen, als wenn wir nach Lille wollten und am folgenden

Tage durch die offnen Ebnen dieſes Landes zu ziehen und den Feind von der Seite anzugreifen, ehe er unſern Plan erfährt. Daher bitte ich Euch, edle Pairs, ſobald der Morgen dämmert, habet Eure Leute unter Euren Panieren verſammelt und wir wollen gegen unſern Feind ziehen, der, das ſeyd verſichert, ſo ſchöne Verſprechungen er Euch auch macht, nicht nur der Feind Philipps, ſondern jedes echten Franzoſen iſt. Ihr fechtet für Euren Heerd und Eure Heimath, und wo iſt der Mann, der in einem ſolchen Kampfe nicht muthig fechten ſollte? für dieſe Nacht, Ihr Herren, lebet wohl! Morgen treffen wir uns mit dem erſten Sonnenſtrahl."

Bei dieſen Worten brach die Verſammlung auf und die Barone empfahlen und entfernten ſich, Einige ſehr zufrieden mit dem Plane des Königs, einige murmelnd, daß ihre Meinung nicht angenommen war und Einige vielleicht unzufrieden mit einem Plane, der dem Bunde, gegen welchen ſie bewaffnet erſchienen, Mißlingen drohte.

„Es iſt ſeltſam, Guerin! es iſt ſeltſam!"

rief der König aus, als seine Pairs hinausgegangen waren. „Ich fürchte wir haben Verräther unter uns! — doch will ich nicht glauben, daß de Coucy falsch ist. Seine Abwesenheit ist nicht zu erklären; aber verlaß Dich darauf, sie hat eine gute Veranlassung; und doch dieses Stallbuben Erzählung gegen ihn! Sonderbar! Ich habe auch mein Bedenken gegen einige Gesichter, die ich eben erst gesehen habe. Aber ich werde sie auf die Probe stellen, Guerin — ich werde sie auf die Probe stellen; und wenn sie Verräther sind, sollen sie sich selbst zur Hölle verurtheilen!"

Wie der König befohlen hatte, mit dem ersten Sonnenstrahl, war die Armee unter den Waffen. Sie war in einer langen Linie unter den Mauern von Tournay aufgestellt und gewährte einen schönen, glänzenden Anblick, da die horizontalen Strahlen des frühen Morgens auf tausend Panniere schienen, und von zehn tausend Lanzen zurückblitzten.

Die Marschälle hatten sie kaum geordnet, als der König auf einem vortrefflichen schwarzen Streitroß, und von Kopf bis zu den Füßen

bewaffnet, aus dem Schlosse herab kam. Er ritt langsam von einem Ende der Reihe zum anderen, seinen Helm beugend, zur Antwort auf das Vivatrufen und Freudengeschrei der Truppen und ritt dann zum Mittelpunct der Armee zurück. Um seinen Helmbusch sah man die goldnen Lilien der Krone Frankreichs, und hinter ihm bemerkte man zwei von seinen Dienern, die einen großen Weinbecher, Hanap genannt, und ein scharfes bloßes Schwert trugen.

Am Centrum hielt der König und hob das Visier in die Höhe, daß nun Jeder sein ruhiges, stolzes und würdevolles Antlitz sehen konnte. Auf ein Zeichen des Monarchen kamen zwei Priester herbei, die ein großes silbernes Kreuz und einen kleinen Laib Brod trugen, was ihnen Philipp aus den Händen nahm; und nachdem er das Brod mit der Schärfe des Schwertes, das sein Diener trug, in Stücken geschnitten hatte, legte er diese in den Becher und goß ihn voll Wein.

„Barone von Frankreich!" rief er mit lauter Stimme, die man in großer Entfernung hörte, — Barone von Frankreich! Ein schänd-

licher Lügner hat mir dieſe Nacht die Nachricht geſchickt, daß Verräther in meinem Rathe und Rebellen in meinem Heere ſeyen. Hier ſtehe ich vor Euch Allen, auf meinem Helme die Krone von Frankreich tragend; und wenn ein Einziger unter Euch iſt, der mich für unwürdig hält, die Krone zu tragen, ſo mag er auf der Stelle ſich von meinem Volke trennen und zu meinen Feinden gehen, er ſoll frei und unverletzt ziehen, mit Waffen und Gefolge, bei eines Königs Ehre! Aber die edlen Barone, die geſonnen ſind, mit ihrem Herrn zu fechten und zu ſterben, zur Vertheidigung ihrer Weiber, ihrer Kinder, ihrer Heimath und ihres Vaterlandes — laßt ſie herantreten, und in Gemeinſchaft mit ihrem König dieſes geweihte Brod eſſen, und den geheiligten Wein koſten; und verflucht ſey, wer dann dieſes Zeichen der Einheit und Brüderſchaft vergeſſen wird.

Lautes Beifallrufen der ganzen Armee war die erſte Antwort; und dann eilte jeder Baron ohne Ausnahme vor die Reihen und verlangte, nach Philipps Vorſchlag Beſcheid zu thun.

Aber während der Ceremonie drängte ſich ein langer ſtarker Mann durch die Uebrigen und rief: Gebt mir den Becher, gebt mir den Becher!

Als er ihn erhielt, hob er ihn erſt nach dem Munde, ohne das Viſier zu öffnen; aber ſeinen Irrthum bemerkend, ſchlug er es eilig zurück und zeigte das wilde Antlitz des Grafen Thibalts von Auvergne. Dann hob er den Becher wieder in die Höhe, und mit einer ſchnellen, aber anmuthigen Bewegung beugte er ſich tief gegen Philipp und trank etwas von dem Weine.

„Philipp, König von Frankreich, ich bin der Eurige bis in den Tod!“ ſagte er, als er getrunken hatte; und nachdem er einige Minuten ernſt in des Königs Antlitz geblickt hatte, wendete er ſein Pferd um und galloppirte zurück zu einem großen Haufen von Lanzenknechten, die hinter der Reihe ſtanden.

„Unglücklicher Mann!“ ſagte der König, und indem er ſich zu Guerin wendete, ſetzte er hinzu: „Laßt nach ihm ſehn, Guerin. Seht, wer mit ihm iſt.“

Auf dieſe Nachfrage wurde aber geantwortet, daß es der Graf von Auvergne ſey, mit ſeinen Vaſallen und Gefolge, um ſeinem Oberherrn Philipp Auguſt in ſeinen Kriegen als braver und getreuer Lehnsmann zu dienen.

Zufrieden damit, weil jener unter guter und ſorgfältiger Leitung ſtand, richtete der König ſeine Gedanken wieder auf andre Gegenſtände; und nachdem er den Baronen für ihre Bereitwilligkeit gedankt hatte, befahl er, daß die Armee nach Lille aufbrechen ſolle.

XII.

Zwischen Mortain und Tournay, auf einem engen Wege, mit Wällen auf beiden Seiten, deren Sträuche und Blumen mit dickem Staube bedeckt waren, ritten zwei von unseren alten Bekannten an demselben Morgen, an welchem die eben beschriebene Musterung der königlichen Armee Statt gefunden hatte.

Der Erste, mit Halsberge und Helm bewaffnet, wobei sein Ringkragen seinen langen Bart verbarg und der Helm das kurze Haar bedeckte, war nicht schwer, als Jodelle der Brabançois zu erkennen, den wir zuletzt unter Verkleidung vor Philipp August sahen. Neben ihm, bunter als je gekleidet, mit einer langen Pfaufeder auf seiner schwarzen Mütze, ritt Gallon, der Narr.

Obgleich zwei Personen von diesem Stande wohl Anspruch auf einige Diener gehabt hätten, so waren sie doch allein; und Jodelle, der Eile zu haben und nicht besonders mit seines Gefährten Gesellschaft zufrieden schien, sporute zu ei-

nem ſchnellen Schritt. Aber Gallon's Klepper, auf dem er noch einmal ritt, war von ihm ſelbſt dreſſirt worden, und trabte in einer gewiſſen Halsſtarrigkeit, der nicht zu entgehen war, dem Pferde des Coterel nach.

„Was folgſt Du mir, Narr, Teufel?“ ſchrie der Brabançois. — „Bleib weg! Wir treffen uns wieder. Fürchte Dich nicht! Ich habe Eile; und meinen Fluch den einfältigen Sachſen, die Dich gehen ließen, da ich ihnen befahl, Dich zurück zu halten, nachdem Du mich den ganzen Weg von Deinem Lager zu dem unſrigen in der vergangenen Nacht verfolgt hatteſt.“

„Ha, ha!“ ſchrie Gallon, und zeigte alle ſeine weißen Zähne bis zu dem Hinterſten, indem er Jodelle angrinzte. „Du biſt undankbar, Jodelle. — Ha, zu denken, daß ein Coterel undankbar ſeyn könnte. Hab' ich Dich nicht zwei Tage früher in alle Geheimniſſe Coucy's eingeweiht? Hab' ich vor fünf Monaten Deinen Hals nicht dem Henker entriſſen? Und nun, undankbarer Hund, mißgönnſt Du mir Deine ſüße Geſellſchaft. — Ha, ha! Ich, der ich Dich liebe, — ha, ha, ha! Ich, der ich Deine ergötzliche

Geſellſchaft genieße! — Ha, ha, ha, ha, ha, ha!“ und ſo ſchrie er lachend auf, als wenn ſchon der Gedanke an Einen, der einen Brabançois liebt, hinreichend wäre, die Welt mit Luſt anzufüllen. „So befahlſt Du Deinen dummen Sachſen, mich feſt zu halten, oder mich zu hängen, oder lebendig zu verbrennen, wenn ſie wollten, in der vorigen Nacht, — ach, und meine dürre Mähre dazu; indem Du ſagteſt, ſie ſey ein eben ſo großer Teufel, als ich ſelbſt. Ha, ha! Maitre Jodelle! Sie ſagten mir Alles. Aber ſie verliebten ſich in mein Geſicht, und ließen mich laufen, blos wegen der Lieblichkeit meines Angeſichts. Wer kann meinen wunderbaren Reizen widerſtehn?“ Und er verzerrte ſeine Züge, daß ſie nichts Menſchenähnliches behielten. „Aber ich will Dich quälen!“ fuhr er fort. „Ich will Dich nie verlaſſen, bis ich ſehe, was Du mit dem Packt in Deinem Buſen thuſt. — Ha, ha! ich will Dich plagen! Den Coucy hab' ich genug gequält für einen Schlag, den er mir einmal gegeben. — Ha, ha! das hab' ich! Nun glaube ich, das iſt abgethan, und ich will ihm einen guten Dienſt erzeigen!“

„Du wirſt ihm nicht mehr dienen, Narr!“ ſchrie Jodelle, und ſeine Augen blitzten von blutgieriger Freude. — „Auch ich habe ihn für den Schlag, den er mir gegeben, bezahlt, und für mehr, als das! Sein Kopf iſt jetzt herunter, Gaukler! Ich habe ſelbſt den Befehl geben hören — ja, und ich veranlaßte den Befehl! Ha! kannſt Du eine That, wie die, vollbringen?“

„Ha, ha, ha, ha, ha!“ kreiſchte Gallon, ſein Maul hierhin und dorthin fletſchend und ſich die Seiten vor Lachen haltend. „Ha, ha! Du Tölpel! Du Eſel! Du Dummkopf! Du Stumpf eines alten Baums! Bei Gott! Du mußt aber doch ein Witzkopf ſeyn, ein Stückchen von ſo ungewöhnlicher Dummheit zu erfinden. Ha, ha, ha, ha, ha! Dachteſt Du, ich würde Dir eine gute Erzählung gegen den Coucy gegeben und Gelegenheit, mit dem Kanzler ſelbſt zu ſprechen, verſchafft haben, ohne zuvor Sorge zu tragen, daß der Dich tödtende, hammerfäuſtige Mörder weggeſchafft würde? Ha, ha! Du Dummkopf! Ha, ha, ha! Gott! was für ein Eſel iſt ein Coterel! Ha, ha, ha!“

„Nicht ſo ein Eſel, wie Du träumſt, Teu-

fel!“ murmelte Jodelle, die Zähne zusammenbeißend, und war fast entschlossen, dem Narren, der neben ihm her ritt, einen Dolchstoß zu versetzen. Aber Gallon hatte immer wenigstens eines von seinen Augen auf seinen Gefährten geheftet, und Jodelle hatte von seiner außerordentlichen Behendigkeit und Stärke so viel gesehn, daß er vor Gallon einige Furcht hatte, und kaum wagte, sich mit ihm in ein ehrliches und gleiches Gefecht einzulassen. Er hatte lange genug seine Rache gezügelt, und er fühlte keine Lust, sie länger aufzuschieben, da der würdige Brabançois mehr als eine Ursache hatte, welche ihn bewegen mußte, sich so schnell wie möglich einer Person zu entledigen, auf welche man sich so wenig verlassen konnte, wie auf Gallon. Die einzige Schwierigkeit war nur, ihm einen Vortheil abzugewinnen.

Um diesen Zweck zu erreichen, war es nöthig, jeden Anschein von Zorn zu verbergen, damit der Gaukler seine Vorsicht fahren lasse. Jodelle glättete daher seine Stirn und stimmte nach einem Augenblick mit in Gallons Lachen ein. „Du bist ein pfiffiger Kerl,“ sagte er,

„Du biſt ein pfiffiger Kerl, Herr Gallon; aber in der That möchte ich gerne wiſſen, wie Du es angefangen haſt, um in einem ſolchen Augenblick den Ritter de Coucy von der Armee wegzulocken, wie Du mir erzählt haſt.“

„Ha, ha!“ ſchrie Gallon, „ha, ha! es war ſehr leicht. Wie fängſt Du einen Sperling, Sire Jodelle? Streuſt Du nicht einige Krummen aus? Nun, bei dem heiligen Kreuz, ich ließ ihn einen Fleiſchergang thun, am Fluß hinunter, um einen Haufen Feinde zu recognoſciren, von denen ich dem Pagen Ermold, dieſer dem Knappen Hugo und Hugo dem Ritter de Coucy vorgelogen hatte, daß er den Königlichen in die Flanke fallen wolle. Ha, ha! O ſeltſam!“

„Beim heiligen Petrus! Du haſt verrathen, was ich Dir vor zwei Abenden beim Wein vertraute!“ rief Jodelle. „Narr, Du wirſt meinen Dolch kennen lernen, wenn Du Dich nicht vorſiehſt.“

„O ſeltſam!“ ſtieß Gallon aus. „O ſeltſam! Wie, habe ich dem Ritter de Coucy Wahrheit berichtet, als ich ihm ſagte, daß Julian

vom Berge und Wilhelm de la Roche Guyon mit zehn tauſend Mann da ſeyen? Ha, ha! habe ich wahr geſprochen, Coterel? Sprich mir nichts von Dolchen, Lümmel, oder ich will Dir den meinen unter die fünfte Ribbe ſtoßen, und Dich kalt machen, wie die Knochen eines Gaules auf dem Anger. Ha, ha! ich glaubte, de Coucy würde mit ſeinen Soldaten hinziehen und mir den milchbärtigen Poltron, welcher einſt dieſes große Denkmal meiner Schönheit berührte, kreuzlahm machen." Bei dieſen Worten legte er den Finger an ſeine lange unnatürliche Naſe mit einem ſo ſonderbaren Ausdruck ſeines Geſichts, daß man ſchwer entſcheiden konnte, ob er ſpottend, oder ohne weiter dabei etwas zu denken, geſprochen habe. „Aber er zog blos zum Recognoſciren hinab," fügte der Gaukler hinzu. „Der große Pinſel! Er hätte Vater und Liebhaber mit Einem Mundaufthun verſchlingen und dann die Erbin heirathen können, wenn er gewollt hätte, und er nennt mich noch einen Narren. O ſeltſam! Aber wo willſt Du hin, Sire Jodelle? Ich ſah Deine ganze Armee auf

den Beinen, ehe ich ſie verlaſſen, um Dir zu folgen, und ich bildete mir ein, ſie hatten die Abſicht, den König bei ſeinem Uebergange bei Bovines abzuſchneiden, und ohne Zweifel biſt Du der Bringer einer Botſchaft an Herrn Julian und den Grafen Wilhelm, daß ſie mit dem Herzog von Limburg und den Leuten aus Ardennes ſeinen Nachtrab überfallen ſollten. Ha, ha, da wird es ein hübſches Knochenzerſchlagen und Fleiſchhacken geben. Ich muß dabei ſeyn, um die Todten plündern zu können."

Auf dieſe Weiſe fuhr Gallon fort, von einem Gegenſtande auf den andern überzuſpringen, aber ſtets eine ſo genaue Kenntniß der Pläne der kaiſerlichen Armee an den Tag zu legen, daß Jodelle ſeine Wiſſenſchaft faſt für übernatürlich zu halten anfing, obgleich Gallon ſie in der That nichts anderm verdankte, als ſeinem Umherſtreifen unter den Zelten der Deutſchen, wo er die Ritter und Knappen mit ſeinen Gaukelkünſten unterhalten und zugleich hie und da alle Gerüchte, welche über die Bewegungen des nächſten Tags in Umlauf waren, aufgefangen

hatte. Von dieſen zog er mit einer Sicherheit, welche der Tollheit zuweilen inne wohnt, ſeine Schlüſſe, welche mancher Gelehrtere verfehlt haben würde. Gleich dem Blinden, der über einen Schatz ſtolpert, traf er die genaue Wahrheit.

Als ſein Geſpräch mit Jodelle dieſen Punkt berührte, öffnete ſich ihre Straße auf einem unregelmäßigen Boden, und wurde von einem andern Nebenpfade durchſchnitten, der gleichfalls an den Seiten hohe und unzugängliche Ufer hatte. Keine dieſer Straßen durchſchnitt den Mittelpunkt der kleinen Wieſe, indem die Eine, auf welcher unſere Reiſenden fortzogen, an der Seite unter einer Art von Klippe hinlief, und die Andere die entgegengeſetzte Seite einnahm. Da, wo ſich die beiden Wege durchſchnitten, ſtand eine große Ulme, welche Gallon bei ihrer Annäherung mit den Augen maß.

„Ha, ha!" rief er, indem er ſich an jeder Erinnerung ergötzte, welche ſeinem Nachbar unangenehm ſeyn konnte. „Ha, ha, beau Sire Jodelle. Ein ungeheurer Baum, wie der, an

den man Euch bei Pont de l'Arche aufknüpfen wollte. Ha, ha, ha! Ihr erinnert Euch doch noch der Zeit, wo Ihr eben baumeln solltet, und ich Euch rettete!"

„Du haſt mich nicht gerettet, Narr," verſetzte Jodelle, „ſondern der König Johann. Ich möchte mein Leben um Alles, was es werth iſt, nicht einem ſo ſchmuzigen Narren verdanken, als Du biſt. Der König rettete mein Leben für einen großen Racheplan, den ich ausführen werde, ehe ich ſterbe," fügte er hinzu, „und dann werde ich auch mit ihm rechnen, was ich ihm ſchuldig bin, er ſoll nicht vergeſſen werden, gewiß nicht." Des Räubers Augen funkelten, als er an das Schickſal dachte, welches der treuloſe Monarch ihm beſtimmt hatte, und es mit den ſchwankenden Racheplänen, welche ſeine Bruſt beſtürmten, verband.

„Ha, ha!" rief Gallon. „Wenn Du nicht in die Hölle kommſt, Sire Jodelle, geſchieht es gewiß nicht aus Mangel an Undank, um die ſchöne Schaar vornehmer Laſter zu rechtfertigen. Johann der Gütige ſchickte Dir Pardon, damit

Du de Coucy wegen seines Plauderns von des Prinzen Ermordung umbringen solltest. Ich weiß das so gut, wie Du; aber wäre meine Zunge nicht schneller gewesen, als das Pferd seines Boten, so wärst Du dem Himmel schon näher gewesen, als es vielleicht je der Fall seyn wird. O seltsam! Wie mich die Krähen von Pont de l'Arche hassen müssen. Ha, ha! Essiggesicht, hast Du je die Milch mit Deiner scharfen Nase sauer gemacht? Horch! Hört Ihr kein Geräusch in der Ferne? Eure Armee marschirt nach der Brücke Prinz Pumykai. Ich steige auf den Baum, und sehe nach, denn das Land ist so flach, wie eine Erbsenschüssel."

So sprechend sprang Gallon vom Pferde, und kletterte den Stamm des Baumes so leicht hinan, als ob es eine Leiter sey. Er versäumte aber nicht, bei jedem Schritt einen scharfen Blick zurückzuwerfen, damit der Coterel ihn nicht etwa überlisten möge.

Seine Bewegungen waren indeß so schnell gewesen, daß Jodelle mit dem besten Willen ihm, während er den Baum bestieg, nichts Lei-

des hätte zufügen können. Als er einmal oben war, fing er an, ihn über das, was er ſähe, zu befragen.

„Was ſehe ich?“ ſagte Gallon. „Nun, wenn ich dorthin ſehe, erblicke ich deutſche Eſel, lothringiſche Füchſe, engliſche Hunde und flandriſche Maulthiere, alle ſo ruhig, wie möglich, gegen den Strom marſchiren, und wenn ich nach der andern Seite ſehe, bemerke ich eine ganze Schaar franzöſiſcher Affen, welche munter herantrippeln, ohne die andern zu ſehen; und wenn ich meinen Blick herunter werfe,“ fuhr er fort, indem er auf Jodelle zeigte, „ſehe ich einen nach Raub und Blut dürſtenden provençaliſchen Wolf.“ Darauf fing er an, vom Baume herunter zu ſteigen.

Das Geräuſch herankommender Pferde ließ ſich vernehmen, und Jodelle ritt nahe unter den Baum, als ob er nach den Leuten, welche ſich näherten, blicken wollte. In demſelben Augenblick zog er ruhig ſein Schwert. Gallon bemerkte dies Manöuvre ſogleich, und verſuchte wieder auf den Baum zu ſpringen.

Ehe er dies aber ins Werk setzen konnte, schlug Jodelle nach ihm, und obgleich er ihn nicht weiter, als bis an die Sehne des Fußes treffen konnte, so zwang doch der Schmerz den Gaukler, seinen Zweig loszulassen, und er fiel zu den Füßen des Coterels nieder, welcher mit der ganzen Kraft seines Armes ihm das Schwert in den Leib stieß.

Obgleich auf den Tod verwundet, wälzte sich Gallon an ihm hinan, und klammerte sich an die Füße des Pferdes seines Feindes, während Jodelle es mit aller Macht anspornte; denn das Geräusch der heranahenden Reiter und der Anblick einer Ritterfahne hinter der Windung der Straße, ungefähr hundert Ellen entfernt, überzeugte ihn, daß er entweder fortreiten, oder sich der Gefahr aussetzen mußte, in jenem Haufen Feinde anzutreffen.

Dreimal trat das Pferd, welches sich unter Jodelle's Sporen unbändig bäumte, auf den Körper des unglücklichen Gauklers; aber er hielt fest, ohne einen Laut von sich zu geben, bis er plötzlich: „Ha, ha, de Coucy, de Coucy!" aus-

rief, und das Pferd losließ. Der Coterel, den ein einziger Blick überzeugt hatte, daß der Anruf Gallons die Wahrheit verkünde, sprengte mit verhängtem Zügel davon.

De Coucy's Augen waren indeß schnell, und sein Pferd gewandter, als das des Coterels. Er sah Jodelle und erkannte ihn augenblicklich, während die sterbende Gestalt Gallons und das Blut, welches den trocknen wüsten Sand der Straße rund umher gefärbt hatte, den Vorgang erklärten. Ohne sich Zeit zu nehmen, das Visier herunter zu lassen, oder den Schild anzuschnallen, riß der Ritter seinem Knappen die Lanze aus der Hand, stieß seinem Renner die Sporen in die Seite, und ehe Jodelle die andre Seite der kleinen Wiese erreicht hatte, stack ihm das Eisen des Speers zwischen den Schultern, und riß ihn, indem es den eisernen Brustharnisch wie ein Stück Pergament durchdrang, vom Pferde herab, um es nie wieder zu besteigen. Ein greller Schrei, wie der eines verwundeten Geiers, und ein tiefer Seufzer waren die einzigen Laute, welche der Räuber noch von

sich gab. De Coucy zerrte einen Augenblick an seiner Lanze, um sie herauszuziehen; als er aber fand, daß er damit nicht zu Stande kommen könne, ohne abzusteigen, überließ er sie den Händen seines Knappen und kehrte dahin zurück, wo Gallon, von einem Theile seines Gefolges umgeben, lag.

„Coucy, Coucy!" rief der sterbende Gaukler mit schwacher Stimme. „Gallon muß eine lange Reise machen. Komm und sprich mit ihm, ehe er abfährt."

Der junge Ritter sprang vom Pferde, und trat nahe an seinen verwundeten Diener hinan, welcher ihn mit schwermüthigem Auge anblickte, worin sich der erste Blick von Zuneigung, welche er vielleicht je gegen ein sterbliches Wesen empfunden hatte, malte.

„Es thut mir leid, daß ich Dich verlassen muß, Coucy," sagte er. „Ich liebe Dich mehr, als ich selbst geglaubt habe. Gib mir Deine Hand."

De Coucy sagte ihm einige gütige Worte, und reichte ihm die Hand, welche jener schwach

an die Lippen brachte, und wie ein sterbender Hund leckte.

„Ich habe Dich sehr oft geärgert, Coucy,“ sagte der Gaukler, „und das thut mir jetzt leid, denn Du bist gütiger gegen mich gewesen, als irgend jemand. Willst Du mir vergeben?“

„Ja, mein armer Gallon,“ versetzte der Ritter. „Ich weiß von keinem großen Uebel, das Du mir zugefügt hast, und auch, wenn es wäre, so vergebe ich Dir von ganzem Herzen.“

„Der Himmel segne Dich dafür,“ sagte Gallon. „Aber horch, de Coucy, ich will Dir noch einen guten Dienst leisten, ehe ich sterbe. Gib mir einen Tropfen Wein aus Deinem Boutiau, toller Ermold de Marcy, und ich will de Coucy erzählen, wo ich ihm geschadet habe, und wo er es jetzt wieder gut zu machen versuchen mag. Gib mir einen Tropfen Wein, schnell, denn mein Pferd trabt nach der andern Welt zu.“

Ermold setzte die lederne Flasche, ohne welche niemand in jenen Tagen reis'te, an die Lippen des Sterbenden, welcher nach einem

derben Zuge in ſeiner Beichte fortfuhr. Wir übergehen manchen Streich, deſſen er ſich im gelobten Lande, in Konſtantinopel und Italien gegen ſeinen Herren ſchuldig bekannte. Nach jedem einzelnen fragte er: „Könnt Ihr mir jetzt vergeben?“ de Coucys Herz ſchlug einem Sterbenden nicht gerne eine Bitte ab, und Gallon ſprach ferner von dem Betrug den er ihm in Hinſicht auf die Länder des Grafen von Tankerville geſpielt hatte. „Es war alles falſch,“ ſagte er. „Der Stiftshauptmann von Beſançon trug mir auf, Euch zu ſagen, daß ſein Freund, der Graf von Tankerville, in die Hände des Königs eine Urkunde niedergelegt habe, nach welcher er Euch alle ſeine Länder geſchenkt habe. Der Stiftshauptmann, welcher Euch mit allen Leuten von Tankerville der Armee folgen ſieht, glaubt daher, daß Ihr ſie nach Euerm Rechte, und nicht blos aus gutem Willen des Königs anführt. Außerdem ſagte er mir noch, er wiſſe nicht, ob Euer Oheim todt ſey oder nicht; aber Bernhard, der Eremit, könne Euch Aufſchlüſſe darüber geben.“

„Aber warum haſt Du nicht —?“ fragte de Coucy.

„Fragt mich nicht, Coucy,“ ſagte Gallon. „Ich habe nur noch wenig Athem übrig, und der muß noch anlangen, bis ich Euch etwas Wichtigeres mitgetheilt habe. Von der Spitze jenes Baumes ſah ich den König nach Bovines marſchiren, und ohne daß er es weiß, ſind die Feinde hinter ihm. Wenn er halb hinüber kommt, ſo iſt er verloren. Ich hörte geſtern Abend Heinrich von Brabant ſagen, daß ſie einen Schlachtplan an den Herzog v. Limburg, den Grafen Julian und Wilhelm de la Roche Guyon, deſſen Truppen ich Euch am Ufer nachgeſchickt habe, ſenden wollten. Er ſagte ferner, fuhr Gallon fort, indem er durch das Sprechen ſichtlich ſchwächer wurde, daß Einer, der ſehr genau mit dem franzöſiſchen Lager bekannt ſey, den Plan überbringen ſolle. O Coucy, mein Athem verläßt mich. Jodelle — der Coterel — iſt es — er hat die Papiere bei ſich. Aber Coucy — Coucy, fuhr er fort, indem er nach Luft ſchnappte, und mit krampfhafter An-

ſtrengung nach der Hand des Ritters griff, welcher ſich auf den Weg machen wollte, um die wichtigen Papiere zu holen. Gehe nicht — Coucy — gehe nicht ins Lager zurück. Man hält Dich für einen Verräther. — O, wie dunkel meine Augen werden! — Sie ſchlagen Dir den Kopf ab — geh nicht — Du kannſt ohne Kopf nichts mehr nützen — ha, ha, ha, ha, ha, ha!" und indem er einen ſchwachen Verſuch machte, ſein altes wildes Lachen hervorzubringen, ſtieß er einige gellende Töne aus und gab ſeinen Geiſt auf, ohne den Arm de Coucy's fahren zu laſſen.

„Er iſt dahin!" ſagte der Ritter, indem er ſich von ihm losmachte. „Unſre Armee auf dem Wege nach Bovines," fuhr er fort, „es iſt nicht möglich! Es ſind noch keine zwei Tage, daß ſie Tournay verlaſſen hat. Schnell, Ermold, ſteig auf den Baum, ob Du etwas von ihnen erblicken kannſt. Hurtig, denn wenn es wahr iſt, haben wir Eile genug nöthig. Du, Hugo, unterſuch den Leichnam des Coterel. Schnell, Ermold, halte Dich an dem Zweige, den Fuß auf jenen. So! Siehſt Du etwas?"

Ermeld de Marcy hatte, obgleich ein rüſtiger Jüngling, den Gipfel des Baums, welchen Gallen wie ein Eichhörnchen beſtiegen hatte, mit einiger Schwierigkeit erreicht, und ließ jetzt ſeinen Blick umherſtreifen. „Ich ſehe Lanzen“ ſagte er, „welche ſich nach dem Strom hin bewegen. Die Brücke ſehe ich auch!“

„Sind Leute darauf?“ ſchrie de Coucy, „wie weit ſind die vorderſten noch davon entfernt?“

„Die Brücke iſt noch leer“ verſetzte der Page; „aber die Lanzen des Vortrabs ſind nur noch eine halbe Stunde davon.“

„Zur Rechten gegen Mortain zu,“ rief der Ritter, „was ſiehſt Du da?“

„Einige Haufen Speere,“ verſetzte der Knappe, „hier und dort zerſtreut; aber dort in dem Thale erhebt ſich eine Wolke. Es iſt wohl der Morgenthau; aber halt, ich will höher ſteigen.“ Nachdem er einige Zweige höher geklettert war, rief er aus: „Lanzen, ſo wahr ich lebe! Ich kann die Stahlhauben durch die Staubwolke glänzen ſehen. Sie bewegen ſich

grade über die Stelle daher, wo der Hügel sie abschneidet. Jetzt kommen sie über den Abhang, — jetzt steigen sie wieder herab, — Tausende und abermals Tausende. Ein solches Heer habe ich weder in der Christenheit noch im Heidenthum gesehen."

„Herunter, Ermold, und zu Pferde!" schrie der Ritter. „Nehmt Eurer Zwei den Leichnam des armen Gallon aufs Pferd," fuhr er fort, „und bringt ihn in die Hütte, wo wir eben unsere Pferde tränkten, dann folgt uns in aller Eile nach der Brücke. Nun, Hugo, hast Du die Papiere? Beim heiligen Kreuz, ja!" fügte er hinzu, indem er dem Knappen ein versiegeltes Päckchen abnahm, welches dieser bei Jodelle gefunden hatte. „Zu Pferde, zu Pferde! Wir können des Königs Armee noch erreichen, ehe der Vortrab über die Brücke ist. Dort muß er fechten oder alles verlieren." So sprengte er mit den wenigen Lanzen, welche ihn begleiteten, mit verhängtem Zügel auf die Brücke nach Bovines zu.

Sie mochte ungefähr vier Stunden entfernt

ſeyn; aber ehe der Ritter den Weg zur Hälfte zurückgelegt hatte, ſtieß er plötzlich auf der Spitze eines Hügels auf einen Haufen von ungefähr zwanzig Lanzen. Keine Partei hatte die andere, wegen des dazwiſchen befindlichen Hügels, ſehen können, bis ſie einander auf funfzig Ellen nahe waren. „Die Lanzen eingelegt!“ ſchrie de Coucy. „Frankreich, Frankreich! Ein Coucy, ein Coucy,“ und augenblicklich waren die Lanzen der Begleiter de Coucys, ungefähr ſiebenzig an der Zahl, in einer lange Reihe eingelegt.

„Frankreich, Frankreich!“ antwortete die andre Partei, und de Coucy ritt vor. Entgegen kamen ihm Guerin, der Kanzler, vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet; aber nicht ohne Kreuz und Kleid der Hospitaliter, und Adam Vicomte von Melün, welche beide ſich von der Hauptarmee entfernt hatten, um die Wahrheit einiger unbeſtimmten Gerüchte, daß der Feind Mortain verlaſſen habe, und mit aller Macht vordringe, zu erforſchen.

„Ich treffe Euch zur glücklichen Stunde,

Herr Guy de Coucy," ſagte Guerin. „Euer Ruf „Frankreich" bürgt mir dafür, daß Ihr kein Verräther ſeyd, obgleich geſtern Abend ſonderbare Beſchuldigungen gegen Euch an den König gelangt ſind, welche durch Euere Abweſenheit zur Zeit der Gefahr neue Wahrſcheinlichkeit bekamen. Ich habe Befehl, fuhr er fort, Euch wegen Hochverrath gefangen zu nehmen.

„Wer mich einen Verräther nennt, lügt in ſeinen Hals hinein," verſetzte der Ritter haſtig, indem er vor Ungeduld brannte, ſo ſchnell wie möglich die Armee des Königs zu erreichen. „Meine Abweſenheit bezweckte den Dienſt des Königs, und was Eure Abſicht, mich wegen Hochverrath gefangen zu nehmen, betrifft, Herr Biſchof, fügte er lächelnd hinzu, ſo dünkt mich, möchten meine ſiebenzig Lanzen gegen Eure zwanzig Euren Verhaftsbefehl bald kraftlos machen. Ich ließ mir nicht einfallen, daß der König an einem Sonntag aufbrechen würde, ſonſt wäre ich früher zurückgekehrt. Jetzt aber, Herr Biſchof, habe ich eine Botſchaft an den König ſelbſt, welche die größte Eile erfordert.

Der Feind folgt uns auf dem Fuße nach, wie die Koppelhunde dem Wilde. Hier habe ich seinen Schlachtplan. Sie denken den König bei dem Uebergang über den Fluß zu überfallen. Er muß an dieser Seite Halt machen, oder Alles ist verloren. Von jener Hügelreihe herab könnt Ihr vielleicht den Feind herankommen sehen. Lebt wohl!“

Guerin, welcher keinen Augenblick an des Ritters Unschuld gezweifelt hatte, machte keinen Versuch, ihn aufzuhalten, und de Coucy sprengte wieder mit verhängtem Zügel davon. Bald stieß er auf einzelne Marodeurs von den verschiedenen Abtheilungen des königlichen Heeres, welche als Bettler, Gaukler, Köche, als Räuber und Scharmutzirer, und wie das Gesindel sonst heißen mag, welches zu einer Armee des dreizehnten Jahrhunderts gehört, dem Lager folgten. Von ihnen konnte er keine bestimmte Auskunft über den gegenwärtigen Standpunkt des königlichen Heeres erlangen. Einige sagten aus, der König sey schon über die Brücke; andere behaupteten das Gegentheil, und wie er fand, daß

alle eben so wenig wußten, als er selbst, sprengte er weiter. Als er bei einigen Heereshaufen vorüber kam, welche durch die Staubwolken des dürren Julimonats nach der Brücke eilten, richtete er an einige Anführer derselben dieselbe Frage.

„So eben hörte ich, daß er sich auf jener grünen Wiese zur Rechten befinde," lautete die Antwort; „und seht," fügte er hinzu, indem er mit seiner Lanze eine Stelle bezeichnete, „das wird er seyn, dort unter jenen Eschen."

De Coucy wandte seine Augen dahin, und bemerkte einen Haufen, welcher theils zu Pferde, theils zu Fuß um einen auf dem Grase Liegenden stand, welcher in dem Schatten einiger lieblichen Eschen ruhte. Dicht hinter ihm stand ein Knappe, mit einem Helm in der Hand, und ein anderer bändigte, noch etwas weiter entfernt, den Ungestüm eines majestätischen Schlachtrosses, welches wiehernd und den Boden stampfend begierig schien, sich in die Reihen des vorüberziehenden Phalanx zu mischen.

Es war offenbar der König. De Coucy ließ seine Leute längs der Heerstraße, auf welcher ein Haufen den andern nach der Brücke zu drängte, Halt machen, und begab sich nun in Begleitung seiner Knappen nach jener Gruppe.

Philipp August richtete seine Augen auf das Gesicht des herankommenden de Coucy. Wenige Schritte von dem Könige entfernt, sprang der Ritter vom Pferde, warf dem Knappen Hugo de Barre die Zügel zu, und näherte sich dem Monarchen.

„Gnädiger Herr," sagte er mit ernster Stimme. „Ich bitte Euch, Halt machen zu lassen, und Euern Truppen, welche schon über die Brücke hinaus sind, den Befehl zum Umkehren zu geben. Der Feind ist keine halbe Stunde weit von uns, und ehe die Hälfte der Armee drüben seyn kann, werdet Ihr von allen Seiten angegriffen werden."

De Coucy sprach hastig, und der König antwortete eben so. „Herr Guy de Coucy," sagte er, ohne indeß aufzustehen. „Ihr seyd bei mir

des Hochverraths angeklagt. Darf ich von einem Manne in solcher Lage Rath annehmen?"

„Gnädiger Herr," versetzte der Ritter. „Gott gebe, daß Ihr viele solche Verräther haben mögt, als ich Einer bin. Hier ist der Angriffsplan des Feindes; wenigstens muthmaße ich es, da ich ihn noch nicht geöffnet habe. Ihr werdet am Siegel sehen, daß er von dem Herzog von Brabant kommt, und an der Aufschrift, daß er für den Herzog von Limburg und seinen Verbündeten, den Grafen Julian vom Berge und Wilhelm de la Roche Guyon, bestimmt ist. Ich habe ihre Streitkräfte gestern Abend recognoscirt. Sie belaufen sich auf 15,000 Mann, und stehen drei Stunden weit von hier, am Strom hinunter."

Der König ergriff das Päcktchen, und zerschnitt hastig den seidnen Faden mit seinem Dolche. „Halt!" schrie er, nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen hatte. „Marenil de Malvoisin kommandirt Halt! Ha, Guerin!" rief er, als er den Minister schnell auf sich zueilen sah. „Hast Du den Feind gesehn?"

„Sie kommen in Eile, Sire!“ ſchrie der Hospitaliter. „Um des Himmels willen, ruft die Truppen zurück. Wie die Heuſchrecken in Paläſtina kommen ſie heran, und ihre Speere ſehen aus, wie Aehren im Auguſt.“

Wir wollen ſie mähen!“ rief Philipp aus, indem er mit einem triumphirenden Lächeln in die Höhe ſprang. „Zu den Waffen, Krieger, zu den Waffen!“ und indem er den Fuß in den Steigbügel ſetzte, ſtand er da, die Hand auf den Hals ſeines Pferdes gelegt, und ertheilte ſeiner Umgebung mit der lebhaften Regſamkeit ſeines ſcharfen, alles umfaſſenden Geiſtes ſeine Befehle. „Die Oriflamme iſt ſchon über die Brücke hinaus, hol' ſie zurück, Renault. Hugo, eile zum Grafen von St. Paul, daß er ſo ſchnell wie möglich umkehrt. De Coucy, ich habe Euch unrecht gethan, vergeßt es und fechtet heute wie Ihr es gewohnt ſeyd. Guerin, ſtelle die Armee, wie wir beſchloſſen haben. Laß die treuen Communen in Unſerer eignen Schlachtlinie kämpfen, aber Arras und Amiens bringe in die zweite Reihe. Laß die Barone und Rit-

ter ſich ſo weit als möglich ausbreiten, und jeder bedenke, daß die eigene Lanze und das eigene Schild ſein einziger Schutz iſt. Euſtache, eile zum Grafen von Beaumont, laß ihn bei der Furth wieder zurückwaten, und nimm, ihm zur Rechten, Deine Stelle ein. Jetzt, Guerin, vorwärts! Laß die von Soiſſons die Schlacht beginnen, damit die Reihen der Feinde durchbrochen ſind, wenn die Ritter angreifen. Vorwärts, de Coucy! führe Deine Leute wohl, und gewinne Dir den Preis des Tages. Wilhelm von Mortenar, Ihr bleibt bei Uns."

Nachdem er dieſe Befehle ertheilt hatte, ſprang er auf ſein Pferd, ſetzte den Helm auf, und ſchaute mit geöffnetem Viſier auf das Feld, welches von allen Seiten, außer der Straße, auf welcher man die Truppen nach der Brücke hineilen ſah, offen und leer war. In entgegengeſetzter Richtung lief die Straße nach Tournay, durch kleines Gehölz und Thäler, welche den Nachtrab verbargen.

Unterdeß beeilte ſich Guerin, deſſen lange Erfahrung als Hospitaliter Ritter ihn wohl fä-

hig machte, eine Armee anzuführen, die Truppen, welche schon auf der Ebene angekommen waren, zu ordnen, indem er den Eingang der Brücke frei ließ, damit die, welche schon drüben, und im Begriff zurückzukehren waren, ohne Verwirrung und Unordnung ihre Stellung nehmen konnten. In demselben Augenblick langte, in athemloser Hast, ein Bote von dem Nachtrabe der Armee an; er sagte aus, daß der Feind schon im Handgemenge mit den leichten Truppen Auxerres begriffen sey, welcher sich mit genauer Noth gegen ihn halte und um Unterstützung bitte. Aber während er noch sprach, erschienen die beiden, im Kampf begriffenen Parteien auf der Ebene, und die Speere der ganzen Kaiserlichen Armee erglänzten auf den Hügeln.

Die Trompeten der Franzosen ertönten bei dem Erscheinen der Feinde, und der Kaiser schien nicht wenig überrascht, seine Gegner so wohl vorbereitet zu finden.

Ob der unerwartete Anblick einer so großen Truppenabtheilung die Verbündeten verwirrte,

und ihre Pläne in Unordnung brachte, oder ob sie, da Philipps vorderste Linie die Brücke bedeckte, nicht wahrnahmen, daß ein großer Theil seiner Macht entweder noch auf der andern Seite, oder auf dem Rückmarsch begriffen war, läßt sich nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß sie von einem so günstigen Augenblicke zum Angriff keinen Gebrauch machten. Die Abtheilung, welche sich mit dem Nachtrabe von Philipps Heer in einen Kampf eingelassen hatte, wurde zurückgerufen, und indem sie sich rechts von der Straße, welche sie gekommen waren, schwenkten, stellten sie sich nordwärts von der Ebene an dem Hügelabhange auf. Philipp ergriff eifrig diese günstige Gelegenheit, und stellte seine Truppen südwärts auf, wo er sie aus dem Sonnenlicht brachte, welches seinen Feinden grade ins Gesicht fiel. Eine Armee, welche von vielen Anführern befehligt wird, kann natürlich nicht gut geleitet werden, denn was durch Berathung gewonnen wird, geht durch Unentschlossenheit wieder verloren, und die beiden großen Fehler, welche die Verbündeten so be-

gingen, entsprangen wahrscheinlich aus der Unschlüssigkeit ihrer Berathungen.

Wie dem auch seyn möge, so ließen sie den König von Frankreich ungehindert seine Kräfte wieder sammeln, und die beste Stellung erwählen. Darauf trat eine Pause ein, als ob sie Bedenken trügen, den Kampf zu beginnen, da sie es doch gewesen waren, die den Feind verfolgt und zur Schlacht gereizt hatten, und ihn grade in dem Augenblick, für welchen ihre Pläne entworfen, und in welchem ein Angriff höchst blutige Folgen haben mußte, eingeholt hatten.

XIII.

Einige Minuten, nachdem die beiden Armeen einander gegenüber aufgeſtellt waren, ſtanden beide ohne Bewegung, ſich einander anblickend, da. Die vorderſte Reihe beſtand beinahe ganz aus Reiterei, welche in jenen Tagen die Hauptmacht, einer Armee ausmachte, und über den Ausgang einer Schlacht entſchied; aber zwiſchen den langen Reihen der Ritter und Gepanzerten ſtanden dichte Abtheilungen von Armbruſt- und Bogenſchützen, welche nur das Signal erwarteten, um mit ihren Geſchoſſen den Kampf zu eröffnen.

Indem ſie ſo Geſicht an Geſicht nur wenige Schritte von einander entfernt ſtanden, ſchienen ſie die von Waffen ſtarrende Pracht des Feldes zu betrachten, welches allerdings, wenn wir dem branch of royal lineago glauben dürfen, von beiden Seiten eine ſo glänzende Herrlichkeit darbot, als je ein Feſt oder Turnier entfaltete.

„Es waren hier zu sehen," lieſt man daſelbſt, „viele hübſche Waffenröcke und manche feine und niedliche Deviſe in Gold und vielen glänzenden Farben, als Blau, Purpur, Gelb und Grün geſtickt. Man ſah hier zuſammengedrängte Schilder und wiehernde Pferde, und tönende Waffen, Fähnlein und Banner, und Helme, und blinkende Federbüſche."

Am linken Flügel der kaiſerlichen Armee erſchien der Graf von Flandern mit einem ungeheuern Haufen kräftiger Flammänder, dem Grafen von Boulogne und einigen ſeiner geringern Verbündeten, während ihm gegenüber der junge Herzog von Champagne, der Herzog von Burgund und die Leute der Commun Soiſſons ſtanden. An dem rechten Flügel der kaiſerlichen Armee befand ſich eine kleine Abtheilung Engländer, und der Herzog von Brabant mit ſeinen Truppen. Ihnen gegenüber waren der Graf von Dreux, der Biſchof von Beauvais und eine Abtheilung geiſtlicher Truppen. In dem Mittelpunkte beider Heere, und beiden ſichtbar, ſtanden Otto, Kaiſer von Deutſchland, und

Philipp August von Frankreich, beide in Person, die auserwählten Ritter ihres Reichs anführend.

Mitten in dem dichten Lanzenwalde, welcher den Kaiser umgab, sah man einen glänzenden Prachtwagen, aus dessen Centrum sich eine hohe Stange mit der kaiserlichen Standarte, einem, über einem Drachen schwebenden Adler, erhob. Neben Philipp August wurde das Banner Frankreichs mit goldenen Lilien im azurnen Felde getragen.*) Zu beiden Seiten des Königs waren die zu seiner unmittelbaren Begleitung erwählten Ritter aufgestellt, namentlich Guillaume des Barres, Barthelemy de Roye, Peter de Malvoisin, Gerhard Stropha, Stephan von Longchamp, Wilhelm von Garland und Heinrich, Graf von Bar, alles Männer, die in den Waffen berühmt und wegen ihrer hohen und ritterlichen Eigenschaften ausgezeichnet waren.

---

*) Ein von der Oriflamme verschiedenes Banner. Die Oriflamme war das Banner von St. Denis. Anmerk. d. Verf.

Ein todtes Stillschweigen schritt durch das Feld. Jedes Heer, wie wir schon gesagt haben, blickte still und bewegungslos auf das andre, und harrte in ehrfurchtsvoller Erwartung der ersten Bewegung, welche die furchtbare Scene des Gemetzels eröffnen sollte. Es bedurfte nur eines Wortes, eines Zeichens, des Senkens einer Lanze, eines Trompetenstoßes, um die ganze hier versammelte Masse blutdürstiger Insekten zur Schlacht und gegenseitigen Vernichtung zu treiben; aber die Pause dauerte noch fort, als ob beide Könige die Verantwortlichkeit des ersten Signals fühlten, und es zu geben zauderten. Gewiß bewegten einige Ueberlegungen dieser Art die Brust Philipps, denn, sich an Wilhelm von Mortenar wendend, sagte er: „Wir müssen die Schlacht beginnen. Ich will zwar nicht ihr Blut, aber Gott gebietet uns, uns zu vertheidigen. Sie haben sich zu meinem Untergange verschworen, und das Blut dieses Tages komme über ihre Häupter. Wo ist die Oriflamme?“ fuhr er fort, indem er sich nach dem geheiligten Banner von St. Denis umsah.

„Sie iſt noch nicht wieder über den Strom zurück," verſetzte Gerhard Stropha. „Ich höre den Schritt der Communer, welche noch über die Brücke ziehen, und die hintern Reihen ausfüllen. Die Oriflamme iſt das erſte Banner, welches hinüberging, und wird alſo das letzte ſeyn, welches wieder zurückkommt."

„Dann dürfen wir nicht darauf warten," ſagte der König. „Heinrich von Bar, eile zu Guerin! Er ſteht am rechten Flügel mit dem Grafen St. Paul. Laß ihn einige Bewaffnete gegen die ſchwere Linie der Flammänder andringen, und ſo die Schlacht eröffnen. Dann mögen die Ritter angreifen."

Der junge Graf verbeugte ſich tief, und gab ſeinem Pferde die Sporen; aber ſchon ſein bloßes Vorüberreiten längs der Linie galt den Verbündeten für ein Signal. Eine Ladung Pfeile und Bolzen verdunkelte plötzlich den Himmel, und ſchlug wie Schloßen auf die Reihen der Franzoſen nieder. Trompeten ertönten, Lanzen wurden eingelegt, und zwei von des Königs Kaplänen, welche in einiger Entfernung hinter

ihm ſtanden, fingen an, den hundert und drei und vierzigſten Pſalm zu ſingen, während häufige Thränen über ihre Wangen rollten.

Zugleich griffen hundert und funfzig Trabanten auf des Königs Befehl die ganze Macht des Grafen von Flandern an. Ihre Unternehmung wurde mit dem beſten Erfolg gekrönt. Mit geſenkter Lanzenſpitze *) ſtürzten ſie ſich mitten in die flamändiſchen Ritter, welche, entrüſtet, daß ſie von Leuten, die nicht die

---

*) Lacurne de St. Pelaye hat offenbar unrecht, wenn er allein den Rittern den Gebrauch der Lanze beilegt. Ohne uns auf das frühere Beiſpiel zu berufen, wird es durch das Gegenwärtige außer allen Zweifel geſetzt. Die Worte des Guillaume Gulart lauten:

„Serjanz d'armes cent et cinquante.
Criant Montjoye! ensemble brochent;
Vers les rens des Flamens descochent
Les pointes des lances enclinés etc."

Daß die Trabanten von Soiſſons ſimple Bürger waren, geht aus der Verachtung hervor, mit der die Ritter ſie empfingen. Guil. le breton in vit. Phil. Aug.

Anmerk. d. Verf.

Würde der Ritterschaft theilten, angegriffen wurden, ohne Berücksichtigung ihrer guten Ordnung, sich ihnen wüthend widersetzten.

In einem Augenblicke waren die Pferde der französischen Trabanten getödtet; da sie aber gewohnt waren, sowohl zu Fuß, als zu Pferde zu kämpfen, setzten sie das Gefecht Mann gegen Mann mit den feindlichen Rittern fort, und erreichten vollkommen ihren Zweck, indem sie das Centrum des linken Flügels der Kaiserlichen in Unordnung brachten. Zugleich griffen die Ritter des Grafen St. Paul, um den Trabanten Unterstützung zu gewähren, mit ihren langen Lanzen an, und machten Alles vor sich nieder, indem sie durch das Heer der Flammänner drangen, und sie auf der Ebene zerstreuten, so wie ein Donnerkeil eine Fichte spaltet, und sie zu Staub zerschmettert.

Der Kampf, welcher also auf dem rechten Flügel der königlichen Armee begonnen hatte, theilte sich bald dem Centrum mit, wo Philipp August, auf einem kleinen Hügel haltend, mit ruhigem Blick den Fortgang der Schlacht beob-

achtete; obgleich die Staubwolken des Gefechtes und die mit jedem Augenblicke zunehmende Unordnung der kämpfenden Schaaren so groß waren, daß sie ein weniger durchdringendes und weniger erfahrenes Auge, als das Philipp Augusts, verwirrt haben würden.

Obgleich jetzt auch der linke Flügel thätigen Antheil an dem Kampfe nahm, so ruhten doch die Augen des Königs hauptsächlich auf dem rechten, wo der Graf von St. Paul und die Herzöge von Burgund und Champagne einen harten Stand mit den Flamändern hatten, deren zweite und dritte Linie dem Schicksal des Tages eine andre Wendung gegeben und die Franzosen gegen den Fluß zurückgetrieben hatten.

„Beim Herrn des Himmels!“ rief Philipp aus, „Burgund unterliegt. He, Michel, eile zu Guy de Coucy. Sag' ihm, er solle mit seinen Leuten dem guten Herzog von Burgund beistehen. Fort!“

Der Trabant sprengte wie ein Blitz nach dem Fleck, wo de Coucy sich zur Reserve aufgestellt hatte.

„Beim Himmel, der Herzog und sein Banner unterliegen!“ fuhr der König fort, indem er sich an Guerin wandte. „De Coucy rührt sich noch nicht. Bei St. Denis! sie fallen uns in die Seite. Ist der Ritter feig oder toll? Fort, Guerin! Befiehl ihm bei seiner Ehre, anzugreifen!“

Aber der König sah nicht, was de Coucy sah, daß ein neues Korps der Verbündeten auf der Straße hinter der kaiserlichen Armee hervorbrach. Wenn er nun die Flamänder angriff, ehe diese Partei vorbeimarschirt war, ließ er nicht allein seinen eigenen Nachtrab ohne Schutz, sondern setzte auch die Seite der ganzen Armee aus. Er wartete daher, ungeachtet der kritischen Lage des Herzogs von Burgund, so lange, bis jene Abtheilung in dem Andrange und der Verwirrung ihres Marsches so weit vorgedrungen war, daß sie sich zwischen ihm und den Flamändern befand.

Dann aber gab er seinen funfzehn hundert Lanzen Befehl, einzulegen. Die Trompeten schmetterten, die Schlachtrosse stampften und

ſtürzten wie eine Lavine auf das neu angekommene Corps. Die Schaar de Coucy's trieb ſie in wilder Unordnung auf die Flamänder, und dieſe wiederum auf die Truppen des Kaiſers, und machte den Soldaten Burgunds und Champagne's Platz, ſich wieder um ihre Anführer zu verſammeln.

„Tapferer de Coucy!" rief der König, welcher das Manöuver bemerkt hatte. „Alles weicht vor ihm. Burgunds Banner weht wieder. Reite hin, Walter, und ſtatte dem Herzog meinen Glückwunſch ab. Wer kommt dort herab? Ich kann ſie vor Staub nicht erkennen."

„Es ſind die Bürger von Compiègne und Abbeville mit der Oriflamme," verſetzte Wilhelm des Barres. „Sie verlangen auch eine Probe von der Schlacht zu haben, und drängen ſich zwiſchen uns und jene ſächſiſchen Leibeigenen, welche grade auf uns los kommen."

Während er ſo ſprach, marſchirten jene, voller Begierde, ſich in dem Dienſte eines Königs, der ſo viel für ſie gethan hatte, auszuzeichnen, unerſchrocken bis zur Schlachtfronte vor, und

griffen, Mann gegen Mann, ein ſtarkes Corps deutſcher Infanterie an, welches ſich eilends dem Könige näherte.

Die franzöſiſchen Bürger ſtanden indeß den kräftigen Sachſen ſowohl an Zahl, als an Stärke nach, und wurden nach einem hartnäckigen Gefechte bis an die Hügel zurückgetrieben, wo der König ſich befand. Sobald die Ritter und Bewaffneten, welche ihn umgaben, ſahen, daß der Kampf ſich ſo unmittelbar der Perſon des Königs genähert habe, drangen ſie durch die Reihen der Bürger, und verjagten mit ihren langen gewichtigen Schwertern die ſächſiſche Infanterie nach allen Richtungen hin. Die deutſchen Ritter eilten wieder vorwärts, um ihre Communen zu unterſtützen, und es entſtand ein allgemeines Gefecht in unmittelbarer Nähe des Königs, welcher auf dem Hügel ſtehen blieb, und niemand bei ſich hatte, als den Grafen von Montigny, der ſeine Standarte trug, und Stephan von Longchamy, welcher den übrigen nicht ins Handgemenge gefolgt war.

„Um des Himmels willen, Sire, zieht Euch

ein wenig zurück," sagte der Ritter; „wenn Ihr verwundet werdet, ist Alles verloren."

„Keinen Schritt, um tausend Königreiche!" versetzte der König, indem er das Visier herunterließ und sein Schwert zog, denn er sah drei bis vier Ritter, in Begleitung einer unberittenen Schaar, welche mit den Bürgern von Compiègne im Kampf begriffen waren, in voller Eile auf sich zukommen. „Wir müssen unsere Pflicht als Ritter und als König erfüllen, Stephan!"

„So erfülle ich die meinige als Ritter!" rief Stephan aus, indem er seine Lanze einlegte und gegen den vordersten der deutschen Ritter ansprengte, den er mit der Lanze durchbohrt todt zu Boden streckte.

Der Deutsche, welcher diesen begleitet hatte, stieß, ohne einen Streich auf den Helm des französischen Ritters zu führen, seinem Pferde das Schwert in die Brust, wo das Eisen des Panzers sich auseinander that. Reiter und Pferd stürzten zu Boden. Der Deutsche sprang ab, zog ein langes Messer, welches ihm an der

Seite hing, und kniete auf die Bruſt ſeines hingeſtreckten Gegners.

„Denis Montjoy!“ ſchrie der König, und ſprengte zu ſeinem getreuen Begleiter. „Denis Montjoy, zu Hülfe!“ Aber ehe er ihn erreichen konnte, hatte der Deutſche ſein Meſſer durch die Helmſtangen des Gefallenen geſtoßen, und Stephan von Longchamp war nicht mehr. Der König rächte ihn, wenn er ihn auch nicht retten konnte, und als der Sachſe ſich niederbückte, um ſeinen blutigen Vorſatz auszuführen, führte Philipp mit der vollen Kraft eines geübten Arms einen ſolchen Hieb auf ſeinen Hals, daß das Panzerhemd ſogleich nachgab, und die Schärfe des Schwertes bis auf den Rückgradknochen drang.

In demſelben Augenblick aber fand der König ſich auf allen Seiten von den deutſchen Fußſoldaten umzingelt, welche ihn mit ihren kurzen Piken einkeilten. Der einzige Ritter bei ihm war der Graf von Montigny, welcher das Banner trug, und rund umher war nichts zu ſehen, als die kühnen Geſichter der ſächſiſchen

Pikenträger, wie sie unter ihren Stahlhauben hervorblickten, ihren Kreis immer enger und enger zogen, und ihre gierigen Augen auf die Krone hefteten, welche Philipp auf dem Helmbusch trug.

Philipp focht mit verzweifelter Tapferkeit, indem er sein Pferd in die Reihen der Feinde hinein trieb und mächtige Hiebe nach allen Seiten hin austheilte, welche einigemal den glücklichen Erfolg hatten, daß sie ihm augenblicklich Luft machten.

Eben so gut und eben so brav that der Graf von Montigny seine Schuldigkeit. In der einen Hand hielt er das Königliche Banner, und hob und senkte es beständig, um jedermann von der Gefahr des Königs zu benachrichtigen. Mit der andern führte er unaufhörlich Hiebe gegen jeden, der sich dem Könige nahte, und schützte ihn auf diese Weise einige Minuten lang gegen das allzustarke Andringen der Feinde. Es war indeß umsonst, daß der König und sein Bannerträger solche ritterliche Thaten ausübten. Dichter und dichter wurden sie von den Deutschen

eingeschlossen. Mancher sächsische Ritter wurde durch den Anblick des Königlichen Banners herbei gelockt, und sporute auch noch sein Pferd durch das Handgemenge nach der Stelle hin, wo der Kampf so heiß wüthete; als ein Leibeigner sich an das Pferd des Königs hinanschlich. Philipp fühlte es unter sich taumeln und im Augenblick stürzte das Thier, und riß ihn mit sich zu Boden.

Hundert lange dreischneidige Messer, mit welchen die Sachsen zu damaliger Zeit zu fechten pflegten, bedrohten in einem Augenblick die Gurgel und das Visier des Königs. Ein Gedanke an Agnes, ein kurzes Gebet war alles was dem König noch vergönnt zu seyn schien, aber in demselben Augenblicke erklang der Ruf „Auvergne, Auvergne" in seinem Ohr, und gab ihm neue Hoffnung.

Den Kopf bis auf den Sattelknopf niedergedrückt, und tausend Hiebe empfangend, mit zerhackter Rüstung, mit schäumendem und blutendem Pferde spaltete d'Auvergne den Haufen der Feinde mit dem Ungestüm eines Falken.

Bei dem Königlichen Banner hielt er sein Pferd an, und sprang auf den Boden, seine ungeheure Streitaxt schwingend schmetterte er die Bauern, welche auf den Leichnam des ausgestreckten Königs knieten, zu Boden, und schickte mit jedem Schlage die Seele eines Sachsen auf die kalte Pilgerreise nach dem unbekannten Jenseits. Die Bürger prallten zurück; zugleich aber stürzten sich die Ritter, welche eben vorgedrungen waren, auf den Grafen von Auvergne und bedeckten ihn mit unzähligen Wunden.

Das Wohl des ganzen Heers, Leben und Tod oder die Gefangenschaft des Königs, das Schicksal Europa's, vielleicht der ganzen Welt, hing jetzt an dem Arme eines Verrückten. Aber dieser Arm hielt sich tapfer, und obgleich seine Rüstung fast von seinem Leibe heruntergehauen war, und er selbst aus hundert Wunden blutete, so wich er keinen Schritt, sondern, über dem Körper des Königs stehend, den das Gewicht seines ihm auf dem Schenkel liegenden Pferdes aufzustehen verhinderte, behauptete er den Platz so lange, bis von beiden Seiten

Ritter herzukamen, und der Kampf eine größere Gleichheit bekam.

Der Ausgang des Gefechts um den König herum war noch zweifelhaft, als der Schlachtruf de Coucys erscholl. „Ein Coucy, ein Coucy! St. Michael, St. Michael!" erklang es über die Ebene, und die langen Lanzen Tankervilles, welche zweimal die Linien des Feindes hin und zurück durchbrochen hatten, stürmten daher wie eine donnerschwangre Wolke am Himmelsgewölbe. *)

Die Ordnung, welche sie stets beobachtet hatten, und das unbedingte Vertrauen, welches sie in ihren Anführer setzten, gaben ihnen ein mächtiges Uebergewicht. Die deutschen Pikenträger wurden von ihren Pferden zertreten. Die Ritter wurden mit der Spitze der Lanze

---

*) So außerordentlich dieses Factum erscheinen mag, so wahr ist es. Einige Geschichtschreiber lassen mehrere daran Theil haben; alle aber, welche die Schlacht von Bovines beschrieben haben, erwähnen es umständlich auf die oben angeführte Weise.

A. d. Verf.

zurück getrieben. Die Communen von Compiègne und Abbeville ſtießen auch noch zu ihnen, und bald war das Feld um das Königliche Banner herum von Neuem von Feinden geſäubert.

Daß erſte Geſchäft war, den König von ſeinem Pferde, welches in den Nacken geſtoßen und völlig leblos war, frei zu machen. Der König erhob ſich. Tauſend Pferde ſtanden zu ſeiner Verfügung bereit, und tauſend Stimmen drängten ihn aufzuſitzen. Vorher aber fragte er: „Wo iſt der Graf von Auvergne? Ich verdanke ihm mein Leben. Tritt zurück, Wilhelm des Barres, Du ſtehſt mit dem Fuße auf ſeiner Bruſt. Das iſt er in der ſchwarzen Rüſtung.“

Es war in der That der unglückliche Graf von Auvergne, welcher unter der Laſt ſeiner Wunden nicht eher erlegen war, als bis der König gerettet war. Dann war er, noch immer fechtend, gefallen, und hatte ſein Haupt auf einen Haufen von Todten gelegt, welche von ſeiner Hand gefallen waren. Auf des Königs Befehl löſte man ihm ſogleich den Helm, und

Philipp ſelbſt kniete ihm zur Seite, legte den Kopf des Ritters auf ſeine Knie und ſchaute ihm in das blaſſe Geſicht, um zu ſehen ob die Flamme der kümmerlichen Lebenslampe in der Bruſt deſſen, der ihn von dem Grabe gerettet hatte, ſchon erloſchen war.

Der Graf von Auvergne öffnete die Augen, und blickte matt auf den König. Seine Lippen bewegten ſich, gaben aber keinen Laut von ſich.

„Wenn Du ſtirbſt, d'Auvergne," ſagte Philipp in der Fülle ſeiner Dankbarkeit, „habe ich meinen beſten Unterthanen verloren."

Der Graf machte noch einen Verſuch zu ſprechen. Der König beugte ſich über ihn. „Sag ihr," erklangen die gebrochenen Laute des Sterbenden, „ſag ihr — daß ich ihr zu Liebe — geſtorben bin — um Euer Leben zu retten."

„Das will ich," ſagte Philipp Auguſt, „bei meiner Treue, das will ich, und ich müßte ſie nicht kennen, wenn ſie nicht Euerm Tode eine Thräne ſchenkte."

Eine Art ohnmächtigen Lächelns ſpielte um

den Mund des sterbenden Ritters. Seine Augen waren auf den König gerichtet, und der Geist, welcher sie belebte, floh davon.

„Leb wohl d'Auvergne," sagte der König. „Des Barres, sorge dafür, daß sein Leichnam fortgetragen und bestattet werde. Und nun ihr tapferen Ritter, wie steht die Schlacht? Meine Augen waren zu lange abwesend, aber meiner Treue Ihr seyd fleißig gewesen, während ich zu Boden lag. Wenn mich nicht alles trügt so flieht der linke Flügel des Feindes."

„Das ist die Wahrheit, Sire," versetzte Wilhelm des Barres, „und Ferrand von Flandern ist von dem Herzog von Burgund gefangen genommen."

„Dafür sey Gott gedankt! rief Philipp aus, und wandte seine Augen schnell nach dem Centrum. Dort scheint eine sonderbare Verwirrung zu seyn. Wo ist die Kaiserliche Standarte? Wo ist Otho selbst?"

„Otho ist mit Peter von Malvoisin und Gerhard der Sau beschäftigt," versetzte Wilhelm des Barres lachend, „und findet ohne Zweifel

daß es unangenehme Nachbarn ſind. Aber wißt Ihr auch, Sire, daß eine Lanzenſpitze in Euerm Panzer ſteckt?"

„Laß Dich das nicht kümmern," rief der König. „Laß uns angreifen. Othos Reihen ſind durchbrochen, ſeine Leute zerſtreut, noch ein glänzender Angriff, und der Tag iſt unſer. Laßt Eure Lanzen einlegen, de Coucy. Ihr, von Soiſſons, folgt Euerm Könige. Ritter, bedenkt Euern Ruhm. Bürger, kämpft für Euern Heerd. Denis Montjoy! Auf denn zum Angriff!"

Dies war der entſcheidende Augenblick. Otho konnte ſich noch ſammeln und die Zahl ſeiner Truppen übertraf die des Königs noch immer um die Hälfte; der Graf von Boulogne und die Engländer behaupteten noch immer, obgleich der Graf von Salisbury mit einer Keule vom Pferde geſchmettert war, den Kampfplatz am linken Flügel. Der zu rechter Zeit und geſchickt ausgeführte Angriff des Königs und der beſten Ritter des Reichs, welche ſich zu ſeinem Beiſtande um ihn geſammelt hatten, entſchieden

indeß das Schickſal des Tages. Die Deutſchen flohen in größter Unordnung. Otho ſelbſt entging mit genauer Noth der Gefangenſchaft, und obgleich ſich ein Theil des rechten Flügels der Verbündeten in etwas beßrer Ordnung zurückzog, ſo war doch die Niederlage vollſtändig, und die Grafen von Salisbury und von Boulogne wurden gefangen.

Beinahe ſechs Stunden hatte die Schlacht gedauert, und als die Flucht allgemein wurde, war die Zahl der Gefangenen ſo groß, daß Philipp ſeinen Truppen nicht erlauben durfte, die Flüchtlinge zu verfolgen, aus Furcht von denen überrumpelt zu werden, die er ſo eben beſiegt hatte.

Um fünf Uhr riefen die Trompeten die Verfolger zur Standarte zurück, und ſo endete die berühmte Schlacht bei Bovines, ein Kampf und ein Sieg, der in der Geſchichte kaum ſeines Gleichen hat.

XIV.

Das Gedränge und die Verwirrung der Schlacht war vorüber, und die siegreiche Armee hatte sich an den Ufern des Flusses gelagert, als sich Philipp August in sein Zelt zurückzog. Nachdem seine Diener ihm die Waffen abgenommen hatten, bekamen sie den Befehl, ihn auf eine Stunde allein zu lassen. Niemand durfte sich nähern und der Monarch setzte sich, um über die gewaltige That, welche er ausgeführt hatte, nachzudenken.

Welch ein Strudel von streitenden Gefühlen, mußte in diesem Augenblick seine Brust bestürmen. Politik, Ehrgeiz, Haß, Rache und Siegsjubel, jedes verlangte einen Platz in seinem Herzen.

Die Erinnerung an die Schwierigkeiten die er besiegt hatte, die ruhmvollen Aussichten welche seiner warteten, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erhoben ihre Stimme mit

einander, und riefen ihm in Donnerlauten zu: „Juble!"

Aber Philipp saß die Augen mit den Händen bedeckend in tiefen und selbst melancholischen Gedanken da. Ein unbestimmtes Gefühl seiner Sterblichkeit mischte sich unter die Freude über seinen Sieg. Ein Grabesschatten schien ihm über dem Banner seines Triumphs zu hängen. Ein Gefühl von der Schwachheit des Menschen, ein Verlangen nach einer wesentlichen Größe, drückte den Stolz des Siegers zu Boden. Er beugte seine Knie vor dem Throne des Himmels, und betete inbrünstig zu dem Geber alles Sieges.

Nach einem langen und tiefen Nachdenken, rief er seine Diener wieder zurück, und empfing mehrere Boten welche von Lille angekommen waren. Nachdem er Befehl ertheilt hatte, daß die Wände seines Zeltes in die Höhe gezogen werden sollten, ließ er alle Anführer, welche sich in dem Kampfe des Tages ausgezeichnet hatten, zu sich rufen.

Es war ein schöner Sommerabend; und die Strahlen der untergehenden Sonne schienen über

das Schlachtfeld, in das Zelt des Siegers hinein, wo er umgeben von aller Königlichen Pracht daſaß, und die Edelſten und Größten ſeines Landes empfing. Für einen jeden hatte er ein ſchmeichelhaftes Wort, eine Erwähnung ſeiner Thaten, ein Lob ſeiner Anſtrengungen in Bereitſchaft, und in ſeinem Lächeln herrſchte eine beſonnene Mäßigung, eine ruhige ernſte Würde, welche ſeine größern Barone von der Furcht befreite, die ſie bei dem Gedanken wie hoch die Wichtigkeit eines ſolchen Sieges ſeinen Ehrgeiz treiben mußte, nicht umhin konnten zu empfinden. In ſeinem Betragen war kein Fünkchen von Stolz, nicht einmal von jener Demuth, unter welche der Stolz ſich ſo gern zu verſtecken pflegt, zu erkennen. Es war klar, daß er es fühlte, daß er eine große Schlacht gewonnen hatte, daß er ſeine Feinde vernichtet, daß er eine verbündete Welt beſiegt hatte, aber nie fühlte er ſich ſterblicher, oder hielt er ſich weniger ähnlich einem Gott, als grade jetzt. Er hatte ſeinen Triumph vorher genoſſen, die Erwartung hatte den Reiz des Sieges geſchwächt,

und er fand, daß eine Welt zu unterjochen etwas nicht so Beſonderes ſey, als er erwartet hatte.

„Dank, braver Burgund!“ rief er, indem er die Hand des Herzogs ergriff. „Wir haben einen großen Sieg gewonnen, aber Burgund hat einen großen Theil daran. — Bei meiner Treue, Herr Biſchof von Beauvais, Deine Keule iſt eine ſo gute Waffe als Dein Krummſtab. Ich glaube Du findeſt manchen Text in der heiligen Schrift, womit Du das Blutvergießen unſrer Feinde entſchuldigſt.“

„Ich vergieße kein Blut,“ ſagte der kriegeriſche Biſchof. „Merkt Euch, daß Einen auf den Kopf zu ſchlagen und Blutvergießen zweierlei iſt.“

„Wir haben auf jeden Fall,“ ſagte der König, indem er über die feine Unterſcheidung des Biſchof lächelte, „mit Deiner Hülfe auf den Kopf eines großen und ſchmutzigen Bündniſſes gegen unſren Frieden und unſere Freiheit geſchlagen. Ha, junger Herr von Champagne. Du haſt Dir tapfer die Sporen verdient. Wil-

helm des Barres, Du bist ein besserer Ritter als Einer von der Tafelrunde, und um Deinen Keller zu verbessern, schenke ich Dir zweihundert Morgen in meinem Thale von Soissons. Und Du, Peter von Dreux, hast Du endlich Einmal Hiebe genug gesehen? De Coucy, Du hattest Recht. Gott gebe mir immer solche Verräther, als Du Einer bist. Indeß ich habe Nachrichten für Dich, die Ein hartes Wort wieder gut machen werden. Jetzt Ihr Herren, laß uns nach den Gefangenen sehen, nicht um über sie zu triumphiren, sondern damit sie ihr Schicksal erfahren."

Dem Befehle des Königs zufolge wurden die Gefangenen von höherm Range vor ihn gebracht, eine Ceremonie, auf welche seine eigenen Barone sowohl als auch die Gefangenen mit Zweifel und Besorgniß blickten; denn unter denen, welche auf der andern Seite gefochten hatten, waren nicht allein Verräther gegen den König, wegen gebrochener Lehenstreue, sondern auch Verräther unter Umständen, welche ihr Verbrechen bedeutend erschwerten, da sie häufig

Verzeihung und perſönliche Gunſtbezeugungen genoſſen hatten. Der zuerſt Erſcheinende war der Graf von Salisbury, welcher, da man ſich der großen Anzahl der Gefangenen wegen fürchtete, mit ſtarken Stricken gebunden war, und in dieſem Zuſtande vor den König gebracht wurde.

„Es thut mir leid, Euch hier zu ſehen, Wilhelm Salisbury," ſagte Philipp. „Aber warum ſind dieſe Stricke an Euern Händen? Wer hat es gewagt, auf eine ſo unwürdige Weiſe einen edlen Ritter zu binden? Herunter damit, ſchnell! Wolltet Ihr Euch nicht ergeben?"

„Von ganzem Herzen, Herr König, da es nicht anders ſeyn kann," verſetzte der Graf. „Die Schurken haben mich gebunden, damit die Gefangenen die Sieger nicht auffräßen, glaube ich. Aber bei meiner Treu, hätte jene feige Schaar, die das Feld verließ, nur gefochten, wie Eure Prieſter, ſo hätten wir zwar wenige Gefangene, aber doch etwas Ruhm gewonnen."

„Um der Form willen muß ſich jemand für Eure Treue verbürgen," ſagte der König, „und dann, guter Ritter, ſollt Ihr ſo viel Freiheit genießen, als ein Gefangener nur immer verlangen kann. Wer will Wilhelms von Salisbury Bürge ſeyn?"

„Ich!" ſagte de Coucy, indem er vortrat. „Mit Leib und Vermögen, obgleich ich von Letzterem nicht viel habe."

„Dank, alter Freund!" ſagte der Graf, indem er ſeine Hände ergriff. „Wir fochten an verſchiedenen Stellen des Kampfplatzes, ſonſt hätten wir einige unſerer alten Hiebe verſucht; aber es mag ſeyn, obgleich es ein Biſchof geweſen ſeyn ſoll, der mir auf den Kopf geſchlagen hat. Ich ſah ihn nicht, ſonſt hätte ich ihm meiner Treu ſeine Mitra geſpalten." Einer nach dem andern von den Gefangenen wurde hereingebracht, und der König ſprach zu der Mehrzahl von ihnen in einem Tone, der ihre Furcht beſchwichtigen ſollte. Bei der Erſcheinung Ferrands von Flandern faltete er die Stirn voller Unwillen, wenn er an die frühere

Prahlerei dieſes eitlen leichtſinnigen Fürſten dachte, welcher behauptet hatte, daß er in einem Monat im Triumph in Paris einziehen würde.

„Nun, rebelliſcher Vaſall!“ ſagte der König mit ſtrenger Würde, „welche Strafe verdient Dein Verrath? Schlange, die Du uns geſtochen haſt, weil wir Dich in unſerm Buſen erwärmten. Die Ergötzlichkeiten von Paris, an denen wir Dich nach der Gaſtfreiheit unſers Hofes haben Theil nehmen laſſen, erweckten in Dir wohl die Begierde nach dem Erbe Deines Herrn? Wie Du Dich gerühmt haſt, ſoll es geſchehen, und im Triumph ſollſt Du in die Hauptſtadt einziehen, aber bei der Königin des Himmels, nicht um mit Gauklern und Höflingen zu ſpaßen!“

Ferrand, der in ſeiner Angſt die Worte des Königs falſch auslegte, wurde blaß. „Ich hoffe, gnädiger Herr,“ ſagte er, „daß Ihr wohl überlegen werdet, ehe Ihr Euch an meinem Leben vergreifet. Bedenkt, daß ich nur wegen dieſer Beſitzungen in Flandern, von Seiten meiner

Frau, Euer Vasall, daß ich der Sohn eines unabhängigen Fürsten bin, und daß mein Leben nicht —"

„Dein Leben!" rief Philipp mit verächtlichem Blicke. „Fürchte nicht für Dein jämmerliches Leben. Ich bin nicht der Henker meiner Gefangenen; aber bei Gott, ich will dafür sorgen, daß Ihr nicht noch einmal rebellirt. Nun Sterault von Boulogne," fuhr er fort, indem er sich an den riesenhaften Grafen wandte, der von allen Verbündeten am längsten und hartnäckigsten gefochten, und keine Hoffnung hatte, mit dem Leben davon zu kommen, wenn er einmal in die Hände der Feinde gefallen wäre, theils weil er einer der hauptsächlichsten Stifter des Bündnisses gewesen war, theils weil auch sonst manche noch nicht ganz getilgte alte Rechnung zwischen ihm und dem König abzumachen war. Er erschien indeß mit heiterm Lächeln auf seinem muntern Gesichte, als ob er entschlossen sey, mit guter Laune das Schlimmste zu ertragen. Als er sah, daß ein Page seinen Helm, auf dem er zwei breite Barden von Fisch-

bein getragen hatte, wie ein Trophäe hereinbrachte, brach er in ein lautes Gelächter aus, während der König mit Ferrand von Flandern sprach, und sagte: „Meiner Treu, ich hielt Euch für einen Leviathan, aber sie haben Euch doch gefangen.“

„Nun,“ sagte der König strenge. „Nun, Renault von Boulogne; wie oft habe ich Dir verziehen? Weißt Du es zu sagen?“

„Wahrhaftig, gnädiger Herr,“ versetzte der Graf. „Ich habe nie viel im Rechnen getaugt, aber so viel weiß ich, daß Ihr mir öfter das Leben geschenkt, als ich es verdient und erwartet habe, obgleich ich grade nicht mehr zusammenrechnen kann, wie oft.“

„Wenn Ihr wieder rechnet,“ sagte Philipp, „so fügt hinzu: Erinnere Dich bei den Gebeinen aller Heiligen, daß es das letzte Mal ist.“

„Meinetwegen, gnädiger Herr, braucht Ihr die Gebeine der Heiligen nicht zu inkommodiren!“ versetzte der Graf; „denn ich habe mir vorgenommen, in Zukunft Euer guter Vasall zu

ſeyn, und wie mein guter Freund Julian vom Berge ſagt: „„meine Entſchlüſſe ſtehen feſt, wie der Mittelpunkt der Erde!““

„Ha, Graf Julian!“ ſagte der König. „Willkommen, tapferer Graf. Beim Himmel, Wir haben Luſt, ſtreng mit Dir zu verfahren. Du biſt der hauptſächlichſte Unterhändler und Aufwiegler geweſen, und wenn je Einer den Block und die Art wohl verdient hat, ſo biſt Du es. Aber hier ſteht de Coucy, ein wahrhaftiger Ritter und Freund des Königs. Gib ihm die Hand Deiner Tochter, ſeiner Geliebten, und Du retteſt Dein Leben.“

„Herr König, das geht nicht an,“ erwiederte der alte Herr Julian unerſchrocken. „Ich habe dem Ritter ſchon ſeinen Beſcheid gegeben. Was ich geſagt habe, habe ich geſagt. Meine Entſchlüſſe ſtehen feſt, wie der Mittelpunkt der Erde, und ehe ich ſie breche, liefere ich mich der Art aus.“

„Beim Himmel, die ſoll Dir werden!“ rief Philipp aus, indem er ſich über den kühnen und halsſtarrigen Ton, in welchem ſein rebelli-

ſcher Vaſall mit ihm zu ſprechen wagte, dem völligen Ausbruche ſeines Zorns überließ. „Fort mit ihm zum Block, und wiſſe, Du alter Aufwiegler von Rebellen, daß Ich, Dein Herr und Souverän, Deine Länder und Herrſchaften, und die Hand Deiner Tochter dieſem tapferen Ritter ertheile, wenn Du die Strafe Deines Verraths und Deiner Halsſtarrigkeit erduldet haben wirſt."

Julians Wangen wurden etwas blaß, und ſeine Hand zitterte; aber er biß ſich auf die Lippen, und verſuchte in ſeinem unbeugſamen Starrſinn kein Wort, des Königs Zorn zu beſänftigen. De Coucy trat vor, und bat den König, er ſolle den Grafen Julian, ſeinen Gefangenen, ihm überlaſſen, und er zweifele nicht, daß er ihn noch zur Vernunft bringen würde.

„So nimm ihn hin, de Coucy!" ſagte Philipp, „ich gebe Dir Vollmacht, mit ihm ganz nach Deiner Willkühr zu verfahren. Aber ehe er dieſe Verſammlung verläßt, muß er in Deine Verbindung mit ſeiner Tochter willigen, oder er

wandert zum Block. Laß hören, wie willst Du ihn bekehren?"

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt," murmelte Herr Julian. „Meine Entschlüsse stehen fest, wie der Mittelpunkt der Erde."

„Herr Julian," sagte de Coucy, „Ihr verspracht mir einst, daß ich mich um die Hand Eurer Tochter bewerben dürfte, wenn Wilhelm de la Roche Guyon, dem Ihr sie versprochen hättet, todt sey, wenn Ihr mein rechtlicher Gefangener wäret, und wenn ich Morgen um Morgen gegen Euere Länder in die Wagschale legen könnte. Nun kann ich Euch sagen, daß Wilhelm de la Roche Guyon todt ist. Er liegt auf jener Ebene, und wurde auf der Flucht von dem Kampfplatze von einer meiner Lanzen durch und durch gestoßen. Durch des Königs Güte und mein Glück seyd Ihr mein Gefangener, und das Vermögen, Euch das Leben retten und die Freiheit wiedergeben zu können, mag doch wohl so viel gelten, als Land und Gut."

„Nein, nein!" rief Julian, „was ich gesagt habe —"

Er wurde von dem König unterbrochen, der ſich von ſeiner erſten Hitze, worein ihn Julians Starrköpfigkeit verſetzte, erholt hatte, und ſich jetzt über den Auftritt eher ergötzte, als ärgerte. „Halt, Graf Julian!“ rief er aus. „Halte Deine Einwürfe noch zurück. Das einzige Hinderniß beſteht alſo, wie es ſcheint, darin, daß der Ritter keine Länder beſitzt. Dies wollen wir bald aus dem Wege räumen.“

„Ja, das ändert die Sache!“ rief Julian aus, dem es im Grunde nicht unlieb war, daß er der unangenehmen Nothwendigkeit, ſeine Grundſätze mit Gefahr ſeines Lebens behaupten zu müſſen, überhoben werden ſollte. „Wenn Ihr ihn in Euerer Gnade zu meines Gleichen in Hinſicht auf Beſitzthum machen wollt, da Wilhelm de la Roche Guyon einmal todt iſt, und ich ſein Gefangener bin, ſo werden alle meine Bedingungen erfüllt ſeyn, und ich kann ihm meine Tochter geben. Was ich geſagt habe, ſteht feſt, wie das Schickſal!“

„Nun gut,“ verſetzte der König; „Wir wol-

len de Coucy nicht allein zu Deines Gleichen in Hinsicht auf Vermögen machen, Herr Julian, sondern er soll Dich noch weit übertreffen. Ein Pairsgericht, ein Pairsgericht! Meine Pairs mögen sich rundumstellen!"

Diejenigen der Zuschauer, welche rechtmäßige Pairs von Frankreich waren, traten einen Schritt vorwärts, und der König fuhr in strengem Tone fort: „Graf Julian vom Berge! Wir Philipp der Zweite, König von Frankreich, erklären Euch, unter Beistand und auf den Rath unserer Pairs, des crimen laesae majestatis für schuldig, und wollen, daß alle Deine Lehen, Länder und Herrschaften, Dein Geld, Dein Hausrath und Deine Juwelen für beliebigen Nutzen und Gebrauch der Krone von Frankreich verfallen seyn und confiszirt werden sollen!"

„So sey es!" riefen die Pairs, während der Muth des armen Grafen Julian um tausend Grade fiel. „Jetzt Herr," fuhr der König fort, „da Ihr weder einen Fuß Landes in Europa besitzt, noch einen Byzantiner Euer eigen nen-

nen könnt; da Wilhelm de la Roche Guyon todt iſt, und Ihr der Gefangene des jungen Ritters ſeyd, ſo fordern wir Euch auf, ihm Euer Wort zu halten und Eure Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Eurer Tochter Iſidore zu geben, bei Strafe ſowohl für falſch und meineidig als auch für halsſtarrig und ſtarrköpfig gehalten zu werden."

„Was ich geſagt habe, habe ich geſagt," verſetzte der Graf Julian, indem er ſeinen gewohnten Satz mit ziemlich niedergeſchlagenem Tone ausſprach. „Meine Beſchlüſſe ſtehen ſo feſt wie der Mittelpunkt der Erde. De Coucy, ich habe Euch meine Tochter unter jenen Bedingungen verſprochen. Iſidore gehört Euch, da ſie erfüllt ſind, obgleich es hart iſt, daß ich meine Tochter einem Bettler verheirathen muß."

„Bettler!" rief der König, deſſen Stirn ſich wieder umwölkte. „Laß Dir ſagen, daß de Coucy, obgleich er nach ſeinem innern Werth und ſeiner Tapferkeit ſchon reich genug wäre, um die Tochter eines Fürſten zu freien, er, wie

er dasteht, das Doppelte an Ländern und Herrschaften besitzt, als Du je besessen hast. De Coucy, es ist wahr. Die Länder und Herrschaften Tankervilles und jene schönen Domänen an den Ufern der Rhone, alle das Eigenthum des Grafen von Tankerville, der Eures Vaters Schwester heirathete, gehören jetzt Euch. Die Urkunde, welche darüber vor ungefähr zehn Jahren ausgefertigt, und von Uns bestätigt worden, liegt in Unserer Königlichen Schatzkammer. Die Einkünfte des letzten Jahres haben wir, durch die Noth dazu getrieben, zu unsern Staatsausgaben verwandt, waren stets aber entschlossen, Euch eine Entschädigung zu verleihen, wenn der Graf wirklich todt war, oder ihm selbst, wenn er von Palästina zurückkehren sollte, wohin er sich dem Gerüchte zufolge begeben hatte. Indeß hat ein unerwarteter Vorfall unser Verfahren gerechtfertigt. Wir handelten in dieser Angelegenheit auf den Rath des weisen und vortrefflichen Eremiten von Vincennes, welcher jetzt ein Heiliger ist, und sich in Gottes Paradiese befindet. So eben

erfahren wir nun, daß der Graf von Tankerville und der, vor zehn Tagen verſtorbene Anachoret Bernhard, Eine und dieſelbe Perſon ſind. Er hat manches Jahr in dieſer heiligen Verkleidung verlebt, und wir hatten ihn ſo lange nicht geſehen, daß er durch Faſten und Geißelungen und durch das von dem glänzenden Grafen von Tankerville ſo ſehr verſchiedene Aeußere eines Eremiten ſo unkenntlich geworden war, daß wir uns durchaus täuſchen ließen, obgleich wir nicht leicht ein Geſicht vergeſſen, das wir Einmal geſehen haben. Auf ſeinem Todbette ſchrieb er uns dieſen Brief voll von frommer Lehre und gutem Rath. Zugleich richtet er an uns die unnöthige Bitte, Euch zu lieben und zu beſchützen. Ihr heirathet daher die Tochter dieſes ſtolzen Mannes, dem Ihr an allen Glücksgaben weit überlegen ſeyd, und um ſeine Eitelkeit und Halsſtarrigkeit in Etwas zu beſtrafen, belehnen wir Euch und Eure Erben mit allen den Gütern, welche er rechtmäßiger Weiſe beſeſſen hat, und überlaſſen es Euerer Willkühr, ihm für ſein Alter einen

Theil auszuſetzen, wie Ihr es für gut finden werdet.

Graf Julian ließ den Kopf hängen, aber wir müſſen es hier gleich anführen, daß er nie Urſache gehabt hat, es zu bedauern, daß der König ſein Vermögen in ſolche Hände gelegt hatte — denn de Coucys Herz war Eines der wenigen edlen Herzen, welche unter dem Sonnenſchein des Glückes ſich eher ausdehnen als zuſammenſchrumpfen.

XV.

Sechs Tage waren, nach den im letzten Capitel beſchriebenen Begebenheiten, verfloſſen, und Philipp Auguſt hatte alle Maßregeln getroffen, um ſich die Früchte ſeines Siegs zu ſichern; als er an der Spitze ſeines muntern Zuges von Rittern und Dienern, die nicht mehr mit der kriegeriſchen Rüſtung beladen, ſondern mit leichten Friedenskleidern angethan waren, längs der Oiſe hinritt, voller Begierde ſeine Agnes zur Theilnehmerin ſeines Triumphs zu machen, und ihr zu ſagen, daß, obgleich die liſtige Politik Roms die Scheidungsfrage noch immer von einem Tage auf den andern verſchob, er jetzt mit hinreichender Macht verſehen ſey, um ihnen beliebige Regeln vorzuſchreiben, und ihre Feinde ihr zu Füßen zu legen.

Die ſechs Monate, in denen er verſprochen

hatte, ſie nicht zu ſehen, waren lange verfloſſen, und jene Trennung hatte ſeiner Liebe das zauberiſche Licht, womit das Gedächtniß gewöhnlich vergangenes Glück zu ſchmücken pflegt, mitgetheilt. Die ſchönſte Hoffnung verband ſich mit ſeinen Gefühlen, die Hoffnung, auf den Wangen ſeiner Geliebten die Roſen der Freude wieder aufblühen zu ſehen; und der edelſte Zweck, der die Unternehmungen eines Menſchen beflügeln kann, begeiſterte ihn, der Zweck eine Leidende aufzurichten und zu tröſten, und Glückſeligkeit zu verbreiten.

Es läßt ſich leicht denken, daß der König ſich in der fröhlichſten Laune befand. Der junge Ritter, welcher ſich ebenfalls nach Rolleboiſe begab, wo Iſidore, die jetzt die Seine war, die er ſich durch ritterliche Thaten und unermüdete Anſtrengungen erworben hatte, noch in Ungewißheit über ihr Schickſal verharrte, überließ ſich wiederum der natürlichen Lebhaftigkeit ſeines Characters. Er lebte ja in einem Zeitalter, wo das Ceremoniel noch nicht ſeine ſtarren Schranken zwiſchen dem Monarchen

und seinen Vasallen gezogen hatte, und so ließ er seinen Frohsinn, der Monate lang durch die Umstände gleichsam angekettet gewesen war, in manchem feinen Witzworte, und mancher muntern Erwiederung erglänzen.

Der Tod seines Waffenbruders drohte freilich, einen Schatten auf de Coucys Gemüth zu werfen; aber der Schmerz, den wir in unserm Zeitalter über den Verlust eines solchen Freundes empfinden würden, wurde durch die Ansichten jenes Zeitalters selbst, um vieles gemildert. D'Auvergne war in seinem Harnisch, bei der Vertheidigung seines Königs, gefallen. Er hatte seinen Geist auf einem Haufen von Todten aufgegeben, welche seine Hand gemäht hatte. Er hatte hohe Thaten verrichtet, und unsterblichen Ruhm erlangt. In den Augen de Coucys war ein solcher Tod zu beneiden, und doch, wenn er daran dachte, daß er ihn nie wiedersehen sollte, fühlte er einen sehr natürlichen Kummer um seiner Selbst willen; dachte er aber an die Art seines Todes, so empfand er Stolz,

daß ſein Freund ſeine Laufbahn auf dieſe Weiſe geendet habe.

Es war ein glänzender Julimorgen, und es würde ſehr heiß geweſen ſeyn, wenn nicht dann und wann ein Wölkchen am Himmel dahingezogen wäre, und einen kühlen Schatten auf die Erde geworfen hätte. Eine ſolche zog ſo eben wieder vorüber, und hatte einige Regentropfen herabfallen laſſen, deren glänzende Spuren auf dem ſchwarzen Halſe ſeines Renners Philipp mit der ſo ſüßen Nachläſſigkeit des Glücklichen betrachtete, als de Coucy ſeine Aufmerkſamkeit auf eine über ihnen wegfliegende Taube lenkte.

„Eine Brieftaube, ſo wahr ich lebe!“ ſagte der Ritter. „In Paläſtina habe ich ſie oft geſehen. Seht, dort hat ſie ihre Papierrolle.“

„Hat jemand einen Falken?“ rief der König anſcheinend bewegter als de Coucy es ſich eines ſo unbedeutenden Umſtandes wegen erklären konnte. „Tauſend Byzantiner für einen Falken.“

Einer von des Königs Pagen führte, wie

es damals, auch bei langen Reiſen, etwas Gewöhnliches war, einen Falken bei ſich, und als er die Aufforderung des Königs hörte, nahm er ſeinem Vogel die Kappe herunter, und löſ'te ſeine Fußbänder. Der Falke erhob ſeine durchdringenden Augen, breitete ſeine Flügel aus, und ſchoß der Taube nach.

„Braver Jüngling!" rief der König aus, „wie heißt Du?" — „Hubert," erwiederte dieſer, etwas verlegen.

„Hubert? weiter nichts? Von nun an ſollſt Du Hubert von Fauconpret*) heißen; und nachdem er ihm ſcherzweiſe dieſen Namen gegeben hatte, welcher noch in ſpäten Jahren berühmt war, wandte er ſeine Augen nach dem Falken, und beobachtete deſſen Reiſe durch die Wolken. „Ich fürchte ſeine Beute entgeht ihm," ſagte der König zu de Coucy, und als er ſah, daß ſich auf dem Geſichte des Ritters Unruhe über die Aengſtlichkeit ſeines Herrn malte, fügte er hinzu: „Die Taube

*) Der Falken bereithaltende.

iſt von Rolleboiſe. Ich habe die Zucht von Askalon mitgebracht. Agnes wird ſie nicht ohne wichtige Urſache abgeſchickt haben.“

Indem er ſo ſprach ſtieß der Falke auf die Taube, und brachte ſie auf ein Zeichen ſeines Herrn demſelben, zitternd und halb todt vor Furcht, zurück. Der Page befreite ſie augenblicklich aus den Klauen ihres Feindes, und übergab ſie in die Hände des Königs. Philipp riß den Papierſtreifen von dem Halſe des armen Thieres, ſtreichelte es und warf es wieder in die Höhe. Zuerſt ſchien ſie, durch die überſtandene Furcht betäubt, wieder fallen zu wollen, obgleich der wohlgezogene Falke ihr nicht das geringſte Leid zugefügt hatte. Nach einigen ſchwachen Verſuchen ſammelte ſie indeß ihre Kräfte wieder, ſtieg in grader Linie in die Luft, und ſchoß, in der Richtung nach Paris, fort.

Philipp blickte auf das Papier und alle Farbe verließ ſeine Wangen. Ohne ein Wort zu ſprechen, ſtieß er ſeinem Pferde mit Gewalt die Sporen in die Seite, und ſprengte davon. Nicht eher

hielt er die Zügel an, als bis er ſich vor der Brückenſchanze von Rolleboiſe befand. Seine Begleitung folgte ſo gut ſie konnte.

Blaſſe Wangen und niedergeſchlagene Blicke begegneten ihm, als er über die kaum niedergelaſſene Zugbrücke ſtürmte. „Die Königin," ſchrie er, „wo iſt die Königin?" Aber ohne eine Antwort abzuwarten, ſprang er im Hofe vom Pferde, ſtürzte durch die Dienerſchaar, durch die Halle die Treppe hinauf, und hielt nicht eher, als vor dem Zimmer an, welches er und Agnes während der erſten Monate ihrer Vereinigung bewohnt hatten. Hier ſtand er, und das ungeſtüme Klopfen ſeines Herzens drohte ihm die Bruſt zerſprengen zu wollen, wenn er noch Einen Schritt weiter ging.

Drinnen ließen ſich undeutliche Stimmen vernehmen. Er öffnete die Thür, und indem er durch den Vorhang ſchlüpfte, ſtand er am Ende des Zimmers.

Dunkelheit herrſchte in demſelben, da der Abend nahe war. An dem andern Ende kämpfte

der matte Schein einer Kerze mit den letzten Strahlen des Tages. Er bemerkte, daß das Brautbett wie das Lager eines Sterbenden aufgeputzt war, daß Prieſter und Weiber in Thränen um daſſelbe herumſtanden, während ein liebenswürdiges Mädchen, deſſen Geſicht ihm unbekannt war, an der Seite des Bettes kniete, und mit ihrem Arm das bleiche Geſicht eines andern weiblichen Weſens unterſtützte, über welches der düſtere Schatten des Todes ſchon dahingeſchritten zu ſeyn ſchien.

Philipp ſprang vorwärts. Konnte das Agnes ſeyn, dieſes blaſſe verblühte Weſen, über deſſen trübe ſtarren Augen ein ſonderbarer Todtenſchleier, der Vorläufer des Leichentuchs, gezogen war? Konnte das die ſchöne, blühende, geliebte Agnes ſeyn?

Ein ſchwacher Schrei der Diener, als ſie den König erblickten, erreichte das betäubte Ohr der Sterbenden. Der Schleier fiel einen Augenblick lang von ihren Augen, das Leben flackerte noch Einmal auf, und vereinigte ſein fliehendes Licht in Einem wonnigen, entzückten Blick,

den ſie auf das Geſicht ihres Geliebten richtete. Ein Lächeln, welches ihm Bewillkommnung und Lebewohl zurief, ſchwebte auf ihren Lippen, und mit der letzten Anſtrengung ihrer Kräfte ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus. Mit heißen Thränen ſchloß Philipp ſie an ſeine Bruſt. Agnes ließ das Haupt auf ſeine Schulter ſinken und — — war nicht mehr.

O Ruhm, o Sieg, o Macht! Ihr ſchimmernden Jämmerlichkeiten! Ihr Blaſen auf dem Strome der Zeit!

Ende.

In gleichem Verlage ſind ferner erſchienen:

Drittes Dreiblatt.

Pommerſche Geſchichten

von Arminia.

1 thlr. 6 gr.

Aufheiterungen

[illegible]

Auswahl aus den Briefen eines Deutſchen über Deutſchland; — Dinters Leben ꝛc.

1 thlr. 9 gr.

Schickſalswechſel

von

Eginhardt

(Verfaſſer der Parodien Schillerſcher Gedichte ꝛc.)

1 thlr. 9 gr.

Die
Urgroßmutter
und
ihre Familie.
Erzählung
von L. Kruse.
1 thlr. 6 gr.

Die alten Freunde.
Erzählung.
Von L. Kruse.
1 thlr. 6 gr.

Theodosia,
die Jungfrau und das goldene Kreuz.
Rittergeschichte
von d. Verfaff. der Margarethe von Nordheim.
3 Theile. 3 thlr.